Wilhelm Waiblinger.

Sein Leben und seine Werke

von

Karl Frey.

Inauguraldissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

I. Sektion der h. Philosophischen Fakultät der Universität Zürich

im Mai 1903 vorgelegt.

Genehmigt auf Antrag von Hrn. Prof. Dr. A. Frey.

Aarau, 1903.

Druck von H. R. Sauerländer & Co.

Wilhelm Waiblinger.

Sein Leben und seine Werke

von

Karl Frey.

Inauguraldissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

I. Sektion der h. Philosophischen Fakultät der Universität Zürich

im Mai 1903 vorgelegt.

Genehmigt auf Antrag von Herrn Prof. Dr. A. Frey.

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Aarau, 1903.
Druck von H. R. Sauerländer & Co.

Vorwort.

„Biographien sollen keine Rezensionen sein, darum muß die Liebe sie schreiben!“

Ich glaube mir das Zeugnis ausstellen zu können, daß ich dieses Wort Friedrich Hebbels auf keiner einzigen Seite des vorliegenden Buches außer Acht gelassen habe. Jene Liebe, die verzeiht, indem sie begreift, ist überhaupt der Standpunkt objektiver, wissenschaftlicher Betrachtung, der hier gerade mit demselben Rechte gelten soll, als er es im praktischen Leben nicht darf. Zudem ist auch jetzt noch Verschiedenes in Waiblingers Leben dunkel, und da man gerade vergangenen Tatsachen gegenüber, wo man nicht mehr alle Bedingungen kennt, am allerwenigsten mit moralischen Maximen zurechtkommt, so hielt ich mich in diesen Fällen immer an den Satz: in dubio pro reo.

Diese Monographie über Wilhelm Waiblinger erzählt die Schicksale des unglücklichen Dichters zum erstenmal vollständig und wahrheitsgetreu nach den noch vorhandenen Akten. Ich bin selbst durch ganz Italien den Spuren Waiblingers nachgereist, um von diesem Ziel seiner Sehnsucht, dieser wahren Heimat seines Geistes in allen Punkten eine eigene Anschauung zu gewinnen. Während eines halbjährigen Aufenthaltes in Rom, als der Basis für alle weitern Exkursionen, wurde das Buch geschrieben.

Es verfolgt verschiedene Zwecke. Erstens will es eine Lücke in der Literaturgeschichte ausfüllen und gibt daher außer der Biographie, die den ersten Teil ausmacht, im zweiten eine für alle Perioden Waiblingers charakteristische Auswahl seiner Werke und vereinigt schließlich in dem die beiden Teile verbindenden „Anhang“ (zum ersten Teil) alle wichtigeren Dokumente wie Briefe, Tagebuchnotizen ꝛc. Sodann enthüllt es — und das ist, was das Buch auch weiteren Kreisen interessant machen dürfte — ein tragisches Menschenschicksal, das wirklich gelebt wurde und doch so romantisch ist, als ob eine kühne Phantasie es ersonnen.

Ich gebe hier ein Verzeichnis der

Quellen.

I. Handschriftliche.

1. **Im Privatbesitz von Herrn Oberamtmann Waiblinger.**
   a) Tagebücher vom Stuttgarter Gymnasium, vom 23. März 1821 bis 22. Okt. 1822. (Acht Bändchen in klein 8° à 175 Seiten.)
   b) Tagebücher aus dem Tübinger Stift, vom 23. Oktober 1823 bis Ende Juni 1826. (Zwei Bändchen in klein 8° à 350 Seiten.)
   c) Ein Heft Jugendgedichte (aus dem Jahre 1819), ferner einzelne poetische Gratulationen ꝛc.
   d) „Liebe und Haß". Jugenddrama, in Abschrift des (verloren gegangenen) Originalmanuskriptes. Groß 8°, 214 Seiten.
   e) Briefe:
      α. Familie:
         Vom Vater, von der Mutter.
         Vom Dichter selbst an die Eltern.
         Von der Kohler'schen Familie.
         Von Buchhalter Waiblinger, von dessen Frau.
         Von Philippine Heim.
         Vom Dichter aus Rom an die Eltern.
      β. Freunde und Studiengenossen:
         Von C. Fr. Nestel.
         Von Mährlen.
         Von Braitmayer.
         Von Gebrüder Werner.
         Von Schneckenburger.
         Von Mörike.*
         Vom Dichter ꝛc.
      γ. Bekannte:
         Von Schluttig an die Eltern des Dichters.
         Von Schluttig an Rentamtmann Eser.

2. **Im Besitz der Kgl. Öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart.**
   a) Briefe Waiblingers an Eser (1820—1826).
   b) „Olura, der Vampyr", mit den „Liedern der Verirrung".
   c) Briefe Bauers an Waiblinger.
   d) Briefe von Franckh an Waiblinger.
   e) „ „ Cotta „ „
   f) „ „ Haug „ „
   g) „ „ Winkler „ „
   h) Briefe von Universitätsgenossen und andern.

---

* Unbedeutende Fragmente.

3. **Im Besitz der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg.**
   a) Briefe Waiblingers aus Rom an Eser.* (1826—1830)

II. Gedruckte.

1. **Originalausgaben.** Das genaue Verzeichnis der von Waiblinger selbst herausgegebenen Schriften siehe in Grisebachs „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen. Mit bibliographischen und literarischen Anmerkungen." (Leipzig, W. Drugulin, 1894.) Nr. 1245—1251.

2. **Posthume Ausgaben.** Siehe das Verzeichnis in Grisebach II, Reklambibliothek 3351—3352, S. 207—215.

3. **Quellen zur Biographie,** angegeben Grisebach II, S. 176.

Es wären die hier angegebenen Quellen noch durch eine Menge Zeitungsartikel zu vermehren, die aber nur das alte, in den bereits angegebenen Drucken vorhandene Material in neuen und meistens falschen Kombinationen bringen. Der Verfasser hält es deshalb nicht für nötig, noch speziell darauf aufmerksam zu machen. Vorliegende Übersicht ermöglicht es jedem Interessenten mit Hilfe von Grisebachs trefflichen Vorarbeiten sich einen vollständigen Einblick zu verschaffen in das Material, aus dem diese Monographie hervorgegangen ist.

Eine besondere Bemerkung scheint mir nur noch für den zweiten Teil nötig. Die Originaldrucke wie die Gesammelten Werke sind, namentlich in der oft sinnentstellenden Interpunktion, sehr nachlässig gehalten. Da hier überall keine Manuskripte mehr vorhanden waren, die einer kritischen Ausgabe hätten zu Grunde gelegt werden können, so glaubte ich mich berechtigt, das offenbar Unrichtige überall stillschweigend zu korrigieren. Dies bezieht sich wie schon erwähnt vor allem auf die Interpunktion — der im übrigen ihr individuelles Gepräge erhalten blieb — während die Lautform der Wörter durchweg sehr konservativ behandelt wurde. Den Text auch äußerlich nach den aus ihm hervorgehenden Absichten des Dichters zu gestalten, war mir oberstes Prinzip. Zitiert ist meist nach den Gesammelten Werken, da sie noch am ehesten zugänglich sind, doch wurde selbstverständlich stets die Originalausgabe mit beigezogen.

Ich glaube noch erwähnen zu dürfen, daß ich besonderes Gewicht auf eine eingehende Charakteristik der bedeutendsten Persönlichkeiten gelegt habe, mit denen Waiblinger in seiner deutschen Periode zusammenkam. So enthält das Buch unter anderm auch Neues über Mörike, vor allem aber über Hölderlin. Sonstige wünschenswerte Aufschlüsse über Zeitgenossen wird der Leser am besten in R. Krauß' Schwäbischer Literaturgeschichte finden.

---

* Teilweise in der besondern Beilage des Württ. Staatsanzeigers 1880 und 1882 veröffentlicht.

Das kommende Jahr 1904 bringt den 100. Geburtstag Waiblingers. Schwaben wird dann Gelegenheit haben, ein altes Unrecht gut zu machen. Weniger dem Dichter, als dem Menschen gegenüber muß endlich ein billigeres Urteil Platz greifen. Hiezu braucht es kein Vertuschen und in Inabredestellen der unleugbaren dunkeln Seiten in Waiblingers Charakter. Was Not tut, ist bloß ein Anerkennen jenes großen Zuges, der ihm eigen war und, nach Abzug der seiner Zeit anhaftenden Überschwänglichkeit, auch für uns noch übrig bleibt. —

Schließlich ist es mir eine angenehme Pflicht, meinen besten Dank für die Förderungen auszusprechen, die dem Werke von den verschiedensten Seiten her zu Teil geworden sind. Vor allem machten sich darum verdient Herr Oberamtmann Wilhelm Waiblinger, z. Z. in Marbach, der mir den reichhaltigen Familienbesitz zur Verfügung stellte und mich zu dessen Sichtung freundlich in sein Haus aufnahm, ferner Herr Archivassessor Dr. Rudolf Krauß in Stuttgart, der mir auf's liebenswürdigste seine Excerpte zur Einsicht überließ und mir so wochenlange Arbeit ersparte, und Herr Dr. Friedrich Noack in Rom, mein unentbehrlicher und vortrefflicher Führer in allen dort angestellten Nachforschungen. Außerdem bin ich Exzellenz v. Buder und Herrn Prof. Dr. Hermann Fischer in Tübingen, die mir bereitwilligst briefliche Auskunft erteilten, sowie Herrn Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich für seine Ratschläge bei Durchsicht des Manuskripts sehr verbunden. Nicht unterlassen will ich, des Entgegenkommens zu gedenken, mit dem mir die Königliche Öffentliche Bibliothek in Stuttgart Drucke und Manuskripte auf die Zürcher Stadtbibliothek zur Benutzung ausgeliefert hat. Außerdem spreche ich noch allen Andern, die mir vorübergehend bei der Arbeit geholfen, meinen aufrichtigen Dank aus, so auch meiner Schwester, die einen großen Teil der Korrekturen besorgte.

Zürich, im Dezember 1903.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

I. Teil: Biographie.

I. Diesseits der Alpen.

1. Erste Jugendjahre (1804—1817) 1
2. Leben in Reutlingen (1817—1819) 26
3. Der Hilfsschreiber von Urach (1819—1820) 40
4. Auf dem Obergymnasium zu Stuttgart (1820—1822) 44
   „Liebe und Haß“ 83
5. Im Tübinger Stift (1822—1826) 92
   „Phaethon“, „Lieder der Griechen“, „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands“. — „Anna Boleyn“. — „Drei Tage in der Unterwelt“, „Lieder der Verirrung“, „Olura der Vampyr“. 132

II. Reise nach Italien 155

III. Jenseits der Alpen.

1. In Rom 165
2. Tage der Not 179
3. Auf der Woge des Glücks 198
   Der Almanach 211
4. Reisen und Wandern 215
   Der zweite Almanach und die übrigen Prosaschriften . . . 229
5. Ausgang 233
   Waiblinger als Lyriker 243
   Epilog 248
   Anhang 251

II. Teil: Ausgewählte Werke.

Diesseits der Alpen.

1. Erste Jugendgedichte 3
2. Aus den „Liedern der Griechen“ 5
3. Fragmente aus „Phaethon“ 8
4. Kalonasore 24
5. Aus den „Liedern der Verirrung“ 46
6. Aus „Drei Tage in der Unterwelt“ 50
7. Bruchstücke aus „Olura der Vampyr“ 57

Jenseits der Alpen.

A. Prosa.

Seite

1. Das Abenteuer von der Sohle 64
2. Der Improvisatore (aus der Novelle „Das Blumenfest") . . 71
3. Römischer Karneval (aus dem Roman „Francesco Spina") . . 73
4. Das Miserere in der Sixtina (aus der Novelle „Die heilige Woche") 74
5. Die Erzählung der Feenkönigin (aus dem „Märchen von der blauen Grotte") 76
6. Reiseschilderungen 82
7. Aus „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn" . . 104

B. Gedichte aus Italien.

I. Rom und Umgegend.

1. Ave Maria 115
2. Der Abendstern 116
3. Der Mond 116
4. Der Turm des Nero 117
5. Die Töne 118
6. Campo Vaccino. Elegie 118
7. St. Onofrio. Elegie 120
8. Aus den „Liedern des römischen Carneval" 122
9. Lieder der Nazarena 124
10. Lieder der Untreue 129
11. Der Kirchhof 135

II. Neapel, Capri, Sorrent.

1. Aus den „Bildern von Neapel" 136
2. Aus den „Pompeijanischen Liedern" 137
3. Der Vesuv 138
4. Aus den „Liedern von Capri" 139
5. Aus den „Liedern aus Sorrent" 141
6. Letztes Lied aus Capri 143

III. Sizilien.

Aus den „Sizilianischen Liedern" 145

C. Vermischtes.

1. Morgendämmerung 147
2. Das Meer. Hymnus 148

I. Teil.

Biographie.

I. Diesseits der Alpen.

Motto: „Eine gefährliche Fahrt ist das Leben."
Waiblinger, Aus den Jugendgedichten.

1. Erste Jugendjahre.

(1804—1817.)

In der Zeit, da Deutschland am tiefsten gesunken war und ohnmächtig unter der Schmach seufzte, die ihm von einer fremden Macht angetan wurde, bereits aber in einem mächtigen Aufschwunge jene geistige Höhe und sittliche Kraft erreicht hatte, die, in eine ferne Zukunft nachwirkend, ihm dereinst auch die politische Größe verleihen sollte, — in jener Zeit, am 21. November 1804, wurde Friedrich Wilhelm Waiblinger zu Heilbronn[1] geboren, als das erste Kind eines bei der Landvogtei angestellten subalternen Beamten.

Im Elternhause herrschte das Glück einer jungen Ehe. Der Vater war sechsunddreißig, die Mutter erst einundzwanzig Jahre alt. Beide standen somit in den besten Jahren und schlugen sich ehrlich und brav durchs Leben. Behütet wurde der Haushalt durch das Großelternpaar mütterlicherseits, das sich mit besonderer Liebe des Sprößlings annahm. Da der Vater wie die Mutter in der Sorge um das tägliche Brod nicht allzuviel Zeit fanden, sich mit ihrem Kinde abzugeben, so machte es sich von selbst, daß der neue Weltbürger ganz unter den Augen der beiden würdigen Leute aufwuchs.

Der Großvater, Friedrich Wilhelm Kohler, war ein Mann von hohem Alter, aber noch vom Feuer des Geistes durchglüht. Ein Mann, der das Leben und die Menschen durch und durch hatte kennen lernen und den seine Schicksale sowohl in die Hütte des Armen, wie auch, in seiner Eigenschaft als Beichtvater der Franziska von Hohenheim, in den Palast der Reichen und Mächtigen geführt hatten. Den Gewinn so vieler Erfahrungen glaubte er nicht besser verwerten zu können, als indem er die Entwicklung der jungen Seele seines Enkels

zu lenken versuchte, und der kleine Wilhelm hing mit einer grenzenlosen Liebe an diesem seinem ersten und besten Erzieher. Das Bedeutungsvolle, das für das Kind immer in dem Verhältnis zu seinen Großeltern liegt, die ihm in ihrem hohen und ruhig abgeschlossenen Wesen bereits wie ein Stück Vergangenheit erscheinen, das Geheimnisvolle, das in der Berührung einer beginnenden Existenz mit einer schon vollendeten sich leise entfaltet, das alles empfand der heranwachsende Knabe auf das stärkste. Der Großvater kam ihm oft wie ein ernster Zauberer vor, an dessen Hand er zaghaft, aber doch mutig vertrauend die ersten Schritte in das Leben tat, wo so viel Wunderbares noch verborgen seiner harrte. Wenn der Knabe, ans Knie angeschmiegt, aufschaute zu seinem väterlichen Freunde und seinen Lehren lauschte, dachte er sich immer den lieben Gott in eben dieser männlich erhabenen Gestalt. In der Tat, man möchte fast sagen, daß der alte Mann mit einer ähnlichen Einsicht, wie sie Gott in die Seele der Menschen haben mag, die Erziehung des unter seiner milden Obhut aufblühenden Enkels leitete. Spielend weckte er die noch schlummernden Geisteskräfte, wies die suchende Phantasie auf das Nützliche, Gute und Schöne, und in verständlichen, angenehmen Erzählungen ließ er seinen Zögling die große Welt wie in einem verkleinernden und vereinfachenden Spiegel sehen. Stets ging er vom lebendigen Beispiel aus, indem er die anschauliche Erfahrung zu Hilfe nahm, und auf eben diesem Wege des anregenden Versuchs war es, daß der Knabe mit seinem rasch fassenden Geiste lesen und schreiben lernte. Bald wußte er den Text von Salzmanns Moralischem Elementarbuch, das mit erläuternden Kupferstichen versehen war, auswendig, und wenn benachbarte Pfarrherren und Kollegen, Verwandte und Bekannte kamen, so mußte der kleine Wilhelm daraus vorlesen, was er immer mit großem Ernste tat, zum Erstaunen der Zuhörer und zur innigen Freude seines Lehrers.

Wenn der Großvater den Knaben nach einem weisen, vorbedachten Plane, mit beständigem Hinblick auf das spätere Leben heranbildete, so ließ ihm die Großmutter mehr eine ausschließliche Liebe des Herzens angedeihen. Sie war zwar nur die Stiefmutter seiner Mutter, aber da sie selbst keine Kinder gehabt, so wandte sie alle ihre Güte dem Kinde ihrer Stieftochter zu. Spät erst, nach einem Leben von abgeschiedener Zurückgezogenheit, hatte sie sich verheiratet und infolgedessen die Liebhabereien ihres Jungfernstandes beibehalten. So besaß sie große Schätze von Bildern und Büchern,

und in diese weihte sie unsern Wilhelm ein, für den es immer ein feierlicher Augenblick war, wenn die geheimnisvollen Schränke geöffnet wurden. Ganz besonders schauerlich-anziehend wirkte auf ihn ein riesenhaftes Magiebuch mit Abbildungen der seltsamsten Naturerscheinungen, um so mehr, als ihm nur selten ein Blick hinein gestattet wurde und die Großmutter nicht versäumte, den Eindruck dieser Wunder durch allerlei abenteuerliche Geschichtchen zu verstärken. Der Großvater, der wohl bemerkte, wie die Phantasie des Kindes übermäßig erhitzt wurde, sah diese Unterhaltungen ungern, was aber nur zur Folge hatte, daß sie bald einmal heimlich betrieben wurden und dadurch an aufregendem Reiz noch gewannen. Da gab es ferner eine Menge mechanischer Bildwerke zu sehen, unter anderem ein ganzes Bergwerk, worin die einzelnen Figuren sich bewegten. Das Glanzstück aber bildete ein großer Guckkasten, der in herrlicher Beleuchtung die märchenhafteste Feenwelt, die Wunder fremder Gegenden und Städte zeigte. Auch Ansichten von Rom waren darunter, die jetzt das Kind mit freudig glänzenden Augen und vor Lust geröteten Wangen an sich vorüberziehen ließ, nicht ahnend, daß es dereinst dort im fernen Lande als ein vom Schicksal Verschlagener sein Leben beschließen sollte.

Im Jahre 1809 wurde der Vater nach Stuttgart versetzt, und daselbst konnte nun der erst fünfjährige Wilhelm, dank der Vorbereitungen, die ihm von seinem Großvater zu Teil geworden, die Schule des Waisenhauses besuchen. Der Lehrer war selbst ein Freund nicht nur des Großvaters, sondern auch seiner Erziehungsmethode. So kam es, daß der so gut und in gleichem Sinne vorbereitete Wilhelm mühelos den ersten Platz einnahm.

Da starb der Großvater. Der Schmerz des Knaben war unbeschreiblich, wenn es auch mehr nur ein dumpfes Gefühl denn ein klares Bewußtsein sein mochte, daß er den einzigen Menschen, der ihn verstand und sein junges Leben hätte leiten können, auf immer verloren hatte. Schon jetzt, in so früher Jugend, gab es fortan für Waiblinger eine Vergangenheit, die er oft mit den heißesten Wünschen zurücksehnte. Um alles, was mit dem Großvater irgendwie zusammengehangen, um sein Haus, seinen Garten, die ganze ländliche Umgebung, wob auf einmal ein unsäglich trauriger, süßer, geheimnisvoller Duft. Noch im spätern Leben war ihm, als ob ein lieblicher, reiner Rosenschein über jenen Tagen ruhte, in denen er das erste Morgenrot seiner Jugend erlebt, und jene schuldlosen Jahre erschienen dem

Zurückblickenden stets als das eigentliche verlorene Paradies seiner Kindheit.

Wilhelm trat von jetzt an in engere Berührung mit seinen Eltern. Der Vater war ein eifriger und tätiger Geschäftsmann, die Mutter eine Frau von strenger Rechtlichkeit, religiösem Sinn und einem gesunden, frohen Mut. Lange hatten sie nur den einen Sohn und liebten ihn mit einer Zärtlichkeit, die leider bloß darauf bedacht war, dem Kinde die angenehmsten Freuden zu gewähren und alle Wünsche zu erfüllen, die seine bewegliche Phantasie nur haben konnte, nicht aber darauf, zugleich auch die Erziehung planmäßig einzurichten. Der Mann, der das allein gekonnt hatte, war nicht mehr da, und auch im untern Gymnasium, wo der junge Waiblinger mit sieben Jahren eintrat, um die Anfangsgründe des Lateinischen zu lernen, fand sich kein Lehrer mehr, wie er ihn die beiden Jahre hindurch in der Schule des Waisenhauses gehabt hatte.

Dazu kam, daß dem Knaben infolge seiner ungewöhnlich raschen Entwicklung immer mehr eine möglichst intensive Betätigung seiner Phantasie Lebensbedürfnis wurde. In diesen Jahren möchte die junge, aufkeimende Individualität alles in ihren Bereich ziehen, um Nahrung daraus zu saugen, aber sie möchte es nur spielend tun, weil jeder Zwang die noch nicht gefestigte, sondern eben erst sich bildende geistige Organisation notwendig verletzen muß. In diesem zarten Alter, wo die naturgemäße Entwicklung gebieterisch jene unbewußte Freiheit verlangt, die ihr allein zuträglich ist, wurde Waiblinger täglich zweimal in einen schwarzen, uralten, vergitterten Bau gesperrt.

Der Knabe, der in seinem Großvater einen Lehrer gehabt hatte, der auf die feinste Wendung in seinem Gemüt eingegangen war, nicht um sie zu unterdrücken, sondern um sie vielmehr zum Guten hinzulenken, dieser Knabe wurde nun mit der übrigen, ihm an geistiger Regsamkeit und berechtigten individuellen Ansprüchen weit nachstehenden Schar von Schülern zusammengebracht und hatte zu lernen, was auch den andern eingetrichtert wurde. Während aber diese andern nie ein besseres Los gekannt hatten und das Lernen eben hinnahmen, wie man so vieles im Leben hinnimmt, mußte Waiblinger, wenn er über den dürren Regeln der schrecklichen lateinischen Grammatik schwitzte, immer Vergleiche mit jener schönen Zeit anstellen, wo er an der Hand des Großvaters den Garten durchtrippelt und wobei oft die kleinste Blume Anlaß zu vielen Fragen und Antworten gegeben hatte.

Hier fehlte zwischen Lehrer und Schüler jenes Band der Liebe, das ihm, als er noch mit seinem Fleiß den Großvater erfreuen konnte, das Lernen oft so leicht und angenehm gemacht.

So fühlte sich der Knabe, da auch die Eltern bei aller Liebe seine zarten geistigen Bedürfnisse nicht zu verstehen und darum auch nicht zu befriedigen vermochten, innerlich einsam. Die vielen finstern Säle im Schulgebäude wurden ihm Marterkammern und Leichenstuben, und die Gasse, die er täglich viermal zu durchwandern hatte, um seine ihm entsetzlich verhaßten Bücher ins Gymnasium zu tragen, schien ihm eine Seufzergasse zu sein. Nur der Sonnabend wars, wo er etwas freier aufatmete, während die Sonntagsfreude durch die Nähe des furchtbaren Montags jeweilen bereits wieder getrübt wurde. Bei dieser Einsamkeit und drückenden Enge in der nächsten Umgebung flüchtete sich sein Geist in die Ferne, sein einziger Trost in der Schule war die Geographie. Wenn er mit seiner Phantasie den lockenden Zauber der fremden Länder sich ausmalen konnte, vermochte er den sinnlosen, jahrelang fortmarternden Schulwust auf Augenblicke wenigstens zu vergessen und fühlte sich ungebunden. Und so keimte in ihm frühe der Wandertrieb.

Aber das waren doch alles nur imaginäre Freuden. Seine Phantasie verlangte eine wirkliche, reale Betätigung. Und die unbezwingliche Kraft seiner Natur brach trotz des Druckes der äußern Verhältnisse durch.

Da die anschauliche Welt das Nächstliegende ist, wird der im Wesen der Phantasie liegende, aber beim Kind noch unreife Produktionstrieb die in ihr gegebenen Gegenstände zunächst in einfacher Reproduktion sich dienstbar zu machen suchen. So hatte der junge Waiblinger, noch ehe er lesen und schreiben konnte, ganze Stöße Papier mit Figuren bevölkert, die meist aus Tieren bestanden, wie sie dem Kinde als die ersten, auch in der äußern Gestalt fremden Lebewesen ja ganz besonders interessant vorkommen. Das Lehrbuch der Naturgeschichte lag ihm stets zur Seite, und jahrelang hatte er seine Freude an den tausenderlei Formen, in denen sich das schöpferische Leben offenbart. Als ihn der Vater endlich in den Zeichnungsunterricht schickte, tat er vollends zu Hause nichts anderes mehr, als zeichnen und malen. Es zeigte sich dabei gleich in dieser ersten Äußerung seines innersten genialen und im weitesten Sinne zeugungskräftigen Wesens jener bis zum Unmaß gehende leidenschaftliche Enthusiasmus, ohne den freilich nichts Großes in der Welt entsteht,

der aber nicht selten verderblich wirkt und gerade Waiblinger in seinen spätern Jahren die bittersten Erfahrungen bereiten sollte. Diesmal widerfuhr ihm weiter noch nichts, als daß er sich einmal zu lange vor einer Bilderbude verweilte, weshalb die Eltern zu Hause in Todesangst gerieten und bereits durch den Ausscheller seinen Namen in der Stadt bekannt machen ließen.

Selbst in der Schule, wo er keine Lust hatte, Latein zu lernen, zeichnete er mit wahrer Wut. Wie ein Gedanke ihm durch den Kopf fuhr, mußte er auch gleich zu Papier gebracht werden. Er schleppte jedesmal gewiß ein Dutzend Bestien, Ritter, Helden, Soldaten, Hanswurste und Landschaften nach Hause, wenn ihm der Lehrer nicht, wie es oft geschah, die trefflichsten Arbeiten konfiszierte oder vielmehr gegen eine bare Auszahlung von Schlägen abkaufte. An Stoff zum Zeichnen fehlte es Waiblinger nie, und militärische Manöver veranlaßten ihn sogar zuletzt, ganze Armeen aus Pappdeckel herzustellen. Das bloß Sichtbare genügte ihm nicht mehr, er wollte auch das Greifbare haben.

Die bildnerische Gewalt, die die Phantasie des siebenjährigen Knaben in effigie über die ganze Welt ausübte, kam auch in seiner nächsten Umgebung, zu Hause und im Verkehr mit seinen Kameraden, in der Schule und auf der Straße zum Ausdruck. Waiblingers Vater hatte sich ein Haus gebaut in einer Gegend der Stadt, wo meist Leute von niedrigem Stande wohnten. Waiblinger war also gleichsam der König und Fürst unter den Jungen, wenn er sich ihnen beimischte, und diese Stellung sagte ihm zu. Widerstand ertrug er nicht, der unterjochten Kameraden aber, die sich ihm ergaben, wurde er ebenso schnell satt, wie ihrer Spielvergnügungen, die er alle durchkostete, um dann, wenn der Zauber des Verlangens durch den Genuß getilgt worden war, selbst auf neue, außerordentliche Dinge zu sinnen. Er versammelte eine Zeit lang die ganze jugendliche Nachbarschaft des abends auf der Haustreppe und erzählte ihnen die abenteuerlichsten Geschichten, deren Inhalt Feen und Geister, Räuber und Mörder und sonst schauerliche Dinge waren. Das Vortragen aus dem Stegreif und das Neukombinieren der alten Motive war ihm eine leichte Sache, doch konnte er es nicht ertragen, wenn jemand an der absoluten Wahrheit seiner Worte zweifelte. Nur wenn er seine Gesellschaft ganz hingegeben, ganz im Banne der Suggestion sah, fühlte auch er sich in die höhere Sphäre des Märchens emporgehoben und vermochte frei und unbefangen zu reden.

Unter anderem gab er einmal vor, einen Zwerg von ausnehmender Kleinheit und einen wahrsagenden Fuchs zu besitzen. Erst unterhielt er seine Zuhörer mit der Biographie dieser beiden Geschöpfe, hernach wahrsagte er jedem einzelnen mit angeblicher Hilfe des Fuchses seine Zukunft, bis endlich die Kindergesellschaft die Wundertiere selbst sehen wollte. Da hob er den Zwerg einmal in der Abenddämmerung an ein trübes Dachfenster, was ziemlich befriedigte; aber nun drängte man ihn erst recht wegen des wahrsagenden Fuchses. Plötzlich erklärte er sich denn auch bereit, ihn herunterzuholen und müßte es selbst an Ketten geschehen. Er eilte ins Schreibzimmer seines Vaters hinauf, goß sich dort rote Tinte über die Hand und streckte sie dann mit Geschrei zum Fenster hinaus, indem er laut rief, der Fuchs habe ihn gebissen. Den andern Tag trug er die Hand verbunden und sagte, das Tier sei entlaufen aus Angst vor der Strafe. Kurze Zeit darauf ließ er jedoch den Fuchs, wie zuvor den Zwerg, sterben und beide schleunigst „entrückt" werden.

Diese Beispiele zeigen, einen wie starken Einfluß Waiblinger auf andere auszuüben vermochte. Aber noch mehr, er konnte ihm selbst unterliegen bis zur völligen Autosuggestion. Er sah einmal bei anderen Gespielen Tauben und Hasen und hätte infolgedessen natürlich auch gern solche gehabt. Da indes sein Vater derlei Tiere in seinem Hause weder beherbergen konnte noch wollte, schuf er sich sofort aus Papier eine noch weit größere Menge von viel kostbarerer Rasse, als seine beneideten Freunde hatten. Regelmäßig fütterte er sie, sie brachten Junge zur Welt, die zu seinem größten Leidwesen starben, und unterdessen erhielt er seine Genossen in dem Glauben, daß sie alle lebendig wären, ja, meinte es am Ende selbst.

Wenn Waiblinger äußerst stark empfand und ganz unbewußt seine Individualität jedem, der mit ihm in Berührung kam, in herrischer Weise aufdrängte, was ihn bei seinen Kameraden verhaßt machen mußte, so war es anderseits das Talent, zu erfinden und zu erzählen und seine Zuhörer mit der Kraft seiner Phantasie in völlige Illusionen einzuwiegen, was ihm immer wieder die Zuneigung seiner Kameraden gewann. Im Gymnasium hatte er, da er meistens einer der Hintersten und damit Schlechtesten war, stets die ganze Klasse vor sich und zu beiden Seiten genug Taugenichtse, die eifrig seinen Märchen zuhörten. Immer sperrten einige Maul und Augen auf, um die neue, wahre und schreckliche Begebenheit zu hören, die sich ge-

wöhnlich in einem Walde zugetragen. Sehr oft aber nahm der Lehrer das Nest aus, und Waiblinger bekam empfindliche Schläge. Er philosophierte dann über die Ungerechtigkeit, mit der er allein bestraft wurde, die andern dagegen, die seine herrlichen Geschichten genossen, heil davonkamen. Manchmal mußte er wie ein armer Sünder an der Türe niederknieen, doch hatte er aber nicht sobald die Erlaubnis erhalten, seine steifen Glieder zu erheben, als er, an den Platz zurückgekehrt, bereits wieder seine Kameraden fragte, wo er denn in der Erzählung stehen geblieben sei. So zeigte sich schon früh jener Trotz in ihm, der ihn später einmal nicht nur mit seiner nächsten Umgebung verfeinden, sondern ihm das Leben mit seinen Landsleuten überhaupt zur Unmöglichkeit machen und ihn für immer aus dem Vaterlande vertreiben sollte.

In dieser Zeit der ersten Schuljahre war es, daß Waiblinger zuerst von einem Theater hörte. Ums Leben gern wäre er einmal hineingegangen, aber der Vater hatte eine Abneigung dagegen oder besser gesagt kein Interesse dafür, und so unterblieb es vorderhand. Waiblinger jedoch baute sich aus dem Wenigen, das er erfahren konnte, in seinem Kopfe sogleich eine wunderbare Phantasiewelt auf. Wie immer bemächtigte er sich des ihm von der Außenwelt Versagten durch die Kraft seiner Phantasie und stellte sich also vor, selbst ein Theater zu besitzen. Selbstverständlich mußten seine Kameraden das eingebildete Glück mitgenießen. Als Waiblinger eines abends in das Haus eines Jungen seiner Treppengesellschaft kam und da viele Weiber und Kinder antraf, fing er frisch an, von dem unaussprechlich erhabenen Schauspiel zu berichten, das in dieser Nacht auf seinem Theater aufgeführt werde. Man hörte ihm mit der höchsten Verwunderung zu, bestürmte ihn mit Fragen, und er genoß so sehr sein Glück in der Wirkung, die er auf allen Gesichtern sah, daß er das Heimgehen vergaß. Da, als er mitten im poetischen Delirium war und von den vielen Tausenden seiner Wachsfiguren erzählte, ging die Türe auf, die Magd kam, ihn abzuholen. Wie aus einem Munde wurde von allen Seiten nach der Richtigkeit des Erzählten gefragt, aber die Magd erklärte, von all dem nichts zu wissen. Waiblinger zerrte das prosaische Geschöpf über die Massen zornig hinaus, schalt sie eine dumme Gans und versuchte am folgenden Tag mit der größten Not den Leuten beizubringen, daß man in Geheimnisse der Art doch eine Küchenmagd nicht einweihe. Doch es war um das unschuldige Märchenglück geschehen: er mußte sich, ob willig oder nicht,

durch die rauhe Wirklichkeit wie noch so oftmals später aus den süßen Träumereien wecken lassen und sie traurig in das Nichts, aus dem er sie heraufgezaubert, wieder zurücksinken sehen.

Es ist leicht verständlich, daß Waiblinger bei seinem unwiderstehlichen Trieb, sich in die Welt der Phantasie hinaufzuflüchten und, wen er nur konnte, mit hinaufzuziehen, den nüchternen Anforderungen, die die Schule an ihn stellte, je länger je weniger entsprach. Zudem machten ihn innere Auflehnung sowie äußerlich gezeigter Trotz mehr und mehr zu einem „verstockten Sünder". Er hatte zwar auch viele Augenblicke, wo er sich bitterlich schämte, so unter dem Pöbel seiner Mitschüler zu sitzen und vom Lehrer nicht geachtet zu werden, und er dachte wohl, wie schön es wäre, wenn er sich einmal zum Ersten der Abteilung hinaufarbeiten könnte. Allein eine Tracht Schläge war für ihn, dessen ungestümes Wesen nur durch den linden Zug der Liebe gelenkt werden konnte, hinreichend, ihm diese Ehre sofort wieder als eine wenig erstrebenswerte erscheinen zu lassen. Er gewöhnte sich daran, die schwarze Stube, in der er acht volle Stunden des Tages sitzen mußte, als unausweichliches Fegefeuer anzusehen und sich mit dem Gedanken zu trösten, daß doch wenigstens jeden Abend die Glocke der Freiheit für ihn schlage, wo er nach Hause eilen und ungestört bei seiner Farbenschachtel sich wie im Paradiese fühlen konnte.

Gleichwohl machte er entschiedene Anläufe, um das Ziel zu erreichen. Einmal las er eine moralische Geschichte von einem faulen Schüler, die ihn dergestalt mit Scham und Reue und zugleich mit Eifer und Verlangen nach endlicher Besserung erfüllte, daß er von dem Tage an sein Leben änderte, Farben, Pinsel, Papier und alles Spiel vermied, sich nie mehr auf der Straße sehen ließ, sich mit der Sonne vom Lager erhob, zur Arbeit ging, seine Lektionen repetierte, sich überhaupt gründlich vorbereitete, in den Stunden des Unterrichts aufmerksam war und diesen angestrengten Fleiß so lange forttrieb, bis die Lehrer über seine Sinnesänderung erstaunten und ihn unter die Ersten der Klasse setzten. Damit hatte er aber genug, denn wie in allem war auch hier das Erreichte für ihn wertlos. Er hatte sich blos zu seiner eigenen Beruhigung den ersten Platz erobert, und so ließ er plötzlich wieder mit seinem Fleiße nach, ertrug es geduldig, abermals unter die Letzten versetzt zu werden, und führte sein Leben wie zuvor bei und mit seiner geliebten Farbenschachtel weiter.

Dieser geistigen Energie des Knaben, wie sie bis jetzt sowohl in der fascinierenden Kraft seiner Phantasie als auch in der beharrlichen Ausdauer, ein einmal ins Auge gefaßtes reales Ziel zu erreichen, sich zeigte, entspricht als Kehrseite ein ungemein feinfühliges Wesen, empfänglich für die feinsten Eindrücke, ja, eine bis zur Nervosität gesteigerte Reizbarkeit.

Von seinem Schlafzimmer aus sah Waiblinger gerade auf den Kirchhof. Jedesmal, wenn er zu Bette ging, fiel sein Blick fast notwendig auf die Ruhestätte der Toten, und das hatte etwas ausnehmend Grauenhaftes für ihn. Die Mord- und Geistergeschichten, die er bei Tag keck andern erzählte, kehrten in diesen nächtlichen Stunden als schauerliche Phantasien wieder und ängstigten ihn selber. Auch wurde seine Gespensterfurcht durch verschiedene Ereignisse noch erhöht. Einmal sah er plötzlich an seinem Fenster eine große feurige Kugel schweben. Von fürchterlichem Schreck durchzuckt, rief er den Vater, der noch im Zimmer saß, herbeisprang und dieselbe Erscheinung auch wahrnahm, wie sie vom Fenster hinweg zum Kirchhofe hinüberflog, daselbst in eine Flamme sich auflöste und zwei Rauchsäulen von beträchtlicher Höhe zurückließ. Obwohl der Vater versicherte, daß das weiter nichts als eine natürliche Lufterscheinung gewesen sei, vermochte Waiblinger lange nur mit Beben an jenen Abend zurückzudenken.

Aus solchen und ähnlichen Seelenängsten wußte er sich oft nicht anders zu helfen, als durch das eifrigste und heißeste Gebet. Er hatte ein tiefes Bedürfnis nach einer mystischen Vereinigung mit einem höhern Wesen durch das Gefühl. Seine Mutter war gleichfalls sehr bemüht, den religiösen Sinn in ihm lebendig zu machen, und mit einer kindlich ungestümen Liebe und Ehrfurcht hing er denn auch an dem, der ihm von der Mutter als sein Heiland und Erlöser bezeichnet wurde. Er konnte nicht einschlafen, wenn er nicht seinem Gott alle seine Anliegen vorgetragen, darunter oftmals die flehentliche Bitte, ihn doch ja keinen Gespenstern in die Hände zu liefern und ihn endlich einmal des Lateinlernens zu überheben.

Bei diesem starken Vorwiegen des religiösen Momentes sowohl in seinem Wesen als in der hauptsächlich von der Mutter geleiteten Erziehung bekam Waiblinger eine große Ehrfurcht vor den geistlichen Herren, vor welchen er schon von weitem die Mütze abzog, wenn sie ihm begegneten. Er fand überdies Gelegenheit, ins Haus von einigen zu gelangen, und lernte sie da als Heilige betrachten. Weil aber

die, mit denen er umging und deren Predigt er besuchte, zufälligerweise Glatzköpfe hatten, so glaubte er lange Zeit, daß ein solcher der Beweis ihrer Heiligkeit sei und er also dereinst auch einen haben müsse, wenn er Pfarrer werden wolle.

In der Schule blieb es beim Alten, oder vielmehr, jener von Erfolg gekrönte Anlauf Waiblingers, der seine Fähigkeiten in untrüglicher Weise an den Tag gelegt hatte und daher seine nachher wieder eintretende Nachlässigkeit in einem um so schärfern Lichte als reine Faulheit erscheinen ließ, hatte seine Situation nur verschlimmert. Der Lehrer glaubte nun ein Recht zu haben, durch Strafe, Lob und Spott ihn zum Arbeiten zu zwingen, und als alles nichts half, suchte er einmal den Vater auf, um sich über die unselige Verkehrtheit seines Sohnes zu verbreiten. Die Folge war ein strenges Gericht über Waiblingers geliebte Farben und Pinsel und die zahllosen Produkte, die er damit zu Papier gebracht. Sonst aber herrschte nach wie vor derselbe Jammer über den bald ungebärdig wilden, bald wieder still in sich verträumten Knaben, und die Mutter pflegte oft zu sagen: „Ums Himmelswillen, welch ein unruhiger Mensch bist du doch, und was soll einst aus dir werden?“

Unterdessen erreichte der junge Waiblinger sein neuntes Jahr, als ein günstiger Zufall seiner so rasch sich vollziehenden Entwicklung jene bessere Richtung geben zu wollen schien, welche die bei aller Liebe beschränkte Einsicht der Eltern in die Bedürfnisse des kindlichen Gemütes nicht aufzufinden vermocht hatte. Waiblinger bekam den Homer in die Hände, zuerst in einer Prosadarstellung, dann in der herrlichen Voß'schen Übersetzung. Da konnte er sich nun hinein vertiefen, und in der Welt dieser Dichtung, die uns die Kindheit der Menschheit mit der naiven urwüchsigen Kraft sowohl der Tugend wie des Lasters unter einem sonnigen Himmel zeigt, fühlte er sich in der Heimat. Immer wieder wurde das Buch von vorne begonnen, mit glühender Wange saß der Knabe da, lebte in einsamer Kammer die Kämpfe vor Troja durch und ruhte nicht, bis er den Namen eines jeden Rosselenkers auswendig wußte. Waiblinger hatte damals unter seinen Kameraden einen von vorzüglich feiner Erziehung, der natürlich auch an den Genüssen teilnehmen mußte, wie denn Waiblinger bei seinem leicht entflammten Wesen nie etwas für sich behalten konnte. Abende lang erzählte er dem Freunde von den Göttergesprächen, Schlachten und Heldentaten der Ilias, Abende lang von den Wundern, Abenteuern und Irrfahrten der Odyssee. Oft ver-

teilten sie die Rollen, wobei Waiblinger den Achill zum Helden wählte und seinem Gegenpart den Hektor überließ. So ging ihm die altgriechische Fabelwelt in Fleisch und Blut über, und es ist nicht zu verwundern, wenn jetzt die in größerer Menge denn je angefertigten Zeichnungen von nichts anderem mehr handelten als von den Schicksalen griechischer und trojanischer Helden. Die Hauptsache aber war, daß Waiblinger in einem noch unverdorbenen Alter jene Quelle der Schönheit, zu der man immer wieder zurückkehrt, und mit ihr gesunde Nahrung für seine rege Phantasie gefunden hatte.

Aber nicht nur die Idealgestalten der Antike waren es, die den Knaben mit ihrer Traumwelt für die nüchterne Wirklichkeit seiner Umgebung entschädigten: sein ganzes, noch kindlich unbefangenes Leben wurde jetzt mit einem Mal vom ersten, sanften Strahl der Liebe erhellt.

Im Hause war seit kurzem eine neue Familie eingezogen. Der Vater, der jahrelang unter den Waffen gestanden und jetzt, durch den Verlust dreier Finger der rechten Hand zum Dienste untauglich geworden, sich hatte ins Privatleben zurückziehen müssen, war ein noch nicht alter, hübscher Mann von feurigem Temperament und einer gewissen rohen Gutmütigkeit; die Mutter dagegen erschien als eine zarte, duldsame und liebreiche Frau, die still und bescheiden im Kreise ihrer drei Kinder lebte, zweier Mädchen und eines Knaben. Mit dieser jugendlichen Gesellschaft kam der jetzt etwa zehnjährige Waiblinger, da die Verhältnisse es von selbst mit sich brachten, viel zusammen. Er hielt sich besonders zu den beiden Schwestern, von denen ihm die eine an Alter gleich, die andere um ein Jahr überlegen war, während der jüngere Knabe ihm nichts bedeuten konnte. Kaum aber waren durch gemeinschaftliche Spiele und gegenseitige Besuche die Fäden einigermaßen geknüpft, als Waiblinger in eine schwere, langdauernde Krankheit verfiel, die für ihn, da er nun nicht einmal mehr malen durfte, zu einem wahren Martyrium wurde. Obschon seine Mutter alles tat, um ihm die Zeit zu verkürzen, und der Vater selten heimkam, ohne etwas Hübsches mitzubringen, so freute und beruhigte ihn doch nichts so sehr, als wenn jenes ihm an Alter ebenbürtige Mädchen, Wilhelminchen genannt, mit dem Strickzeug in seine Stube herabkam, ihm Geschichtchen erzählte oder mit ihm spielte, und ihm mit aller Bereitwilligkeit eines reinen, guten Herzens die verschiedenen Krankendienste tat. Dafür gewann Waiblinger sie unsagbar lieb, und er ließ nicht ab, bis seine Mutter die ihre bat, sie

möchte ihrem Töchterchen erlauben, ihn doch jeden Tag zu besuchen. Das geschah in der Tat, und niemand dachte daran, daß die beiden Menschenkinder sich so gut wurden, als man sich nur sein kann. Waiblinger genas, Ostern nahte heran, und jetzt bot sich dem längst wieder Erstarkten die so sehnlichst herbeigewünschte Gelegenheit, mit dem lieben Mädchen einmal ganz allein zu sein. Die Kinder wurden in den Garten einer etwas außerhalb der Stadt wohnenden Base geschickt, um dort Grünes zu suchen für die Eier. Da aber wollte der kleine Bruder der beiden Schwestern durchaus auch mitkommen, selbst als ihm vorgelogen wurde, man begebe sich in die Schule. Wie alles nichts half, fing ihn Waiblinger ein und prügelte ihn so durch, daß er heulend nach Hause rannte. Im Garten angekommen, pflückten die Kinder allerlei Blumen und erfreuten sich am Ballspiel, bis sie sich hinsetzten, um etwas Gebackenes zu essen, das die Base ihnen auf den Weg gegeben. Waiblinger saß zwischen den beiden Mädchen, und unbefangen dem Zuge seiner Natur folgend legte er den Arm recht herzlich und brüderlich um sein Wilhelminchen, indem er ihm die besten Brocken zuschob. Obwohl er die Galanterie gegen die ältere Schwester keineswegs außer Acht ließ, wurde diese doch eifersüchtig, fing an zu spötteln und nannte ihn alsbald einen Narren, weil er immer mit Minchen herumlaufe, ja, sie drohte zuletzt, es der Mutter zu sagen, und verriet mit schadenfroher Miene, daß bereits die Kinder der ganzen Straße davon wüßten und darüber sprächen. Waiblinger schrie, daß ihm das alles gleichgültig sei, und verhieß ihr eine Ohrfeige, wenn sie nicht sofort schweigen würde. Wilhelminchen suchte vergebens zu vermitteln, und die ältere Schwester lief schließlich mit den wildesten Verwünschungen davon. Nun waren die verliebten Geschöpfchen allein. Einige Minuten bangen Schweigens, in denen jedes an den bevorstehenden Empfang zu Hause dachte, dann schüttelte Waiblinger gewaltsam diesen Bann ab und überredete seine Freundin mit Erfolg, guter Dinge zu sein. Der Ball wurde noch einmal vorgenommen, sie suchten sich zu werfen, zu fangen, und wenn sie sich erreicht hatten, umarmten sie sich. Waiblinger gab seinem Wilhelminchen einen hübschen Blumenstrauß und hätte das liebe Mädchen gar zu gerne geküßt, wenn er das nicht für die allergrößte Schande der Welt gehalten hätte. Froh und lustig nahmen sie endlich ihre Körbchen zur Hand und wanderten heim. Wilhelminchens sanfte, engelsgute Mutter sprach einige betrübte Worte, und damit war die Sache abgetan. Oder vielmehr, sie hatte nun

eben recht angefangen. Das Verhältnis gestaltete sich immer zarter und geheimnisvoller. Waiblinger begann Briefchen zu schreiben und tat sein Möglichstes, um diesem Erlebnis ein ernstes und hohes Kolorit zu geben. Auf den Geburtstag seines Mädchens reimte er sogar die ersten Verse in seinem Leben. Das Romantische dieser Liebe wurde nicht wenig vermehrt durch die bald einmal tatsächlich von allen Seiten laut werdenden Neckereien, durch Liedchen, die die Gespielen auf sie sangen, und selbst durch gelegentliche spitze Bemerkungen der Eltern. Aber gerade das machte die beiden Kinder aufmerksam, daß es etwas Wirkliches und Bedeutsames sein müsse, was sie verbinde. Sie schränkten ihre Zusammenkünfte ein und verheimlichten sie, wodurch ihre gegenseitige Neigung sich noch mehr vertiefte. So trieben sies lange, ohne zu wissen, was sie eigentlich trieben und in ihrem seligen Glücke von einander wollten. Wie indessen jede menschliche Leidenschaft sich selbst zu einem immer höheren Grad hinaufsteigert, so geschah es hier, daß Waiblinger den größtmöglichen inneren Genuß in diesem Verhältnisse zuletzt darin suchte, daß Wilhelminchen nur noch ausschließlich für ihn leben sollte. Auf diesem Punkte angelangt, wo er jedes Mädchen, mit dem seine Geliebte sprach, hassen zu müssen glaubte und selbst die Liebkosungen der Eltern nur mit Unmut ansah, konnte der geringste Anlaß genügen, um die schon lange im Herzen brennende Eifersucht in hellen Flammen ausbrechen zu lassen. Ein solcher Anlaß sollte sich um so eher finden, als Wilhelminchen aus der überhitzten Temperatur dieses Verhältnisses instinktiv etwas Unbekanntes, ihr Gefährliches sich herausentwickeln fühlte und daher in einer unbewußten Verteidigung ihres auf so ungewohnte Weise angegriffenen kindlichen Wesens Schutz im Verkehr mit andern Menschen zu suchen anfing. Um die für ihr weibliches Schamgefühl so peinlichen Zischeleien verstummen zu machen, hielt sie sich absichtlich zu andern Kindern, und einmal sprach sie mit einem Knaben ihrer Klasse ein paar Worte mehr als sonst. Waiblinger glaubte diesen, der schon über vierzehn Jahre alt war, als einen gefährlichen Burschen zu kennen, empfand aufs schmerzlichste einen Eingriff in seine Rechte und stellte Wilhelminchen zur Rede. Als das schüchterne Mädchen vor seiner Heftigkeit verstummte, faßte er es als Schuldbewußtsein auf und sparte nicht mit wilden Spottreden. Dagegen hatte das Mädchen nur eine einzige Waffe, das Lachen, und nun glaubte sich Waiblinger in der Tat auf das schmählichste hintergangen. Er paßte auf und sah richtig Wilhelminchen

mit seinem Rivalen zusammen aus dem düstern Gewölbe des Schulhauses hervorkommen. Er stürzte auf das Paar zu, das Mädchen ergriff die Flucht, dem viel älteren Gegner gegenüber aber mußte er unter dem zischenden Geschrei der zuschauenden Knaben den Rückzug antreten. Daheim, wo er sich schon vorgenommen hatte, die „treulose Dirne" doch noch zu züchtigen, stieß er auf den Vater, der ihm mit einem seiner Liebesbriefchen in der Hand eine gewaltige Strafpredigt hielt. Waiblinger, der an Wilhelminens allseitiger Verräterei kaum mehr zweifeln konnte, biß nachts in sein Bettkissen bei dem Gedanken, daß er sein Opfer noch nicht in den Krallen habe. Am folgenden Abend lauerte er ihr wieder auf, bis er sie endlich kommen sah. Alle Furien trieben ihn auf sie zu, er hatte schon im Sinne, sie an den Haaren zu Boden zu reißen, als das Mädchen ihn bemerkte, die Straße hinauf und ins Haus hinein rannte. Waiblinger rannte nach und versteckte sich oben in einem Zimmer, von wo er draußen Wilhelminen weinen und der Mutter klagen hörte, wie sie verfolgt werde. Da geschah etwas Fürchterliches. Wilhelminens Vater, der Soldat, kam in angetrunkenem Zustande unter entsetzlichen Flüchen die Treppe heruntergepoltert, um nach seinem Kind zu suchen, von dessen Liebesbriefchen auch er jetzt vernommen hatte. Seines sanften Weibes nicht achtend, das ihn zurückdrängen wollte, ergriff er das wehrlose Geschöpf, und während Waiblingers Eltern zu Hilfe eilten, trat er in blinder Wut bereits sein eigenes Kind mit Füßen. Endlich gelang es, den Rasenden zu halten, man riß ihm das Kind weg und schob es ins erste beste Zimmer. Gerade in das Zimmer, wo Waiblinger gelauscht hatte und nun, längst frei von allen Mordgedanken, nur noch zitterte wie ein Espenlaub. Im Laufe der nächsten Monate erfolgte zwischen den beiden Kindern eine Aussöhnung, indem sie bei einem häuslichen Feste mit einander ins Dunkel entwischten, sich um den Hals sanken und versprachen, alles zu vergessen und einander fortan immer gut zu bleiben. Bald darauf verließ die Familie Stuttgart.

Nach Jahren kam Waiblinger zufällig an den Ort, wo die Jugendgeliebte wohnte, und traf dabei ihren Vater, der als ein ebenso jovialer wie roher Mann ihn zu Tisch lud. Das ehemalige Wilhelminchen trat herein, jetzt eine schön herangewachsene Jungfrau. Da rief der alte Soldat seiner Tochter zu: „Kennst du diesen Herrn noch, und weißt du, wie ihr euch einst so lieb hattet?" Das Mädchen wurde rot, ging hinaus und kam nicht zum Essen. Waib-

linger aber hatte in den wenigen Minuten ihres Zusammenseins ihre stille, hohe Jungfräulichkeit als etwas Fremdes, Unnahbares empfunden. Er sollte sie nicht mehr sehen, denn erst wieder viele Jahre später, als er sich in seiner wildesten Zeit befand, drang noch einmal ihr Name an sein Ohr und damit verbunden die Nachricht, daß sie gestorben sei.

Er hatte sein Wilhelminchen nie vergessen gehabt, und es macht einen ungemein rührenden Eindruck, wenn sich in den Tagebüchern des Gymnasiasten zwischen Gedanken über die tiefsten Probleme der Welt und des Menschenlebens Seiten finden, die, wie als ein süßer Trost für den Schreiber selbst, in die Kinderzeit zurückführen.[2]

Das ist die Geschichte von Waiblingers erster Liebe. Sie zeigt bei dem zehnjährigen Knaben Leidenschaften im Keime, wie sie sonst diesem Alter gewöhnlich nicht eigen sind. Es verrät sich eine Frühreife, die uns Waiblingers von jetzt an in einem immer schnelleren Tempo vor sich gehende geistige Entwicklung begreiflich macht.

Bereits wurde erwähnt, einen wie großen Einfluß auf seine Phantasie die bloße Nennung, die bloße Idee des Theaters ausübte. Nun war der Knabe von einem Onkel ins Schauspielhaus geführt worden, hatte Schillers „Wilhelm Tell" gesehen, wobei ihn in der Titelrolle der herrliche, gerade in seiner Jugendblüte stehende Eßlair zu höchster Bewunderung hingerissen. Die Erinnerung an diese Vorstellung sollte ihm für sein ganzes Leben bleiben und ihm in spätern Jahren als preiswürdigsten Lorbeer des Dichters den auf der Bühne errungenen erscheinen lassen. Jetzt aber nahm vorderhand sein ganzes Zeichnen und Malen eine einzige theatralische Richtung, und, was noch mehr ist, er stellte sich, wie er einst pappene Heere gefertigt, selbst ein pappenes Theater her. Er hatte einmal die Oper „Achill" gehört und gesehen, die romantische Behandlung des Stoffes aber als eine „gräßliche Versündigung" am Homer empfunden, und unternahm es nun, einen bessern Achilles als Schauspiel in zehn Akten aufzuführen und zwar als Improvisation, indem er nur den Plan aufschrieb, im übrigen sich der Eingebung des Augenblickes überließ. Oft sprach er dabei unbewußt in Jamben, weil er den Klang derselben vom Theater her, welches er nun oft besuchte, nicht aus dem Ohre bringen konnte. Bei den Vorstellungen mußten ihm zwei seiner intelligentesten Kameraden die Figuren bewegen, er selbst aber sprach sämtliche Rollen mit verstellter Stimme. Kleine Zwischenfälle, wie daß etwa eine Figur aus dem Draht fiel und er genötigt war, mit

seiner Riesenhand in das Liliput-Theater hineinzugreifen, oder daß gar ein Zuschauer selbst ein in Ohnmacht gefallenes Frauenzimmer wieder aufrichten wollte, brachten ihn in seinem Eifer leicht in helle Verzweiflung. Nach Beendigung einer solchen Vorstellung, die meist Sonntags vor Kameraden stattfand, war er regelmäßig vom Deklamieren und Improvisieren ganz erschöpft, und wenn dann gar die Mutter sich verlauten ließ, daß sein Publikum wieder einen bedeutenden Teil der Straße an den Schuhen hereingeschleppt habe, so nannte er das bitter gekränkt „mit Gewalt ein himmlisches Vergnügen zum Schmutz herabziehen". Das Repertoire seines Theaters gewann nichtsdestoweniger mit jeder Woche an Umfang, und zuletzt konnte er an die dreißig Lust-, Schau- und Trauerspiele aufführen, ja sogar einige Opern, die freilich gesprochen wurden.

Durch das Theater offenbarten sich Waiblinger die großen deutschen Dichter zuerst. Er gewann von der Bühne herab den unmittelbaren, mächtigen Eindruck, dann las und studierte er sie. Namentlich hielt er sich, wie fast alle Menschen, anfänglich ganz an Schiller.

Auf ihn, der selbst noch nicht wußte, wo aus und ein, mußte dieser nie beruhigte Geist in seinem großartigen Ringen und Fortschreiten aus den Ab- und Irrwegen des Genies, worin sich seine ersten dramatischen Schöpfungen herumtreiben, bis zur Erfassung reiner Kunstschönheit, die er in seinen spätern Werken erreicht, wie auch das Prachtvolle und Glänzende seiner Sprache einen unermeßlichen Eindruck machen. Außerdem ist der Jugend, die da, wo sie höher empfindet, zugleich immer in einem Traum lebt, die abstrakte Idealwelt dieses dichterischen genialen Denkers weit imponierender und poetischer, als jene allergesundeste und vollkommenste Poesie, mit welcher sich der sichere, beruhigtere Geist Goethes in Leben, Wirklichkeit und Erfahrung bewegt. Bekam Waiblinger je einmal etwas von diesem Dichter in die Hände, so fand er keinen Geschmack daran, da es ihm zu einfach und zu „natürlich" war. Ja, er glaubte, solche Gedichte, wie Goethe sie geschrieben, könne schließlich jeder machen, und ahnte nicht, daß er mit diesem Urteil den ersten und vorzüglichsten Beweis für ihren rein poetischen Wert aussprach. Meinte er doch selbst auch, es dürfte nichts Schweres sein, so eine Rhapsodie zu singen, wie Homer, der ja immer nur das Nächste und Simpelste vorbringe, gar keinen Schmuck habe, sondern herausrede, wie man eben reden müsse, „wenn man das Maul auftue". Da war es doch ganz anders bei Schiller, dessen erhabene Diktion einen immer

in überirdische Sphären entführte, und weil dem elfjährigen Waiblinger mit seiner nie rastenden Phantasie dies als ein wesentliches Merkmal der echten Dichtkunst erschien, so mußte er notwendig Schiller als den größten Poeten ansehen.

In einem Alter also, wo unsere heutige Jugend noch kaum die Namen eines Homer und Schiller kennt, hatte sich Waiblinger bereits auf das Gründlichste in die Hauptwerke dieser beiden Dichter vertieft und, um nicht zu sagen ihren Gehalt, so doch ihren Inhalt sich völlig zu eigen gemacht. Schon die Liebe zu Wilhelminchen hatte ihn auch selbst Verse schreiben lassen, und hier möge nun das älteste poetische Blättchen, das sich erhalten hat, Platz finden. Es ist ein zum Geburtstag des Vaters geschriebener

Glückwunsch.

Nimm den reinsten Dank, den besten Segen,
Heut als Zoll des treuen Herzens an,
Glück und Freude strahle Dir entgegen,
Und ein Blumenpfad sei Deine Bahn.
Ewig dankbar schlägt mein Herz für Dich,
Sei beglückt und liebe ferner mich.
Dein treuer Sohn
Friedrich Wilhelm Waiblinger.

Das niedliche Gedichtchen, mit hübsch gemalten Rosenzweigen umgeben, hat gewiß den Eltern als ein Beweis für die Beschäftigung ihres aufgeweckten Sohnes mit den schönen Künsten nicht wenig Freude bereitet, ohne daß sie jedoch darin die ersten Anzeichen eines Talentes, das später einmal gebieterisch nach Anerkennung verlangen sollte, weder erkannt hätten, noch hätten erkennen wollen.

In jener Zeit wurde Waiblinger zum Geistlichen bestimmt. Er war nicht gerade sehr erfreut darüber, wenn auch nur aus dem Grunde, weil er jetzt noch Griechisch und Hebräisch lernen mußte, während er noch nicht einmal das Latein sich einigermaßen hatte zu eigen machen können. Indes war er jetzt immer unter den Mittelmäßigen, nie mehr unter den Schlechten, überhaupt hatte sich mit der Zeit, was Waiblingers Stellung in der Schule anbetrifft, ein ganz bestimmtes Verhältnis herausgebildet. Was ihm gleichgültig war, wie das Latein, darin leistete er nichts oder wenig, wo hingegen sein Interesse erregt wurde oder wo er selbständig arbeiten konnte, wie in den Realien und im Aufsatz, da war er unter den Ersten, wenn nicht gar der Beste von allen.

Die Geographie war immer noch sein Lieblingsfach. Er las alle Reisebeschreibungen, deren er habhaft werden konnte, mit einem nie ermüdenden Wissensdrang und, wie denn immer bei ihm der rezeptiven Tätigkeit die produktive, zum wenigsten die reproduktive, zur Seite gehen mußte, so zeichnete er eine Menge Landkarten. Selbst Alt-Griechenland wußte er nach seinen unzähligen kleinen Staaten einzuteilen und erhielt darob viele gute Worte. Worin er sich aber ganz besonders auszeichnete, war das Schönschreiben, eine Kunst, die er so in seiner Gewalt hatte, daß ihm der Lehrer, wenn er auch die schlechteste lateinische Arbeit lieferte, oftmals bloß wegen der hübschen Handschrift die Strafe erließ. Einen Stein im Brett, wie man so zu sagen pflegt, hatte er übrigens auch noch in der Geschichte, die ihn begreiflicherweise aufs höchste interessierte, war doch hier der Boden, auf dem die große Poesie von jeher gewachsen ist. Hauptsächlich versenkte er sich in die Römische Historie, deren mythische Anfänge mit den ersten Jahrhunderten ächt römischer Kraft und Tugend ihm besonders zusagten. Von den neueren Jahrhunderten erfuhr er noch wenig außer der Entdeckung Amerikas und der ihn mehr als alles andere begeisternden Reformation. In der Bibel las er fleißig und war sehr genau in Glaubenspunkten. Eine neue Welt, in die er schon aufs beste von Homer eingeführt worden, wurde ihm durch die heidnische Götterlehre eröffnet. Dabei erblickte er im französischen Telemach das ekelhafteste und widrigste Buch, indem er eine solche Behandlung der Antike als eine unverzeihliche Versündigung am ganzen Altertum empfand. Es ist dies eine mehr als knabenhafte Entrüstung, denn später noch, in reiferen Jahren, sprach er sich aufs schärfste gegen Wieland aus.

Für die Geschichte, die sich eben in der Gegenwart um ihn her im größten Stile vollzog, hatte er gleichfalls ein lebhaftes Auge. Die Kriege Napoleons erweckten in ihm feurige Anteilnahme, er kannte alle Helden und Schlachten, alle Feldzüge und Kampagnen und sah mit Ehrfurcht den großen Mann an, als er in die Gegend kam. Im Grunde aber war er doch gegen ihn, erblickte in ihm einen gottlosen Tyrannen und freute sich, wenn er verlor.

So wurde dem jungen Geiste Waiblingers sowohl durch den Eifer, mit dem er die ihm zusagenden Studien betrieb, als auch durch die gewaltigen politischen Ereignisse, die sich von selbst in seinen Gesichtskreis drängten, eine mehr als reiche Nahrung zugeführt, und man sollte denken, daß sein Dasein in der Verarbeitung des über-

großen Stoffes restlos aufgegangen wäre. Es ist dies aber nicht der Fall, vielmehr wurzelte in seiner jetzt schon im Verhältnis ungewöhnlich ausgeprägten Persönlichkeit eine glühende Sehnsucht gerade nach dem Persönlichen, dem Individuellen. Wie seine gesamte Entwicklung nicht langsam sich vollzog, sondern in leidenschaftlichen Anläufen sprungweise vorrückte, so ließ auch sein vulkanisches Innenleben nichts ruhig ausreifen, sondern drängte gleich zur Äußerung. Diese war ihm ein unwiderstehliches Bedürfnis, eine Art Selbstgenuß, und so suchte er denn unablässig nach dem Wesen, dem er sich öffnen konnte. Da die gegenseitige Ergänzung das essentielle Wesen der Liebe überhaupt ist, in welcher Weise sie auch auftreten möge, so läßt sich begreifen, daß, hatte sich Waiblinger schon von einem dumpfen Drang zu jenem Mädchen hingetrieben gefühlt, er jetzt, bei entwickelteren Geisteskräften, sich um so leidenschaftlicher dem Freundschaftsgefühl hingeben mußte, welches auch in seinen tiefsten Tiefen einem jugendlichen Alter zugänglich ist. Hiebei wollte er, wie gesagt, kein koordiniertes Verhältnis, sondern ihn verlangte nur nach dem zu seinem eigenen positiven Pol zugehörigen negativen. Es lag also schon in der Bedeutung, die die Freundschaft für seine Natur hatte, daß er dem Freund eine selbständige Individualität weder zugestehen konnte noch wollte. Dieser Mangel an der nötigen Selbstbeschränkung, der Umstand, daß seine übermäßig entwickelte Persönlichkeit „keine andern Götter" neben sich ertrug, hatten immer zerstörende Folgen. Entweder ergab sich der Freund, dann war die für Waiblinger eben gewollte und als Ergänzung empfundene Spannung verschwunden, oder aber der Tyrannisierte besann sich und raffte sich auf, und dann fand ein gewaltsamer Bruch statt.

Dies ist die psychologische Zergliederung eines Vorganges, den wir in Waiblingers späterem Leben noch unzählige Male sich wiederholen sehen werden und für dessen typische Geltung wir schon in den Jugendjahren symptomatische Beispiele in Menge finden.

Waiblinger hatte mit zwölf Jahren eine bereits nach Dutzenden zählende Schar „Freunde" gehabt. Darunter befanden sich auch edle, wohlgezogene und gutherzige Kinder. Aber es war ihnen nicht zu verdenken, wenn sie sich über kurz oder lang nach Freiheit sehnten. Taten oder anerkannten sie nicht immer, was er wollte, so warf er ihnen vor, daß sie ihn nicht liebten, wurde sehr unartig, tobte und drohte. Freilich, stellte er auf diese Weise hohe Anforderungen, so war er wieder seinerseits seinen Freunden in einem solchen Grade

zugetan, daß er oft Schläge aushielt, um nur einen nicht verraten zu müssen. Derjenige, den er einmal zu seinem Liebling erkoren, war für ihn der erste und letzte Gedanke des Tages, er konnte nichts ohne ihn genießen, er mußte mit ihm essen und trinken, und machten ihm seine Eltern ein Vergnügen, so nahm er es nicht an, bis auch der geliebte Knabe daran teilnehmen durfte. War der Freund nicht um ihn, so mußte Waiblinger doch von ihm sprechen und hob ihn dann in alle Himmel, indem er versicherte, jetzt endlich den trefflichsten und gutmütigsten Menschen gefunden zu haben. Seine Mutter machte ihn dann wohl darauf aufmerksam, daß er das auch bei den andern gesagt habe, doch er schob alle Schuld jenen allein zu. Nicht selten lösten sich diese Freundschaftsverhältnisse auf eine dramatische Weise, es kam vor, daß Waiblinger zum Abschied Prügel austeilte. Einmal erhielt er dafür Gegenprügel vom Vater seines ehemaligen Freundes, einem Hofrat, der ihm die halbe Königsstraße hinunter nachrannte. Nachdem aber Waiblinger ein paar unvergeßliche Ohrfeigen eingesteckt hatte, machte er Front und schrie den Verblüfften mit lauter Stimme vor dem zusammengelaufenen Pöbel also an: „Du grober Mensch, es ist keine Kunst, einen Buben zu schlagen, wenn man schon ein so alter Lümmel ist wie Du und sich nicht schämt, einem nachzulaufen wie ein Küfergeselle! Warte nur und sieh zu, ob ich dich nicht mit Steinen totwerfe und deinen verdammten Buben mit dir, du schmählicher Kanzleipudel du!“ Einem Perrückenmacher aus dem Volke erzählte er hierauf sein Mißgeschick haarklein und war entzückt, als ihm dieser seine Teilnahme bezeugte, besonders aber, weil er ihm versprach, morgen schon müsse die ganze Stadt von dem Vorfall wissen.

Waiblinger fühlte wie immer nach solchen Trennungen eine unglückselige Lücke in seinem Leben. Da lernte er einen allerliebsten Knaben, von blonden Haaren und äußerst einnehmendem Wesen, kennen, dessen er sich auch später noch erinnerte. Es war der Sohn einer armen Pfarrerswitwe. Da Waiblinger glaubte, daß dieser nun wirklich und wahrhaftig einmal für ihn passe, so eröffnete er einen wahren Kriegszug, um seine Zuneigung zu gewinnen. Er war ihm gefällig, beschenkte ihn aufs reichlichste mit „Gemälden“ und Zeichnungen, und alles, was er hatte, stand ihm zur Verfügung. Auch lud er ihn zu sich ein, veranlaßte ihn, seine Besuche zu wiederholen, und schließlich stieg seine Neigung so hoch, daß er vor Aufregung nicht mehr schlafen konnte, ohne beständig von ihm zu träumen,

des Tags aber alle seine gewohnten Beschäftigungen liegen ließ und nur noch von einer einzigen brennenden Leidenschaft für den schönen Knaben erfüllt war. Sie wurde gesteigert, als er zu seinem blutigen Schmerze bemerkte, daß dem vollkommenen Besitze des Lieblings große Hindernisse im Wege standen, da jener einen Freund hatte, an dem er sehr zu hangen schien. Dieser Rivale mußte beseitigt werden. Waiblinger bestürmte seine Mutter, bis sie den zu gewinnenden Freund zum Essen einlud, und dazu nur die, welche ihm gefielen. Der Gesellschaft gab er dann eine glänzende Vorstellung auf dem Puppentheater. So und durch Sonntags-Spaziergänge an Vergnügungsorte, wohin der Knabe mitgenommen wurde, und zuletzt noch durch eine feierliche Beschwörung, erpreßte Waiblinger mit vieler Mühe das Versprechen von seinem angebeteten Liebling, mit jenem Andern nicht mehr so oft zu gehen, aber weiter auch nichts. Er war in Verzweiflung. Bald dachte er daran, den Widerspenstigen aufgeben zu wollen, und setzte ihn zu diesem Zwecke sich selbst herab, wo er nur konnte, aber der Brand war schon zu groß, er mußte den teuren Jungen allein besitzen und sollte er sein Leben dabei wagen. Die letzten Mittel wurden nun versucht. Waiblinger stellte sich gekränkt, verstört, floh den Freund, um ihn an sich zu ziehen. Konnte er aber seiner habhaft werden, oder besuchte der Knabe ihn selbst, so fiel er mit seiner flammenden Gewalt über ihn her, und auf diese Weise gelang es ihm endlich, ihn einmal ganz mit sich fortzureißen und ihn zu bewegen, den andern zu verlassen und ihm allein ausschließliche Freundschaft und ewige Treue zu schwören. Nun hütete Waiblinger den Knaben, der ihm so unendliche Anstrengungen und verzweiflungsvolle Kämpfe gekostet, aufs argwöhnischste. Hundertmal überraschte er ihn zu Hause, wenn er sicher war, nicht erwartet zu werden, forderte Rechenschaft von jeder Stunde, die er fern von ihm zugebracht, ja, bewachte ihn selbst in der Schule. Täglich ereigneten sich Eifersuchtsszenen, und als einmal gar eine Verwandte mit ihrem Sohne in das Haus des Geliebten auf Besuch kam und die beiden Knaben doch wahrlich keinen Grund hatten, anders als freundschaftlich miteinander zu verkehren, erduldete Waiblinger Höllenqualen. Alle von dem Freunde vorgebrachten Gründe halfen nichts, er erblickte darin nur eine Folge seiner Kälte. Er lauerte jetzt sogar auf seine Blicke und wurde schon unruhig, wenn sie nicht oft und mit Hingebung auf ihm ruhten. Hörte sich Waiblinger einmal durch Zufall bei seinem Geschlechtsnamen genannt,

statt beim Vornamen, so war es ein Dolchstich für ihn. Unaufhörlich quälte er den Freund mit Vorwürfen aller Art. Vor allem wünschte er ihn feuriger, ohne zu bedenken, daß die Äußerung heftiger Gefühle seiner stilleren Natur nicht gegeben war. Er selbst fühlte oft Wonneschauer und träumte sich in Elysium, wenn er abends mit seinem Liebling Hand in Hand unter grünen Bäumen einsam umherwandelte. Unzählige Male hätte er ihm um den Hals fallen mögen, wenn ihn nicht eine unbezwingliche Scheu, eine fast verschämte Schüchternheit zurückgehalten hätte. Aber die nach dieser Richtung hin unterdrückte Leidenschaft trieb dafür Waiblinger, von dem Freunde immer größere und stärkere Beweise seiner Ergebenheit zu verlangen. Schließlich ging er bis zur Grausamkeit. Beide hatten Steinsammlungen, und in des Freundes Sammlung war eine große, schöne Muschel, die von ihm besonders wert gehalten wurde. Diese verlangte Waiblinger. Er saß mit dem Freund einen Nachmittag lang auf dem Rasen und bestürmte ihn mit Bitten, Versprechungen, Beschwörungen. Endlich gab der arme Junge nach, und seiner herrlichen Muschel, die zudem noch ein Geschenk war, entsagend, rief er: „Sie ist dein!" Nun geberdete sich Waiblinger wie außer sich vor Entzücken. Dieser Beweis genügte ihm, er nahm die Muschel nicht an, obschon der Freund ebenso hochherzig darauf bestehen wollte, und sie wanderten beide voll Freude und Lust nach Hause. Damit aber war, ohne daß Waiblinger es merkte, der Reiz des Verhältnisses erloschen, und eine gemäßigtere Zuneigung ging zuletzt in eine bloße, immer mehr der Gleichgültigkeit sich nähernde Sympathie über. Neun Jahre nachher trafen sie sich wieder, und mit Schmerz mußte Waiblinger sehen, wie sein Freund durch und durch vom Universitätsleben verdorben worden war. Einmal in einem kurzen Gespräch erwähnte der auf Abwege Geratene der alten Zeit und gestand Waiblinger, daß die mit ihm verlebte Zeit die schönste und reinste seines Lebens gewesen sei und er bis zu dieser Stunde die von ihm empfangenen Briefe als einen Schatz aufbewahre.[3]

Werfen wir einen kurzen Blick zurück, so sehen wir schon jetzt, daß bei Waiblinger, mochte er als siebenjähriger Knabe seine Kameraden mit sich in seine selbstgeschaffene Phantasiewelt hinauflocken, oder mochte er als zwölfjähriger einen Altersgenossen zu seinem Freundschaftsideal entflammen, jene innerste, geheimnisvolle, unwiderstehlich bannende Gefühlskraft es war, womit er unmittelbar wirkte. Wo er hinkam, zu wem er in Berührung trat, immer war er ein

fremdes, seltsam leuchtendes Meteor, dessen Glanz den andern entweder völlig neue Welten entdeckte oder doch die gewöhnliche von neuen Seiten zeigte, und da in seiner noch durch keine düstern Daseinsfragen oder bittere Lebensenttäuschungen verdorbenen Kindheit sein ganzes Wesen nur auf das Gute und Schöne gerichtet war und einzig die Heftigkeit, mit der dies geschah, ihm zum Fehler angerechnet werden konnte, so ist es leicht begreiflich, wenn er auf seine Umgebung einen ungewöhnlichen Einfluß ausübte. Mancher hat sich wohl noch nach Jahren des wunderbaren Lichtes erinnert, das einmal in der Jugend in sein dunkles Leben gezündet. Aber während die vielen andern in ihrer Dumpfheit sicher den vorgezeichneten Pfad dahinschritten, sollte der, der dieses Licht besaß, von ihm zu allerlei Irrsprüngen verleitet werden und zuletzt, an ihm sich aufzehrend, zu Grunde gehen.

Nicht alle Freundschaftsbündnisse waren so ideal wie das geschilderte. Auf die Periode allzu einseitiger geistiger Entwicklung folgte bald eine ins andere Extrem führende, nichtsdestoweniger aber gesunde Reaktion, zumal Waiblinger in jene Jahre trat, die man auch bei andern Knaben gemeiniglich als Flegeljahre zu bezeichnen pflegt. Er geriet unter die mutwilligsten Buben, durchstrich mit Wonne in Gesellschaft der jungen Taugenichtse die Stadt, um die Leute zu necken und zum Besten zu halten, und wie er denn alles, was er tat, gleich mit einer leidenschaftlichen Energie betrieb, so war er bald einer der Verwegensten. Er fing Mäuse und richtete mit diesen Tierchen allerlei Schabernack an. Z. B. ging er in einen Laden, wo eine schöne Seifensiederin ihre Ware verkaufte, brachte ihr in einem Paket angeblich etwas, was man zu Hause nicht brauchen könne, zurück und wollte sich dann halb tot lachen, als das Mädchen, wie die Maus herausſprang, fast in Ohnmacht sank. Oder er ging zu einem Kaufmann, der Farben und Kinderbilder feil hatte, sah alles an, ohne nur das geringste zu kaufen, wobei er ihm im Gegenteil noch eine seiner Mäuse in eine Schublade voll Reis hineinpraktizierte. Auch in den Wirtshäusern richtete er mit seinen Genossen viel Unfug an: so gelang es ihm einmal, einem alten Kanzleiherrn, der noch das Kostüm des vorigen Jahrhunderts trug, einen Hornschröter an seinem langen Zopf zu befestigen. Ein schon schwierigeres, dafür um so mehr Genuß gewährendes Unternehmen war es, wenn es der Bande mit vereinigten Kräften gelang, auf dem Markte einigen Bauernweibern ihre natürlichen Zöpfe zusammen zu binden. Sie

gingen ferner zu Schneidern und Schuhmachern, bestellten sie in allerlei Familien, oder riefen den Rasierer zu einem ihrer Lehrer, der keinen Bart, die Hebamme zu einer Frau, die keine Kinder hatte. Da einer aus der edlen Gesellschaft der Sohn eines Schauspielers war, so fanden sie auch Gelegenheit, auf der Bühne aufzutreten, wo Waiblinger einmal in der „Zauberflöte" die Hinterpfoten eines Löwen darstellte. Des Nachts durchstrichen sie die Stadt, schellten an den Häusern und warfen Erbsen an die Fenster. Bei all diesen Unarten kam Waiblinger mit seinen Kameraden merkwürdigerweise immer ungestraft durch. Erst als die verschiedenen Abteilungen des Gymnasiums mit einander in Krieg gerieten und sich an einsamen Plätzen vor der Stadt Schlachten lieferten, wurde er bei dieser Gelegenheit einmal derart ausgeprügelt, daß er von der Stunde an allen und jeden Geschmack an diesem Treiben verlor.

Selbst in dieser stürmischen Zeit hatte Waiblinger seinen Fixstern. Wieder war es ein weibliches Wesen, aber da das Alter der kindlichen Unbefangenheit vorüber war, so kam das Verhältnis diesmal nicht über eine scheue Verehrung von ferne hinaus. Bei einem Maienfest unter den schattigen Linden, wo es gefeiert wurde, hatte Waiblinger das sanfte blasse Mädchen in seinem weißen Kleid und dem rosafarbenen Halstuch zum ersten Mal gesehen. Die Jungfrau war ernsten Charakters, still und kränklich und nahm keinen Anteil an den Spielen ihrer Freundinnen. Waiblinger fühlte sich, so oft er nur das liebe Kind sah, sonderbar magisch angezogen. Nicht selten lagen Monate zwischen den einzelnen Begegnungen. Aber für ihn, der nie ein Wort mit dem angebeteten Wesen wechselte, waren die Tage, wo es ihm in seiner besänftigenden Holdseligkeit erschien, unvergeßliche Festtage.

Die erste Flegelperiode ging so vorüber. Waiblinger befand sich eben wieder in der besten Gesellschaft und hatte abermals einen Freund. Da wurde im Jahre 1817 durch die Umwälzung der bisherigen Staatseinrichtung der Vater nach Reutlingen versetzt.

2. Leben in Reutlingen.

(1817 –1819.)

Es war ein harter Schlag für Waiblinger. Jetzt, da er in seinem dreizehnten Altersjahr stand, wo er all das, was eine große Stadt wie Stuttgart einem aufstrebenden Geiste bieten konnte, eben erst recht in sich aufzunehmen angefangen hatte, jetzt mußte er den Ort, an dem er seine Kindheit verlebt, mußte seinen Freund und, wie sein Vater es haben wollte, sogar sein mittlerweile auf den Gipfel der Vollkommenheit gestiegenes Theater verlassen. Aus der fein gesitteten Atmosphäre der Residenz gelangte er in die alte Reichsstadt mit ihrem Philisterton.

Die Knaben, die er daselbst antraf, konnte er gar nicht nach seinem Sinn finden. Waren sie dem Schulhaus entronnen, so trieben sie sich auf der Gasse umher, was zwar Waiblinger noch vor kurzem in ausgibigem Maße auch getan, dabei sich aber gleichwohl den Sinn für das Geistige gewahrt hatte. Von all den Genüssen und Privatbeschäftigungen des Theaters, der Poesie, der Malerei, hatten sie keinen Begriff, und sich zu ihnen herunterzulassen, schien Waiblinger seine Würde nicht zu erlauben; den Unterschied, der ihm unangenehm fühlbar war, befestigte er im Gegenteil noch.

Da traf er mit einem jungen Baron zusammen, Karl v. Gemmingen, der ebenfalls dahin verschlagen worden war. Anfänglich hielt sich Waiblinger zwar zurück, da das vornehme Herrchen sich sehr exklusiv benahm, wenig sprach und, wenn es geschah, nur von Reiten, Fahren und Mädchen zu schwatzen wußte. Allein mit der Zeit erwiesen sich der Herr Baron und einige andere junge Leute doch als die noch am meisten annehmbare Gesellschaft, und bald lebte Waiblinger mit ihnen auf vertrautem Fuße, ja, die Freundschaft ging zuletzt bis zur bewußten Bildung einer Partei gegen die Reutlinger Knaben.

Diese, wenn auch aus roherem Holze geschnitzt, hatten doch anfänglich die Superiorität Waiblingers und seiner gebildeteren Kameraden anerkannt und es aus einer gewissen angeborenen Gutmütigkeit an allerlei Gefälligkeiten nicht fehlen lassen. Als sie jedoch sahen, wie jene sich zu fühlen begannen, besonders aber, als der Rektor des Gymnasiums, aus Freude über die geistig etwas stärkern Schüler, sie mit mehr Rücksicht behandelte, da schlug die Stimmung nur zu bald um, und die Zuvorkommenheit verwandelte sich in Haß und

Wut. Verbessert wurde das Verhältnis auch nicht gerade durch die beständigen Klagen Waiblingers und seiner Genossen über den Aufenthalt in dieser Reichsstadt, die so langweilig, unbequem und geschmacklos sei.

Aber auch der Umgang mit dem jungen Baron war für Waiblinger eigentlich nur ein Notbehelf. Seiner innern Natur entsprach da nichts, kam nichts entgegen. Niemand hatte selbst in diesen Kreisen wirkliches Interesse für Kunst und Literatur, und deshalb, da Waiblinger zum Produzieren immer der Teilnahme eines Zweiten bedurfte, die dann seine Ideen wie warmer Sonnenschein zur Reife brachte, erlahmte seine produktive Tätigkeit völlig, er steckte das Zeichnen und Malen auf und konzentrierte sich nun ganz von selbst auf die Schule, wo ihn bei den gegenwärtigen Verhältnissen allein noch das seinem Wesen nötige geistige Milieu umgab. Was ihn aber besonders zur Arbeit antrieb, war, daß er im Rektor des Reutlinger Gymnasiums, Professor Gayler, einen Lehrer gefunden hatte, der ihn zu packen verstand, schon allein indem er ihm große Aufmerksamkeit erwies, wodurch sich Waiblinger geschmeichelt und von dem ihm bisher so lästigen tyrannischen Schuldrucke frei fühlte. Jetzt, da ihn niemand mehr feindselig anstachelte und man ihm im Gegenteil mit einer gewissen Liebe entgegenkam, erwachte in ihm bei der Lektion des Cäsar, Sallust und Vergil ganz unwillkürlich der Wunsch, endlich einmal wirklich Latein zu lernen. Bald hatte er sich das Fehlende angeeignet, so daß er seinen Mitschülern nicht mehr nachstand, und am Griechischen bekam er plötzlich eine solche Freude, daß er allen vorauseilte und der Rektor ihm nebst dem Sohne des Dekans besondern Unterricht zu geben sich genötigt sah. Das Übersetzen ging täglich besser, und da Waiblinger die homerischen Hymnen gar in Verse übertrug, so mußte er sie in der Schule vorlesen, was natürlich den Neid der andern aufs neue erregte. Der Rektor, der an seinem begabten Schüler lebhaftes Interesse gewonnen, lenkte schließlich auch seine Privatstudien, versorgte ihn mit guten Büchern und erlaubte ihm, täglich in den Abendstunden auf seinem Zimmer zu arbeiten.

Das intime Verhältnis zeigte sich auch immer mehr in der Schule. In der Erklärung des Vergil durfte Waiblinger alle schweren Stellen kommentieren, und der Rektor machte für ihn besondere ästhetische Anmerkungen, „disputierte wie Cicero mit ihm über die vier Kardinal-

tugenden", und in der Bibel fragte er ihn zuerst um seine Ansicht und Auslegung.

Dies alles machte Waiblinger nach und nach Allen gründlich verhaßt, und es fehlte nur noch eins, um den Ingrimm aufs höchste zu steigern. Seine so sehr zur Produktion angelegte Natur hatte nämlich nach dem kurzen, durch die Veränderung der äußern Verhältnisse hervorgerufenen Stillstand für den ihr innewohnenden Schaffenstrieb einen neuen und endgiltigen Ausweg gefunden. Wie er vorher, was ihm über den Weg lief, gezeichnet und gemalt hatte, so fing er nun mit allen Leibeskräften an, Verse zu machen, und da der Rektor diese mit ihm sorgfältig durchging und ihm Verstöße gegen Metrum, Geschmack und Logik zeigte, so empörte das die ungezogenen reichsstädtischen Burschе über die Maßen. Sie machten Waiblinger das Leben so sauer, daß er oft lieber „im tiefsten Höllenpfuhl" gelebt hätte, hängten ihm Übernamen an, verhöhnten ihn und taten alles, ihn wütend zu machen. In der Tat hätte Waiblinger oft nicht übel Lust gehabt, einen nach dem andern ans Kreuz zu nageln, aber da er gegen so viele und eng verbundene Feinde nichts ausrichten konnte, so versuchte er sich aufs empfindlichste durch Kälte und Verachtung an ihnen zu rächen. Er sah mit den übermütigsten Augen auf sie herab, lachte ihrer Drohungen, ihres Spottes, ihrer Galle, ihrer Wut, ging gemächlich mit dem Rektor an ihnen vorüber und band mit ihm geflissentlich in ihrer Gegenwart Unterredungen an, die sie reizen mußten, weil sie nicht imstande gewesen wären, sie zu führen. Auch verkehrte er immer ausschließlicher mit seinem Baron, einigen ältern und gesetzten jungen Menschen und machte endlich eine Satire auf seine Feinde, worin er sie als alltägliches Vieh darstellte, wie es der Hirt zum Tor hinaustreibt, und überdies jeden nach seiner besondern Eigentümlichkeit als Ochsen, Esel oder Schaf charakterisierte. Das war freilich sehr grob, es tat aber noch eine gröbere Wirkung. Als Waiblinger eines Abends aus dem Hause des Rektors kam, wo er eben für ein Gedicht auf Golgatha im Sapphischen Metrum sehr gelobt worden war, stand ihm auch sogleich eine Märtyrerszene für sein Zionslied bevor. Denn als er an der finstern gotischen Kirche vorüberging, sprangen aus allen Winkeln die Reutlinger Buben hervor und prügelten ihn schonungslos durch. Dies war gleichsam das erste Honorar, das ihm für seine Lieder ausbezahlt wurde und dazu noch vor dem Eingange eines Domes, in

welchem er acht Jahre später vor einer zahlreichen und neugierigen Gemeinde predigen sollte.

Solche Erfahrungen konnten nur dazu beitragen, daß Waiblinger einerseits sich auf sich selbst zurückzog, anderseits vor allem den Umgang älterer Personen aufsuchte, von denen er keine derartigen Feindseligkeiten zu befürchten hatte. Er schloß sich eng an einen greisen Pfarrherrn an, der, von seiner aufgeweckten Lebhaftigkeit ergötzt, ihn mit Büchern versorgte. Waiblingers Lesewut wuchs immer mehr. Er, der dreizehnjährige Knabe, las die Messiade ganz durch. Doch bewahrte ihn sein bereits an Meisterwerken der Weltliteratur gebildeter Geschmack vor literarischem Schund. In jener Zeit wirkten außer Klopstock besonders noch Salis und Matthisson auf ihn ein. Er lernte ihre Gedichte auswendig und assimilierte sie sich so, daß alsbald seine eigenen poetischen Versuche ganz im Stil der Vorbilder ausfielen. Damals hätte er es für ein unerreichbares Glück gehalten, Matthisson, dessen Dichtungen ihn vor allen andern in so lieblich melodische Träume einwiegten, mit eigenen Augen zu sehen, und er hatte auch nicht die leiseste Ahnung, wie nahe es ihm bevorstand, in persönlichen Verkehr mit diesem Manne zu kommen und sogar Briefe von seiner Hand zu empfangen. Überhaupt war ihm die Poesie bis jetzt noch nichts weiter als die teuerste und angenehmste Beschäftigung, zu der er so unwiderstehlich getrieben wurde, wie früher zur Malerei. Er hatte noch keinen Gedanken vom Drucken und öffentlichen Erscheinen, wenn es auch seinem Ehrgeize wohltuend war, in der Familie und den nächsten Bekanntenkreisen für einen Menschen von Talent, ja, für einen angehenden Dichter gehalten zu werden. Im ganzen aber trugen seine Aussichten und Wünsche beschränkten Charakter: er malte sich das Glück eines Landpredigers mit poetischen Farben aus und hing mit besonderer Neigung an der Phantasie eines lieblichen Weibes, das ihm seine Tage versüßen sollte.

In den lauschigen Abendstunden nämlich, die Waiblinger auf dem Zimmer des Rektors zubrachte, hatte er oft Gelegenheit, dessen reizende Schwägerin anzustaunen, die als eine geborene Französin Deutsch lernte. Er konnte sich dabei so vergessen, daß ihm sein griechisches Buch (in das er schnell hineinguckte, wenn der Rektor sich umwandte) mit seinen kuriosen Lettern oft nur noch wie ein Ameisenhaufen erschien. Sonntags ging er sogar in die Kinderlehre, wo sie zu treffen war, und er wußte einmal kaum mehr, als ihn der Geistliche fragte, daß er ein Christ sei. Er ließ es diesmal nicht bei

ruhiger Verehrung aus der Ferne bewenden, sondern, kecker geworden, entwarf und befolgte er, wie einst bei seinen Freunden, einen regelrechten Kriegsplan zur Gewinnung des Mädchens. Die zuerst versuchten verschiedenen Beweise von Aufmerksamkeit prallten wirkungslos ab. Da klagte Waiblinger sein Leid einem artigen jungen Menschen, dessen Schwestern mit der grausamen Schönen befreundet waren. Diese veranstalteten eines Tages ein kleines Fest, wo es Waiblinger nach so vielen vergeblich in Mondnächten und in der Kinderlehre ausgestoßenen Seufzern endlich gelang, mit der Angebeteten zu reden. Allein so schlau auch die hilfsbereiten Schwestern die Intrigue einzufädeln verstanden, die spröde Französin schien keinen Gefallen an ihm finden zu wollen. Des Abends, als er ihr seine Begleitung anzubieten suchte und noch alles zu gewinnen hoffte, bemerkte sie ihm schnöde, daß sie von der Magd abgeholt werden würde. Nun aber hatte die Französin eine Freundin, die Waiblinger mit nicht geringerer Hartnäckigkeit in ihre eigenen Netze zu ziehen suchte, als dieser dasselbe mit der Schwägerin seines Lehrers zu tun bemüht war. Bei einem Fest, das wenige Tage nachher in Waiblingers Familie gefeiert wurde, kam das verliebte Töchterchen neben ihn zu sitzen. Das Mahl war beendet, die Punschbecher begannen zu kreisen, und Waiblinger, der schon damals die geistigen Getränke mehr als das Wasser liebte, suchte seiner Umgebung zu beweisen, wie sehr er sich aufs Trinken verstehe. Auch seine Nachbarin tat nicht eben scheu und wurde so lustig, daß er fast ein jungfräuliches Räuschchen bei ihr vermuten zu dürfen glaubte. Sie überhäufte ihn mit Schmeicheleien, und er, dem nie die Worte fehlten, machte sie vollends toll. Da forderte man ihn auf, eines seiner Gedichte vorzutragen, und diese Ehre war zu verführerisch für seine Eitelkeit, als daß er nicht nach dem zeremoniellen Sträuben seine Manuskripte hervorgesucht hätte. Das Opus gefiel, wenngleich einige meinten, die Redensarten seien zu gelehrt. Denn damals sang Waiblinger nur von Lunas Sichel, Phöbus' Zauberantlitz, Hymen, Hesperus, Amoretten, Zephyren, Oreaden, Nymphen, Panen, Anadyomene, Amathusia oder dann von Halleluja, Sionitia und Barden.' Den andern aber gefiel dies eben, weil sie nicht alles verstanden, kurz, man lobte den Dichter erträglich und er bekam, was ihm noch über diese Lorbeeren ging, ein frisches Glas Punsch. Unterdessen war die Gesellschaft schon halb in Auflösung begriffen, Waiblinger fand endlich Gelegenheit, seine Nachbarin in ein dunkles Nebenzimmer hineinzuziehen. Doch anstatt ihr die

aufs bestimmteste erwartete Liebeserklärung zu machen, entdeckte er ihr seine Liebe zu ihrer Freundin und beschwor sie, einen Brief, den er ihr in die Hand drückte, an sie zu bestellen. Die Enttäuschte, deren Gesicht glücklicherweise die Finsternis verbarg, versprach es und schien guter Dinge zu sein. Am andern Tag aber richtete sie Waiblinger aus, daß seine Dame gesagt habe, mit einem solchen Milchgesicht, wie er sei, wolle sie nichts zu schaffen haben.

Damit hatte die Sache ein Ende. Waiblinger fühlte sich bitter gekränkt. Denn in seinen Augen war er doch gar nicht so übel, war ein munterer rascher Junge mit blonden Locken, die ihm und andern wohl gefielen. Indessen mochte in der aus Rache gegebenen Antwort doch einige Wahrheit liegen. Waiblinger war von jeher ein zarter Knabe gewesen. Das Leben hinter den Büchern, zu denen er bis jetzt, wie wir gesehen, immer wieder zurückgekehrt war, beförderte seine körperliche Entwicklung nicht, und er mochte sogar von etwas schwächlicher Natur erscheinen.

Auch diesmal, nach der verunglückten Liebesgeschichte, zog er sich zu den Poeten zurück. Überdies gab ihm seine Korrespondenz mit den zurückgebliebenen Stuttgarter Freunden zu tun. Diese schrieben ihm fleißig, wofür er ihnen hin und wieder eine seiner Oden widmete. Ganz besonders mit einem gewissen Braitmayr bestand ein anhaltender Briefwechsel. Dieser war ein wackerer, gutherziger, treuer Kerl, der des Freundes Dichtergenie neidlos bewunderte, freilich das Vulkanische in dessen Natur ganz und gar nicht begriff und deshalb diesen Mangel an Verständnis oft etwas unbeholfen durch äußeres Anstaunen ersetzte. Er selbst war von einer soliden Zufriedenheit mit seinen eigenen Verhältnissen erfüllt, und über die Unannehmlichkeiten half ihm ein gesunder Humor hinweg. Weitern Einfluß auf Waiblinger hatte er keinen, und für alles, was diesen tiefer bewegte, mußte er bei sich selbst Hilfe suchen.

Wieder war es Homer, dessen Einfluß er sich ganz hingab. War der erst neunjährige Knabe durch die Voß'sche Übersetzung in diese sonnige Fabelwelt eingeführt worden, so las nun der dreizehnjährige die Ilias im Original. Es gewährte ihm ein unermeßliches Vergnügen, und er schrieb nach und nach einen ganzen Band von Bemerkungen über die vierundzwanzig Rhapsodien. Bei diesem immer tiefern Eindringen in den Inhalt wie in die Technik des wunderbaren Gedichtes erwachte in ihm allmählich der verwegene Gedanke, selbst ein Epos von ungeheurer Ausdehnung zu schreiben. Ritter-

geschichten, die ihm im Kopf spukten, verwarf er als unächte Fabel und suchte so lange in der griechischen Mythologie, bis er endlich in den Argonauten den rechten Stoff gefunden zu haben glaubte. Nun las er alles, was ihm mit irgend welchem Bezug auf sein Thema in die Hände fiel, er ging auch die Aeneide durch und exzerpierte sich den Gang der Begebenheiten, um daraus die Einrichtung eines Epos kennen zu lernen. Ja, er kam so weit, daß die „Argonauten" bereits exponiert, in zwanzig Gesänge eingeteilt und einige Lieblingsstellen gar in glänzenden Hexametern ausgeführt waren. Es däuchte ihm nicht allzuschwer, den Homer nachzuahmen, eben weil er auch jetzt noch in jenem Glauben stand, daß er der simpelste und kunstloseste aller Dichter sei und man sich nur seiner eigenen Natur zu überlassen brauche, um ähnlich zu dichten. Mochte dies aber auch seine theoretische Überlegung sein, wodurch er sich selbst Mut zu seinem Unternehmen einzuflößen suchte, so schlug doch sein Herz dem Dichter in höchster und zugleich untertänigster Verehrung entgegen. Folgende Verse stammen aus jener Zeit:

„Nein, o göttlicher Sänger, Du bist kein Erdegeborner!
Solche erhabene Frucht sproßt nicht aus irdischer Saat —
Dich entsandten die neun Camönen dem hohen Olympos,
Um dem Menschengeschlecht Gabe der Götter zu sein!"

Aber Waiblinger saß auch jetzt nicht immer hinter den Büchern. Schon in Stuttgart war die Freude am Unsinn einmal stark in ihm aufgeblüht, und auch jetzt wieder kam eine Periode der Reaktion gegenüber dem einseitigen Studieren. Bereits ist über sein gespanntes Verhältnis zu der Reutlinger Jugend berichtet worden. Aus dem Gegensatz der Naturen ging zur Stärkung des angegriffenen Einzelnen alsbald die Bildung einander feindlicher Gesellschaften hervor. Auf der einen Seite standen die „unstudierten" Kaufmannssöhne, fast alle in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren und auf Waiblinger besonders erbittert, weil er, der Schuljunge, die besten und unterhaltendsten Mitglieder, wie den jungen Baron, ihnen weggekapert hatte, auf der andern Seite scharten sich die Gymnasiasten um Waiblinger als ihr Oberhaupt. Dieser war ohnehin schon von einem grimmigen Haß gegen alle plumpe und aufgeblasene Philistrosität erfüllt und lechzte jetzt wie im spätern Leben geradezu darnach, diejenigen, die er verachtete, seine Verachtung auch fühlen zu lassen. Dazu wurde er von den in seinen Augen anmaßenden Kaufmannsbürschchen bei jeder Gelegenheit gereizt, indem sie ihn ein tolles,

ausgesaugtes Versgehirn oder einen Schulfuchs nannten. Nun kam es häufig vor, daß sich die beiden Parteien abends in einer Schenke trafen, wohin Waiblinger heimlich, ohne Wissen seiner Eltern, hinschlich. Bei diesen Gelegenheiten wurde zuweilen ungebührlich gebechert, und einmal gerieten sich die jungen Leute in die Haare. Der Hitzigste der Kaufmannspartei goß Waiblinger ein Glas Bier ins Gesicht, worauf dieser ihm sofort seinen Teller weichgesottene Eier mit solcher Gewalt an den Kopf warf, daß sogar die Nachbarn bespritzt wurden. Dem also zurückgewiesenen Angreifer tropfte das ganze Gesicht von dem gelben Saft, und es entstand ein unbändiges Gelächter, weil es gerade das geputzteste und feinste der Herrchen war. Jetzt aber wurde zu den Stühlen gegriffen, und es hätte wohl eine regelrechte Bataille gegeben, wenn nicht der Wirt sich ins Spiel gelegt und einige von den andern Gästen mit der Polizei gedroht hätten. Waiblinger bezahlte daher seine Eier und sagte: „Sie haben mir so gut geschmeckt, daß ich auch jenen Herrn dort glaubte zu Gaste bitten zu müssen!" Und unter den erneuten Wutausbrüchen der Gegner und dem Gelächter seiner Partei verließ er das Lokal. Es wurde ihm nun aufgelauert, doch geschah nichts. Vielmehr schrieb Waiblinger eine kleine Komödie unter dem Titel „Benjaminsklub", seine erste größere Arbeit.[5] Mit den zügellosesten Grobheiten und Schmähungen fiel er darin über die reichsstädtischen Herren her und witzelte über sie nicht eben aufs feinste, aber doch hinlänglich trefflich für die Ansprüche seiner Genossen. Von diesen wurde die Satire abgeschrieben und kreiste bald durch die ganze Stadt, was ihren Verfasser bei seinen Feinden nicht wenig gefürchtet machte.

Solche Vorkommnisse waren indessen, wie schon erwähnt, nur vorübergehende Reaktionen, nur Ausnahmen, in denen man immerhin bereits schwache Anzeichen einer spätern Entwicklungsrichtung erblicken mag. Da jetzt die Zeit heranrückte, wo Waiblinger konfirmiert werden sollte, so entfernte er sich von seiner bisherigen Gesellschaft. Es lag ihm auf einmal nichts mehr daran, den Herrn zu spielen und den Stutzer zu machen. Die Lebensweise seiner bisherigen Freunde kam ihm wüst und sündhaft vor. Der Gedanke an die bevorstehende Einsegnung übte schon zum Voraus die tiefste Wirkung auf sein empfängliches Gemüt, und er schloß sich wieder enger an jenen alten Pfarrherrn an, der zugleich sein Religionslehrer war.

In jene Periode der zunehmenden Verinnerlichung in Waiblingers Wesen fällt die Bekanntschaft mit einem Knaben, der ebenfalls

in einem Zustand dumpfer Träumerei hinlebte, aber ohne jene von Zeit zu Zeit frisch hervorquellende Kraft, vielmehr durch erbliche Anlage zu Geisteskrankheit in der Wurzel geschwächt. Diesen Jungen suchte Waiblinger, ohne sich dadurch von seinem Baron zu entfernen, nur zu gern auf. Er fand bei ihm viele Empfänglichkeit für die Welt, in die er selbst sich hineinphantasierte. So erdichtete er die allerüberschwenglichste, süßeste, zarteste Liebe, die er mit einem kaum körperlichen Wesen zu haben vorgab, von ihm Terpsichore genannt, und delirierte Abende lang in einem blühenden Obstgarten, während ihm sein Genosse, der noch nichts kannte als seine Schulbücher, die Kirche und die Speisekammer, mit einer immer wachsenden Aufmerksamkeit zuhörte. Da Waiblinger diesmal den ihm absolut notwendigen Gegenpol hatte, baute er sein Ideengewebe immer mehr aus. Er fühlte zuletzt eine schwärmerische Begeisterung für jenes angebetete Luftbild, sodaß er bis zu dem Punkte kam, selbst an seine Wirklichkeit zu glauben, während er von ihm erzählte. Er schrieb Briefe an seine Terpsichore und trug sie dem Knaben vor, der lauter Erstaunen und Empfindung ward, so kindisch und linkisch er auch sein mochte. Es war ein seltsam dämmernder Geisteszustand, in welchem Waiblinger durch seine hier wieder voll aufflammende Suggestionskraft den Freund unwiderstehlich in sein Fabelreich emporzog, dieser aber durch seine Teilnahme ihn selbst immer weiter hineindrängte. Immerhin fand seine Phantasie für ihr süßes Spiel mit jener feenhaften Terpsichore reichliche reale Nahrung in einer bildschönen, jungen Frau, deren Haus er fast täglich besuchte. Die stille Verehrung, deren Ausdruck er hier zurückzudämmen aus mehr als einem Grunde gezwungen war, erfüllte ihn umsomehr mit wirren Träumen. Noch zwei Jahre lang beschäftigte sie ihn als Ideal, er richtete später enthusiastische Hymnen und Lieder an sie und spann eine lange, geheimnisvolle Fabel aus, die er mit ihr durchlebt zu haben sich bis zur Selbsttäuschung einbildete.[6]

Da diese Neigung aus dem innersten Gefühlszustand des heranreifenden Knaben entsprungen war und mit ihrem Gegenstand, der auf Erden gleichsam nur seine Bestätigung fand, durchaus in einer Idealwelt lebte, so vertrug sie sich wohl mit der zunehmenden religiösen Stimmung, in die Waiblinger angesichts der ihm nun bevorstehenden feierlichen Aufnahme in die christliche Gemeinde immer mehr hineingeriet. Das Bild seiner Terpsichore nahm zuletzt einen unendlich sanften Charakter an, er blickte mit denselben frommen Schauern

zu ihm auf wie zu seinem Heiland und Erlöser, zu dem er nun bald gewissermaßen in ein näheres Verhältnis treten sollte, und darin, in der Vergöttlichung eines Frauenideals, zeigt sich also schon bei dem Knaben ein spezifisch katholischer Zug. Überhaupt ist die absichtliche, ja fast wollüstige Hingabe an das Gefühl etwas sowohl Antiprotestantisches als ganz allgemein Unnordisches. Waiblingers einzige Lektüre in jener Zeit war die Messiade, und er sah es als eine Sünde an, wenn er sich oft von seiner unwiderstehlichen Lebhaftigkeit hinreißen ließ und burleskes komisches Zeug an seinen Baron hinplauderte. Dieser, den eine nichtadelige Erziehung sogar zum Glaubensschwärmer hätte machen können, teilte des Freundes andächtige Stimmung. Sie sonderten sich zusammen ab, lasen in der Bibel, in Gebetbüchern und besprachen sich manchen Abend über die Pflichten eines Christen und die seligen Verheißungen, aber auch über die zu fürchtenden Strafen, je nachdem sie den Vorschriften des Erlösers folgten oder nicht. Zuletzt beschlossen sie, sich gegenseitig zu erinnern, falls einer im Begriff sei, etwas zu begehen, was einem Christen nicht gezieme.

Endlich erfolgte der so heiß ersehnte Akt der Einsegnung, für Waiblinger das Feierlichste, was er bis dahin durchlebt hatte. Am Morgen lag er lange auf den Knieen und flehte mit Tränen und Schluchzen Gott um Beistand an, daß er sein Bekenntnis mit aufrichtigem Herzen ablegen und seine Versprechungen treulich halten möge. Die Augen wurden ihm an diesem Tage nie trocken, und während der Predigt glaubte er zerfließen zu müssen, sodaß er sich vor den andern Kindern fast zu Tode schämte. Er schwamm in einem unaussprechlich seligen Gefühl, ohne zu wissen, warum und wie, und hätte gern sich vor dem Altare niedergestürzt und wäre gestorben. Noch nie war sein ganzes Wesen in einer solchen Bewegung gewesen. Unter heißen Tränen, mit der Empfindung innigsten Glückes, nahm er das Abendmahl, dessen er sich in den erhabensten Augenblicken seines spätern Lebens noch oft mit Wehmut erinnerte.

Bis jetzt war es eine schon lange ausgemachte Sache gewesen, daß Waiblinger sich der Theologie widmen sollte. Aber eine Wissenschaft, deren Hauptaufgabe eigentlich darin beruht, das Unaussprechliche auszusprechen, mochte schlecht für sein heißes Herz passen, dem alles nur in leidenschaftlicher Wallung entsprang. Er hat das wohl selbst, wenn auch nur unklar gefühlt. Für ihn bestand die Religion

in der direkten Wegwendung von der Erkenntnis und überhaupt der ganzen sichtbaren Welt, aus der jene ihre Elemente holt. Doch war es nicht diese bewußte Überlegung, die sein Lebensschifflein zum ersten Mal aus dem vorgesehenen Kurs drängen sollte, sondern mehr eine instinktive Äußerung seines Charakters. Ungefähr zu gleicher Zeit, da er konfirmiert wurde, hätte er im Gymnasium ein Examen ablegen sollen. Ein bei seinem selbständigen und selbstgerechten Naturell leicht erklärlicher Haß gegen jede Prüfung überhaupt, die ihm als eine Arroganz erschien, sowie das Gefühl, es sei für ihn eine Schande, sich zusammen mit den verachteten Mitschülern examinieren zu lassen, bewogen ihn, sich krank zu stellen und zu Hause zu bleiben. Diese Widerspenstigkeit erboste den Pädagogarchen dermaßen, daß er drohte, Waiblinger auch von der Aufnahme ins Uracher Seminar auszuschließen, und diese Drohung wirklich ausführte. Was aber Waiblinger durch seinen Trotz verdorben, das gestattete ihm sein Stolz nicht zuzugestehen, und es ist sehr bezeichnend für ihn, daß er seinen Stuttgarter Freunden die Sache so darstellte, als ob man ihn beim Examen hätte durchfallen lassen.[7] Indessen war er im Grunde ganz vergnügt über den Lauf der Dinge, denn nach harten Familienstürmen setzte er es durch, daß ihn der Vater für das Studium der Rechte bestimmte. Damit glaubte er dem Hebräischen zu entrinnen, welches ihm die verhaßteste aller Sprachen war, und bedachte nicht, daß er bei diesem Ausweg zwar die Scylla vermied, aber der Charybdis anheimfiel.

Vorderhand verhüllte ihm ein gütiges Geschick diese Zukunft, die so nahe war. Vielmehr lag nun ein Lebensabschnitt hinter ihm, er atmete auf und hatte Muße, darüber nachzudenken, was ihm weiter gefallen möchte. Längst schon war in seinem Busen der Trieb erwacht, die Welt zu sehen. Als zehnjähriger Knabe hatte er einmal in Begleitung Erwachsener eine Reise zu einem Onkel unternommen, dabei in der Ferne die Tiroler Berge erblickt, und seither glomm unvertilgbar in ihm jene große, unbestimmte Sehnsucht. Jetzt war er konfirmiert, fühlte sich schon ordentlich und glaubte, es nicht mehr länger zu Hause aushalten zu können. Er hatte eine Tante, die am Rheine verheiratet lebte, und er richtete also sein Augenmerk dahin, weil ihm die Gegend durch die Kriege mit den Franzosen interessant geworden war und es ihm im Grunde gleich dünkte, wohin er zog, wenn es nur ins Weite hinausging. Er schmeichelte der Mutter und bestürmte den Vater, ihm doch seinen Wunsch

zu gestatten. Die Hausfreunde wurden zusammenberufen, und diese rieten dem besorgten und unschlüssigen Vater, der wie sie nie über die württembergische Grenze gekommen war, aufs entschiedenste ab, einen Knaben von diesem Alter „in fremde Länder" zu schicken. Endlich aber gewann der Knabe die Oberhand, und die Eltern ließen ihn mit großer Bekümmernis und in Gottes Namen ziehen. Es ist ein typisches, ein symbolisches Bild für Waiblingers ganzes Leben: so wie er jetzt mit knabenhafter Ungeduld über die physischen Grenzen seiner Heimat hinausstrebte, so sollte er später auch die geistige Horizontlinie seiner Landsleute kecken, ja wildtrotzigen Mutes überspringen!

Mit dem Stock in der Hand und einem Ränzchen auf dem Rücken, das Kleider, Wäsche und den Homer enthielt, wanderte der junge Waiblinger fröhlich seines Weges. Er war im Besitz einer guten Landkarte, von aus Büchern ausgezogenen Bemerkungen über die merkwürdigen Städte, die er sehen sollte, und obendrein hatte er einen Paß, auf den er sich ganz besonders etwas zu gute tat. Da er groß gewachsen war, eine ernste, gesetzte Miene hatte und sich frei unter den Menschen benahm, so konnte er wohl für älter gelten und gedachte sich denn auch als reisenden Studenten auszugeben. In Heilbronn, seinem Geburtsort, erlebte er bereits ein „Abenteuer". Zum ersten Mal in seinem Leben war es, daß er in einem Gasthaus übernachten sollte. Man schenkte ihm wenig Aufmerksamkeit, was ihn so sehr verdroß, daß er, um sich Ansehen zu geben, eine Flasche Rheinwein bestellte in einem Ton, als hätte er in seinem Leben keinen geringern getrunken, und die Kellner fortan wie Hunde behandelte. Er konnte es nicht ertragen, von diesen „niedern Sklaven" wie etwas Geringes angesehen zu werden, und suchte ihnen mit Gewalt zu imponieren. So speiste er an der Table d'hôte und rief nach einer zweiten Bouteille. Da verlangte man plötzlich seinen Namen zu wissen, und er schrieb ihn ohne Zögern ins Fremdenbuch. Eine Viertelstunde später, während er eben behaglich einen Thee schlürfte, kam der Oberkellner, diesmal mit großer Freundlichkeit, und sagte, er möchte doch die Güte haben „und zu der alten Frau einen Augenblick sich hinaufbemühen." Waiblinger traf zu seinem nicht geringen Erstaunen eine stattliche Matrone, die sich sehr erfreut zeigte und ihm erzählte, sie hätte ihn als zweijährigen hübschen Buben oft auf dem Arm herumgetragen. Da es zugleich die Besitzerin des Hotels war, so vernahm Waiblinger, wie er am folgenden

Morgen nach der Zeche fragte, daß er zu Gast gewesen. Er zog guten Mutes weiter, nahte sich der Grenze seines württembergischen Vaterlandes und wunderte sich, daß es so eng mit der übrigen Erde zusammenhänge, ja, auch nicht einmal durch einen Graben oder Zaun davon abgeschieden sei. Er wurde nach dem Paß gefragt und wies ihn mit den seligsten Gefühlen der Welt vor. Jetzt bist du ein Mann geworden, sagte er sich, ein Mann, den man beachtet und schon nicht mehr passieren läßt, ohne ihn ins Buch einzutragen. Und nun ging er ins „Ausland", auf alle möglichen Spitzbuben, Räuber und Mörder mit einem geradezu wonnigen Schauder gefaßt. Er freute sich schon zum voraus aufs Erzählen seiner Abenteuer, wenn er wieder nach Hause gekehrt und von Freunden und Bekannten angestaunt sein würde. Wie er so dahinschritt, holte ihn eine Extrapost ein, und der darin sitzende Herr bot ihm freundlich den noch freien Platz an. So erreichte er Heidelberg, ging sogleich im Vollgefühl seiner Wichtigkeit mit seinem Paß auf die Polizei, wurde dort aber mehr oder weniger ausgelacht. Er genoß ordentlich den Reiz der schön gelegenen Universitätsstadt, die ihm weit besser gefiel, als die strenge Regelmäßigkeit in der Anlage Mannheims. Der Anblick des Rheins entzückte ihn bis zu einer dichterischen Begeisterung, und mit Vergnügen zahlte er die wenigen Kreuzer, die an der Schiffbrücke zu entrichten waren. Den Wormser Dom sah er wie ein Wunder an, und alle seine Gedanken hingen an der historischen Bedeutung, die diese Stadt im Mittelalter und besonders durch seinen Helden Doktor Martin Luther gewonnen. Weil er sich nichts entgehen lassen wollte, so kostete er auch die Liebfrauenmilch. Von Worms fuhr er in Gesellschaft einiger Kaufleute weiter, die sich über ihn lustig machten. Er gab aber die Witze flott zurück, und als sie ihn endlich ironisch fragten, ob er denn auch rauche, so zog er seine Pfeife aus der Tasche und dampfte die Spötter mit einem schrecklichen Knaster, den er in Mannheim bekommen, dermaßen ein, daß sie ihm zuletzt sogar von den eigenen Zigarren anbieten wollten, was er aber standhaft ausschlug. Dafür wollten sie ihn in Dünheim betrunken machen, er aber zeigte nicht die geringste Spur von Berauschung, und sie hatten ihr Geld umsonst fortgeworfen. In Oppenheim, wo seine Tante wohnte, stieg er aus und wurde mit großer Freude und noch größerem Erstaunen empfangen. Und nun begann für ihn ein herrliches Leben. Oft verfaßte er des Morgens im Bett schon ein Gedicht. Dann machte er Spaziergänge in die Umgebung, so auf den

Pilgersberg, wo ihn die weite Aussicht über die Rheinebene, die vielen Dörfer und Städte und besonders die für seine Phantasie so bedeutsame Bergkette des Odenwaldes mit ihren grauenhaften Gespensterjagen anzogen. Zuweilen saß er in der Nähe des alten Domes, und einmal brachte er einen ganzen Tag im Beinhaus zu, worüber er ein Gedicht in horazischem Versmaß schrieb. Daneben versäumte er nicht, mit seiner jungen Tante zu scherzen, knüpfte sogar ein kleines Verhältnis an mit einem allerliebsten jüdischen Mädchen, und weil ihm der Onkel ein allzu nüchterner Mann zu sein schien, so begab er sich des Abends allein in eine Gartenwirtschaft, wo er sich den trefflichen Wein schmecken ließ, ja, einige Male etwas mehr zu sich nahm, als seine vierzehn Jahre, seine Stärke und Übung vertragen konnten. Gern wanderte er auch an den Ufern des Rheins in einem hübschen Pappelwäldchen, wo Poesien in Menge entstanden. Dazwischen machte er Ausflüge mit dem Onkel. So fuhr er an einem himmlischen Herbstmorgen den Rhein hinab, wobei ihn der Sonnenaufgang dermaßen entzückte, daß er gleich im Kahn ein Gedicht hinschrieb. Zu einem zweiten Male besuchte er Mainz, und dazu gleich noch Frankfurt, wo das Leben und Treiben sein höchstes Interesse erweckte. In Frankfurt blieb er fünf Tage bei einem Vetter und ließ auch nicht eine Sehenswürdigkeit der altertümlichen Stadt vorbei. Bei einem letzten Ausfluge nach Mainz konnte er seine Abenteuerlust nicht mehr bändigen und bestieg das Postschiff nach Koblenz. Dort erregte ein Kaufmann einen gefährlichen Seelenkampf in seiner Brust, indem er ihm, erstaunt über die frische Reiselust und gleichzeitige Besonnenheit des Knaben, Geld anbot, damit er ihn nach Aachen begleite. Allein die Rücksicht auf seine Verwandten ließ ihn der Verlockung widerstehen. Zum Onkel zurückgekehrt, nannte er alles eine Kleinigkeit und versprach für die Zukunft noch ganz andere Dinge, die er ausführen wolle, sobald er nur einmal sein eigener Herr und Meister sei. Des Abends aber wußte er sich wieder guten Niersteiner zu verschaffen und manchen Kuß seiner schönen Hebräerin. Das ging so eine Weile, bis ihn endlich der Vater mit Gewalt heim verlangte. Fünf Wochen lang hatte er das seligste Leben geführt. Nun kehrte er über Darmstadt und die Bergstraße ins Elternhaus zurück. Freilich, hätte er gewußt, was nun seiner in nächster Nähe wartete, er wäre gewiß mit jenem Kaufmann nach Aachen und noch viel weiter gegangen.

Alles Erlebte hatte er in Hexametern, in sapphischen und alcäischen Maßen besungen. Vier bis fünf Gedichte entstanden im Tag. Bald waren seine vielen Verse zu einem stattlichen Band angeschwollen, der als ein Examinatorium in der Mythologie und in gezierten poetischen Floskeln gelten konnte.[8] Wie zur Zeit, da er Terpsichore anschwärmte, seine Gedichte nie an sie gerichtet waren, sondern bloß kalte formelle Nachahmungen blieben, während seine eigentliche Dichterkraft in Träumen und Sehnen ohne bleibende Spuren verströmte, so sollte auch jetzt nur ja keine Roheit begangen werden und alles fein zierlich, gelehrt und hochtrabend sein. Noch ein paar Jahre gingen so das Angelernte und Ursprüngliche in seiner Natur nebeneinander her.

Er selbst aber nennt sich in seinem auf den 19. September 1818 dem Vater zum Geburtstag verfaßten Gedicht eine Pflanze,

„Glühend im Sonnenbrand, längst aufgeschlossen,
Zerwühlt vom wilden Sturme, doch mutvoll und stark!"

3. Der Hilfsschreiber von Urach.

(1819—1820.)

Den Winter über blieb Waiblinger im väterlichen Hause. Nichts störte ihn in der Erinnerung an die herrlichen Tage seiner ersten Reise und am Aussinnen neuer Sehnsuchtsträume. Unterdessen waren jedoch seine Eltern, wie begreiflich, darauf bedacht, ihn möglichst bald irgendwo unterzubringen. Der Himmel seiner Zukunft verdunkelte sich immer mehr. Waiblinger merkte es nicht, bis der Blitz einschlug.

Im Frühjahr 1819 beriet sich Oberamtsrichter Märklin von Urach wegen Wiederbesetzung der Inzipientenstelle mit seinem Aktuar Eser. Diesem war bereits von einem seiner Bekannten, Professor Gayler in Reutlingen, ein 14½jähriger Jüngling empfohlen worden, als ein talentvoller, fleißiger Schüler, und zum Beweis hatte Eser einige poetische Versuche in der Manier Matthissons zur Einsicht erhalten, die ihm nicht ohne Gewandtheit im Ausdruck und in der Behandlung der gewählten schwierigen Versmaße zu sein schienen. Die Sache kam also bald ins Reine, und eines Tages eröffneten die Eltern ihrem Sohne, daß sich für ihn auf der Oberamtsgerichtskanzlei

zu Urach ein Posten gefunden habe, wo er bis zum Bezug der Universität fürs erste das Mechanische seines Berufes erlernen könne.

Mit großer Gleichgiltigkeit wanderte Waiblinger nach Urach hinauf. Er machte eben in dieser Welt so mit, weil es nicht anders ging. Auge und Ohr aber waren ganz in sein Inneres gewandt, wo er immer mehr wunderbare Bilder schaute und noch wunderbarere Klänge vernahm.

„Die Stunde bleibt mir unvergeßlich," schreibt Eser noch nach Jahren, „wo der schon hochgewachsene, schlanke Jüngling, aus dessen tiefblauen Augen ein ungewöhnlicher Geist sprach, von einem Verwandten zu mir geführt wurde, und wie sein schlichtes, bescheidenes, aber zutrauliches Wesen sogleich meine Neigung gewann."

Eser war damals ungefähr zwanzig Jahre alt. Er besaß eine was man so nennt feinere Bildung, zu der ihn wohl seine Liebe zur Dichtkunst geführt haben mochte. Denn er schrieb auch Verse, und dieser Umstand vor allem war es, der in nächster Zeit zwischen ihm und Waiblinger den Grund zu einem Freundschaftsbündnis legte, das selbst über das Grab hinaus dauern sollte.

Es war nur zu natürlich, daß Waiblinger sich auch seinerseits alsbald nach einem mitfühlenden Menschen umsah. Da saß er in seiner kahlen Schreibstube, kopierte Relationen, schrieb Referate ab und starb fast vor Langeweile und innerem Unmut. Zwar ließ er zuerst niemand etwas davon merken und ergab sich mit stumpfer Resignation in sein Schicksal. Aber je mehr er unter der steifen Form des pedantischen Rechtsstiles, die sich wie ein unzerreißbares Netz um sein Wesen zu legen drohte, das innere warme Leben erkalten fühlte, umsomehr begann es in seinem Inneren zu gähren, und es war nur der Trieb zur Erhaltung seiner dichterischen Individualität, der ihn unablässig nach Auswegen zu suchen zwang. Da ihm die Gesellschaft seiner Altersgenossen auch hier nicht zusagte, so schloß er sich an Eser an, auf dessen Stube er oft den Abend in eifrigen Gesprächen verlebte und dabei die ihm sichtlich entgegengebrachte Teilnahme aufs wohltuendste empfand. Diesem neuen Freunde gestand er endlich seinen Widerwillen gegen die Schreiberei und beklagte sich bitter, durch ein widriges Geschick in den klassischen Studien unterbrochen worden zu sein. Eser verwandte sich nun für ihn beim Prinzipal, und da dieser Waiblinger im ganzen wohlgesinnt war, so erlaubte er ihm gern, wöchentlich einige Stunden den philologischen Unterricht im Seminar zu besuchen. Dadurch mußte aber

der Jüngling den unseligen Zwiespalt in seinem Leben immer mehr empfinden. Kam er aus den wenigen ihm zugestandenen Kollegien heim, in allen seinen Gedanken noch von der Schönheit des griechischen Altertums überwältigt und entzückt, so erwartete ihn irgend ein trockenes Aktenstück, das kopiert sein wollte. Dies war noch zu ertragen, solange die gute Jahreszeit andauerte. Da konnte er doch in seinen Freistunden hinaus und der gemeinen Alltäglichkeit seines Lebens entfliehen. Oft wanderte er, einsam und einsam sich fühlend, durch Wiesen und Wälder und fragte sich, warum er, der für das Schöne geboren, zum Sklavendienst in diesem Leben verdammt sei. Er war sich nur zu gut bewußt, wie eine Stimme in seiner tiefsten Brust ihn zum Großen rief, und mit Stolz schrieb er diesmal in dem Geburtstagsgedicht an den Vater die Verse:

„Zwar ist mirs jetzt noch nicht gegeben,
Daß ich dir zeige, wer ich bin!"

Dieses Selbstbewußtsein nahm immer mehr zu. Denn unerträglich wurde Waiblinger sein Leben, wie der Winter kam und die Kälte ihn ins enge Familienzimmer bannte; Kindergeschrei, Besuche und Verhöre ließen ihm da keinen ruhigen Augenblick. Aber mit den Schwierigkeiten wuchs auch seine trotzige Widerstandskraft. Neben die trockenen Kompendien der Rechtsgelehrsamkeit, die verstaubt auf seinem Tische lagen, wurden nach und nach Homer, Goethe, Schiller und Matthisson aufgepflanzt. Namentlich Matthisson las er täglich und schrieb sogar aus seinen Gedichten Endreime heraus, um nach ihnen dann mit eigener Erfindung die Verse auszufüllen. Des Nachts jedoch, wenn alles schlief, studierte er in Homers Odyssee, in der er mit besonderer Vorliebe die Szene aus der Unterwelt genoß, zumal er sich am Tage, wenn seine Stube voll „stinkender Bauern" war, nur zu lebhaft in Plutos Reich versetzt glaubte. Oft blieb er bis gegen zwei Uhr morgens über seiner Lektüre und versäumte nicht, diese Tatsache, mit einer bitteren Absichtlichkeit sich zum Märtyrer stempelnd, seinem in Stuttgart lebenden Onkel Friedrich Kohler mitzuteilen. Dieser hatte ihm bereits einmal „ein auf seinen jüngsten Prinzipal fabriziertes Hochzeitscarmen" zur Einsicht geschickt mit der Bitte, Orthographie und Interpunktion in Ordnung zu bringen und auch für sonstige Verbesserung zu sorgen, indem er bei seiner „lebhaften Empfindung für Poesie" wohl imstande sein werde, darüber zu urteilen. Jetzt aber riet er dem Neffen, das übertriebene Arbeiten bleiben zu lassen und verwies ihn außerdem auf das bekannte Schiller'=

sche Distichon von der gebildeten Sprache, in der auch einem Nicht-Dichter ein Vers gelingen könne. Das hatte noch gefehlt, um Waiblingers Grimm aufs Äußerste zu bringen. Er wurde nun geradezu störrisch. Auf seinem Tisch lagen bald mehr mit Versen beschriebene Blätter, als Aktenstücke. Während er in den Dichtern las, mußte seine Arbeit von einem anderen Kopisten aus dem Orte verrichtet werden. Und doch war er nicht überanstrengt worden, sodaß er wirklichen Grund zu dieser Widersetzlichkeit gehabt hätte. Abgesehen davon, daß ihm, wie bereits erwähnt, der Besuch des Seminars gestattet war, wurde er oft nur eine Stunde im Tag, nie aber über fünf in Anspruch genommen. Höchstens mochte am Sonntag einmal etwas Dringendes zu tun sein, doch erklärte er dann mit dürren Worten und finsteren Blicken, dieser Wochentag gehöre ihm. Es ist nicht zu verwundern, wenn schließlich das Einzige, was Waiblinger noch zu hören bekam, Worte des Tadels waren, und das mußte ihn wiederum nur noch verstockter machen. Er verstand sich nicht zu einem Kompromiß mit den Anforderungen des Lebens, wollte sich nicht dazu verstehen. Sein ganzes Wesen bäumte sich auf gegen den erstickenden Zwang der Verhältnisse, und sein Haß war zuletzt ohne Grenzen. Nicht nur der Schreiberei, sondern auch den Schreibern war er gram, denn im bloßen Dasein eines jeden einzelnen Federfuchsers trat ihm gleichsam eine Existenzberechtigung dieses Berufes überhaupt entgegen und ergrimmte ihn. Er ermangelte denn auch wie stets nicht, seiner Verachtung kräftigen Ausdruck zu geben, und schon war ihm von der löblichen Zunft eine wohlgemessene Tracht Prügel zugedacht, als die längst vorbereitete Explosion eintrat.

Waiblinger erschien eines Abends auf Esers Zimmer, ungewöhnlich erregt, erklärte ihm, daß er die Jurisprudenz nun einmal nicht mit seinen Neigungen zu vereinigen wisse, den Wunsch seines Vaters[9] nicht erfüllen könne, und in dieser wilden Stimmung beschwor er den Freund, ihn mit Rat und Tat zu unterstützen, damit er aus diesem schrecklichen Zustande befreit werde.

Eser versprach, sein Möglichstes zu tun. Mit Hilfe einiger Freunde, unter denen sich auch der dem Jüngling geneigte Repetent Pauly vom Seminar befand, wurde zuletzt der Ausweg gefunden, daß Waiblinger vorderhand Philologie studieren, dann aber später als Brotstudium die Theologie ergreifen sollte. Auch der Stuttgarter Onkel wurde beigezogen.

Der Herr Oberamtsrichter Märklin aber setzte sich an den Schreibtisch und sandte am 2. Februar 1820 dem Vater Waiblinger einen ausführlichen Brief. „Ich verhehle Euer Wohlgeboren nicht: daß ich fest glaube, Ihr Herr Sohn bleibt nicht bei der Schreiberei!" Märklin riet selbst, den Nichtzubändigenden auf ein Gymnasium zu schicken und ihn studieren zu lassen, wozu er Lust habe, obwohl das ein ungewisseres Brot sei.

Jetzt war endlich jeder Widerstand gebrochen, und Waiblinger hatte wieder einmal seinen Willen durchgesetzt. Da er selbst nicht gehofft hatte, dem Vater gegenüber, dessen Starrsinn er kannte, obzusiegen, so stärkte er sich an diesem Triumph auch für die Zukunft und nahm sich vor, seine erstrebten Ziele fürderhin bei auch noch so großen Schwierigkeiten niemals aufzugeben. Es zeigt sich nun in seinem Wesen eine große Veränderung oder doch wenigstens in kürzester Zeit eine so bedeutende Weiterentwicklung, daß sie einer Veränderung gleich erachtet werden darf.

Dieses Jahr wildester Seelenkämpfe, das er hier oben in Urach durchgemacht, hatte den früher leicht zu Träumereien neigenden Knaben vollends aufgeweckt und seine besten Kräfte in ihm lebendig gerüttelt, ja, überreizt, und wie es durch Gewalt war, daß er eine neue Periode seines Lebens sich errungen, so sollte diese selbst auch einen gewaltsamen Charakter tragen.

---

4. Auf dem Obergymnasium zu Stuttgart.

(1820—1822.)

Ungefähr Mitte April 1820 reiste Waiblinger nach Stuttgart. Die Hügel um die Stadt standen im ersten sprossenden Grün, der Frühlingswind wehte durchs Land, und der Jüngling konnte es kaum glauben, daß er nun wirklich in das neue, heiß ersehnte Leben eintrat. Bei einem Vetter, Buchhalter Waiblinger, fand er einen bürgerlichen Kosttisch und hatte sein eigenes Stübchen.

Da mag er wohl in den ersten Abendstunden seine Schicksale überdacht haben. Den engen Verhältnissen des Elternhauses war er entwachsen, die Kerkerbande einer maschinenmäßigen Berufstätigkeit hatte er gesprengt, und schon jetzt nahm er sich vor, der Theologie nicht mehr als einen Fünftel seiner Studienzeit zu widmen. Doch

die Hauptsache war, daß er sich endlich befreit sah und frei sich fühlen konnte mit all der ungezügelten Hoffnungslust, wie sie der Jugend eigen ist. Es keimte immer mehr in seinem Herzen eine Ahnung, daß es herrliche Dinge in der Welt geben müsse, und nichts mehr verhinderte ihn, sie sich zu erringen.

Wilhelm Waiblinger wußte, was er sich mit dem Gymnasium erkämpft hatte. Nun konnte er nicht mehr spurlos untergehen im Pöbel, denn er betrat den Weg zu den Höhen, von denen uns die Ideale der Menschheit stärkend entgegenleuchten. Im Glanze einer großen Zukunft, die er erträumte, fühlte er sich schon im Voraus groß und versuchte deshalb, seinem Wesen eine angemessene Würde zu geben.

Das zeigte sich vor allem darin, daß er sich seiner vorherigen Lebensweise schämte. Die alten Freunde waren ihm nicht mehr gut genug, und er gab ihnen allen den Abschied. Seine jetzige Stellung schien ihm eine so außerordentliche zu sein, daß er sich alles, was nach Gemeinschaft roch, vom Leibe hielt und vielmehr darnach strebte, seine besondere Individualität auch nach außen hin durch Sonderbarkeit zu befestigen. Aber diese Strenge, mit der er rings um sich herum alles Unkraut, wirkliches oder nur scheinbares, unbarmherzig ausrodete, befolgte er auch gegen sich selbst. Ein edler Stolz beseelte ihn und machte, daß er den gewöhnlichen Freuden und Neigungen des geselligen Lebens entsagte und in der peinigenden Erinnerung daran geradezu eine Art Selbstkasteiung suchte. Auch gab er sich nicht, wie man etwa hätte erwarten können, schrankenlos der Dichtkunst hin, sondern er warf sich vor allem auf grammatische Studien und nahm selbst das Hebräische wieder vor. Geistige Getränke mied er, und zuletzt ging er in seiner Askese so weit, daß er eine Zeit lang sich selbst den Schlaf im Bett entzog und die Nacht auf dem Stubenboden verbrachte. Dabei war er fleißig, lebte zurückgezogen und verhielt sich den Kameraden gegenüber schweigend und verschlossen. Diese sahen ihn teils für einen Philologen an, teils wurden sie nicht klug aus ihm. Er aber genoß in diesem Halbdunkel erst recht die höhere Bestimmung, die er in seinem Innern fühlte, den andern aber nicht entdecken mochte. Denn wie er seine alten Freunde als seiner nicht mehr würdig preisgegeben, so wollte er sich nicht neue wählen unter Kameraden, die er gleichfalls nicht als ihm ebenbürtig betrachten konnte.

Bei diesem im Anfang streng beobachteten Verhältnis zu seinen Kommilitonen, das in allen Punkten in dem starken Bewußtsein Waiblingers von seiner geistigen Überlegenheit wurzelte, war es nur natürlich, wenn er, wie in früheren Perioden seines Lebens, so auch diesmal sich vorzugsweise an erwachsene Personen hielt.

In den ersten Tagen schon war Waiblinger mit einem seiner Lehrer, Gustav Schwab, bekannt und von ihm begeistert worden. „Es ist ein einziger Mann," schreibt er an seinen Freund Eser, „ich bin so für ihn eingenommen, daß ich ihm um den Hals fallen und auf ihn die ganze Fülle meines Herzens ausschütten möchte: welche tiefe Einsicht hat er nicht in das Altertum, ohne ein so elender Pedant zu sein, wies mehrere hier noch gibt!" Gustav Schwab war damals Professor der alten Sprachen am Obergymnasium zu Stuttgart. Erst achtundzwanzigjährig, stand er seinen Schülern noch nicht allzufern, und er war ein Philologe, der in seinem Vortrage mit dem Feuer der Begeisterung die auf immer verlorene herrliche Kindheit des Menschengeschlechtes lebendig aus der Vergangenheit heraufzuzaubern wußte. Nun kann es für einen Menschen in den Jahren der Entwickelung kaum ein größeres Glück geben, als einen solchen Lehrer zu haben, und Waiblinger empfand dies instinktiv. Das Schwab entgegengebrachte Interesse blieb übrigens nicht unerwidert, vielmehr erkannte jener, der über seinen neuen Schüler schon allerlei gehört haben mochte, sofort dessen Bedeutung, lud ihn in sein Haus ein, erbot sich, seine poetischen Versuche durchzugehen, und stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung. Damit begann eine Freundschaft zwischen Jüngling und Mann, die freilich bei der großen Verschiedenheit der Charaktere nicht ohne Schwankungen bleiben konnte, dennoch aber nie gelöst wurde.

Aus diesem Verhältnis erwuchsen Waiblinger eine Menge Aufmunterungen, die seinen ohnehin schon großen Fleiß noch vermehrten. Er übte sich regelmäßig im Übersetzen ins Lateinische und Griechische, las Ciceros De Officiis und Xenophons Memorabilien. Wenn etwa wieder eine Reaktion eintreten wollte, wie durch gehaltlose Possen oder Liebkosungen mit einem Mädchen, denen schlaffes Hinbrüten folgte, so war es der bloße Gedanke an Schwab, der ihn ins richtige Geleise zurückwies. Von den Griechen las er ferner die Batrachomyomachie, Lysias, Isokrates, Plutarch und Sophokles' Ödipus Tyrannus. Ganz besonders aber warf er sich auf den Horaz, den er nach der kritischen, archäologischen, und ästhetischen Seite hin interpretierte,

und von dessen Liedern er fast täglich einige auswendig lernte. Daneben beschäftigte er sich mit metrischen Übersetzungen aus Anakreon, Euripides, und auch den Epigrammatikern. Sodann las und genoß er Shakespeares Dramen, die ihm als das höchste der tragischen Kunst erschienen. Um auch in die Technik des Theaters einzudringen, studierte er A. W. Schlegels dramatische Vorlesungen durch und durch. Den tiefsten Einfluß aber erfuhr er durch die Lektüre von Goethes Werken, zu dessen Persönlichkeit er sich schon deshalb hingezogen fühlte, weil er Goethe als Mensch nicht selten verachtet oder vielmehr gehaßt sah. Zum ersten Mal vertiefte er sich jetzt in den Faust, den er noch unzählige Male lesen sollte, und er hatte dabei die Empfindung, daß, je mehr er diese Riesendichtung verstehen lernte, desto mehr sein ganzes Innere sich anders gestaltete. Von nun an stand Goethe in seinen Augen höher als Schiller.

So nahm Waiblinger gleich im ersten Halbjahr das Schöne und Treffliche von allen Seiten in sich auf. Der mehr oder weniger heidnische Gedankenkreis, in dem sich die Klassiker bewegen, befreite auch ihn ohne sein Wollen von den orthodoxen religiösen Vorstellungen, die er etwa noch gehabt haben mochte, und der künftige Theologe sah mit Gleichgültigkeit, wie er in seinem Innern in ein „nicht polemisches, sondern ganz negatives Verhältnis" zur Kirche trat.

Wenn nun auch dieses angestrengte Arbeiten Waiblinger den anfänglichen Vorsatz, sich isoliert zu halten, erleichterte, so konnte er es dennoch, bei seiner ohnehin schon zur Mitteilung drängenden Natur, auf die Dauer nicht verhindern, daß unmerklich zwischen ihm und seinen Kameraden ein gewisser Verkehr entstand. Schon deshalb, weil er nicht als der einzige höhere Interessen hatte. Damals nämlich herrschte auf dem Stuttgarter Gymnasium, wie der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern im besten Sinne ein humaner war, unter den Schülern eine beneidenswerte Gemeinschaftlichkeit der Ideale. Infolgedessen waren von Anfang an Aller Blicke auf Waiblinger gerichtet mit dem Bemühen, in seinem Innern zu lesen, und wenn es ihm gelang, durch sein verschlossenes Wesen eine Zeit lang die Kameraden zu täuschen und sie glauben zu machen, er sei blos ein Philologe, so verrieten ihn doch zuletzt seine bisweilen hinter die deutschen Aufsätze geschriebenen Gedichte, die vom Lehrer, Hofrat Reinbeck, öffentlich vor der Klasse beurteilt wurden.

Zuerst machte Waiblinger die Bekanntschaft eines Jünglings namens Werner, der ihm als der trockenste Sterbliche erschien, regel-

recht und solid, wie er es damals für sich selbst erstrebte. Abends ging er nicht selten mit ihm spazieren, wobei ihre Unterhaltungen ausschließlich gelehrten oder literarischen Charakter trugen, und ihm kam der neue Kamerad bald unentbehrlich vor. Indessen wurde sein Vorbild in Studium und Fleiß ein Schüler der nächstoberen Klasse, Stälin, mit dem er aber vorderhand in kein näheres Verhältnis trat.

Ohne daß sich noch etwas besonderes ereignet hätte, falls man nicht einige erste Besuche in Danneckers Atelier hiefür ansehen will, erreichte so das erste Gymnasialsemester Waiblingers sein Ende. Er selbst sagt bei einem spätern Rückblick, es sei sein „Hauptcharakter in Freundschaft wie im Studieren eine im ganzen regelmäßige Haltung und fleißige Umfassung aller soliden Kenntnisse bei Verachtung äußerlicher Bequemlichkeit, doch nicht ohne Stolz" gewesen. Mit innerer Befriedigung kehrte er nach Reutlingen zu seinen Eltern zurück und verlebte bei ihnen die Herbstferien, die für ihn besonders genußreich wurden durch häufige Morgenspaziergänge mit seinem Eser, der sich vorübergehend dort aufhielt.

Es erwachte jetzt auch wieder die Poesie. Nicht daß Waiblinger gerade viele Verse gemacht hätte, es war mehr die stille Bildung eines Ideals, was ihn in eine höhere Stimmung versetzte. Wieder kam er viel in das Haus jener jungen, schönen Frau, die ihm schon einmal zu seiner Terpsichore Modell gestanden, und außerdem trat ihm noch eine ebenfalls von früher her bekannte Jungfrau entgegen und grub ihre Züge in seine Seele ein. Die Gestalten dieser beiden weiblichen Wesen, die ihm im Leben unerreichbar waren, hob er unter wechselseitiger Verschmelzung des Bildnisses und der Eigenschaften, in die Sphäre des Ideals empor, wo er sich ihrer durch die Kraft seiner Phantasie im eigentlichen Sinne des Wortes bemächtigen konnte. Sein Ideal aber nannte er Corine. Der stete Gedanke daran war es, der ihn die Enge und Beschränktheit des väterlichen Hauses übersehen oder doch wenigstens nicht allzusehr empfinden ließ, er war es, der ihn im Oktober 1820 wieder nach Stuttgart zurückbegleitete. Und ganz diesem Gedanken hingegeben, begann er sein zweites Semester.

Wie er bei den Verwandten diesmal wieder sein Stübchen bezog, befiel ihn bald ein Gefühl des Alleinseins mit seinem Ideal. Auf seine Mitschüler konnte er meistens nur mit Geringschätzung herabblicken, denn ihr kindliches oder gar kindisches Gebahren verdroß ihn,

einen wirklichen Freund hatte er keinen in der Nähe, und Eser schrieb er über seine Eltern: „Ach, sie kennen ihren Sohn nicht! Da darf ich keine Hülfe suchen!“ Weil ihm aber beim Drang der überquellenden Empfindungen Mitteilung einfach notwendig war, so anvertraute er seine Gefühle und Gedanken losen Papierfetzen. Des Nachts opferte er, wie er sich ausdrückt, auf seinem Ofen der Venus. Er las viel in Goethes Werther und sonderte sich mehr denn je von seinen Kameraden ab, da sie ihm doch nichts sein konnten.

Es ist leicht begreiflich, daß auch den Kameraden, die sich nicht im gleichen Gemütszustande befanden, Waiblingers Wesen unverständlich sein mußte. So fand das im vorigen Semester mit Werner geknüpfte Verhältnis schon in diesem Halbjahr seine Lösung. Werner erblickte in Waiblinger einen überspannten Menschen, dieser in ihm endgültig einen Pedanten. Der Kontrast ihrer beiderseitigen Grundsätze zeigte sich vor allem in Fragen der Religion, speziell der christlichen, wobei sich nämlich bald herausstellte, daß der in der griechischen Fabelwelt aufgewachsene Waiblinger „gar keine“ habe. Reichlicher Spott, den Waiblinger seinerseits über die „pietistische Pedanterie“ ausgoß, schließlich regelrecht gedichtete Satiren gegen die Beschränktheit des andern, beschleunigten die Entzweiung. Auch mit Stälin, der bereits von Waiblinger im Stillen als ein ebenfalls pedantischer und dazu noch herz- und gefühlloser Wortklauber betrachtet wurde, hätte die Freundschaft wohl bald ein Ende gehabt, wenn sie sich mehr gesehen hätten. Auf diese Weise dauerte sie in einer allerdings gleichgültigen Temperatur weiter, wie ihr denn auch später nie ein gewaltsamer Bruch beschieden war. Aber Waiblinger stand tatsächlich nun doch allein.

Er schrieb dafür um so fleißiger seinem Eser und begann um diese Zeit auch den Briefwechsel mit dem im Seminar zu Urach studierenden Mathias Schneckenburger, den er wohl schon in seiner unglücklichen Hilfsschreiberstelle kennen gelernt. Ferner gefiel er sich in einer ausschließlichen Vergötterung Goethes, ahmte dessen Altersposie nach und trug sich, wohl in Anlehnung an den Werther, mit einem Roman in Briefen, dessen Inhalt Liebe und dessen Held er selber sein sollte. Bedeutsam ist, in was für einem Lichte er den Menschen Goethe sah. „Auch sein Lebenswandel“, schreibt Waiblinger, „ist das Ideal eines bei allem Sinnengenuß weisen, überdenkenden, maßhaltenden Mannes.“ Als daher einmal in der Ethikstunde Professor Klaiber die Moral Goethes verdächtigte, begab

er sich nach Beendigung des Unterrichts zu jenem und nahm den von ihm bewunderten Dichter leidenschaftlich in Schutz. Von Waiblingers klassischer Lektüre in dieser Zeit ist Thukydides zu erwähnen. Auch begann er sich mit den Anfangsgründen der englischen Sprache vertraut zu machen.

Hatte Waiblinger, wie wir gesehen haben, die Wenigen, die sich ihm genähert, durch eigene Schuld bereits wieder verloren, so blieb doch das Dunkel, in das er sich bei seinem Eintritt ins Gymnasium eingehüllt, gelichtet. Durch seine Aufsätze und Gedichte war er in Stuttgart bekannt geworden, und man sprach viel von ihm. Talentvolle Gymnasiasten hatten es aber bei dem damaligen intimen Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler leicht, in Gelehrten- oder Künstlerkreisen eingeführt zu werden. Bereits war Waiblinger, wie erwähnt, in dem Atelier von Dannecker, Schwabs Oheim, gewesen, und jetzt wurde er auch mit den Brüdern Boisserée und deren Genossen Bertram bekannt, an den er sich besonders anschloß. Er betrat ihr Haus stets mit einem gewissen schwärmerischen Gedanken, denn ein Gang durch die Gemäldesammlung bedeutete für ihn einen fast mystischen Genuß. Hier und im Danneckerschen Atelier entwickelte sich sein reger Sinn für das Schöne naturgemäß durch die Anschauung, und die das Einzelne zum Ganzen verbindende ästhetische Theorie eignete er sich spielend aus zwanglosen Gesprächen oder durch systematisches Studium der Kunstgeschichte an. Vor allem interessierte ihn die altdeutsche Malerei eines Van Dyk, Memling und anderer, und alles, was er damals niederschrieb, war über dieses Thema. Einen besondern Reiz besaß die Boisséréesche Sammlung für ihn noch dadurch, daß sich dort ein Bildnis Goethes befand, welches er stundenlang anstaunen konnte. Von den Boisserée wurde Waiblinger zuguterletzt an Matthisson empfohlen und von diesem aufs artigste empfangen. Jetzt also stand der sechszehnjährige Jüngling vor dem Manne, in dem der Knabe sein poetisches Ideal erblickt, den er verehrt und nachgeahmt hatte. Mochte er auch bereits eine höhere Poesie ahnen, so nahm Waiblinger doch die freundliche Einladung des alten Dichters, er möchte wiederkommen, ohne weiteres an, ließ aber, als auch Erzeugnisse seiner Muse gewünscht wurden, wohlweislich die alten, voller „Matthissonitäten" steckenden Gedichte zu Hause und brachte nur Opera neueren Datums. Auch Schwab, der ihn eigentlich den Weg zu all diesen wertvollen Bekanntschaften geführt, wurde jetzt Einsicht gestattet, denn bisher hatte

sich Waiblinger trotz aller Verehrung für den Lehrer doch gescheut, diesen einen Blick in sein Inneres tun zu lassen. Es mag dieses Verhalten aus einem nicht unbegründeten Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit zu erklären sein, denn in der Tat verwarf Schwab die ihm gezeigten Romanzen gänzlich.

So sehen wir den Gymnasiasten Waiblinger schon in seinem zweiten Semester mit den ersten Männern, die Stuttgart damals aufzuweisen hatte, in vertrautem Verkehr stehen. Sein infolgedessen geistig lebhaft bewegtes Leben mußte ihm immer interessanter vorkommen, auch trugen seine fast ausschließlich historischen Studien bei seiner Frühreife und der Intensität, mit der er sie betrieb, nicht wenig dazu bei, daß er sich zuletzt selbst als eine historisch merkwürdige Persönlichkeit empfand. Hierdurch und endlich vor allem durch sein oft ungestümes Bedürfnis nach Mitteilung wurde Waiblinger gegen Schluß des Semesters veranlaßt, ein Tagebuch anzulegen. Er gab ihm den Titel „Hugo Thorwalds Lehrjahre" und beschäftigte sich jeden Tag zum mindesten eine Stunde damit. Anfänglich wurden mehr nur objektive Wahrheiten, Betrachtungen über Kunst oder Schilderungen von Ausflügen eingetragen. Immer mehr aber drang das subjektive Element durch, bis zuletzt, nach Verlauf einiger Jahre, der einzige Inhalt in abgerissenen Sätzen, ja, oft nur Worten bestehen sollte.

Vorderhand aber, im ersten Eifer, schrieb Waiblinger alles mögliche in sein Tagebuch. Namentlich sind seine Urteile über Dichter, die damals der jüngsten Vergangenheit oder noch der Gegenwart angehörten, überraschend richtig, die Literaturgeschichte hat sie fast durchweg bestätigt. Was sie auszeichnet, ist die kühne Metapher.

„Vossens Hexameter gleichen in ihrem Getön dem Rasseln eines Wagens, der bei schwerer Kälte über einen Steindamm fährt."

„Schubart faßte die Dichterharfe mit beiden Händen, statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja, es scheint, als ob er mitunter das Instrument selbst an den Felsen schleuderte, damit es nur Getöse gebe und Gepraſſel, welches freilich der Poesie nicht zusagen mag."

Aber nicht nur literarische Kritiken schrieb Waiblinger in sein Tagebuch, auch das Persönliche kam schon jetzt zur Geltung. Wir erfahren viel über Corine, als hätte er gleichsam das Bild seiner Phantasie sich selbst befestigen wollen. Des Nachts erschien sie ihm in einer besänftigenden Traumwelt. Die sonnigen Früh-

lingstage mit ihren weichen Lüften versetzten den Jüngling überhaupt in eine sinnende Stimmung. Oft schob er die Bücher weg, Bilder der Erinnerung stiegen aus frühester Kindheit in ihm auf und hielten ihn von dem „glaubenslosen Studium" ab. Sehnsuchtsvoll schaute er dann hinaus in die duftigen Fernen des blauen Himmels, und seine Lippen flüsterten „Rom!" Zum ersten Mal in diesen Tagen klingt so das große Leitmotiv seines Lebens an. Aber es war vorderhand auch nur ein Anklingen. Allerlei andere Gedanken und Entwürfe beschäftigten ihn. Unter vielen Aphorismen findet sich sogar der Plan zu einem Drama „Theodorich". Ferner war gerade damals die Korrespondenz mit dem Uracher Seminaristen Schneckenburger sehr lebhaft geworden und führte zuletzt dazu, daß Schneckenburger nach Stuttgart kam, von wo sie beide am 11. April 1821 über Böblingen und Tübingen nach Reutlingen wanderten.

Waiblingers Empfindungen, wie er sich der Heimat wieder näherte, waren diesmal gemischte. Einerseits fühlte er sich wundersam angezogen von der Stätte, wo er als Knabe unter ahnungsvollen Träumen von der großen Welt aufgewachsen war, anderseits, da sich ihm jetzt die große Welt mit ihren Herrlichkeiten immer mehr auftat, fürchtete er schon im voraus den Druck der engen Verhältnisse im Elternhaus. In der Tat fand er alles, Dinge und Menschen noch so, wie er es verlassen, und wurde sich dadurch aufs lebhafteste bewußt, wie sehr er selber sich verändert, sich entwickelt hatte. Derjenige, der ihm, durch seine Liebe zur Poesie verbunden, immer noch gleich nahe stand, war Eser. Wie vergangenen Herbst flüchtete Waiblinger sich mit dem Freunde auf einsame Spaziergänge, und auf einem solchen war es, daß ihm der Gedanke an ein Drama kam, welches einen Stoff aus dem Leben Rafaels behandeln sollte. Er nannte es zuerst „Maler Francia", dann „Die Maler", setzte ihm seinen „Theodorich" nach, kam aber wie bei diesem nie über den Plan hinaus. Solcherlei in freier Natur concipierte Entwürfe vermochten ihn über manches hinwegzutäuschen, und erlaubte ihm das Wetter nicht, auf Streifereien durch Wald und Flur seinen Ideen ungestört nachzuhängen, so setzte er sich hinter sein geliebtes Tagebuch. Es beschäftigte ihn wieder lebhaft das Original seiner Corine, auch hatte er genügend Zeit, sich in seine Kinderjahre zurückzuversetzen. Die unschuldige Gestalt Wilhelminchens tauchte auf, er fühlte sich ganz von dem Zauber jener ersten Jugendliebe umfangen, und er schrieb ein liebliches Kinderidyll[10], dessen Wirkung leider nur durch

einige den naiven Ton zerstörende Unwahrscheinlichkeiten beeinträchtigt wird. So verrät eine Stelle, daß die beiden lieben Kleinen schon Werther und Faust gelesen haben, was freilich auf die Frühreife des Verfassers ein bedeutsames Licht wirft, sonst aber den Leser verwundern, wenn nicht gar unangenehm berühren muß. Daneben verschlang Waiblinger Millers rührselige Klostergeschichte „Siegwart", schwelgte nicht wenig darin und staunte zuletzt selbst, daß er darüber nicht zum Narren geworden. Aber noch während dieser Lektüre konnte er dem tollsten Humor die Zügel schießen lassen, wenn er, wahrscheinlich um die kleinstädtische Weltauffassung zu parodieren, die Welt mit einer großen Kneipe vergleicht, darinnen der Herrgott der ewige Zecher sei, und das Gleichnis bis ins einzelnste ausspinnt[11]. So, indem er mehr in seiner Gedankenwelt, als in der realen, ihm nicht behagenden Umgebung lebte, verbrachte er die kurzen Frühlingsferien in Reutlingen und kehrte anfangs Mai 1821 nach Stuttgart zurück.

Gleich in den ersten Tagen besuchte er Schwab. Mit diesem hatte Waiblinger vor den Ferien ein kleines Zerwürfnis gehabt. In einer Griechischstunde versprach er sich einmal, und als er kurz nachher in der Elektra des Sophokles eine andere Lesart vorschlug, bemerkte Schwab, er möge seine Sprachkenntnisse erst vollständiger entwickeln, ehe er zu solchen genialischen Konjekturen greife. „Diese, einem andern vielleicht eine kleinfügige Sache scheinende Äußerung," schrieb Waiblinger in sein Tagebuch, „hat so unauslöschlich-tiefen und schmerzhaft-eindringenden Eindruck auf mich gehabt, daß, obgleich der edle, freundschaftliche, liebenswerte Mann durch einen freundlichen Zuruf es vielleicht gut machen wollte, doch eine gute Summe von Tagen und zerstreuenden Vorstellungen dazu gehört, um den gewaltigen Sprung in meiner liebevollen und sonst so tiefen Achtung vor ihm wieder auszugleichen." Nun, das war in den Ferien hinreichend geschehen, und dieser Besuch ließ vollends die Begeisterung für den verehrten Lehrer wieder ausbrechen. Aber es war eben nur ein Ausbruch, kein gesundes Gefühl.

Waiblinger steigerte sich, seitdem seine Phantasie in der Wirklichkeit wieder neue Nahrung gefunden hatte, immer mehr in eine erträumte Liebe mit Corine hinein. Daß er sie seinem Freund Schneckenburger entdeckte, verminderte die eingebildete Leidenschaft keineswegs, sondern erhöhte sie vielmehr noch um ein Erkleckliches, wie immer, wenn er einen Resonanzboden für seine Gefühle fand.

Auch diesmal trieb er seine bei diesen Gelegenheiten übliche Tyrannei soweit, daß vorübergehend ein Bruch drohte. Es zeigten sich immer deutlichere Spuren einer zunehmenden Überreizung in Waiblingers seelischem Zustande, die nicht zum mindesten durch übertriebenes Studieren herbeigeführt wurde, vor allem durch die Lektüre Shakespeare's, der ihn „fast wahnsinnig" machte. Er fühlte sich ohne Glauben, unglücklich, überlegte in seinem Tagebuch mit ähnlichen Worten wie Hamlet den Selbstmord, ja, griff in der Tat einmal nach einem Messer, das ihm aber entwunden werden konnte. Dann glaubte er wieder an dem inneren Toben seine Dichterbestimmung zu erkennen, wurde plötzlich ergriffen von der Idee zu einem Drama „Franz von Sickingen", für dessen Gelingen er Gott in den tollsten Tiraden beschwor,[12] und zuletzt betete er seit langer Zeit wieder einmal „so fürchterlich, daß der Himmel hätte zusammenstürzen sollen". In der Tat hatte er ein wildes Verlangen nach brünstiger Hingebung, es kann diese sogar als die ihm eigentümliche Religiosität betrachtet werden. Er vermehrt jetzt auch sein Idealbild um einige Züge, und zwar scheint er sie einem in seiner Nähe lebenden weiblichen Wesen zu entnehmen, von dem er beständig mit ausdauernder Sanftmut auf Glauben und Christentum hingewiesen wurde.[13]

Diese Verstimmung dauerte den ganzen Monat Mai hindurch. Es war eine der vielen nun beginnenden Reaktionen zwischen einseitigem Studieren und genialischem Austoben. Die psychische Kraft des einzelnen Menschen kann bei allem Lernen die Peripherie des Wissens nur immer bis zu einem bestimmten Punkte erweitern, und dann kommt ein Moment der Indifferenz oder des Überdrusses, wo die über weite Gebiete zersplitterte Kraft sich plötzlich im Mittelpunkt des willensstarken Gefühls konzentriert, freilich nur, um nach kurzem sich aufs neue das ausgedehnte Reich der Erkenntnis zurückzuerobern und abermals demselben Schicksal entgegenzugehen. Diese Schwankungen fanden bei Waiblinger jetzt oft von Monat zu Monat statt, und daneben lassen sich noch tägliche, ja fast stündliche verfolgen. Wenn man die aus jener Zeit stammenden, sehr ausführlich geschriebenen Tagebücher liest, so glaubt man im Zickzack geführt zu werden und wird sich immer erst nach einigen hundert Seiten über die eigentliche Grundrichtung dieser Zickzacklinie klar. Dadurch, daß der Jüngling sozusagen alles, was ihm durch den Kopf schoß, niederschrieb und somit fixierte, hat sich ein äußerst interessanter Einblick in die feinsten Oscillationen seiner Entwicklung erhalten.

Neben den Schwärmereien einer erhitzten Phantasie stehen sowohl treffende allgemeine Wahrheiten als auch Selbstbetrachtungen von einer verblüffenden Objektivität und Richtigkeit. Wir sehen einen Menschen, der eine Epoche stürmischer Entwicklung durchmacht, sich dessen völlig bewußt ist und doch sich nicht dem Zug seines Charakters entziehen kann. „Heute hatte ich wieder einen Anfall von völligem Wahnsinn. . . . Ich gefiel mir darin, schwelgte, verzweifelte. . . .“ — „Meine furchtbar grillenhafte Empfindsamkeit trübt mir den reinsten Genuß mancher Stunden und wird mich zeitlebens zu einem unglücklichen Mann machen.“ — „Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig herumlaufen und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines, offenes Gemüt, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit, alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitige, belebte Tätigkeit zu versetzen und zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst.“ — „Ich muß gestehen, daß Schwab unter meinen Freunden der aufrichtigste ist. Aus vielen Fällen ersehe ich, daß er nicht gar großes Vertrauen auf mich hat, aber dies Mißtrauen ist schlechterdings notwendig, wenn er mir das sein soll, was er ist.“ Solche und ähnliche Stellen muten den Leser des Tagesbuches an wie Lichtblicke zwischen trüben Wolken.

Im Laufe des Monats Juni ließ die Spannung nach. Waiblinger, der es im Tagebuch bis zur detaillierten Schilderung blos eingebildeter Liebesabenteuer, die er aber tatsächlich in der Gegenwart erlebt haben wollte, getrieben hatte, wendet sich wieder mehr der Kunst zu, wenngleich seine Corine noch immer eine Rolle spielt. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft mit dem zweiten Vertreter der damaligen ältern Schule in der Poesie, mit dem Epigrammatiker Haug. Das Tagebuch schildert ihn als einen offenen, freundlichen, einnehmenden Mann, dessen Äußeres zwar nicht dichterisch sei, bei dem man aber alsbald aus tausend Nachlässigkeiten, Gewohnheiten und Gebräuchen den Dichter erkenne. Von Haug erhielt Waiblinger Anna Boleyn als Tragödienstoff empfohlen, machte sich aber vorderhand mit der Idee zu einem derartigen Stücke noch keineswegs vertraut. Überhaupt hielt er sich nach wie vor mehr an Schwab.

Er gab ihm sein Tagebuch zu lesen. Ein Vierteljahr also, nachdem sein Bedürfnis nach Mitteilung ihn diesen Ausweg hatte ergreifen lassen, war ihm dies schon nicht mehr genügend. Das Papier gab ihm keine Antwort! Darnach aber verlangte sein innerstes Wesen, und es erweckt geradezu den Eindruck, als ob seine stürmisch

vorwärtsdrängende Entwicklung ihn instinktiv den Widerstand und den Gegensatz habe aufsuchen lassen, um sich an diesen in der Außenwelt liegenden Gegenpolen vollziehen zu können. Widerstand zu erregen, dazu war das Tagebuch allerdings sehr geeignet, denn Waiblinger schrieb doch zuweilen Dinge hinein, die er schwerlich gesagt haben würde, und wenn die Mitteilung nur eine indirekte war, so war sie dafür eine um so gründlichere und gefährlichere. Wie sehr er dies im Grunde selbst wußte, geht aus einer, einen Monat früher ins Tagebuch eingetragenen Notiz hervor: „Eines meiner höchsten Laster ist, daß ich so gern einen Blick in mein Inneres tun lasse." Wenn er also dennoch nicht sich zu verschließen vermochte, so zeigt dies wieder aufs deutlichste, wie er wohl sein eigenes Wesen mit großer Schärfe zu erkennen, nicht aber zu ändern vermochte. Was Schwab anbetrifft, so übernahm er die ihm unwillkürlich zugedachte Rolle eines Opponenten für jetzt und alle Zukunft. Er ermangelte nicht, seinem Schüler „unbändigen Hochmut" vorzuwerfen, und Waiblinger wurde dann oft demütig und kam sich für einige Augenblicke selbst lächerlich vor. Aber, verteidigte er sich hinwieder vor sich selbst, „mein Selbstgefühl gründet sich nicht auf das, was ich schon von mir gegeben, sondern auf das, was ungebildet und schwankend in mir lebt".

In Waiblingers Kopf schwirrte es stets von so vielen und so großen Plänen, daß er Grund genug zu haben glaubte, selbstbewußt aufzuschauen. So hatte er neben den schon genannten dramatischen Entwürfen eben wieder einen Roman in Tieck'scher Art begonnen, betitelt: „Melpomene und Thalia oder die Musophilen", außerdem an einem satirischen Lustspiel über ein vom Deutschprofessor Reinbeck gegebenes Thema „Der Frühling" gearbeitet, und immer noch beschäftigte er sich mit seinem „Franz von Sickingen, Trauerspiel in 5 Akten von Thorwald." Als Thorwald unterschrieb er sich auch in Briefen, von seinen Kameraden hingegen wurde er „Faust" genannt, sowohl wegen seines oft mystischen Wesens, als auch wegen seiner Goetheschwärmerei.

Denn immer mehr fühlte sich Waiblingers im Dunkeln irrende Seele zu dem großen Lichte in Weimar hingezogen. Er ahmte den Prosastil des greisen Dichters nach, er überlegte sich, ob er ihm seine Gedichte senden sollte. Ein anerkennendes Wort aus des Vergötterten Munde wäre das höchste Ziel seines Ehrgeizes gewesen. „Schwab wurde von Goethe gelobt!" schreibt er am 17. Juni 1821 in sein

Tagebuch. „Welch herzlicher Lohn für seinen schönen Eifer! Aber mich läßts nicht mehr ruhen! O werd' ihm langes Leben, nur vier Jahre bleib' er noch, daß er mich auch loben kann!" Hier ist nicht bloß Eitelkeit, hier klingt etwas Herzliches durch, das an das kindliche Verhältnis des Jüngers zu seinem Meister erinnert. Fast wie Wehmut ergreift es uns, wenn wir bedenken, daß Waiblinger schon seit mehr als einem Jahr seine letzte Ruhe gefunden haben sollte, als endlich der greise Vorkämpfer für die höchsten Ideale der Menschheit still seinen Posten verließ. Und der Jüngling bangte davor, daß Goethe abberufen werden könnte, ohne ihn gelobt zu haben! Um dem zuvorzukommen, erwog Waiblinger sogar ernstlich eine Reise nach Weimar, zweifelte aber selbst bei sich, ob er es wagen dürfe, dem großen Mann ins Antlitz zu schauen.

Vorderhand war freilich kaum daran zu denken. Der Stuttgarter Gymnasiast mußte sich damit begnügen, den Stil seines Vorbildes nachzuahmen, was ihm auch erstaunlich gelang. Fast mehr, um sich hierin zu üben, als der Sache wegen, schrieb Waiblinger Ende Juli ein erschöpfendes Bild seiner Corine ins Tagebuch. Es war, als wollte er sich das Ideal, das ihn bisanhin erfüllt, noch einmal recht deutlich vor Augen führen, bevor er sich von ihm trennte.[14] Ein anderes weibliches Wesen gewann, wie wir schon angedeutet haben, einen zwar langsam, doch stetig wachsenden Einfluß auf ihn. Damit hängt es jedenfalls zusammen, wenn Waiblinger sich gerade jetzt wieder lebhaft mit Fragen über Religion und Christentum beschäftigte. Seine Aufzeichnungen hierüber werfen auf seinen Charakter ein auch für die Zukunft bedeutsames Licht. Die christliche Kirche war ihm unsympathisch, nicht weil sie christlich, sondern weil sie Organisation war. Instinktiv und sehr richtig witterte er in jeder heerdenartigen Vereinigung, wo man sich gleichsam zu willkürlich gewählten Zeiten zur Andacht kommandiert, den eigentlichen Feind des Gefühls. Dieses aber, die freie, spontane Aufwallung des Innern, in welcher das Individuum vor die allmächtige Gottheit tritt, war ihm das Höchste, und bis in den Tod haßte er kleinliche Regeln und Gesetze, mit denen die matte Philisterhaftigkeit der Menschen das innere Erlebnis zerlegt und einteilt, um sich so seiner bemächtigen zu können. Ein edler Lebensgenuß, wie er ihn bei Goethe sah, war in seinen Augen der schönste Gottesdienst. Diese seine von einem jugendlich feurigen Fühlen getragenen Anschauungen erklären zur Genüge den Grimm, der ihn gegen das in Württemberg immer üppig

gediehene pietistische Muckertum erfüllte. „Unkraut, wie zu Kornthal wächst," schreibt er im Tagebuch, „sollte man urplötzlich ausrotten und kein Stäubchen mehr übrig lassen, denn schon ein solches ist so giftig, wie eine Schlange. Sehe man, welchen Sinn die Menschen für Christentum haben, daß sie diesen abscheulichen Heiden folgen mögen! Man denke sich diese Versammlung von Un- und Halbmenschen, und man hat das lebendigste Bild von hypochondrischer, murrköpfischer Abgeschmacktheit." Es mußte ihn die Anmaßung der Gotteskinder umsomehr aufbringen, als er selbst sich bis zur Erschöpfung um Wahrheit und Glauben abmühte. Tiefes Eindringen in die Natur schien ihm dabei förderlicher zu sein, als pedantische Moralisten anzuhören. Eine Zeit lang warf er sich sogar auf Astronomie, und am liebsten hätte er eigentlich auf einmal alles erfaßt.

Waiblinger kam wieder in eine bis zur Gluthitze überheizte Temperatur. Darin schloß er unter den überschwenglichsten Versicherungen ewiger Dauer im Tagebuch eine Freundschaft mit einem Schulkameraden, die aber, wie begreiflich, auch um so rascher verblühte und schon in zehn Tagen ihr gänzliches Ende fand. Dazu stürmte noch anderes auf Waiblinger ein. Der Vater schrieb auf Anfrage, er könne ihm eine Reise nach Weimar nicht erlauben, da sie, wie mehrere Herren auch meinten, keinen Zweck habe, worauf Waiblinger grob antwortete, die Herren seien alle insgesamt Esel und wüßten den Teufel, was Zweck habe oder keinen. Indessen war die Zeit nicht geeignet, über den gescheiterten Plan lange nachzubrüten. Das Abiturienten- und Aufnahme-Examen ins Tübinger Stift stand vor der Tür. Waiblinger befand sich in einem sozusagen aufgelösten Zustand. Er schrieb in diesen Tagen ein Lied an die heilige Jungfrau Maria, wie es der eifrigste Katholik nicht besser hätte dichten können.[15] Im übrigen erwartete er mit einem gewissen Fatalismus sein Schicksal. Die „Abschiedsrede" hielt er englisch, über Shakespeare, und war ganz vergnügt dabei.[16] Dagegen verfehlte er nicht, in der lateinischen Arbeit den obligaten Schnitzer zu machen, indem er am geeigneten Orte „effluxa" hinsetzte. Die Note lautete infolgedessen auf „ziemlich gut", und dies scheint, obwohl er im Griechischen „gut" hatte, genügt zu haben, um ihn von der Aufnahme ins Stift auszuschließen. Tatsache ist jedenfalls, daß er durchfiel.

In dieser Zeit knospete eine Liebe auf, die schon lange im Stillen herangewachsen war. Zu den Verwandten, wo Waiblinger sein Stübchen und das Essen hatte, kam oft ein junges Mädchen zu Besuch.

Sie hieß Philippine Heim und war die Schwester der Frau Buchhalter. Der Jüngling hatte das eben zum Jungfräulein erblühende Wesen schon früher gekannt, es damals aber nicht weiter beachtet, da er sich ganz seinem selbstgeschaffenen Ideal, seiner Corine, hingab. Jetzt, nachdem er ein ganzes Jahr an dem Scheinbild gehangen mit einer Liebe, die er zuletzt selbst für wahr hielt, konnte er sich nicht länger über die eben doch in seinem Leben vorhandene Lücke hinwegtäuschen. Waiblinger wollte eine Geliebte außer sich, nicht in sich haben, ihn verlangte Tag und Nacht nach einem Wesen, das er lieben konnte, von dem er selbst wieder geliebt wurde. Da fiel sein Blick auf Philippine, und während es in ihm stürmte und tobte, sah er hier neben sich ein traumhaftes Kind mit einer sanften, ewig ruhigen Seele still seinen Weg durchs Leben gehen.

Das Examen war kaum vorüber und Waiblinger noch im Unklaren über den Ausgang, als er mit dem neunzehnjährigen lieben Mädchen allein einen Ausflug unternahm auf den Roten Berg, von wo sie nach Untertürkheim abstiegen und dort wieder zum Pfarrhaus hinaufwanderten. Freundlich wurden sie von dem alten Ehepaar empfangen, „wie Brautleute, die es noch nicht wissen“, und Waiblinger erhielt sogar auf seine Frage, ob er nächsten Sonntag hier predigen dürfe, eine bejahende Antwort. Doppelt glücklich ging er nun Arm in Arm mit seiner Liebsten wieder durchs Dorf hinunter, gravitätisch sich als Seelsorger der braven Leute fühlend, die im Abendschein vor ihren Häusern saßen und ihn begrüßten. Tags darauf, da es bereits Samstag war, begann er schon zu früher Stunde seine Predigt zu studieren, und am Abend machte er sich nach herzlichem Abschied von seinem Mädchen auf den Weg. Beständig memorierte er und sah sich schon auf der Kanzel, wie er indessen das Pfarrhaus betrat, erklärte ihm der Pfarrer, daß man ihm von allen Seiten abgeraten habe, einen so jungen Menschen predigen zu lassen. Doch gestattete er ihm, Kinderlehre zu halten, was Waiblinger am andern Tag denn auch „recht feierlich“ tat. So verlief sein erster Versuch, sich als Theologe hervorzutun, mehr oder weniger im Sande, und das Resultat des Examens war auch nicht dazu angetan, ihn zu ermutigen[17].

Allein Waiblinger setzte sich leicht darüber hinweg. Die Liebe zu seiner Valerine — denn so nannte er Philippine — machte ihn zu glücklich, als daß er sich irgend etwas anderes allzusehr zu Herzen genommen hätte. Und was wäre ihm noch zu wünschen übrig

geblieben, als er gar erst am 12. September 1821 zusammen mit seinem Mädchen nach Reutlingen in die Ferien wanderte? Er hatte es zu Stande gebracht, daß seine Eltern die Jungfer Heimin einluden. Freilich war ihm sein Plan nicht ganz gelungen, da er den achtstündigen Weg erst nachmittags hatte antreten wollen, um das herrliche Farbenspiel eines Herbstabends genießen zu können, während sein Vater der Ansicht war, das schicke sich nicht, er möge lieber früh um 2 Uhr Stuttgart verlassen, dann sei er statt abends um 10 Uhr zur selben Stunde des Morgens in Reutlingen. Waiblinger, dem die Unterscheidung des Dunkels vor und nach Mitternacht recht philisterhaft vorkommen mochte, genoß den für heilsamer befundenen Sonnenaufgang mit seiner schönen Gefährtin ebensosehr, als wenn es ein Sonnenuntergang gewesen. Besser wäre es jedoch schon für ihn abgelaufen, wenn die Nacht seine Ankunft mit ihrer Finsternis verhüllt hätte. Denn was mußte der Vater nicht morgens um 10 Uhr am hellen Tage sehen? Wahrhaftig, Arm in Arm mit dem Jüngferlein hielt der Herr Sohn seinen Einzug in Reutlingen! Waiblinger, der von der Wanderung her vor Wonne noch ganz trunken war, wurde mit einem Donnerwetter empfangen und sogleich zu Beginn aus allen Himmeln gerissen. Auf das gute Mädchen aber wirkte die Strafpredigt des entrüsteten Vaters, der sich in seinem Zorn nicht gerade schicklich zu fassen verstand, dermaßen einschüchternd, daß sie mehrere Tage kein Wort sprach. Eine Verstimmung war da, die nicht mehr schwand.

Waiblinger, der seine Liebste beleidigt und seine heiligsten Gefühle verletzt glaubte, fraß still allen Groll in sich hinein. Noch nie war ihm so klar zum Bewußtsein gekommen, wie sehr er den Eltern und der Heimat fremd geworden. Es herrschte da eine Atmosphäre, in der er nicht mehr zu atmen, eine Auffassung des Lebens, die er nicht mehr zu ertragen vermochte. In Stuttgart verkehrte er fast ausschließlich in Kreisen von Menschen, die alle in einer der seinen ähnlichen idealen Welt heimisch waren, hier fand er für all das, was ihn bewegte, keine Empfänglichkeit, und wenn er aus dem Herzen sprach, wurde er mißverstanden. Man drängte ihm vielmehr die Prosa des Alltags mit einer gewissen Absichtlichkeit auf. Er bedachte nicht oder wollte aus Stolz nicht bedenken, daß es gerade diese Alltäglichkeit war, aus der ihm die Mittel für seinen höheren Flug zukamen. Doch lag die Schuld an dem immer mehr einreißenden Zwiespalt nicht nur bei ihm, sondern vor allem in den Verhältnissen.

Waiblinger war längst nicht mehr der einzige Sohn, ein Trüpplein anderer Kinder erschwerte den Eltern die Sorge fürs tägliche Brot, und es ist begreiflich, daß bei diesem beständigen Ringen um die Existenz namentlich der Vater zuletzt nur noch für das Materielle Sinn hatte, Vieles bloß aufs Geld bezog und vor allem immer auf das praktische Weiterkommen bedacht war.

Nach einer Woche verließ Waiblinger mit seinem Mädchen das Elternhaus wieder, um den Rest der Ferien in Stuttgart zuzubringen. In gedrückter Stimmung wanderten sie neben einander hin. Waiblinger fühlte, daß versucht werden würde, sie zu trennen, und es drängte ihn deshalb zu immer engerem Aneinanderschließen. Er verlangte von Valerine, die bis jetzt seine Liebkosungen nur geduldig ertragen, einen Kuß. Das arme Kind, noch eingeschüchtert durch die Vorgänge in Reutlingen, weigerte sich beharrlich. Waiblinger ließ aber nicht nach, stellte sich unglücklich, verwundet und geberdete sich zuletzt wie ein Rasender, bis sie ihn endlich küßte und dabei ganz rot wurde. Nun war er der glücklichste Mensch, und in heiterer Stimmung erreichten sie Stuttgart.

Valerine aber begann sich zu fürchten vor dem stürmischen Liebhaber. Sie verstand ihn gar nicht. Schon hatte sie ihm eine Locke gegeben und war ihm herzlich gut, aber er wollte immer mehr. Sein phantastisches Wesen erregte in ihr etwas wie Schwindel. Er vermochte sie nicht mit sich zu reißen, sie wurzelte zu fest in ihrem Boden, und er verletzte sie nur. Sie war eben noch ein Kind, und all die Glut, die sie von außen anwehte, konnte sie nicht selbst in eigener Leidenschaft entbrennen, sondern nur verwirrt machen. Deshalb suchte sie, wie einst Wilhelminchen, leise und unmerklich sich zurückzuziehen, und beschleunigte so die Katastrophe.

Wenige Tage schon nach ihrer Ankunft in Stuttgart, Ende September, wurde das Volksfest zu Cannstadt gefeiert. Sie trafen sich daselbst der Verabredung gemäß. Waiblinger war allein, Valerine, vielleicht nicht unabsichtlich, von einer kleinen Gesellschaft umgeben. Man trat in eine Gartenwirtschaft. Waiblinger, der von der Geliebten auch nicht das geringste Zeichen besonderer Gunst erhielt, wurde schon unruhig. Als nun gar einer aus der Gesellschaft, ein gewisser Dietrich, sich alle Mühe gab, mit läppischen Reden die Frauenzimmer zu unterhalten, und es dabei besonders auf Valerine abgesehen hatte, die sich an dem albernen Geschwätz ordentlich zu ergötzen schien, da erhob er sich, um seiner wütenden Eifersucht überhaupt

noch Herr werden zu können, und ging schweigend fort. Tags darauf war er nach dem Mittagessen allein im Zimmer mit Valerine, die auf dem Sopha saß und strickte. Er trat vor sie hin und sah sie lange an. Einige gleichgiltige Worte fielen von beiden Seiten. Da begann er auf einmal mit raschen, großen Schritten auf und ab zu gehen, „deklamierte, dichtete, sah wild umher" und ergriff zuletzt ein Messer. Auf den erschrockenen Zuruf des Mädchens stieß er sich ohne noch etwas weiteres zu sagen mehrmals gegen die Brust, bis endlich das Blut floß. Er wurde schwindlig und mußte sich in sein Stübchen begeben. Man rief den Arzt. Schon nach wenigen Tagen war Waiblinger wieder hergestellt. Valerine reiste heim, und auch er kehrte abermals nach Reutlingen zurück, um sich zu erholen[18].

Hier wußte er durch geschickte Ausreden seine Verwundung als die bloße Folge eines harmlosen Zufalls darzustellen, seine Eltern glaubten ihm, und alles andere trug er diesmal mit großer Standhaftigkeit. Der Vater ermangelte indessen nicht, nachträglich sein persönliches Urteil über Valerine abzugeben. In seinen Augen fand das schöne Gesichtchen mit dem duldenden, schmachtenden Wesen wenig Gnade, auch war sie ihm zu zart, zu schwächlich, zu langsam, zu kränklich, und vor allem zu alt[19]. Da kam zum Überfluß ein Brief vom Vetter in Stuttgart mit dem Vorschlag, das Verhältnis mit Valerine zu lösen. Jener Dietrich hatte aus Eifersucht den Verwandten alles hinterbracht. Zufällig bekam Waiblinger das Schreiben zuerst in die Hände. Er war also vorbereitet, und es gelang ihm in der Tat, durch seine Beredsamkeit den Vater ordentlich zu beschwichtigen. Dem Vetter aber schrieb er einen sehr energischen Brief, den jener zwar gewiß nicht hinter den Spiegel steckte, aber sicherlich verdient hatte.

Buchhalter Waiblinger war einer jener gutmütig-dummen, tölpelhaften Dutzendmenschen. Seine Briefe sind voll blöder Späße und fast immer mit französischen Wörtern, zuweilen auch Sätzchen, gespickt, wobei sich die Antiqualettern in der kalligraphischen, charakterlosen deutschen Schrift wie Rosinen in einem wässerigen Kuchen ausnehmen und den aufgeblasenen Bildungsprotz aufs trefflichste kennzeichnen. Als ihn ein paar schlechte Kerle auf das in seinem Hause sich anspinnende Liebesverhältnis hinwiesen, hatte er nichts besseres zu tun gewußt, als daraus eine hochwichtige moralische Sache zu machen.

Am 19. Oktober 1821 kam Waiblinger wieder nach Stuttgart, allerdings mit der Absicht, sich sobald wie möglich eine neue Wohnung zu suchen. In der alten aber empfingen ihn vorerst sein Vetter mit Schmähreden und — Valerine. Sie saß in der Stube, wie er eintrat, und nach einer Weile merkte er an ihren leicht geröteten Wangen, daß auch sie eben erst gekommen sein mußte. Äußerlich schien sie ganz ruhig. Er schob ihr einen Zeddel zu, sie möchte ihn nachts besuchen, und wirklich, das liebe Kind schlich sich in seine Kammer, fast wie von einem Schuldgefühl getrieben, da er so vieles ihretwegen durchgemacht. Waiblinger war außer sich vor Entzücken. Sie saßen neben einander auf dem kleinen Kanapee. Er lag an ihrem Busen und erzählte ihr seine Leiden. Sie aber war wie in einem Traum, öffnete ihre großen braunen Augen oft ungewöhnlich weit und sah ihn lange an oder starrte vor sich hin. Bis Mitternacht blieben sie so beisammen.[20]

Waiblinger nahm nun seine Mahlzeiten die wenigen Tage, die er noch in der alten Wohnung zuzubringen hatte, auf seinem Zimmer ein. Meist brachte ihm Valerine das Essen, und wenn sie sah, wie er darin vernachlässigt worden, hatte sie nicht selten Tränen in den Augen. Das unschuldige Kind wurde immer schüchterner. An einem Morgen, wie Waiblinger einen Augenblick mit ihr allein erhascht hatte und sie küssen wollte, verweigerte sie ihm die Lippen mit den Worten: „Es ist uns verboten!" Zuletzt küßte sie ihn aber doch auch ihrerseits mit großer Herzlichkeit. Waiblinger dagegen fühlte, wie der beständige Genuß ihrer Gegenwart die schwärmerische Sehnsucht, die ihm nach wie vor Hauptbedürfnis geblieben war, abzuschwächen begann, und sah ein, daß er von ihrer Seite gehen müsse, wenn seine Neigung nicht zum Alltäglichen herabsinken sollte.[21]

So rückte die letzte Nacht in der alten Wohnung heran. Valerine kam noch einmal auf Waiblingers Stübchen, und unter harmlosen Liebesspielen schlummerte sie sanft in seinen Armen ein. Am andern Morgen, unmittelbar bevor er auszog, brachte sie ihm noch Obst.

Die Trennung war geschehen. Waiblinger hatte ein anderes Zimmer bezogen, und sein ganzes Tun und Trachten zielte jetzt darauf hin, die Kluft, die sich äußerlich zwischen ihnen aufgetan, zu überbrücken. Dazu war jener in Stuttgart lebende Onkel, der Waiblinger schon nach Urach geschrieben hatte, gerade der rechte Mann. Er begriff zwar nicht, wie sein Neffe sich so ganz und gar einem Mädchen hingeben konnte, das wohl ein schönes Gesicht und eine schlanke Gestalt hatte, ihm aber geistig nicht entfernt entsprach und

seinen Regungen, seinem Schwung gar nicht antworten konnte, und oft unterbrach er deshalb Waiblingers schwärmerische Deklamationen mit einem: „Du bist ein närrischer Kerl!“ Doch fand er sich mit der ihm zugedachten Rolle eines Postillon d'amour ganz gut ab, und das war schließlich die Hauptsache.

Mittlerweile hatte das Wintersemester begonnen. Waiblinger saß wieder unter den Gymnasiasten, die ihm wie Kinder vorkamen. Kein Wunder, wenn er daher immer verlangender in die Ferne schaute.

Durch den lebhaften Briefwechsel mit Schneckenburger war Waiblingers Ruf allmählich auch in die Stille des Uracher Seminars gedrungen. Dort lebten in klösterlicher Abgeschiedenheit Jünglinge, die nicht minder für das Ideale glühten, und ihnen mußte der Altersgenosse, mit dem die ersten Dichter und Künstler der Residenz wie mit ihresgleichen verkehrten, fast wie ein Märchenheld vorkommen. Es drängte sie aufs lebhafteste, in nähere Beziehungen zu ihm zu treten, und so erhielt Waiblinger, als er am 31. Oktober 1821 wieder einen Brief von Schneckenburger empfing, zugleich auch ein Schreiben von einem gewissen Eduard Mörike, der ihn im Auftrag seiner Kameraden um Ratschläge für ihre Privatlektüre befragte, zugleich aber ihm seine Liebe und Teilnahme an seinem Geschick aussprach. Waiblinger war zuerst erstaunt, ja, überrascht, doch freudig ergriff er, was ihm da geboten wurde, schrieb einen liebenswürdigen Brief und bereitete so ein Freundschaftsbündnis vor, das sich erst in den Zeiten seiner tiefsten Verirrung lösen sollte.

Zugleich leitete er in jenen Tagen von sich aus eine Bekanntschaft ein. Er hatte, offenbar durch Schwab, von dem hochbegabten Tübinger Rechtsstudenten Paul Pfizer gehört. Kurz entschlossen schrieb er diesem einen Brief und bat ihn darin um gegenseitige Korrespondenz. Pfizer wußte bereits von Waiblinger, da ihm einmal bei einem Besuche Schwab, der auch sein ehemaliger Lehrer war, aus Waiblingers Tagebuch vorgelesen hatte. Er säumte nicht, das ihm entgegengebrachte Vertrauen bereitwillig zu erwidern, und es begann ein lebhafter Briefwechsel.

Aber gerade dadurch, daß Waiblinger in der Ferne fühlende Herzen fand, wurde seine Unzufriedenheit mit den ihn umgebenden Verhältnissen vermehrt. Dem Schulzwang des Gymnasiums gewann er immer weniger Geschmack ab, der freie Gedankenaustausch schien ihm allein seiner würdig. Er dachte nur noch daran, wie er sich ganz seinen Freunden hingeben könne. Sie selbst aufzusuchen,

war ihm nicht möglich, und so schickte er ihnen denn seine Tagebücher. Er hatte sie außer Schwab bereits auch Haug und sogar jenem Pfarrer von Untertürkheim, bei dem er Kinderlehre hielt, gezeigt. Jetzt verwies er in den Briefen an seine Freunde bald einmal darauf, wie man auf Zeitungen verweist. Es ist ein kleiner, aber sehr bedeutsamer Zug zu Waiblingers Charakteristik, daß seine Korrespondenzen aus jenen Jahren oft kaum leserlich sind, während das Tagebuch selbst in der Zeit der wildesten Stürme immer die nämliche kalligraphische Schrift aufweist und das Auge des Lesers kaum je durch ein gestrichenes Wort verletzt. Den Freunden entging diese Absichtlichkeit der Gefühle wie ihrer Darstellung nicht. Nach dem „Selbstmordversuch" wünschte ihm einer[22] herzlich, „daß mit seiner Wunde auch bald sein Verstand mit seiner törichten Mutlosigkeit zuheilen möchte," und ein anderer[23] meinte überhaupt zur ganzen Darstellung der Liebesgeschichte mit Valerine, „daß es ihm offenbar mehr um die Form als um den Inhalt zu tun gewesen sei."

Seit Waiblinger nun in eine andere, wenn auch vorderhand nur provisorische Wohnung, bei Gürtler Ostertag auf dem kleinen Graben, gezogen war, befand er sich wieder in jenem von ihm selbst gewünschten Zustande der Sehnsucht. Durch Liebesbriefchen, die er durch den „Oncle" hinschmuggeln ließ und durch das Dienstmädchen von Valerine empfing, noch mehr aber durch verstohlene gegenseitige Blicke in Kirche und Theater[24] vermochte er sich aufs beste immer mehr in seine Ekstase hineinzusteigern. Er ging oft an ihrem Haus vorbei, aß wenig, bald fast gar nichts, schlief nicht, wurde verstört, und dazwischen erschien der Vater einmal und „machte ihm rasend viel Sorgen". Im neuen Logis hatte er zudem eine mitempfindende Hausfrau, die ihm zuweilen aus seinen eigenen Tagebüchern vorlas und ihn durch ihre Teilnahme noch vollends um den Verstand brachte[25]. Da wurde Valerine nach Winnenden zu ihren Eltern heimgerufen. Erst aber genossen sie noch einmal auf einem Spaziergang das Glück des Beisammenseins, und Valerine sagte Waiblinger einige seiner an sie gerichteten Gedichte auswendig her. Ihre Liebe hatte jetzt eine aktivere Färbung angenommen, denn als jener Dietrich das bisher von Waiblinger bewohnte Zimmer beziehen wollte, drohte sie, die schüchterne, in diesem Falle sofort das Haus zu verlassen. Wie dann der Tag kam, wo sie nach ihrer nur wenige Stunden entfernten Heimat zurückwanderte, und Waiblinger sie begleitete, sprach sie mit ihm noch einmal ernsthaft. Sie erkannte ihre

eigene schlichte Beschränktheit an und ermahnte ihn, er möge sich doch über sie nicht täuschen. So erscheint sie als ein verständiges, braves Mädchen: sie gehörte zu jenen Menschenkindern, die zeitlebens sich willig von ihrem Schicksal führen lassen, nie selbsttätig eingreifen, dafür aber auch ihrer Seele eine ungetrübte Heiterkeit bewahren, die sie stets das Nächstliegende richtig und unbefangen beurteilen läßt. Waiblinger dagegen, der immer mehr einer krankhaften Affektation entgegen ging, hatte einige Tage vorher eine geradezu läppische Tirade „Sollt' ich sie nicht ermorden ꝛc." in sein Tagebuch geschrieben und ging jetzt, nachdem sie im Walde Abschied genommen, „froher Dinge" nach Hause, wobei er unterwegs einkehrte, „in höchster Behaglichkeit" ein paar Bouteillen Bier trank und an seinen „Sickingen" dachte, für den er schon einige Dutzend Bücher studiert hatte[26].

In einem solchen Zustand, in dem der Jüngling sich zum Mittelpunkt der Welt macht und dann diese Welt mit Schmerz betrachtet, tut eine Erschütterung gut. Es muß ihm der Kopf gewaschen werden, daß er wieder etwas zu sich kommt. Dieses Amt übernahm für Waiblinger sein Lieblingslehrer. Von Anfang an hatte Schwab seinem außergewöhnlich begabten Schüler die regste Sympathie entgegengebracht. Der beständige Einblick in dessen Tagebücher hatte ihn aber auch die Gefahren bemerken lassen, die seinen Schützling bedrohten. Immer mehr mußte er sehen, wie Waiblinger bei dem Ungestüm seiner Natur sich selbst schadete. Durch übertriebenes Lernen ließ er der eigenen Individualität keine Zeit und keinen Raum zur Selbstentwicklung und blieb so stets in der Nachahmung stecken, während er anderseits in seiner produktiven Tätigkeit als Dichter den Stolz, ja, den Hochmut gewann, der ihn schließlich alles um ihn her bloß als Mittel betrachten ließ. Vor allem aber mußte es für Schwab etwas Peinliches haben, jene Stellen im Tagebuch zu lesen, wo Waiblinger über seine Liebe zu Valerine reflektiert, wie der Arzt über die Zubereitung eines Stimulativs, das er recht wirksam machen möchte.[27] Auch war Schwab keineswegs ein so freidenkender Mann, als wir es von einem gründlichen Kenner des klassischen Altertums erwarten möchten. Sein oberstes Gesetz hieß ne contra bonos mores, und ein in seiner spätern geistigen Physiognomie unleugbarer schulmeisterlich-philisterhafter Zug machte sich schon damals geltend. Das alles zusammen war es, was Schwab, nach so vielen vorherigen Ermahnungen, endlich bewog, gegen seinen unbändigen Zögling einen Gewaltstreich zu führen. Heute würde ein vernünftiger Lehrer hiezu ein Tête-à-tête

in seinem Studierzimmer arrangieren und sich auf eine tüchtige Predigt präparieren, damals waren die Verhältnisse anders, poetischer, möchte man sagen. Acht Tage nach einer Unterredung,[28] in der Schwab seinen Schüler noch in herzlichen Worten gebeten, seine Valerine nur unschuldig zu lieben (wobei er hätte sehen können, wie sehr das Herz des Jünglings dem liebevollen Zuspruch zugänglich war) — acht Tage nach dieser Unterredung, am 12. November 1821,[29] gab Schwab, wie Waiblinger am Morgen seine Tagebücher abzuholen kam, ihm mit diesen noch vier Sonette. Darin wird Waiblinger freilich die Wahrheit derb genug gesagt, indem er unter anderm sein Herz mit einem Gasthof verglichen sehen muß, wo es von mannigfachem Schall töne und von Herren und Knechten, Dirnen und Bräuten wimmle. Hätte ein fremder Dichter diese Sonette an Waiblinger gerichtet, so würde er sich zweifellos mehr geschmeichelt als verletzt gefühlt haben, so aber, da er sich als Poet mit seinem Lehrer ziemlich auf dasselbe Niveau stellte, wurde er nur, und zwar grenzenlos, erbittert. „Mit Schwab hab' ich Mordhändel!" heißt es in einem Brief an Eser. „Er hat Sonette an mich gemacht, sie haben mich beleidigt, Matthisson und Haug wollten vermitteln, sie sind rasend besorgt, ich will sehen wies geht." Die Sache war also nicht bei der privaten Auseinandersetzung geblieben, sondern hatte in den Kreisen, in denen Schwab und Waiblinger verkehrten, verhältnismäßig großes Aufsehen gemacht.

Aber auch dadurch, daß man eine Woche lang unter Dichtern und Künstlern nur von ihm sprach, wurde Waiblinger diesmal nicht etwa stolz, vielmehr ging er, nachdem der erste Zorn verraucht war, ernstlich in sich. Sein Geburtstag, an dem er schon jetzt regelmäßig einen Rückblick hielt, gab ihm noch besonders Anlaß zu strenger Selbstkritik. Da er sich im Grunde immer nur zu gern die Augen über sich öffnen ließ, um dann aus dem Extrem der Selbstgerechtigkeit in dasjenige der Selbstverdammung zu fallen, so erkannte er auch alsbald den Irrtum, in welchem er befangen gewesen. Vierzehn Tage nach Empfang der Spottgedichte begab er sich zu Schwab, den er jetzt geradezu als den Retter seiner dichterischen Individualität verehrte. Daß er noch kein Dichter sei, schrieb er sich mit roter Tinte ins Tagebuch, an Schwab aber richtete er Dankesverse, die so schlossen:

„Nimm hin den Schwur: aus eigner Geistesquelle
Schöpf' ich fortan den sprudelnden Gesang,
Den Geist durchflammt der Hoffnung Zauberhelle,
Schon regt sich Bild an Bild in wildem Drang:

Und, lieber Freund, wenn ich nicht untergehe,
Wenn ich nicht ganz dem Staube gleich verwehe,
Du bist's, der mich zum festen Bleiben zwang!"

Allen seinen Bekannten, selbst Eser, verdachte es nun Waiblinger sehr, daß sie ihn so „schändlich unoriginal" gesehen und dennoch nicht getadelt hatten. Er versuchte von jetzt an mit allen Kräften nur noch eines: originell zu sein. Gleich am andern Tage überbrachte er Schwab ein Gedicht an seine ferne Valerine, wofür dieser ihn mit Rührung umarmte und küßte, das aber kaum über das dilettantische Mittelmaß hinausragt und im Schlußvers sogar komisch wirkt.[30]

In die Zeit dieses Zwistes mit Schwab fällt die Bekanntschaft mit dem Antiromantiker Weißer. Er wird im Tagebuch beschrieben als ein „kleines, schlichtes Männchen, in einem kurzen Frack und mit einem Käppchen auf dem Kopfe, einem runzlichen Gesicht, aber lebhaften, geistvollen Augen" und mit einem Etwas, das beim ersten Anblick an einen Satyr erinnere. Weißers paradoxe Literatururteile[31] vermochten Waiblinger im ersten Augenblick zu fesseln, aber selbstverständlich konnte ihn zu dieser, jeder Gemütstiefe abholden und nur auf prosaische Verständigkeit und moralische Lehrhaftigkeit gerichteten Natur nichts auf die Dauer hinziehen.

Viel wichtiger war für ihn die rege Korrespondenz mit Pfizer. Denn hier hatte er es nicht mit einem kritiklos bewundernden Freund zu tun, hier stand er vielmehr einem Menschen gegenüber, der nicht immer ja sagte. Meistens behandelten sie literarische Fragen, aber wie ein roter Faden zieht sich doch eine stetige Auseinandersetzung über ihre beiden so grundverschiedenen Individualitäten durch das Gespräch. Pfizer war eine jener tiefen, seltenen Naturen, die nicht nur fühlten, sondern auch klar einsahen, daß nichts so sehr respektiert werden müsse, als die Schranke, ganz allgemein gesprochen. Dies beobachtete er der Welt gegenüber, wenn er Waiblinger, für diesen geradezu prophetisch, schreibt: „Das Schroffe in meinem äußeren Benehmen, dessen ich mir wohl bewußt bin, ist wahrhaftig nicht die Wirkung einer innern Kälte, sondern vielmehr ein Zwang, den ich mir auflegen muß, um nicht alles Maß zu überschreiten in Verhältnissen und unter Menschen, wo ein heißes Herz, ein ungestümes Gemüt so gewöhnlich mißverstanden wird." Und als Waiblinger ihn einmal heftig um Mitteilung eines Geheimnisses gebeten hatte, stellt er ruhig folgende Überlegung an: „Ist doch manches, was uns begegnet, durchaus solcher Natur, daß es keine Mitteilung gestattet,

gibt es doch für jeden nur einigermaßen tiefern Menschen Geheimnisse, die, sobald sie einmal aufgehört haben, ihm allein anzugehören und sein heiligstes, innerstes Eigentum zu sein, ihre beste Kraft und Wirkung verlieren und dann ebenso niederschlagen und beunruhigen, als sie vorher ihn gehoben und begeistert hatten." Pfizer war mit seiner verschlossenen und vorwiegend auf das Politische gerichteten Natur das direkte Gegenteil von Waiblinger, der sich bei seinem kosmopolitischen Charakter vorderhand noch kaum bewußt war, überhaupt in einem Boden zu wurzeln.

In den letzten Wochen des Jahres 1821 spann sich Waiblinger, kaum etwas nüchterner und natürlicher geworden, aufs neue in seine Grübeleien ein. In seinem nun immer mehr zur Sucht ausartenden Streben nach Originalität war er besonders auf Shakespeare geraten. Er las ihn eifrig und studierte daneben Lessings Dramaturgie, auch tauchte der schon früher genährte Gedanke, Schauspieler zu werden, jetzt energisch auf. Die Lektüre von Goethes Werken erhitzte seine Phantasie vollends, und die schließliche Folge war, daß er in die alte, schwüle Atmosphäre von Schwermut und Wildheit zurückfiel. Es entsprang daraus der Plan zu einem Trauerspiel „Liebe und Haß", dem einzigen eigentlichen Drama, das er am Gymnasium vollenden sollte. Doch gab er sich vorerst mehr der Träumerei hin, als der Arbeit. So lesen wir in seinem Tagebuch eine tiefempfundene Phantasie über den Kirchhof.[32] Er hatte eine definitive Wohnung bezogen, bei Registrator Wagner in der Pfarrstraße, und die Ruhe des äußern Lebens begünstigte die stille Reflexion. Seltsam kam ihm oft sein Verhältnis zu den Eltern vor. „Wir schreiben uns höchst selten," heißt es im Tagebuch, „und nur in ökonomischen Verhältnissen. Es drängt mich gar nicht mehr, mich ihnen bekannt zu machen, ich bleibe doch ewig fremd bei ihnen. Ich besuche sie auch so bald nicht mehr. Und im Äußern sind wir doch mit einander gut! Ich sehe wohl schon längst ein, daß ich durch eine solche Kälte, durch eine gewisse Gleichgültigkeit am besten mit ihnen auskomme. Sobald ich mich näher mit ihnen einlasse, gibts gleich eine Kollision." Diese Stellung zum Elternhaus begünstigte natürlich die innere Einsamkeit. In solcher Stimmung, wobei ihn auch Schwab mit seinen Nörgeleien wieder mehr denn je auf sich zurückwies, dachte er viel an seine Valerine. Des Nachts träumte er von ihr, oft schaurig, aber sie war doch das ihn stets begleitende Idealbild. Da erhielt er von ihr einen Brief, in dem sie ein höchst unfreundliches Absageschreiben

kopiert hatte, das ihr von seinem Vater zugeschickt worden war. Waiblinger wurde nicht wenig erbittert darüber und fühlte sich grenzenlos unglücklich. Nach einem sehr traurigen Christfest verbrachte er in einem Taumel die Sylvesternacht. Daß er am 1. Januar 1822 eine Einladung bekam, in einen Almanach Beiträge zu schicken, war ihm gleichgültig.[33] Er ärgerte sich über Schwab, der auch im neuen Jahr die Rolle eines „poetischen Seelsorgers" spielen zu wollen schien, und endlich machte ihm sein Kostherr mit ewig moralisierenden Ansprachen das Leben geradezu zum Ekel. Ein Überdruß an allem brachte ihn auf Selbstmordgedanken, doch blieb es bei einem kraftgenialischen Gedicht, dem ein gewisser Schwung nicht abzusprechen ist.[34] Auch war er immer mit seinen Arbeiten zu sehr beschäftigt, als daß er sich wirklich ernsthaft mit dem Jenseits hätte abgeben können. Wenn er nicht Lessing oder Swift las und aus dem Englischen übersetzte, wie z. B. Drydens Ode über die Gewalt der Musik, so arbeitete er an seinem Trauerspiel, und das waren seine süßesten Stunden. Einige Gedichte von ihm, darunter ein Sonett über Calderon, erschienen um diese Zeit in der „Eleganten Zeitung". Bei solch stillerer Geschäftigkeit dachte er auch oft an die Zukunft. Die Theologie war ihm ein Schreckgespenst, die Jurisprudenz ekelte ihn an, die Medizin noch mehr, und was die Sprachwissenschaften anbetraf, so schrieb er den auch allgemein sehr richtigen Satz in sein Tagebuch: „Um ein großer Philolog zu werden, hab' ich zu viel Phantasie".

Für einige Zeit trat nun Valerine aus der idealen Sphäre der Entfernung wieder in einen etwas realern Vordergrund. Waiblinger vernahm, daß sie über die Festtage in Stuttgart gewesen sei, ihn aber nicht besucht habe, weil sie „befürchtete ihn anzutreffen", und schon wollte er über diese Nachricht außer Rand und Band geraten, als er durch den „Oncle" erfuhr, daß sie noch da sei. Wirklich erschien Valerine eines Tages bei ihm, mit Wissen ihrer Schwester, der Frau Buchhalter Waiblinger, und kurz darauf sprach er selber bei ihr vor. Aber beide Male waren sie kühl, und das Verhältnis blieb gestört. Valerine schickte ihm noch ein paar Abschiedsworte und einen Ring mit ihren Initialen. Waiblinger erwiderte das Geschenk, indem er ihr einen ebensolchen Erinnerungsring zukommen ließ. Er erhielt dafür einen längeren Dankesbrief, worin sich die kindlich reine Seele des Mädchens im lautersten Sonnenlicht zeigt. Sie sagt ihm lieb und freundlich, wie sie mit ihrer geringen Bildung für einen Gelehrten nicht passe, wie er in ihrem Fall, wo die Eltern

sein Verhältnis nicht zugeben wollten, doch gewiß auch ihre Ansicht teile, daß Gehorsam mehr als Liebe sei. Hierauf suchte Waiblinger mit einer wahrhaft flammenden Beredsamkeit sie von der über alles siegenden Macht der Liebe zu überzeugen und ihr zu versichern, daß sie ihm, dem Dichter, in ihrer Unschuld gerade am schönsten und begehrenswertesten erscheine.[35]

Fast täglich verkehrte Waiblinger wieder im Dannecker'schen Hause. Er machte jetzt die Bekanntschaft einiger junger Bildhauer, wie Imhof und Zwerger, vor allem jedoch befreundete er sich mit Theodor Wagner. In diesen Kreisen erschloß er bald, wie immer, sein Innerstes, und ebenso kamen ihm die neuen Kameraden entgegen. „Meine Philippine will Imhof in Alabaster schneiden, Wagner zeichnen, ein anderer malen — Apotheose!" schreibt er an Eser. Sein neuer Freund Wagner machte sich außerdem noch daran, sein eigenes Porträt zu zeichnen und zu modellieren. Die beiden verstanden einander gut, denn wenn auch Wagner vier Jahre älter war, so glich die Frühreife Waiblingers diesen Abstand aus. Wagner führte ebenfalls ein Tagebuch, das den Titel trug „Wilibalds Ansichten des Lebens", und er gab es dem neuen Freunde ebenso unbefangen zu lesen, wie dieser das seinige ihm zur Verfügung stellte. Das Tagebuchführen war eben damals keineswegs etwas Außerordentliches, und bald werden wir noch einem anderen Jugendgenossen Waiblingers begegnen, der, wenigstens eine Zeit lang, seine Erlebnisse täglich genau notierte. Als Vorbild zu allen diesen persönlichen Chroniken diente Goethes „Dichtung und Wahrheit", und hievon angeregt, trug sich Waiblinger sogar ernstlich mit dem Gedanken an eine große Autobiographie. Nur so ist auch die immer sehr ausführliche und meist künstlerisch komponierte Darstellung in seinen Tagebüchern erklärlich.

Das Vergnügen, das Waiblinger im Umgang mit seinen neuen Freunden fand, wurde ihm indessen bald verbittert durch ein achttägiges Ohrenweh, das ihn, zusammen mit den ihm hinter den Ohren angesetzten Blutegeln, oft fast zur Verzweiflung brachte. Wie das Übel nur einigermaßen gehoben war, ging er nach Reutlingen zu seinen Eltern. Das Verhältnis zu ihnen hatte sich in letzter Zeit gebessert, kleine Geschenke, darunter sogar Geld, die sie ihm zum Neujahr übersandt hatten, ließen ihn zuweilen mit Rührung ihre treue Fürsorglichkeit erkennen, und jetzt traf er sie gar von einem gewissen Stolz auf ihren Sohn erfüllt. Der Vater hatte sich die gedruckten

Gedichte aus der „Eleganten Zeitung“ abgeschrieben, und auf das Trauerspiel zeigte er sich höchst begierig. Aber es waren eben doch mehr die Erfolge, die der Sohn davongetragen, als seine Kunst, was die Eltern freute, und seine persönliche Anwesenheit verdarb alles in kürzester Zeit wieder so, daß ihm Überspanntheit vorgeworfen wurde und er allen Grund hatte, sich unbehaglich zu fühlen.

Angenehmer und auch wichtiger für Waiblinger war ein Besuch in Urach, wobei er jenen neugewonnenen Freund, mit dem er nun schon seit einigen Monaten korrespondierte, endlich persönlich kennen lernte. Am 11. Februar 1822 traf er mit Eduard Mörike zusammen.[36] Sie gewannen sich beide gleich herzlich lieb, wenn sie schon auf den ersten Blick ihre totale Verschiedenheit erkannten oder vielmehr fühlten. Während der eine, ohne es zu wissen, ein Dichter war, versuchte der andere mit vollem Bewußtsein und mit allen Seelenkräften es zu werden. Mörike stand sozusagen geruhig unter dem Apfelbaum und wartete, bis die süße, ausgereifte Frucht ihm von selbst in die leicht auffangende Hand fiel: Waiblinger kletterte mit großer Anstrengung und ebenso zäher Ausdauer hinauf, nur waren die Früchte, die er sich so selbst brach, leider fast immer noch etwas grün. Dafür sah der Untenstehende kaum über die Spitzen der Grashalme hinweg, während der in den schwanken Ästen Sitzende die Erde mit ihren Höhen und Tiefen schauen sollte. Das war die Verschiedenheit der beiden Naturen, die jetzt einen innigen Freundschaftsbund miteinander schlossen. Wenige Tage nach dem Besuch ging ein nach Stuttgart adressierter Brief von Urach ab, worin es unter anderm heißt: „Aber das halte Du für wahre Herzenssprache, daß ich Dich ungemein — ungemein lieb gewonnen habe, daß ich Dir um den Hals fallen möchte — Dir, guter Kerl!“

Nach Stuttgart zurückgekehrt, gab sich Waiblinger nun ganz seinem Trauerspiel „Liebe und Haß“ hin, das seinen Sickingen längst verdrängt hatte. Er dichtete immer gleich einige Stunden: „In der ersten arbeit' ich mich ein, in der zweiten komm' ich ins Feuer, am Anfang der dritten bin ich weg, und der höchste Grad einer taumelnden Begeisterung tut sich durch die Spannung aller Geisteskräfte kund.“ So schreibt er im Tagebuch und verrät das Berechnete und Gewaltsame seiner Produktion, der auch seine unstete Stimmung nicht förderlich sein konnte. Das eine Mal verzagte er, dann wieder dichtete er so rasend drauf los, „daß er im Taumel fast vom Sitze herunterpurzelte.“ Immer aber übte er strengste Selbstkritik und ließ es

nicht an unzähligen Umarbeitungen fehlen. Schwab sah das Ganze nur für ein Schulexerzitium an und sagte dies Waiblinger, freilich auf eine Art und mit Reden, die nur einen „fürchterlich dumpfen" Eindruck hinterließen. Schon drängten sich wie krankhafte Nebenschosse immer neue Gedanken an Tragödien in seiner Brust. Einmal schien ihm das Lukretiamotiv für die dramatische Behandlung geeignet zu sein, ein andermal nimmt er sich vor, in Tübingen eine Studententragödie zu schreiben, „so rasend neu, so voll und kraftvoll, daß man mich zum Kloster hinausschmeißt". Es sollte ihm dieses Schicksal allerdings widerfahren, doch nicht, weil er eine derartige Tragödie schrieb, sondern weil er sie erlebte. . . .

Mitten in seiner Arbeit bekam er Philippinens definitiven Absagebrief.[37] Kurz vorher hatte er in sein Tagebuch die antithetisch zugespitzten Verse geschrieben:

„Doch die Träne löscht die Flamme nicht,
Und die Flamme trocknet nicht die Tränen!"

Um so stärker traf ihn die Abkühlung. Er sah nun ein, daß die Unschuld, die ihn bezaubert, ihre Kehrseite hatte in der Beschränktheit. „Vielleicht macht' ich sie zu etwas, was sie nicht ist, nicht sein kann. Ich möchte doch das Mädchen meiner Liebe mit mir fortreißen aus dieser ärmlichen Wirklichkeit, aber sie fürchtet zu fallen, sie schwindelt. Ich verlange viel, ich kann viel verlangen, denn ich gebe viel, gebe alles, was ich habe, und ein glühendes Herz ist nichts Geringes. Sie klebt an Konventionen, Verwandten. — Ein Mädchen, dem Gehorsam mehr ist als Liebe, kann die meiner von Dichterglut übersprudelnden Seele antworten? Weh' mir! Ich habe mich betrogen. Es war ein Sinnenrausch, ein holder, schöner Traum. Ich erwache . . . . . Meine Leidenschaft ist vorbei. Das Mädchen kann mich nicht fesseln. Ich hatte sie mit einem Nimbus umgeben, und den hatt' ich angebetet." Damit war wenigstens Waiblinger die richtige Einsicht gekommen, wenn auch trotz allem die Neigung weiter fortglomm.

Er korrespondierte nun wieder mit Schneckenburger, ja, für einige Tage war dieser der Bevorzugte. Von ihm hatte Waiblinger einmal die Mahnung erhalten, doch in den Tagebüchern Valerine schonender zu behandeln, worauf er die überaus bezeichnende Antwort gegeben: „Meine Freunde sollen mir gleichsam dabei sein, was der Chor in den Tragödien der Alten!"

Am 30. März 1822 ging Waiblinger wieder nach Reutlingen und Urach, wo er Eser und auch Mörike mit seinen Stiftsgenossen Stücke aus seinem Trauerspiel vorlas. Er fand namentlich in Mörike einen seelisch bis ins feinste entgegenkommenden Zuhörer. „Er versteht mich so ganz aus meiner tiefsten Seele,", heißt es im Tagebuch, „er weiß das Widersprechende in meinem Wesen so schön zu verbinden, zusammenzureihen!" Und unter dem frischen Eindruck der Persönlichkeit kam folgende Charakteristik zustande: „Mörike ist ein tiefes, schönes Gemüt, ringend und doch nicht krampfhaft, nicht wund, sondern stark, kräftig und gesund. Überall, selbst da, wo sein Gefühl in den reinsten, schönsten Strahlen, wo seine Wehmut in den heißesten Tränen hervortritt, wo beide den heiligsten Regenbogen trunkener Liebe, schwellender Sehnsucht bewirken, ist keine Mattheit, keine Verzärtelung, keine Entkräftigung sichtbar. Es verlangt ihn endlos nach einem Gegenstand, den er lieben kann, und wenn er ihn gefunden hat, so hängt er an ihm mit einer wunderbaren Liebe. Sein heiterer Humor, sein Witz, der mich unendlich an ihn fesselt, gleicht schimmernden Regentropfen in wechselndem Farbenspiele, die das glühende Licht der Sonne durchschauert. Diese Sonne ist sein Herz. Er ist ganz Natur, nie legt er Fremdes in sich hinein, seine Eigentümlichkeit ist ihm genug. Er ist die Beute des Augenblicks, und so mag mancher Vorsatz, mancher Entschluß wieder ins Nichts zurückkehren vor der Macht eines drängenderen Impulses wie leichte, flüchtige Wölkchen vor dem Hauch lebendiger Winde. Er ist unendlich liebenswürdig in diesem Hinleben, wie er denn auch, arglos und beruhigt, sich der tüchtigsten Lustigkeit hingeben kann. So ist er auch gleichgültig gegen alles lose Spielwerk der Eitelkeit." Neben dem fröhlichen, verträumten und feinen Mörike verschwanden begreiflicherweise seine Genossen. Immerhin fand Waiblinger auch Gefallen an dem zarten, musikalischen Hartlaub, der ihn mit einer gewissen verehrungsvollen Schüchternheit bewunderte.

In diesen Osterferien waren Waiblinger nicht nur so angenehme Erlebnisse beschieden wie das Zusammensein mit den Uracher Seminaristen, sondern er machte auch eine böse Krisis durch. Er hatte Eser seine Tagebücher gegeben. Als er ihn einige Tage darauf besuchte, nahm jener den Ahnungslosen in ein einsames Zimmer und gab ihm eine Stelle zu lesen. Waiblinger hatte bei der Schilderung seines Aufenthaltes in Reutlingen im verflossenen Monat die Worte geschrieben: „Auch Esers Braut erschien, ich grüßte sie nicht". Jetzt

erkannte er auf einmal die Beleidigung und wollte fast von Sinnen kommen, aber Eser verzieh ihm. Zwischen den beiden schloß sich der Bund der Freundschaft inniger und fester als je, und Waiblinger schrieb wieder eines jener Schuldbekenntnisse in sein Tagebuch, wobei er sich mit Wollust selbst zerfleischte.[38]

Nach der Rückkehr nach Stuttgart machte er sich von neuem mit Eifer ans Trauerspiel, doch füllte diese Beschäftigung nicht sein ganzes Wesen aus. Es blieb immer noch eine Leere, es fehlte ihm etwas, dem er sich hingeben konnte. Die Freunde waren fern, sein Mädchen hatte er verloren, und so verfiel er denn auf einen ganz eigentümlichen Ausweg. Er verliebte sich in die Gipsbüste der Großherzogin Stephanie von Baden. Seine Neigung stieg bis zu dem Gedanken, sich dem noch lebenden Original in einem Briefe zu offenbaren, doch blieb es bei einem Gedicht im Tagebuch, das zu den besten aus jenen Jahren gehört[39]. Auf die Dauer konnte selbstverständlich diese Extravaganz nicht bestehen. Vielmehr kehrte Waiblinger zu seiner frühern Liebe zurück und versuchte, wieder mit Philippine anzuknüpfen. Er schrieb ihr einen Brief, aber das standhafte und nachgerade für seinen Ruf besorgte Mädchen sandte ihn durch den „Oncle" unerbrochen zurück. Über diese Tatsache philosophierte Waiblinger in seinem Tagebuch unter dem Titel „Fragment einer Apologie in problematischer Form", gleichsam um sich zu trösten. Bald darauf erschien Philippine selbst in Stuttgart, wo er ihr auf der Messe sechsmal begegnen mußte. Sie trug ein schwarzes Kleid, und ein weißer Sommerhut ließ ihr von den alten braunen Locken umrahmtes weißes Gesichtchen noch lieblicher erscheinen. Waiblinger wollte trotzig tun, sah beharrlich zur Seite und lief heim zu seinem Aristophanes. Aber über der Lektüre dieses alten Spötters tauchten vor seinem geistigen Auge immer wieder die seligen Tage der Liebe auf. Es gelang ihm schließlich, ein Wiedersehen zu erlangen. Er genoß eine Stunde sanften Glückes, am andern Morgen brachte er ihr sein in Basrelief von Wagner gearbeitetes Gipsporträt, und dann schieden sie als Freunde. Mit einem Mal sah er nun ein, wie oft er das liebe, unschuldige Mädchen gequält hatte. Die Nachwirkung dieses ruhigen Auseinandergehens machte ihn selbst ruhiger, die dahingegebene Geliebte wurde ihm „der heilige Genius seines Lebens, ein wehmütig strahlendes Licht durchs Dunkel seiner Tage."[40]

Anderthalb Monate später sah er sie noch einmal bei seinen Verwandten. Er sagte „Du", Philippine standhaft „Sie". Wagner

mußte nun das schüchterne Mädchen zeichnen, es kam ihm jedoch dabei nicht nur schüchtern, sondern dumm vor, und darob wäre beinahe zwischen ihm und Waiblinger ein ernsthafter Streit ausgebrochen. Die Sache wurde indessen beigelegt, Waiblinger machte eine letzte Krisis der Verzweiflung durch und sah endgültig ein, daß Philippine ihn eben einfach nicht verstand.[41] Hier reichte die trennende Kluft bis in die Wurzeln ihrer beiderseitigen Individualitäten hinab und war darum unüberbrückbar. Als der Jahrestag ihrer Liebe herankam, da hatte der Traum sein Ende genommen. Auf Waiblingers Schreibtisch stand Philippines Bild. Sie selbst begleitete den Jüngling noch für die nächste Zukunft als Ideal, ohne aber weiter in sein Leben einzugreifen. Als eine Pfarrerstochter heiratete sie später einen Pfarrer, bekam ein Kind nach dem andern, und so umgeben von der heranwachsenden Schar mag sie noch lange aus ihren großen braunen Augen in die Welt geschaut und sich dabei des wilden Kometen erinnert haben, der einst ihren stillen Lebensbezirk durchschwirrte.

In der Zeit dieser ausklingenden Liebe hatte Waiblinger sein Trauerspiel „Liebe und Haß" nach vielen Umarbeitungen zu einem Abschluß gebracht. Dieses Werk, das doch aus dem lebhaftesten Drange nach Originalität entsprungen, war nichts weniger als originell. Das Originalwerdenwollen hatte den Autor vielmehr zur ausgesprochenen Nachahmung geführt, und nicht einmal zu einer einheitlichen Nachahmung. „Ich fürchte, mein Trauerspiel hat keinen gleichbleibenden Ton!" schrieb Waiblinger einmal selbst ahnungsvoll in sein Tagebuch. Dies war auch die Meinung seiner Kritiker, von denen einer sein Urteil geradezu dahin formulierte, daß man bald Romeo mit Merkutio, bald Heinrich mit Falstaff, bald Faust mit Mephisto sprechen höre.

Dieser Eine war Ludwig Uhland, mit dem Waiblinger Ende Mai 1822 persönlich bekannt geworden war. Schon längst hatte er in diesem Manne einen echten Liebling des Himmels, einen wahren Dichter gesehen. Der jetzige Eindruck ließ seine Verehrung noch steigen. Er bewunderte an Uhland vor allem, daß er so frei von jeder Eitelkeit war. Dieser bescheiden-stolze Mensch mit den strahlenden blauen Augen und dem erhobenen Haupte tat es ihm an.

So stand jetzt Waiblinger einerseits mit Matthisson und Haug, den Führern der ältern Schule in der Poesie, anderseits mit Schwab und Uhland, den Vertretern der eben aufkommenden jün-

gern Richtung, in intimem Verkehr. Aber nicht nur war so die Zahl von Waiblingers Freunden unter den bereits anerkannten geistigen Größen jener Zeit gewachsen, sondern auch seine Bekanntschaften und Beziehungen unter seinen Alters- oder Studiengenossen mehrten sich zusehends. Schon seit einigen Monaten unterhielt er mit dem in Tübingen Philologie und Geschichte studierenden Christian Walz einen lebhaften Briefwechsel. Besonders nahe brachte dann eine für den März 1822 geplante Reise nach Weimar die Beiden zusammen. Längst war es ja Waiblingers Herzenswunsch gewesen, Goethe zu sehen und womöglich zu sprechen, aber er hatte von seinen Eltern das nötige Geld nicht erlangen können. Nun bot sich plötzlich eine günstige Gelegenheit, da Freund Walz, der dem nämlichen Ziele zustrebte, von seiner Mutter 155 Gulden erhalten hatte und ihn kameradschaftlich zur Teilnahme an der Reise einlud. Freilich hielt er es zuerst mit seinem Stolz für unvereinbar, ein Geschenk anzunehmen, aber da er der nun in verheißungsvolle Nähe gerückten Erfüllung seines Lieblingsgedankens ebensowenig zu entsagen vermochte, so mußte ihm Walz zuletzt schwören, es ihn nachher nie auf eine fühlbare Art empfinden zu lassen. Damit schien das Hindernis auf die Seite geschafft, und Waiblinger schwelgte schon im Vorgenuß, doch erwiesen sich bei näherer Überlegung die Mittel als unzulänglich, und das Unternehmen zerschlug sich auch diesmal. Waiblinger war darüber nicht wenig verdrießlich, sodaß es zwischen ihm und Walz, dem er natürlich alle Schuld zuschob, zu Auseinandersetzungen kam, die beinahe ihre Trennung herbeiführten, jedenfalls aber das Verhältnis merklich abkühlten.

Indessen trat sehr bald ein anderer Freund in den Vordergrund. Unter Waiblingers Klassenkameraden befand sich Moritz Rapp, der Sohn des kunstsinnigen, mit Goethe und Schiller befreundeten Kaufmanns G. H. Rapp. Verwandtschaftliche Beziehungen zu Dannecker, Schwab und den Boisserée hatten ihm von selbst die Kreise geöffnet, in die Waiblinger durch seine Aufsehen erregende Begabung eingeführt worden war. So lebten sie beide in der gleichen geistigen Atmosphäre, und überdies erinnerten sie sich nach und nach wieder, daß sie ja schon einmal als kleine Buben im Stuttgarter Untergymnasium auf derselben Schulbank gesessen. In einer Schulstunde, als man eben Demosthenes las, schob Waiblinger Rapp ein Blatt zu, worauf eine Freundschaftserklärung in Sonettform stand. Noch am selben Tage brachte Rapp eine in der gleichen poetischen Form abgefaßte

Antwort Waiblinger persönlich in die Wohnung, und von nun an waren sie den ganzen Sommer 1822 über unzertrennliche Gefährten. Wie in allen seinen Freundschaftsbündnissen, so übte Waiblinger auch hier auf seinen Kameraden eine diesem selbst rätselhafte Macht aus. Er erschien Rapp gleich zu Anfang als ein Mensch von ungewöhnlichen Geistesanlagen, besonders poetischen, mit so viel Vernunft und Verkehrtheit, wie er noch nie bei einem andern zusammen gesehen. Sie trafen sich außer in der Schule auf Spaziergängen, im Theater, im Rapp'schen Garten, und Waiblinger las dabei dem Freunde seine neuesten Schöpfungen vor. Ja, er weihte auch ihn in die Geheimnisse seines Tagebuches ein, und die Wirkung davon auf Rapp war eine so große, daß er ebenfalls eines zu schreiben begann. „Tagebuch eines Musenjüngers. Erster Band. Propyläen zur Akademie. Sommer 1822. — Erster Teil. Vom ersten Mai 1822 bis zum letzten Juni desselben Jahres. Γνῶδι σεαυτόν . . . Stuttgart 1822." So lautete der ausführliche Titel, der zugleich zeigt, daß für Rapp das „Erkenne dich selbst!" schon nach zwei Monaten den Reiz der Neuheit verloren hatte. Immerhin gibt es wertvolle Aufschlüsse. Wir sehen daraus, wie nicht nur Waiblinger, sondern auch andere sich in jene düstere Stimmung zu versetzen liebten, in der man sich selbst nicht mehr versteht und deshalb mit einem wahren Vergnügen sieht, wie auch die Umgebung aus einem nicht klug werden kann. Auch Rapp gefiel sich einige Zeit als solch ein „finst'rer Geist", was zum Teil allerdings seinem schon damals sich offenbarenden absonderlichen Wesen zuzuschreiben ist. Noch bezeichnender aber muß sein Bildungstrieb erscheinen, neben dem der Wissensdrang Waiblingers nicht mehr bloß als ein vereinzeltes Phänomen aufgefaßt werden darf. Wir erhalten hier Einblick in Verhältnisse, die von den heutigen sehr verschieden sind, verschieden nicht nur durch die ganz andere Stellung, die die Gymnasialjahre damals im Leben der Gebildeten einnahmen, sondern auch durch die gänzlich anders gearteten geistigen Interessen überhaupt. Die Naturwissenschaften hatten das klassische Altertum noch nicht verdrängt, der Unterricht, weniger vielseitig, war dafür um so konzentrierter. Fast ausschließlich galt das ästhetische Ideal, und dazu kam, daß die eben zu Herrschaft gelangte Romantik durch Heranziehung Shakespeares und der romanischen Literaturen den Horizont bedeutend erweitert hatte. Waiblinger schwärmte für Calderon, und in Rapps Gesellschaft las er gar den König Lear mit zähester Ausdauer im Urtext. Er vermochte überhaupt bis tief in die Nacht hinein ohne

üble Folgen zu arbeiten, fünf Stunden Schlaf genügten ihm. In seinem Tagebuch finden sich so ziemlich über alle bedeutenden poetischen Werke der Weltliteratur oft seitenlange Abhandlungen. Wir sehen hier eine Natur an der Arbeit, deren Leistungsfähigkeit einfach unerhört ist. Waiblingers Elastizität und Energie erscheint aber in einem noch wunderbareren Lichte, wenn wir bedenken, daß er trotz allem keineswegs ein Stubenhocker war, dem Lebensgenuß nicht etwa aus dem Wege ging, sondern sich ihm vielmehr nur allzuleicht mit dem ganzen Ungestüm seiner leidenschaftlichen Natur in die Arme warf. Er war sogar von der Unmöglichkeit, seine Gefühle zu bändigen, selbst überzeugt, und als ihm einmal in einer Gesellschaft zugerufen wurde, er werde ja das Leben in einem einzigen Rausche durchstürmen, erwiderte er lakonisch: „So hab' ich den Katzenjammer erst im Jenseits!"

Das war die Stimmung, in der er damals mit frischem Jugendübermut das Leben anpackte, und in jene Zeit fällt ein denkwürdiger Ausflug nach Urach. Am 28. Juni 1822, nach Waiblingers Anordnung schon morgens um 1 Uhr, sollte aufgebrochen werden. Die Kameraden, Rapp, Ruthard und Mohl, erschienen auch pünktlich zur vereinbarten Zeit vor dem Hause, mußten aber den Veranstalter der romantischen Fußreise, den, so wenig er sonst der Ruhe bedürftig war, doch diesmal der Schlaf übermannt hatte, erst aus dem Bette holen. So zog denn die kleine Gesellschaft gegen 2 Uhr aus den Toren Stuttgarts, über die Hochfläche der „Filder" nach der Alb. Waiblinger, wie um das Versäumte nachzuholen, stürmte mit so entsetzlich großen Schritten dahin, daß Ruthard nicht nachkommen konnte, und sie teilten sich in zwei Hälften. Um die zweite Mittagsstunde kamen sie in Urach an, wo sie sich in einem über dem Städtchen gelegenen Bierkeller abends 7 Uhr versammelten. Mörike, Schneckenburger und Hartlaub hatten die Freundesschar vermehrt, und in ihrem Kreise las Waiblinger sein Lustspiel „Die Frösche" vor. Es war eine witzige Parodie des Gymnasiallebens und -Treibens, in der Form durchaus aristophanisch. Erst am folgenden Tage aber spielte sich das Hauptereignis ab: auf dem nahen Berge, in einem geschlossenen Häuschen, las Waiblinger seinen Getreuen die Tragödie „Liebe und Haß" vor. Da stand er in ihrem Kreise, hoch aufgerichtet mit seinen üppigen, bis auf die Schultern fallenden dunkeln Locken, und deklamierte, und die Blicke der ergriffenen Zuhörer hingen an seinem blassen Gesichte, auf dem in flüchtigem Spiele die Leidenschaften wech-

selten, an seinem Munde, der so beredt und überschwänglich sprach, an seinen Augen, aus denen das Feuer der Begeisterung sprühte! Dämonisch war der Eindruck, den Waiblinger hinterließ, und seine Freunde setzten auf ihn die höchsten Hoffnungen.

Er selbst auf sich nicht minder. Mit Grauen dachte er an sein Brotstudium, die Theologie. „Das Predigen ist das miserabelste Ding auf unserm ganzen Planeten," schreibt er einmal ins Tagebuch. Ihn verlangte danach, seine Fähigkeiten zu entwickeln, zu gebrauchen und so zu genießen. Dieser innerste Wunsch, verbunden mit seiner Liebe zur dramatischen Kunst, hatte ihn seinen Blick schon seit einiger Zeit auf denjenigen Beruf werfen lassen, der am häufigsten und intensivsten eine Äußerung des Seelenlebens verlangt, auf den des Schauspielers. Er studierte auf eigene Faust die Rolle des Franz Moor. Was ihn in dieser Neigung noch bestärken mußte, war sein vom Frühjahr 1822 an datierender Verkehr in den Schauspielerkreisen des Hoftheaters. Vor allem hielt er sich an den trefflichen Charakterdarsteller Gnauth, den er bei seinen fast täglichen Besuchen auch als edlen Menschen und guten Ehemann kennen lernte. Das Gegenstück zu dieser durch und durch soliden Persönlichkeit fand er etwas später im Schauspieler Miedke, einem ausgelebten, frühzeitig gealterten Wüstling. Miedke war Freimaurer und wußte Waiblinger auch für die Loge zu begeistern. Außerdem ist eine Schauspielerin zu erwähnen, die liebenswürdige Brede, und in besonders enge Verbindung trat Waiblinger noch einige Wochen vor dem Abiturientenexamen mit dem Bühnensänger Krebs, einem ganz reinen, durchaus aufs Ideale gerichteten Menschen. Am meisten praktische Bedeutung hatte jedoch das Verhältnis zu Gnauth. Dieser war es, der mit ihm den Franz Moor einstudierte. Waiblinger kam sogar so weit, daß er dem Theaterdirektor Winter in Eßlingen einen Brief schrieb, mit der Bitte, an der dortigen Bühne in dieser Rolle auftreten zu dürfen. Gnauth stellte ihm jedoch nachträglich die Schwierigkeiten gehörig vor, ließ ihn auch bedenken, daß er ganz sicher erkannt werden würde, und so gab Waiblinger diese abenteuerliche Idee auf. Es verband ihn aber ein fester Freundschaftsbund mit Gnauth, als dessen äußerer Beweis ein begeistertes Gedicht Waiblingers in Stanzen angesehen werden darf. Gnauth ging ferner auch seine Tragödie „Liebe und Haß" mit ihm durch. Waiblinger schickte sie hierauf dem Intendanten zur Aufführung ein, erhielt sie indessen, wie leicht zu begreifen, zurück. Dies verminderte indes seine Liebe zur dramatischen Muse keineswegs,

vielmehr hatte er schon wieder den ganzen Kopf voll Entwürfe. So spricht er in bombastischen Tiraden viel von einem Schauerdrama, dessen Held der Panduren-Oberst Franz von der Trenk sein sollte. „Diesem historischen Charakter gegenüber ist Karl Moor ein Hundsfott!“ heißt es in einem Brief an Eser. Waiblinger wollte hiezu Berauschte und Wahnsinnige studieren — als er auf ganz andere Bahnen geführt wurde.

Nachdem er in Urach seinen Freunden „Liebe und Haß“ vorgelesen, hatte er die Reise über Reutlingen bis nach Tübingen fortgesetzt. Dort besuchte er mit einem Bekannten den wahnsinnigen Hölderlin. Der Eindruck, den der Anblick des einer unheilbaren Krankheit verfallenen Dichters auf ihn machte, war ein tiefer und nachhaltiger und wurde von ihm in seinem Tagebuch ausführlich geschildert.[42] Mehr noch fühlte er sich aber durch den „Hyperion“ erschüttert, den er bald darauf zu lesen begann. Hier war jene Welt träumender Sehnsucht, in der er selbst lebte, und wie nach jeder heftigen seelischen Erregung, so trieb es ihn auch nach dieser zur Produktion. All das, was ihn in seinem Innern bewegte, verband sich mit der ihm immer vor den Augen schwebenden Gestalt des irren Poeten und gewann plötzlich in seinem Geiste Umriß und Form: er wollte in Briefen das Schicksal eines Wahnsinnigen schildern. „Ich schreibe einen Roman,“ lesen wir unterm 11. August 1822 in seinem Tagebuch. „Wenn ich nicht selbst ein Narr werde, wie mein Künstler, so erschaff' ich etwas Großes. Hölderlins Geschichte benutz' ich am Ende.“

Dieses Werk beschäftigte Waiblinger nun fast ausschließlich. Er gab ihm den stolzen Titel „Phaethon“. Es sollte darin eine angeblich in Deutschland spielende Geschichte erzählt werden, doch wird beständig von den Griechen gesprochen, und Griechenland ist auch der eigentliche landschaftliche Hintergrund. Wie immer nahm es Waiblinger sehr genau mit den Vorarbeiten und studierte verschiedene Reisehandbücher. Dann aber goß er in diese äußere Form seine ganze Seele, er brachte sein Menschheits- und Bildungsideal mit einem oft hinreißenden Schwung zum Ausdruck, ging ganz im Pantheismus auf und lebte bald mehr in seinen erhabenen, weltdurchwandernden Träumen als auf der Erde, wo man eben in diesen Tagen sein Abiturientenexamen vom ihm verlangte.

Waiblinger hatte viel geschwänzt in diesem Semester, war ungefähr vierzig Mal im Theater gewesen, was ihm Anlaß gab zu ausführlichen Kritiken im Tagebuch, und überdies betätigte er sich

bei einem Zeitungsblatt dann und wann als Journalist. In seinem Roman war er gerade dabei, den Helden wahnsinnig werden zu lassen, als er seinen deutschen Examenaufsatz zu liefern hatte. Aus Trotz wohl schrieb er eine pantheistische Schwärmerei hin, und die Wirkung blieb nicht aus. Der Aufsatz wurde dem gesamten Studienrate vorgelesen, welcher es tollkühn fand, daß so mit ihm gespaßt wurde. Waiblinger notiert darüber im Tagebuch: „In aller Früh war ich bei Süskind, diesem Urpfaffen und Großmogul aller Wirtembergischen Christenheit. Mein Aufsatz war dem Kerl zu exzentrisch, meine Ansichten widerstreiten aller Theologie . . . . . — Ich tauge nicht zur Theologie? ich, den's ewig verlangt nach Gott, ewig heiß und glühend . . . . — Fluch allen Pfaffen, diesen abscheulichen Verstümmlern der Religion, diesen versteinerten Haifischen aus dem Toten Meer, diesem lichtscheuen Eulengeschlecht!!!"

Damals waren noch sowohl Philosophie als Philologie ancillæ theologiæ. So kamen namentlich am Stuttgarter Gymnasium Dinge vor, wie sie nicht charakteristischer sein könnten. „Schwab erzählte mir" (lesen wir in Waiblingers Tagebuch) „Professor Klaiber habe gesagt, der Faust von Goethe sei — ein Hurenbuch. Daß mir das Wort nicht im Halse stecken bleibt, ist alles, die Augen möcht' ich dem Vieh 'rauskratzen!" Goethe war eben jedem guten Christen ein Ärgernis. In Tübingen wurde Walz empfohlen, als Theologe mit seinem Lobe Goethes etwas zurückhaltender zu sein. Wahrscheinlich bezieht es sich hierauf, wenn Waiblinger zu gleicher Zeit von Stälin die Nachricht erhielt, ein guter Bekannter von ihm habe „auf Befehl des Königs vom Studienrat ein Schreiben bekommen, worin ihm das Studium Goethe'scher Schriften verboten sei".

Indessen gelang Waiblinger doch der nächste Schritt nach oben. Er wurde, wenngleich nur provisorisch, ins Stift aufgenommen, hiebei allerdings dem Stiftsinspektorat zu besonderer Aufsicht empfohlen. Man bezeichnete ihn mit väterlicher Milde als einen Menschen von vorzüglichen Eigenschaften und tadellosem Wandel, der leider nur irre geleitet sei.

So war es denn diesmal Tatsache, Waiblinger konnte das Gymnasium verlassen, konnte der Schule entrinnen, deren strenge Einrichtung er immer mehr als eine beengende Zwangsjacke empfunden. Jetzt ging es endlich auf die Universität! Beim Abschied von den Professoren meinte freilich noch einer, wie Waiblinger im Tagebuch

erzählt, salbungsvoll: „Hör'n Se, i will Ihne ebbes sage, in ällem Ernst. — Se hent das Jahr doch a poetisch's Leba g'führt!"

Während er eben seine zahllosen Abschiedsbesuche machte, kamen hintereinander Vater und Mutter an. Unterdessen hatte er, am 15. Oktober 1822, seinen „Phaethon" vollendet und in dem Stuttgarter Buchhändler Franckh bereits einen Verleger gefunden, der ihm 6 Louisd'or, und für den Fall, daß Uhland oder Matthisson der Herausgeber sein sollte, deren acht versprach. So reiste Waiblinger, von den besten Hoffnungen erfüllt, mit seinen Eltern nach Reutlingen, um daselbst die wenigen Ferientage bis zu seinem Eintritt ins theologisch-evangelische Stift zu Tübingen zu verbringen.

In seinem Stammbuch aber standen, unterm 6. Oktober 1822 von Uhlands Hand geschrieben, die Worte Walthers von der Vogelweide:

„Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selber zwinget."

„Liebe und Haß."

Vom Frühling 1820 bis Herbst 1822, also zweieinhalb Jahre, hatte Waiblinger das Gymnasium zu Stuttgart besucht. Wir haben gesehen, wie er sich mit eisernem Fleiße seine Bildung erwarb und dabei nicht etwa ausschließlich receptiv blieb, sondern bereits, und zuweilen in eruptiver Weise, zu produzieren begann. Manche Idee blitzte in seinem Kopfe auf, aber die mannigfach ausgestreuten Samen vermochten bei dem unbeständigen Himmel seines Innern nicht einmal Wurzeln zu schlagen, geschweige denn zur vollen Blüte zu gelangen. Stoffe wie „Theoderich", „Franz von Sickingen", „Die Maler", „Melpomene und Thalia oder die Musophilen", „Lukrezia", „Otto von Wittelsbach" gediehen zwar zum Teil bis zu umfangreichen Vorarbeiten, fast immer jedoch blieben sie bloße Projekte, und kleinere Lustspiele und Satiren, wie „Der Frühling" und „Die Frösche", die ausgeführt wurden, sind verloren gegangen. Überliefert wurde uns glücklicherweise dasjenige Stück, auf welches Waiblinger während seiner Gymnasiastenzeit die meiste Mühe verwendet und das er auch allein wirklich zu einem Ende gebracht hat — die Tragödie „Liebe und Haß", das wichtigste Dokument aus jenen Jahren.

„Liebe und Haß" entspricht so recht den Vorstellungen, die man sich von einem Jugenddrama zu machen gewöhnt ist. Das Stück ist maßlos sowohl im äußern Umfang — über 200 engbeschriebene Seiten Manuskript! — wie auch in der schwülstigen Diktion. Bezeichnend ist ferner, daß das jugendliche Sehnsuchtsideal des Dichters schon dadurch zum Ausdruck gelangt, als das Stück in Italien, in Neapel, spielt.

I. Akt.

Szene: Gasthof.

Erster Auftritt: Mandola, ein Reisender, tritt ein und erzählt, wie er einen Überfall mitangesehen. Der anwesende Giovanetto, Diener des Fernando, Prinzen von Montalto, erkennt aus der Schilderung, daß die Überfallenden sein Herr und sein Freund Luzio gewesen.

Zweiter Auftritt: In diesem Moment treten aus dem draußen herrschenden Unwetter Fernando und Luzio herein. Der lustige Luzio will seinen alsbald in dumpfen Gedanken hinbrütenden Kameraden aufrütteln. Aus ihrem beiderseitigen Gespräch erfährt man, daß der von ihnen ausgeführte Überfall ein Racheakt war für eine in einer Schenke erfahrene Beleidigung.

Szene: Zimmer im Palaste des Grafen Enrico Bentivelli.

Dritter Auftritt: Florine, des Grafen Tochter, erzählt ihrer Gesellschafterin Julie von ihrem Erlebnis in der Kirche, wo sie einem Edelmann begegnet ist. Sie gehen mit einander ab und es erscheint der

Vierter Auftritt: Marchese Caracci, aus dessen Monolog wir vernehmen, daß der alte Graf Bentivelli, nachdem er abends in einer Schenke durch sein barsches Wesen zwei Nobili beleidigt, von ihnen auf dem nächtlichen Heimritt überfallen und schwer verwundet worden. Damit ist seine Ankunft für längere Zeit in Frage gestellt, was Caracci sehr begrüßt, da er nun umsomehr Zeit hat, die ihm vom Grafen versprochene, ihm aber nicht geneigte Florine zu bearbeiten.

Fünfter Auftritt: Florine und Julie treten wieder herein, und Caracci macht knieend endlich seine offene Liebeserklärung. Florine spricht ihm ebenso offen und bestimmt ihre Abneigung aus und geht wieder mit ihrer Gesellschafterin ab. Vorher aber läßt sie unbegreiflicherweise sich noch vom Marchese zu einer Soirée einladen.

Sechster Auftritt: Caracci kommt in einem langen Monolog schließlich zum Entschluß, es mit der Verstellung zu versuchen.

Szene: Straße. In der Ferne die Kathedrale.

Siebenter Auftritt: Luzio tritt auf und schwadroniert etwas über Liebe und Weiber.

Achter Auftritt: Fernando wankt wie ein Trunkener herbei und erzählt ausführlich und verzückt von seinem Abenteuer in der Kirche.

Szene: Garten am Hause Bentivellis.

Neunter Auftritt: Florine und Julie, mit einigen Nobili, erwarten den Marchese, der seinen Freund, den Prinzen Fernando von Montalto, abzuholen gegangen.

Zehnter Auftritt: Caracci erscheint mit Fernando und Luzio und stellt sie den bereits angekommenen Gästen vor. Die Liebenden erkennen sich gegenseitig. Fernando führt Florine zu Tische.

Elfter Auftritt: Caracci kommt mit eiligen Schritten wieder aus dem Hause und spricht in einem Monolog seinen Verdacht aus. Er tritt dann in den Hintergrund und sieht, selbst unbemerkt, wie

Zwölfter Auftritt: Florine ebenfalls herauskommt, um hier in der Stille des Gartens ihre stürmischen Gefühle zur Ruhe zu bringen, auch durch einen Monolog.

Dreizehnter Auftritt: In ähnlicher Absicht erscheint zuguterletzt Fernando, die Liebenden treffen aufeinander und sinken sich nach kurzem, zaghaftem Geflüster in die Arme.

Stand der Handlung am Ende des I. Aktes:

Die Liebenden haben sich erkannt, aber über ihrer Liebe schwebt ein doppeltes Unheil. Einerseits hat der Geliebte den Vater der Geliebten beinahe getötet, anderseits ist der Freund des Liebenden nun zugleich auch sein Nebenbuhler. Aber die beiden Glücklichen haben noch keine Ahnung von der verhängnisvollen Konstellation ihres Geschickes, und wir sehen mit Interesse und Spannung der weiteren Entwicklung entgegen.

II. Akt.

Szene: Caraccis Zimmer.

Erster Auftritt: Caracci setzt sich selbst in einem Monolog auseinander, daß es für ihn nur ein Mittel gebe, den Nebenbuhler zu beseitigen, nämlich Florine bei ihrem Vater zu verdächtigen. Er ruft

Zweiter Auftritt: Landonella herein, seinen Bravo, und übergibt ihm einen Brief zur Bestellung, der den alten Bentivelli schleunigst heimruft.

Szene: Ländliche Gegend. Aussicht auf fernes Gebirge. Auf der einen Seite ein Haus. Volksbelustigung mit Gesang und Tanz.

Dritter Auftritt: Fernando träumend, Luzio mit seiner Geliebten Bianca schäkernd, Giovanetto, an einem Tische sitzend. Luzio läuft schließlich von dem sinnenden Fernando weg. Giovanetto, der ehemalige Cicerone, bindet einem Bauern Bären auf. Jetzt springt Luzio seiner Geliebten ins Haus nach und

Vierter Auftritt: Fernando ist allein. Abendstimmung und Glockengeläute. Monolog.

Fünfter Auftritt: Bianca, Luzio und Giovanetto kommen wieder, und zuletzt singt Bianca ein Liebesliedchen.

Szene: Caraccis Wohnung.

Sechster Auftritt. Caracci, allein, erwartet

Siebenter Auftrit: Enrico, den alten Grafen Bentivelli, den er durch verhüllte Andeutungen erst zur Raserei bringt, in welcher Stimmung sich der Alte racheschnaubend von Caracci an den Ort führen läßt, wo die beiden Liebenden ihre Zusammenkünfte abhalten sollen.

Szene: Eine alte Säulenrotunde. Durch zerfallene Fensteröffnungen sieht man die Landschaft. Eine Halle dehnt sich tief in den Hintergrund.

Achter Auftritt: Florine kommt durch die Halle und spricht ihre Gefühle der Liebe und Erwartung aus.

Neunter Auftritt. Fernando erscheint. Sie feiern ihre Liebe in überschwänglichen Worten, geben sich Liebesgeschenke, sie ihm eine Locke, er ihr ein goldenes Kreuzchen. Dann singt Florine zur Laute ein Lied. Fernando gesteht ihr nun, daß er bereits zu ihrem Vater aufs Landgut gereist wäre, um um ihre Hand zu werben, wenn ihn der Marchese nicht abgehalten. Florine erschrickt. Er aber sucht sie zu beruhigen, indem er ihr sagt, Caracci sei ja sein Freund. Darauf offenbart sie ihm, wie sie zum Marchese stehe, und jetzt sehen die Liebenden keinen andern Ausweg mehr, als den Vater anzuflehen und ihn zu rühren. Schon will Fernando forteilen, doch —

Zehnter Auftritt: Der alte Bentivelli, der bereits die letzten Worte belauscht, vertritt ihm, von Caracci gefolgt, mit gezücktem Degen den Weg. Fernando, indem er sich verteidigen will, erkennt seinen Feind, den er überfallen, und umgekehrt ist auch der Graf sich sofort klar, wen er vor sich hat. Caracci, äußerlich be-

stürzt, wie nun auch er den ihm bisher unbekannten Zusammenhang aus den Reden der beiden konstruiert, triumphiert innerlich. Fernando und Enrico wollen fechten. Florine wirft sich dazwischen. Fernando, nachdem er mit der Geliebten zusammen vergeblich gekniet und um Vergebung gefleht, entkommt.

Stand der Handlung am Ende des II. Aktes.

Die Liebenden sind sich der unglücklichen Verkettung der Umstände bewußt geworden. Caracci sieht sich durch die Tatsache, daß sein Nebenbuhler zugleich der Todfeind des Vaters seiner Geliebten ist, unvermutet zum Herrn der Situation gemacht, und sein Sieg scheint sicher. Im Zuschauer aber sind Mitleid und Furcht wachgerufen worden.

III. Akt.

Szene: Caraccis Zimmer.

Erster Auftritt. Enrico will Fernando noch einmal zum Kampf fordern, Caracci aber rät zum Meuchelmord durch den als Mönch verkleideten Landonella.

Zweiter Auftritt: Fernando erscheint, um den Freund zur Rede zu stellen. Caracci stellt ihm die Sache so dar, daß Enrico von anderer Seite von ihrem Stelldichein gehört und ihn dann mit Gewalt zum Überfall mitgeschleppt habe. Er selbst gebe Florinen auf, und zum Beweis seiner redlichen Gesinnung wolle er ihm noch heute Abend eine Zusammenkunft mit der Geliebten ermöglichen.

Szene: Fernandos Wohnung.

Dritter Auftritt: Fernando und Luzio philosophieren zusammen. Luzio warnt vor Caracci, Fernando denkt nur noch an sein letztes Rendez-vous mit der Geliebten und die darauffolgende Flucht. Er verläßt das Haus, um nach dem Schiffskapitän zu sehen.

Vierter Auftritt: Luzio und Giovanetto treiben Späße.

Fünfter Auftritt: Luzio ist allein. Da kommt der als Mönch verkleidete Landonella, übergibt Luzio, den er für Fernando hält, einen Brief, und während Luzio liest, ersticht er ihn und macht sich davon.

Sechster Auftritt: Giovanetto und Fernando stürzen mit Bedienten herein, Fernando betrauert den toten Freund.

Szene: Caraccis Wohnung.

Siebenter Auftritt: Caracci philosophiert und erscheint sich selbst zuletzt als Meister des Schicksals, doch

Achter Auftritt: Landonella kommt und berichtet von dem mißlungenen Streich. Caracci sieht nur noch einen Ausweg, nämlich den, Fernando am Abend bei seiner Zusammenkunft mit der Geliebten zu überfallen.

Szene: Straße in der Nähe von Enricos Palast. Nacht.

Neunter Auftritt: Fernando erscheint zum Stelldichein. Caracci überfällt ihn, wird aber von Fernando, der nun im klaren ist über seinen vermeintlichen Freund, tötlich verwundet und stirbt auf der Stelle. Auch der unmittelbar nachher auf ihn eindringenden Bande Landonellas kann er sich erwehren — da kommt Enrico. Fernando schlägt ihm den Degen aus der Hand, wirft ihn zu Boden, schont ihn jedoch, als Vater seiner Geliebten, und gibt sich vielmehr selbst in seine Hände.

Stand der Handlung am Ende des dritten Aktes.

Der Bösewicht Caracci ist tot, und Fernando hat sich gegenüber Enrico so großmütig gezeigt, daß man nun durchaus auf einen Schauspiel-Ausgang gefaßt ist.

IV. Akt.

Szene: Zimmer im Palast Bentivelli.

Erster Auftritt: Florine singt am Fenster in Erwartung des Geliebten.

Zweiter Auftritt: Julie stürzt herein und erzählt Florine von dem Überfall, und daß Fernando im Turm eingekerkert liege.

Dritter Auftritt: Enrico tritt herein. Florine fleht ihn umsonst an, umsonst verteidigt sie die Unschuld ihrer Liebe. Der Vater schilt sie eine Dirne und zückt schon den Dolch. Doch verläßt er sie dann mit der Versicherung, daß ihr Buhle noch diese Nacht sterben werde.

Vierter Auftritt: Florine sieht nun, daß sie nur noch von sich selbst Rettung zu erwarten hat, gibt ihrer Gesellschafterin Julie das gräfliche Siegel in einem Ring und fleht sie an, das Gefängnis des Geliebten zu öffnen.

Szene: Finsterer Kerker.

Fünfter Auftritt: Fernando philosophiert über das unmerklich, aber unaufhaltsam dahingleitende Leben und die Flüchtigkeit alles Irdischen.

Sechster Auftritt: Pietro, der Gefängniswärter, bringt Wasser und Brot und spricht mit Fernando.

Siebenter Auftritt: Fernando ergeht sich wieder in lauten Gedanken an seine Liebe und schläft dann ein.

Achter Auftritt: Enrico erscheint, zückt den Dolch über dem Schlafenden und hält dazu eine lange Rede, geht aber ohne böse Tat wieder von dannen.

Neunter Auftritt. Julie tritt auf, besticht Pietro und befreit Fernando.

Stand der Handlung am Ende des vierten Aktes.

Wir sind ungehalten über den alten Wütrich Enrico. Da im übrigen die Liebenden auf dem besten Wege sind, sich zu retten, so erlahmt das dramatische Interesse völlig. Wir sehen uns nur noch von einer Empfindung beherrscht, dem Unwillen über die uns in dem eigentlich grundlos rasenden Rabenvater vorgeführte Unnatur.

V. Akt.

Szene: Zimmer im Palast Bentivelli. Finstere, stürmische Nacht.

Erster Auftritt: Enrico kommt mit einem Licht hereingestürzt, rast fürchterlich und geht wieder ab.

Zweiter Auftritt: Julie schleicht herbei und ruft dann der in einem Nebenzimmer wartenden Florine.

Dritter Auftritt: Florine stürzt mit dem Lichte heraus, drängt Julien, ihren Schmuck aufs Schiff zu tragen, dann aber wieder in den Garten zurückzukommen, wo sie ihr mit Fernando warten wolle; Julie geht ab.

Vierter Auftritt: Florine hält einen endlos langen Monolog. Das Unwetter, das draußen tobt, verzieht sich. Hoffnungsfreudig eilt sie in den Garten.

Fünfter Auftritt: Enrico stürmt herein, Pietro an der Gurgel haltend, denn er hat bei einem abermaligen Besuch des Kerkers den Gefangenen nicht mehr gefunden. Auf sein Wüten kommen Bediente herbei. Er sucht nun Florinen, findet auch ihr Zimmer leer und zweifelt nun nicht mehr an ihrer Schuld, sendet seine Leute aus, um die Entflohenen noch einzufangen, und rast in Verzweiflung.

Szene: Buschiger Garten. Nacht.

Sechster Auftritt: Fernando hält einen unglaublich langen Monolog in Erwartung Florinens.

Siebenter Auftritt: Florine kommt. Statt aber sich nun endlich einmal in Sicherheit zu bringen, erzählen sie sich noch allerlei, da sie ja Julie erwarten wollen.

Achter Auftritt: So entdeckt sie natürlich Enrico, tötet Fernando. Florine nimmt Gift und kann gerade noch von der zu spät herbeistürzenden Julie aufgefangen werden. Enrico macht neben den Leichen eine Geberde der Reue, und das Stück ist aus.

Schlußeindruck.

Das Gräßliche ist lächerlich geworden. Schon deshalb, weil die Schlußkatastrophe bloß durch eine dumme Verzögerung herbeigeführt wird. Julie wäre wahrhaftig besser gleich auf dem Schiff geblieben, wohin Florine und Fernando doch auch kommen wollten! Aber der Dichter, nachdem er dem Liebespaar alle Wege geöffnet, mußte sie, um den gewollten tragischen Ausgang zu bekommen, mit Gewalt wieder verrammeln, und dazu bedient er sich, höchst impotent an Erfindung, der Dummheit. Solche Einfalt zieht nicht nur den Personen, sondern auch dem Dichter Spott zu, und diese kalte Empfindung ist es, mit der wir uns abwenden.

Das ist der Inhalt von Waiblingers Jugenddrama. Bei seiner Vollendung war er noch nicht achtzehn Jahre alt. Das Stück spiegelt getreu das Innere seines Verfassers wieder. Wie sein Leben in jener Zeit aus lauter exaltierten Stimmungen bestand, so herrscht auch in dem Drama von Anfang bis Ende eine dumpfe, überhitzte, ungesunde Treibhausluft, in der oft die seltsamsten Redeblumen aufknallen.

„Liebe und Haß" besteht, sowohl was die Situationen als was die Personen anbetrifft, durchaus aus Reminiszenzen. Fast alle Figuren erinnern uns an klassische Dichtungen, wo sie freilich zum Typus gewordene Individualitäten, aber doch vor allem Individualitäten sind: hier, in der Nachahmung, sind es nur schablonenmäßige Silhouetten. Als Hauptvorbild diente Waiblinger ohne Zweifel „Shakespeares „Romeo und Julie", was sich schon in der allgemeinen Anlage, im häufigen Wechsel von Blankvers und Prosa und in den beiden Personen Fernando (Romeo) und Luzio (Mercutio) zeigt. Florine besitzt nicht nur Ähnlichkeit mit der Julia, sondern auch mit der Thekla in Schillers Wallenstein. Enrico, wenn ihm gleich des alten Capulet Grundzüge eigen sind, erinnert im fünften Akt stark an Franz Moor, und Caracci treibt mit ihm (II, 7) ein schändliches Spiel wie Marinelli mit dem Prinzen. Ganz aus der Emilia Galotti herübergenommen ist die erste Begegnung der Liebenden in der Kirche. Indessen bleibt die Abhängigkeit von Shakespeare immerhin

vorwiegend, vor allem im Stil. Die Fabel besteht in einer mit Spitzfindigkeit ausgeheckten Intrigue, und die handelnden Personen sind uns eigentlich gleichgültig, solange sie uns nicht durch ihre Unnatur oder durch dumme Streiche erzürnen; in ein näheres, spezielleres Verhältnis treten wir nicht zu ihnen. Außerdem fehlt jede tragische Wurzel, es ist keine eigentliche Schuld da, weshalb denn auch das Liebespaar zum Schluß einen geradezu lächerlich einfältigen Leichtsinn begehen muß, um überhaupt nur untergehen zu können.

Es ist interessant, den bei Waiblinger bestehenden ungeheuren Abstand zwischen kritischer Einsicht und produktivem Vermögen zu betrachten. Seine Natur war zu einem gesunden Schaffen eben einfach noch nicht reif; er zwang sich trotzdem dazu und versetzte sich so in jenen Zustand gewollter Überreizung, der jede besonnene Selbstkritik von vornherein ausschließen mußte. Er nahm sich auch nie Zeit, einmal mit dem Studieren innezuhalten und dem eigenen, individuellen Klang in seiner Seele zu lauschen. Ihn stachelte ein verzweifelter Ehrgeiz an, das Höchste zu erreichen, und so griff er überall nach dem Großen, das andere errungen. Er hatte nicht die Geduld zuzuwarten, bis seine eigene Natur das ihr Entsprechende von sich aus hervorbrachte.

Zeigt sich in diesem Jugenddrama Waiblingers eine dichterische Individualität also kaum erst im Keime, wird bloß mit überlieferten Typen und dabei mit einer gänzlichen Unkenntnis des realen Menschenlebens gearbeitet, so hat Waiblinger doch das, was der Dichter lernen kann und lernen soll, nämlich die Technik, bis zu einem gewissen Grade sich zu eigen gemacht. Bei der verfehlten, innerlich unwahren Fabel war freilich ein architektonischer Aufbau des Stückes von vornherein unmöglich. Aber nicht übel gelungen ist wenigstens die in den beiden ersten Akten gegebene Exposition und die Schürzung des Knotens. Bis hieher ist der Dichter eigener Herr und Meister, indem er seine Figuren nach seinem Willen bildet. Sind diese aber einmal da, so ist er nicht viel mehr als ihr Diener, indem er aus den von ihm geschaffenen Charakteren und der Situation, in die er sie gebracht hat, die einzig mögliche und darum auch notwendige Lösung des Konfliktes bloß noch herauszufinden hat. Wenn er nun die Charaktere so lebensunwahr geschaffen, wie es in „Liebe und Haß" der Fall ist, so wird die Handlung sich verwirren, oder auf ein ganz anderes als das beabsichtigte Ende hinaussteuern. Der Dichter hat beständig den Deus ex machina zu spielen, und seine eingreifende Hand

macht sich unangenehm bemerkbar. Das ist der Grund, weshalb Waiblingers Drama in der zweiten Hälfte aus Rand und Band gerät. Immerhin kann im ganzen gesagt werden, daß, wenn auch oft das Auftreten der einzelnen Personen nicht genügend motiviert ist, doch die einzelnen Effekte und Wendepunkte ordentlich vorbereitet sind. Über die dramatische Begabung Waiblingers läßt diese Jugendtragödie indessen gar keinen Schluß zu, denn sie ist nicht das Werk eines Dichters, sondern nur eines belesenen Kopfes und überreizten Gemütes.

„Liebe und Haß" ist, wie schon erwähnt, das einzige überbliebene und auch das umfangreichste Werk aus den Gymnasialjahren Waiblingers. All' die übertriebene Raserei hat nichts von Bedeutung zu stande gebracht, sondern nur eine Ausgeburt. Schon das nächste Werk macht einen bedeutend bessern Eindruck, wenn es gleich noch lange nicht abgeklärt ist. Doch gehört der „Phaethon", obschon er im Konzept noch in Stuttgart vollendet wurde, sowohl nach Gründen der Entstehung als seinem geistigen Inhalt nach in die Periode der Tübinger Stiftsjahre hinein. Er wird daher mit den aus jener Zeit stammenden Werken besprochen werden.

---

4. Im Tübinger Stift.

(1822—1826.)

Wagner: Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust: Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Diese Worte setzte Wilhelm Waiblinger seinem Universitätstagebuche als Motto voran. Das volle Bewußtsein, zu der Außenwelt im schärfsten Gegensatze zu stehen, spricht daraus, und sie werfen auf die nun folgende Lebensperiode ein unheimlich prophetisches Licht. Wenngleich Waiblinger weder gekreuzigt noch verbrannt wurde, so sollte es doch zuletzt nicht an solchen fehlen, die zu einer derartigen Behandlungsweise große Lust empfunden haben würden, wäre nur

die Zeit um einige Jahrhunderte jünger gewesen: seine Hauptschuld war eben vor allem die, daß er „töricht g'nug sein volles Herz nicht zu wahren" verstand.

Und das war besonders damals, in der Zeit der Reaktion, gefährlich. „Unsere Zeit ist eine merkwürdige Zeit," schreibt Waiblinger im Tagebuch, „eine Zeit großer Entscheidung. Die Fürsten haben äußere Gewalt in den Händen, aber sie fürchten die Gewalt der Geister. Von oben herab soll Finsternis kommen, und das kann, das darf nicht sein!" Diese Worte sagen genug, und im Tübinger evangelischen Stift kam nun zu der jedem freieren Gedankenflug ungünstigen Atmosphäre des Zeitalters noch ein anderer Umstand hinzu, noch eine Fessel mehr.

Das Stift war in den Dreißigerjahren des 16. Jahrhundert aus einem kleinen Stipendium hervorgegangen und hatte sich allmählich zu einer bedeutenden Pflanzschule ausgewachsen. Von jeher wurden hier auf Staatskosten zahllose unbemittelte Talente für den evangelischen Predigerstand erzogen. Außer einer nicht allzugroßen Kaution fiel für den Zögling jede finanzielle Verpflichtung hinweg, und an ihre Stelle trat eine bloß moralische Gebundenheit. Aber nicht für alle, die sich zu Höherem berufen fühlten, bestand dieses Höhere zugleich auch in der Theologie. Vielmehr geschah es, daß in das Stift nicht selten Jünglinge eintraten, die heimlich ein ganz anderes Lebensziel vor Augen hatten und diese Studienzeit nur als Sprungbrett zu benutzen gedachten, um in die höheren Regionen zu gelangen. Die Schule sah sich genötigt, Abschwenkungen von der Theologie in die angrenzenden Gebiete der Philosophie und selbst der Philologie zu gestatten. Trotzdem mußte sie bei der großen Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten für viele junge, feurig aufstrebende Persönlichkeiten immer noch eine Art geistige Zwangsjacke bedeuten. Wer einmal drin war, war eben drin, indem er durch den Gedanken, die Kautionssumme zu verlieren, vor dem Austritt zurückgeschreckt und so immer weiter vorwärts getrieben wurde. Den durch ihre Mittellosigkeit gefangenen und am freien Handeln gehemmten Schülern konnte schon der Gedanke an Dankbarkeit vergehen, und es blieb schließlich bei all denen, die etwas anderes als Theologie erstrebten, nur noch der Haß gegen die Tyrannei übrig, in der sie schmachteten, und die sie doch nicht hatten umgehen können, wollten sie sich auch nur die Möglichkeit sichern, dereinst ihren wahren Lebensberuf zu erreichen.

Nun denke man sich Waiblinger, wie er am 23. Oktober 1822 mit der Post nach Tübingen fuhr, im Herzen griechischen Sonnenschein und heidnische Lebensfreude und im Kopf bereits wieder die Gedanken an einen neuen Roman!

Im Stift empfing man ihn mit guten Räten. Er machte sogleich beim Inspektorat seinen Antrittsbesuch. „Da ward denn von nichts als soliden Studien gesprochen und von ernsten Wissenschaften, als ob die Poesie nur Spaß wäre!" notiert er im Tagebuch.

Indessen gefiel es ihm in den neuen Verhältnissen vorderhand nicht übel. Die Abgeschlossenheit hatte einen gewissen romantischen Reiz. Das Stift war wie eine kleine Welt, in der man sich noch ziemlich frei und ungeniert bewegen konnte, wenn man sich nur nicht an all den Kleinigkeiten stieß. Waiblinger trug denn auch in den ersten Tagen die besten Vorsätze mit sich herum. Er war entschlossen, jede Note zu vermeiden, und gedachte, ein stilles, studienreiches Leben zu führen. Sein Zimmer, das er noch mit verschiedenen Stubengenossen zu teilen hatte, war ganz oben in der „sechsten Sphäre". Es gewährte eine schöne Aussicht auf vom Neckar durchströmte Wiesen bis zu den fernen Bergen. Über ihnen sah er die Sonne aufgehen, an ihnen das Abendrot verglühen. Des Nachts aber verlor sich sein Blick im ewig bewegten Sternenhimmel und flog weit hinaus aus dem engen Kloster.[44]

Denn daß trotz einer gewissen familiären Gemütlichkeit unter den Schülern das Stift doch eng war, das merkte Waiblinger bald, nachdem der Reiz der Neuheit einmal verflogen. Vor allem wurde er in den Kollegien gewahr, wie wenig überhaupt die ganze mit dem kirchlichen Christentum zusammenhängende Welt- und Lebensanschauung seiner ausschließlich von der Antike bestimmten Geistesrichtung entsprach. Er hatte in der Woche 21 Stunden: Proverbien und Jesus Sirach je vierstündig bei Jäger, „ein armes Geschwätz"; Logik, ebenfalls vierstündig bei Schott, dem ein „entsetzlicher Vortrag" eigen war. Besser gefiel ihm Siegwarts vierstündiges Kolleg über Anthropologie, das ihm nicht uninteressant vorkam. Aber alles ging in seinen Augen viel zu langsam. Wenn er mit seinen bisherigen Begriffen vom Arbeiten das Treiben im Stift betrachtete, so erschien es ihm als der geignete Ort, „um pomadig eine Pfeife zu rauchen". Selbst das fünfstündige Geschichtskolleg Haugs, das ihm doch gefiel, vermochte ihm nicht eigentliche Freude am offiziellen Studium beizubringen.

Waiblinger blieb auch hier, was er in Stuttgart gewesen war: eine isolierte Natur, die alles Schulmäßige als ein nebensächliches, wenn auch notwendiges Übel betrachtete und nur darauf bedacht war, die eigenen, privaten Zwecke zu erreichen. So erhob er sich schon um 5 oder 6 Uhr, um seinen „Phaethon" reinschreiben zu können. Vormittags besuchte er die Kollegien, nachmittags ging er spazieren, aufs Museum oder in eine Kneipe bis 3 Uhr, wo noch ein Kolleg war, um 5 Uhr saß er wieder am „Phaethon", und nach dem Nachtessen plauderte er etwas mit seinen Kameraden. Das war sein Tag. Er fand also noch ziemlich Zeit, um ungestört für sich zu sein, und in diesen stillen Stunden mag er auch seinen Träumen über Physiognomik nachgehangen haben, die ihn damals gerade beschäftigte.

Diesem Bestreben Waiblingers, bei Enttäuschungen, die die Außenwelt brachte, sich auf sich selbst zurückzuziehen, hielt aber wie immer so auch hier das in ihm mindestens ebenso tief wurzelnde Bedürfnis, sich auszusprechen, die Wage. Er hatte noch in Stuttgart über die beste Art, sich als Student zu betragen, reiflich nachgedacht. „In Tübingen muß ich ein besonderes Betragen annehmen: nicht herab mich lassen, sondern gleich mich stellen zu den Stiftlern — kein Urteil über einen fällen — keine meiner paradoxen Ideen äußern — keine Empfindungen der Profanation preisgeben." Da er das in den ersten Tagen, wo ihn noch überall die Neuheit der Verhältnisse etwas befangen machte, wirklich zu stande brachte, so waren anfangs die Beziehungen zu seinen Kameraden ganz gute. Erleichtert wurde dies Waiblinger auch dadurch, daß er jetzt zu seinen nächsten Kameraden diejenigen zählte, mit denen er schon längst in geistigem Verkehr gestanden, nämlich seine ehemaligen Uracher Freunde.

Überhaupt hatten sich nun alle Jugendgenossen Waiblingers in Tübingen zusammengefunden. Einige seiner Freundschaftsverhältnisse erlitten dadurch eine kleine Änderung. Moritz Rapp, mit dem gemeinsame ideale Bestrebungen Waiblinger sehr eng verbunden hatten, trat ihm jetzt als Stadtstudent ferner. Seiner bedächtigeren Natur konnte das stürmische, mitfortreißende Wesen Waiblingers auf die Dauer nicht zusagen, und anderseits finden sich in Waiblingers Tagebüchern Stellen genug, in denen er klagt, daß der Freund ihn nicht verstehe, ihm nicht folgen könne. Die Klostermauer des Stifts war also mehr nur der äußere Anlaß zu einem stillen Auseinandergehen. Dafür kam es nie zu einem Bruch, und Moritz Rapp sollte später einmal der erste sein, der für den in fremden Landen verfehmt ge-

storbenen Dichter die Stimme erhob.[43] Der nämliche Unterschied zwischen Stiftler und Stadtstudent war es, der, wie er hier ein Verhältnis sanft löste, dort die Wiederanknüpfung eines andern verhinderte. Unter den Stadtstudenten befand sich nämlich auch einer von den ersten Stuttgarter Bekannten Waiblingers, Stälin, der bereits ein Jahr früher die Universität bezogen hatte. Nun blieb es nur ganz allgemein beim Einanderkennen. Ferner studierte in Tübingen der sechs Jahre ältere Georg Rapp gleichfalls außer dem Stift Theologie. Er hatte Waiblinger noch nach Stuttgart geschrieben und ihm Gedichte und ein Trauerspiel „Seelenfriede durch Glauben" geschickt, „nicht als Poesie, sondern als Dokumente seiner Persönlichkeit". Er zeigt sich darin als frommen, vom Schicksal geprüften Menschen, der überall zu entsagen weiß. Kein Zweifel, daß Waiblinger an ihm zuerst, einen Augenblick lang, Interesse fand, aber ebenso begreiflich ist es, daß eine der seinen so diametral entgegengesetzte Natur an ihm selbst einfach wirkungslos abgleiten mußte.

Die nächsten, intimsten Freunde waren und blieben „die Uracher". Doch auch hier gab es Veränderungen. Derjenige, mit dem Waiblinger aus der Ferne den eifrigsten Briefwechsel geführt, was auf eine ebenso lebhafte Natur schließen läßt, Schneckenburger, sollte sich im täglichen Verkehr nicht halten können. Die Geister platzten eben aufeinander. „Dieser leere, unausstehliche, ganz widerwärtige Schneckenburger! So zuwider wie dieser affektierte Affe ist mir kein Mensch auf Erden." Das ist die Sprache von Waiblingers Tagebuch aus jenen Tagen. Ganz anders war es mit Mörike. Dieser wurde nun wirklich sein Busenfreund. Ihm vermochte sich Waiblinger zu entdecken, bei ihm fand er auch für seine ernsten und schwärmerischen Gedanken ein verständnisvolles Echo. Das kleine, originelle Kerlchen konnte man lieben, ohne gesättigt zu werden. „Mein Verhältnis mit einem Menschen ist aus, der mir aufhört, neu zu sein!" sagt Waiblinger einmal selbst. Mörike blieb ihm aber in der Tat immer neu, schon dadurch, daß er, ohne gleich in ein gefährliches Pathos hineinzugeraten, gelegentlich auch zu widersprechen verstand. Freilich fühlte sich Waiblinger dann beleidigt, gekränkt und fast noch mehr betrübt, doch immer brachte der seelenfrische Humor Mörikes wieder versöhnenden Sonnenschein in das gegenseitige Verhältnis. Die beiden trieben oft den seltsamsten Schabernack, so, wenn sie sich eine Zeit lang nur per Er anredeten. Der ganze Mörike war eigentlich eine „Person gewordene Märchenwelt": ein bezaubernder Hauch ging von

ihm aus, es wehte einem etwas „unaussprechlich Heimisch-Kindlich-Gemütliches“ entgegen.

Das Gegenstück dazu war der düstere, verschlossene Pfizer. Der Eindruck, den dieser tiefgründige Mensch auf Waiblinger im persönlichen Umgange machte, war noch bedeutend größer als der, den das aus Briefen konstruierte Bild in ihm hervorgerufen. „So ein wunderbar geheimnisvolles Gemüt,“ heißt es im Tagebuch, „solche Kraft und Stärke des Geistes, solche Scharfsichtigkeit des Verstandes, solch ein rein menschliches, allliebendes Umfassen des Universums, all seiner Mitmenschen, solch ein originelles Weben und Sein und doch so wenig affektierte Eigentümlichkeit, so viel Stolz auf seine Menschenwürde und doch so wenig Eitelkeit, solch ein namenloser Schmerz und doch solch ein Verschließen und Insichbleiben! Mein fester Entschluß ist, den Tiefsinnigen durch und durch zu studieren und ihn in einem Roman darzustellen. Seine Übermacht fühl' ich wohl, wenn ich um ihn bin, und es ist mir dann oft nicht wohl bei ihm und das desto mehr, je tiefer der Bescheidene seine überlegene Kraft versteckt, je mehr er sich mir gleichstellt oder gar sich subordiniert.“ Den Kern von Pfizers Charakter aber legt Waiblinger in einem einzigen Satze bloß: „Sein Schmerz ist ein kühner, scharfer, durchdringender Verstand, der seine Grenzen kennen lernte und darum halb unwillig, halb traurig zurücktrat.“ Das Erkennen der Grenzen sowohl auf theoretischem wie auf praktischem Gebiet war ja in der Tat der Grundton von Pfizers Wesen. Er war derselbe geblieben, wie wir ihn schon aus dem Briefwechsel haben kennen lernen, er hatte sich sogar noch gefestigt, noch mehr vertieft.

Aber auch Waiblinger war nicht anders geworden. Noch besaß er die Gabe zersetzender Reflexion, und wenn es der psychologische Scharfblick war, der ihn den Freund so richtig erkennen ließ, so wurde er durch diese Gabe auch dazu verführt, ihn zu „studieren“ und, wie soeben aus seinen eigenen Worten hervorgegangen, ihn in einem Roman darzustellen. Dies sollte für ihre Freundschaft die verhängnisvolle Klippe werden. Schon hatte Pfizer sich darüber beklagt, daß Waiblinger im „Phaethon“ Stellen aus seinen Briefen wörtlich benutzt habe. Ihm, der sein innerstes Selbst so ängstlich hütete, mußte es natürlich aufs höchste peinlich sein, was er dem Freunde anvertraut auf den Markt geworfen zu sehen, und wenn es auch in künstlerisch maskierter Form geschah. Es tritt uns in seinem Wesen eine gewisse Schamhaftigkeit entgegen, die in engstem Zusammenhang

steht mit der strengen Selbstkonzentration, die er unerbittlich bei sich beobachtete.

Wenn Pfizer ein durchaus tiefer, fast schwermütiger Geist war, mit dem Waiblinger verkehrte, so fand sich unter seinen Tübinger Freunden noch einer, den sogar schon längst die Nacht des Wahnsinns umgab. Es war Hölderlin, der bei einem Tischler wohnte und nun schon seit zwanzig Jahren mit gestörtem Geist dahinlebte. Zu diesem Kranken fühlte Waiblinger sich seltsam hingezogen. Nicht etwa nur seine Vorliebe, einen Menschen psychologisch zu studieren, nicht blos der Reiz, mit dem lebendigen Vorbilde seines „Phaethon" persönlich verkehren zu können, bewogen ihn, sich des Unglücklichen anzunehmen: vor allem trieb ihn sein gutes, mitfühlendes Herz dazu. Waiblinger, der selbst schon oft solche Seelenstürme erlebt hatte, daß er wahnsinnig zu werden glaubte, mußte in diesem Menschen, den auch die eigene Dichterglut verzehrt, etwas Heiliges sehen, und so hatte er, der Ungeduldige, Stürmische, große Geduld mit ihm. Er besuchte den kranken Poeten, an dem sich so sichtbar und schrecklich die Hand der Götter zeigte, öfter, ja, er begleitete ihn selbst auf kleinern Spaziergängen. Bald gehörte er zu den Wenigen, die mit Hölderlin umzugehen wußten, und auch Hölderlin näherte sich ihm seinerseits mit einer gewissen Zutraulichkeit.

Während dieses gleich nach seiner Ankunft in Tübingen aufgenommenen Verkehrs mit dem wahnsinnigen Dichter beschäftigte sich Waiblinger lebhaft mit seinem „Phaethon", den er der Vollendung entgegenführte. Gleich am ersten Tage hatte er Mörike bis Mitternacht daraus vorgelesen. Er schwamm immer mehr in seligen pantheistischen Träumen. Schließlich ging er wieder einmal in die Kirche. „Zum ersten Mal seit einigen Jahren mit Ernst! Ich sang sogar brünstig mit . . . es war, als ob ich betete. Aber sobald der Gesang aus war, setzten mir auch der Trost und die Alltagsphrasen des Pfaffen dergestalt zu, daß ich mich weiß nicht wohin wünschte." In solchen Stimmungen vollendete er in kurzer Zeit die Abschrift des Romans. Er gedachte ihn Goethe zu widmen und bat schon Sulpiz Boisserée um die vorbereitenden Schritte.

Kaum war das Manuskript an den Verleger abgeschickt, als ein neuer Gedanke Herrschaft über ihn gewann. Durch Europa ging damals die große philhellenische Bewegung, die einen Byron in die Scharen der Kämpfer ziehen sollte und Wilhelm Müller seine bekannten Griechenlieder dichten ließ. Diese letztern bekam Waiblinger

zu Gesicht, aber sie erschienen ihm ganz miserabel. „Mit weniger Geist und poetischer Kraft hätte man diesen großen Stoff nicht schildern können," meint er im Tagebuch. Dieses Urteil erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß Müller die volkstümliche Saite anschlug. Das mußte Waiblinger, der selbst von aller Naivetät weit entfernt war und bei allem Griechischen sofort den hohen Kothurn der Ode oder des Hymnus anschnallte, äußerst mißfallen. Der Gedanke durchblitzte ihn, bessere „Lieder der Griechen" zu schreiben. Am folgenden Tage schon begann er damit. „Die Griechenlieder steigen in all ihrer Fülle aus der Nacht hervor," heißt es im Tagebuch.

Und nun kam er wieder, wie immer beim Produzieren, in jenen Zustand der Ekstase hinein. Der glühendste Wunsch beseelte ihn, selbständig zu werden in Form und Stil. Er konnte beinahe nichts mehr lesen, denn immer entführten ihn die Gedanken an seine Lieder. Waren die wenigen Tagesstunden, wo er ungestört schreiben konnte, einmal da, so setzte er sich erst ordentlich in Positur. „Was ich immer für einen Apparat habe, eh' ich dichte!" gesteht er selbst. „Da muß Bier, Tabak, Licht hergeschafft, die vielen Bücher, Papiere und Hausgeräte auf dem kleinen Raum in Ordnung gebracht werden. Dann wird die Pfeife angezündet und hineingearbeitet in die Idee. Plötzlich kommts, dann wird geschrieben!" Bei der gewaltigsten Betäubung dachte er aber zugleich an tausenderlei gleichgültige Dinge. Er wurde nervös und zerstreut. In acht Tagen brannte er sich zweimal ein Loch in die Hosen. Alle Augenblicke war etwas zerbrochen, verlegt oder verloren.

Dieses Treiben war mit ein Grund, daß es ihm immer an Geld fehlte. Daher empfing ihn, als er am 30. November 1822 einen Besuch in Reutlingen machte, großer Jammer wegen seines Aufwandes. Den Vater fand er verbittert und von Sorgen umdrängt; die Mutter dagegen, leichteren Sinnes, suchte zu trösten, und sein jüngster Bruder Ottmar erschien ihm gar in seiner kindlichen Einfalt wie ein Genie. Aber der Gesamteindruck war doch ein unerfreulicher. Elend, in innerem Zwiespalt, ging er nach Tübingen zurück und dichtete täglich an seinen Griechenliedern weiter.

In der beständig erregten Stimmung hatte er schon längst die anfangs seinen Kameraden gegenüber so klug befolgte Taktik aufgegeben und im Nu wieder eine Menge Feinde, ja, wie er sich ausdrückt, „Todfeinde" bekommen. Seine lebhafte, zur Äußerung drängende Natur stieß auch hier überall an. Er verlangte immer von

den Andern intimstes und sofortiges Eingehen auf seine Gefühle und Gedanken, und wenn dies nicht geschah, so wurde er verschlossen. „Unmöglich ists mir, in einem Kreise guter Köpfe zu sprechen, etwas Bedeutendes zu sprechen, wenn sie es nicht gleichsam verlangen. Da stockt sich mein ganzes Innere. Ich werde trotzig, still, traurig, stolz. Ich muß glänzen können. Ich bin wie ein abgeschiedener Geist alsdann." Das war es: er mußte glänzen können. Der Selbstgenuß seiner sich immer mehr entwickelnden Fähigkeiten wurde ihm nachgerade zum Lebensbedürfnis. Seine Kameraden sollten ihn dabei gleichsam mitgenießen, sie sollten sich mit ihm an einem geistsprühenden, höhern, intensivern Leben freuen. Taten sie das, so konnte er seine eigene Person ganz vergessen; begegnete er aber bei den fremden Individualitäten Verständnislosigkeit und Zurückweisung, so ließ er sie erbarmungslos seine Überlegenheit empfinden.

In jene Zeit, wo Waiblinger sich im Stift wieder einmal besonders beengt und der Theologie so ganz und gar fremd fühlte, wo er sich bald aufs Theater, bald überhaupt hinaus in die Welt sehnte, in jene Zeit fällt der Besuch seines Verlegers Franckh, der für einige Tage nach Tübingen kam und die ersten Druckbogen des „Phaethon" mitbrachte. Unaussprechlich war die Empfindung, mit der Waiblinger sie anstaunte, als wäre alles nur ein Traum. Aber Franckh hatte auch Ermahnungen Matthissons auszurichten, der sehr besorgt war um den stürmischen Jüngling. Gleichsam als Antwort darauf widmete ihm Waiblinger nun sein Werk; der Plan, es Goethe zuzueignen, scheint sich zerschlagen zu haben. Für die Zukunft zeigte sich Franckh in jeder Beziehung zuvorkommend. Er stellte Waiblinger für den nächsten Roman 16 Louisd'or in Aussicht und sprach bereits davon, falls die Geschäfte gut gingen, ihn mit 1000 Gulden nach Rom zu schicken. Vor allem aber nahm er sich des Trauerspiels „Liebe und Haß" an, das er nach Mannheim schicken wollte, um es durch den dortigen ersten Liebhaber, der ihm gut bekannt war, zur Aufführung bringen zu lassen. Indessen bekam jener Schauspieler kurz darauf vom Direktor eine Ohrfeige, stand also gespannt mit ihm, und das ganze Projekt zerfloß in nichts. Als da Waiblinger seine Tragödie wenigstens gedruckt zu sehen wünschte, mochte sich Franckh nicht dazu verstehen, erklärte sich dagegen sofort bereit, die „Lieder der Griechen" in seinen Verlag zu nehmen.

Nachdem Waiblinger sich einige Zeit träumerisch in sich zurückgezogen hatte, erschien er jetzt plötzlich wieder unter seinen Kame-

raden. Samstag nachts hatten sie gewöhnlich Stubenkränzchen. Da wurde denn Tee gemacht, Bier getrunken, erzählt und gespielt. Bei dem Spiel freilich hatte Waiblinger nie seine Aufmerksamkeit, da es ihm als etwas Plebejisches zuwider war. Oft gingen sie erst spät nach wilder Lustigkeit „mit vollem Teebauch" ins Bett.

So nahte Weihnachten. Am 24. Dezember 1822 marschierten sie morgens 1 Uhr sechszehn Mann stark nach der Residenz. „Mörike wandelte," heißt es im Tagebuch, „in einen recht modernen Mantel gehüllt unter uns, lustig und aufgeräumt, ohne Pack und Ranzen: es könnte dieser Gang vielleicht sein ganzes Leben repräsentieren." In Stuttgart wurde Waiblinger von Matthisson aufs artigste empfangen, aber auch nur aufs artigste, denn der glatte, höfliche Mann war keiner herzlichen Empfindung mehr fähig, und Waiblinger fiel dies jetzt mehr auf, als je. „Unsterblichkeit zu erlangen, sei nicht so wünschenswert, als an einen Hof zu kommen — das sagt Matthisson, der Dichter der Natur," schreibt er voll Unmut. Er traf in Stuttgart außerdem noch Wagner, mit dem er den Buchschmuck zum „Phaethon" verabredete. Von Franckh erhielt er als Christgeschenk die Werke Scotts. Einmal überraschte ihn die Nacht bei seinem Verleger, und so schlief er denn mit diesem in ein und demselben Bett. Am 28. Dezember fuhr Waiblinger nach Reutlingen. Es war ein herrlicher Wintertag, herbduftig blaute der Himmel über der weiten, weißen Schneelandschaft. „All' das vor mir, hinter mir!" ruft er im Tagebuch voll tiefster Sehnsucht aus, „und so garnichts neben mir!" Im Elternhause wurde er mit Scheltworten empfangen, weil er seine ungeheuren Löwenlocken immer noch nicht abgeschnitten hatte. Der Vater meinte, man habe ihnen gesagt, es zeichne ihn dies zu sehr aus, sie sollten das nicht leiden. Es war natürlich unerhört, daß ein Mensch es wagte, in seiner Haartracht von der Herde abzuweichen, aber Waiblinger blieb standhaft, denn er liebte sein schönes Gelock.

Am Sylvester war er wieder im Stift. Bis tief in die Nacht tranken die Freunde Punsch und weihten das neue Jahr 1823 ein. Auch diesmal fühlte er an der Wende des Jahres eine furchtbare innere Zerrissenheit.

Seit seinem Eintritt ins Stift hatte Waiblinger sich vor allem in die Philosophie versenkt. „Es ist ein furchtbarer Kerl, dieser Kant!" schreibt er unter vielen anderen Bemerkungen über die „Kritik der reinen Vernunft" ins Tagebuch. Interessant ist auch, daß er

Schopenhauers damals erst vor wenigen Jahren erschienenes, noch von niemand beachtetes Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ durchstudierte und darin „gute Ideen, oft tief“ zu entdecken glaubte. Aber Waiblinger war keine philosophische Natur. Er erlebte durch Kant jene innere Revolution nicht, die unfehlbar eintritt, sobald dieser Geistesriese nicht nur angestaunt, sondern auch verstanden wird, und ebenso blieb es bei seinem Studium Spinozas nur bei der allgemeinen pantheistischen Schwärmerei. Ihn trieb zur Philosophie eben nicht die Sehnsucht nach Erkenntnis und Wahrheit, sondern der wilde innere Drang nach dem Geheimnis des Lebens. Darum erlebte er auch von Zeit zu Zeit in gewaltigen Reaktionen jene Enttäuschungen, die Faust erlebt: der Kern der Welt, den er draußen in der Erscheinung suchte, empörte sich rebellisch in seinem eigenen Innern. „Die Kritik der reinen Vernunft,“ schreibt Waiblinger einmal ins Tagebuch, „geht darauf hinaus, zu beweisen, daß synthetische Sätze a priori möglich seien. Ach! ein Mädchen an Lippen und Busen wäre mir lieber, als Analytik und Dialektik, lieber als Universität und Vikariat und Pfarramt. Da würd' ich erwarmen, die Bücher lassen mich kalt. Da würd' ich kräftig und stark werden und Lebensfülle saugen aus ihrem Kusse, aus ihrem wallenden Busen, aus ihrem Wollustschoße, und nun verdumpf' ich, trockn' ich aus über Bücherhaufen, in leeren Beschäftigungen, hinter dem dampfenden Ofen, und die höchste Anstrengung meiner Tatkraft ist, daß ich mir selbst mit der Maschine den Tee mache.“ Der Dichter des „Phaethon“ konnte jedoch das Mädchen schlechterdings nicht finden, aus dessen Umarmung er neues, frisches Leben hätte gewinnen können. Denn noch unterschied Waiblinger beharrlich die hohe, rein platonische von der gemeinen sinnlichen Liebe. Dieser theoretische Dualismus, der in Wirklichkeit nicht existiert, verwickelte ihn immer mehr in innere Widersprüche, und aus dem unentwirrbaren Seelenchaos tauchte wieder einmal ganz besonders stark der Gedanke an Selbstmord auf.

Da es nicht dazu kam, mußten sich die widerstreitenden Strömungen in seinem Innern einen andern Ausweg suchen. Waiblinger, den nun trotz allem kein so enger Schulzwang mehr in Schranken hielt wie auf dem Gymnasium, begann ein wilderes Leben zu führen. „Im Stift wird geraucht und gerauscht!“ heißt es im Tagebuch. Aber nicht nur innerhalb der Klostermauern ging es bisweilen toll her, sondern auch außerhalb und dann natürlich erst recht. Bei einer Schlittenfahrt kehrten die Stiftler so oft ein, bis zuletzt Zeit und

Raum für sie in Nebel versanken. „Wie ich zu Bett kam, weiß ich so wenig mehr, als wie ich auf die Welt kam!“ schreibt Waiblinger. Also nicht etwa nur er, sondern auch alle die andern, die sich im spätern Leben den Ruf von Biedermännern erwerben sollten, waren dabei. Wie zu erwarten steht, folgte solchen Vergnügungen ein oft mehrtägiger Katzenjammer.

Auf der Krankenstube empfing daher Waiblinger seine gedruckten „Lieder der Griechen“. Sie waren, obwohl nach dem „Phaethon“ gedichtet, ihres geringen Umfanges wegen früher als dieser herausgekommen. Franckh hatte einen schmeichelhaften Brief beigelegt, worin er Waiblinger in geradezu läppischer Weise über Schiller stellt. Von dieser übertriebenen Wertschätzung sticht seltsam ab, daß er noch vor wenigen Wochen es gewagt hatte, dem Dichter ein Buch vorzuschlagen „Der Philhellene oder Robinson in Griechenland“, worin die Abenteuer eines deutschen Studenten erzählt und zugleich zur Belehrung der Jugend geographische Schilderungen eingeflochten werden sollten. Damit verrät er seinen eigentlichen Standpunkt und zeigt zugleich, daß er nicht übel Lust gehabt hätte, Waiblinger zum literarischen Lohnarbeiter zu erniedrigen und sein Talent für sich auszunützen. Franckh berichtete Waiblinger ferner, wie er die „Lieder der Griechen“ Schwab brachte: „Er konnte vor Freude gar nicht abwarten, die Lieder zu lesen, denn gleich machte er sich drüber her, und seine liebe Frau schlang sich um seinen Nacken und las mit; ich entfernte mich, um diese hübsche Szene nicht zu stören, und mein einziger Wunsch war, daß der Dichter hätte gegenwärtig sein mögen, um hier im Stillen schon belohnt zu sein.“ Diese schönen, im Grunde aber nichtssagenden Worte mag Waiblinger ganz gern gelesen haben, auch freute es ihn gewiß, als er vernahm, daß Silcher eines der Lieder komponieren wolle. Indessen lautete das allgemeine Urteil in den Stuttgarter Kreisen dahin, daß die „Lieder der Griechen“ zu allgemein gehalten seien, der Eigentümlichkeit entbehrten und auch für andere Völker gelten könnten. Die Eltern, denen Waiblinger gleich nach Erscheinen des Büchelchens mit Mörike zusammen einen Besuch machte, waren selbstverständlich erfreut über die erste größere Publikation ihres Sohnes, wollten ihm aber durchaus wieder die Locken abschneiden.

Waiblinger erlitt nachträglich noch eine böse Enttäuschung, indem er mit ausgewanderten „echten“ Griechen zusammenkam und in ihnen in jeder Beziehung etwas anderes finden mußte, als seine

klassischen Idealgestalten waren. Überhaupt war sein Traum vom alten Hellas, wie er ihn im „Phaethon" ausgesponnen, bereits etwas im Zerrinnen. Das wenig antike, sondern vielmehr germanische Kneipleben hatte das seinige dazu beigetragen.

Indessen vermochte Waiblinger durch gelegentliche Exzesse keineswegs sich über die innere Leere hinwegzutäuschen, die er nach der poetischen Produktion nur wieder um so stärker empfand. Auch die studentische Lustigkeit verleidete ihm. Für die Burschenschaften vollends, die er rings um sich her ihr Wesen treiben sah, hatte er nur beißenden Spott. Er erblickte in ihnen nicht viel anderes als kolorierte Militäranstalten und wußte wohl, daß die inkorporierten Studenten vielleicht nur deshalb immer die akademische Freiheit auf der Zunge haben, weil sie in Wirklichkeit am wenigsten davon genießen. Ihm aber war die persönliche Ungebundenheit so teuer, daß er nicht nur in kein Korps, sondern gegen Ende des Semesters auch in kein Kolleg mehr ging.

In den Frühlingsferien 1823 begab er sich, wie immer, zuerst nach Stuttgart. In der Künstlergesellschaft wurde gerade der Weggang Wagners nach Rom gefeiert. Der alte Miedke deklamierte die „Lieder der Griechen", Waiblinger aber zog in Gedanken mit dem Freunde nach dem Süden. Er dachte, durch Miedke beeinflußt, aufs Neue daran, Freimaurer zu werden. Bald darauf verursachte ein frostiges Zusammentreffen mit Philippine wieder einen jener Verzweiflungsanfälle, wobei er sich durch Kneipen zu betäuben suchte.

In dieser Stimmung besuchte er seinen ersten und treuesten Freund — Eser. Dieser hatte das Dichten, womit er nirgends, auch bei den Stuttgarter Poeten nicht, Anerkennung gefunden, aufgegeben und, wie er als Rentamtmann nach Hürbel bei Biberach gekommen, eine liebe Frau genommen. Der ganze junge Haushalt machte auf Waiblinger den besänftigenden Eindruck gesicherter Ruhe, und er empfand den milden Zauber, der diesem Matthissonschen Idyllenleben eigen war, nur zu gut. Unvergeßliche Tage verlebte er bei dem Freunde. Eser las an einem Nachmittag den „Phaethon" vor, und als dann bei einbrechender Dämmerung die junge Frau Klavier spielte, fühlte sich Waiblinger aufs tiefste ergriffen. Da geschah das Unglaubliche, daß er den Vorstellungen Esers Gehör schenkte und sich von dessen Ehegattin — die Locken abschneiden ließ.

Inzwischen war der „Phaethon" ebenfalls auf dem Büchermarkt erschienen, und es scheint fast, als habe Waiblinger diesmal dem

Publikum selbst auf die Spur helfen wollen. „Die Anzeige ist ganz prächtig!“ schreibt nämlich Franckh. „Ich kann mich nicht überreden, daß dieses aus einer anderen Feder geflossen als vom Dichter selbst, denn keiner hat eine solch wunderschöne Sprache als nur er. Es bleibt natürlich unter uns.“ Der Verleger zeigte sich überhaupt großmütig, indem er Waiblinger die nur für den Fall, daß Matthisson oder Uhland Herausgeber seien, versprochenen acht Louisd'or gleichwohl auszahlte. „Denn nicht Eigennutz, sondern Freundschaft und Liebe für Sie und Ihr herzliches Talent bestimmten mich, so zu handeln.“ Wir dürfen indessen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß diese Freundschaft gleichwohl egoistischer Natur war. Franckh wollte eben den jungen Dichter, von dessen noch zu erwartenden Werken er sich einen geschäftlichen Erfolg versprach, gleich anfangs fest an sich fesseln. Nicht im geringsten verargen kann man es ihm dagegen, wenn er von der abenteuerlichen Idee Waiblingers, seine Tagebücher herauszugeben, nichts wissen wollte.

Diese Tagebücher, von denen schon so viel die Rede gewesen, spielten nach wie vor eine große Rolle im Leben dessen, der sie schrieb. Auf dem Gymnasium waren von März 1821 bis Oktober 1822, also in anderthalb Jahren, nicht weniger als acht sauber geführte und schön gebundene Bändchen von je 175 Seiten zustande gekommen. In dieser Chronik seines Lebens las Waiblinger oft selbst, bald ließ er sich von andern Leuten, vor allem von seinen Freunden und dann sogar zuweilen im Biergarten, daraus vorlesen.

Ist ein solcher Kultus mit sich selbst nun nicht das untrügliche Anzeichen einer bis ins Maßlose gesteigerten Eitelkeit? So mochten schon Waiblingers Kameraden fragen, so frug man immer wieder, und immer war die Antwort eine zustimmende. Und doch ist dieses Urteil kaum richtig. Was bereits gesagt wurde, soll noch einmal und diesmal mit noch schärfern Beweisen begründet werden: Waiblinger war nicht eitel. Schon aus dem einfachen Grunde, weil ein Mensch, der unablässig und mit einer solchen Energie nach den höchsten Zielen strebt, nicht eitel sein kann in jenem niedrigen, kleinlichen Sinne, in welchem das Wort gebraucht wird. Wenn Waiblinger gern in seinem Tagebuch sich selbst studierte, so ist das nicht zu verwundern bei seinem Hang zur psychologischen Analyse. Aber er las ja nicht nur darin, sondern er las, wie er selbst wiederholt zugesteht, mit süßer Behaglichkeit und großer Wonne. Um das zu verstehen, muß man die ganze Persönlichkeit betrachten. Aus dem bis anhin erzählten Leben

Waiblingers ist wohl bis zur Genüge hervorgegangen, daß ihm die ruhige, unbewußt aus dem Innern herausschaffende Kraft, wie sie zum Beispiel ein Mörike besaß, durchaus fehlte. Immer mußten erst durch einen äußern Anlaß die Seelenmächte gleichsam mit Gewalt mobil gemacht werden. Das aber hatte dann jedesmal zur Folge, daß von der in schwindelndem Taumel erreichten Höhe ein Fall in die entsprechende Tiefe eintrat. Die glühende Begeisterung machte einem Gefühl innerer Leere Platz, und ein stilles, nagendes, oft kaum eingestandenes Mißtrauen gegen sich selbst quälte Waiblinger umsomehr, als das hohe Ziel unverrückbar vor seinen Augen schwebte. Um sich zu beruhigen, griff er in solcher Stimmung nach dem Tagebuch. Er studierte es, verglich sich selbst mit seinen Kameraden, ja, mit den größten Dichtern der Weltliteratur, so weit ihm deren Lebenslauf bekannt war, und fand erst Ruhe, wenn er sah, daß er mit dem, was er für sein Alter geleistet, in die vordersten Reihen aller derer treten durfte, die jemals dem Ziele zugestrebt, das auch das seine war. So entsprang seine oft ungewöhnlich intensive Beschäftigung mit sich selbst in erster Linie dem heißen Verlangen, in der eigenen Vergangenheit die innere Ruhe und damit die Kraft zu finden, mit der er die traurige, niederschlagende Gegenwart zu überwinden vermochte, um alsdann mit dem Mute der Begeisterung in die verheißungsvolle Zukunft hinaus steuern zu können. Dies und nicht Eitelkeit ist der Grund seiner „Selbstspiegelung".

Die freien Tage der Frühlingsferien 1823 waren vorüber und Waiblinger wieder nach Tübingen ins Stift zurückgekehrt, um sein zweites Semester zu beginnen. Fast wollte man ihn nicht mehr erkennen, da ihm jetzt die Locken fehlten, um deretwillen er oft mit dem Studenten Sand, dem Mörder Kotzebues, verglichen worden war. Beengender als je zuvor erschienen ihm die Verhältnisse. Er konnte sich nicht wie die andern austoben. In die Kneipe ging er weniger aus Freude am wilden Genuß als aus trotziger Verzweiflung. Es trieb ihn immer mehr hinaus in die Ferne. Und mehr und mehr nach Süden war sein Blick gerichtet. Mit einem „unsäglichen Gefühl" las er den ersten Brief, den ihm Wagner aus Rom sandte. Er trug sich oft mit dem Gedanken, alles dahinten zu lassen und durchzubrennen. Aber er sah ein, daß er damit alles zerstören würde, und immer wieder unterdrückte er die heißen Wünsche des wilden, ungestümen Herzens.

Waiblinger mußte mit seinen Kameraden vorlieb nehmen. Wie

er in das Stift eingetreten, hatte er daselbst nicht nur die alten Freunde vorgefunden, auch viele andere unter den Studenten hatten seine Ankunft mit Spannung erwartet und kamen ihm nun entgegen. War ihm doch der Ruf eines Genies vorangeeilt.[45] Freilich, bald verfeindete er sich mit den einen, und die andern tyrannisierte er so sehr, daß sie ebenfalls von ihm abfielen. Er verlangte von ihnen, daß sie sich beständig in Lobpreisungen seines Dichtertalentes ergingen. Dieser Zug, der wieder so sehr auf Eitelkeit hinzudeuten scheint, beweist bei näherem Zusehen abermals das gerade Gegenteil. Wir haben gesehen, wie Waiblinger immer in seiner Vergangenheit den Mut suchte zur Überwindung eines heimlichen Mißtrauens gegen sich selbst. Aber bald genügte ihm das papierne Tagebuch nicht mehr. Von außen mußte das Lob kommen, das ihn in der Meinung bestärken sollte, die er gern von sich gehabt hätte, die er haben mußte, um nur an sein hohes Lebensziel denken zu dürfen. Wäre er nun wirklich eitel gewesen, so hätte er sich in den gewissermaßen erzwungenen Schmeicheleien eingewiegt. Aber da war es wieder seine große, erstaunliche Aufrichtigkeit gegen sich selbst, die ihm beständig zuflüsterte, daß all' diese Worte der Anerkennung, die er zu hören bekam, eigentlich von ihm provoziert und darum unecht, ungültig seien. Entbehren konnte er sie indessen nicht, und so sah er sich unwillkürlich dazu gedrängt, sie immer mehr zu steigern, um in ihrer Stärke Ersatz für die ihnen mangelnde innere Wahrheit zu finden. Dieser Zug in Waiblingers Charakter, der sich uns schon in seiner Kindheit zeigte, und, wie er selbst, verschiedene Stufen der Entwicklung durchmachte, bekommt nunmehr eine nervöse, ja, pathologische Färbung. Weil Waiblinger im Hinblick auf sein hohes Ziel die ganze Welt immer nur auf seine Person bezog, die dieses Ziel erreichen sollte, so mußte ihm eine freie, unbefangene Hingebung an irgend etwas Anderes, Mensch oder Sache, durchaus unmöglich sein. Seine Freunde waren, so lange er gut mit ihnen stand, nicht viel mehr als Brennholz, mit dem er sich das Feuer jener verzückten Begeisterung anfachte, von der er zum Ruhm getragen zu werden hoffte. Immer beklagte er sich dabei, daß er nie einen wahren Gesinnungsgenossen finde. Aber ein Mensch von jener psychischen Energie, wie sie ihm allein genügte, war eben immer zugleich auch eine Individualität, und Individualitäten wußte Waiblinger nicht zu respektieren, er konnte sie nur hassen. Am liebsten ging er so mit naiven Neulingen um, deren Bewunderung seiner Person noch die aufrichtigste

war. „Ich liebe mich nicht, wie ich bin," lesen wir einmal in seinem Tagebuch, „sondern wie ich mich in andern sehe".

Unter den damaligen Tübinger Studenten waren außer den erwähnten nähern Freunden noch Walz, mit dem Waiblinger die Reise zu Goethe beabsichtigt hatte, Wurm, mit dem er jenen folgenreichen Besuch bei Hölderlin gemacht, und Notter. Aus der weiten Schar in den nähern Kreis gezogen wurden aber nur zwei, Gfrörer und Bauer; sie waren beide vom „Phaethon" hingerissen, und das brachte sie wohl Waiblinger besonders nahe. Gfrörer erschien ihm als ein „starker, echtgesunder Geist, voll Leben, Glut und Scharfblick, unbetäubt, kraftvoll, mit sicherem Schritt zu seinem Ziele strebend," so daß man versucht sein möchte zu glauben, er habe in dem neuen Kameraden vor allem das geliebt, was ihm selbst fehlte.

In ein wirklich intimes Verhältnis trat Waiblinger zu Louis Bauer. Gleich zu Anfang bei seinem Eintritt ins Stift war ihm der um ein Jahr ältere Jüngling aufgefallen als „vielleicht der talentvollste unter allen Stiftlern." Dann heißt es bald: „Ich lernte heut ein mir ergebenes, treu-biederes, kräftiges und doch zartes, religiöses, bescheidenes Gemüt kennen, B****. Wenn ich mich auch weit über ihm fühlte mit meinem stolzeren Geiste, so mußt' ich eben darum dieses still in sich webende, liebend-schaffende, nicht nach Ehre, Herrschaft und Ruhm strebende Wesen ehren. Die Natur ist ihm alles. In ihr ist er allein, was er ist, lieb ist ihm alles, was von ihr kommt." Am 15. April 1823 wurde in einem einsamen Kreuzgang mit dem Schlag der Mitternachtsstunde feierlich der Freundschaftsbund geschlossen, worin sie sich gegenseitig verpflichteten, daß derjenige, der zuerst stürbe, dem andern als Geist erscheinen solle. In Waiblingers Wesen war überhaupt der Glaube an das Übernatürliche damals stark entwickelt. Er liebte es auch, durch Werfen von Kugeln das Schicksal um seine Zukunft zu befragen und, je nachdem das Orakel ausfiel, ließ er sich fröhlich oder trübe stimmen.

Bauer, ein Pfarrerssohn, sollte ebenfalls wie Waiblinger sich der Gottesgelehrsamkeit widmen. Er fühlte sich aber mehr zur klassischen Philologie und zur Dichtkunst hingezogen. Hier, in diesem Punkte war es, wo er sich mit Waiblinger und Mörike traf, und diese drei bildeten bald einmal die Unzertrennlichen.

Sie hatten einen ganz besonderen Versammlungsort. Auf dem nahen Osterberge stand das sogenannte Pressel'sche Gartenhaus, wo der Tradition nach Wieland die Erstlinge seiner Muse niedergeschrie-

ben haben soll. Hier war Waiblinger erlaubt worden, tagsüber ungestört seinen Studien obzuliegen. Und in der Tat, kein besseres Plätzchen hätte er dazu wählen können. In dieser einsamen Höhe rauschten nur die Bäume um die Fenster, und in dem Raum, den die Äste einrahmend frei ließen, zeigten sich freundliche Täler und die Bergkette der Alb. Das Häuschen da oben war wirklich ein poetischer Sitz, und Waiblinger tat sein Möglichstes, um dem Ganzen einen mystischen Anstrich zu geben. Auf dem Arbeitstisch stand das Bild Philippinens, und von der Wand blickte dem Eintretenden in griechischen Lettern der pantheistische Glaubenssatz „Ein und All" entgegen. Wenn dann der wahnsinnige Hölderlin auf der Schwelle stand und die magischen Zeichen anstaunte, so ließ die Romantik der Situation nichts mehr zu wünschen übrig. Zuweilen nämlich nahm Waiblinger den Kranken mit sich in sein „Pantheon", wie er das Häuschen nannte. Ständige Besucher aber waren Bauer und Mörike, mit denen er himmlische Sommertage verlebte. Homer, Shakespeare und Goethe wurde gelesen, und sie konnten mit Worten des letztern sagen: „Hier ist die Aussicht frei, der Geist erhoben!" Freilich wollte ihnen zuweilen gerade dieses nicht behagen, und da sie nur den Tag über hier bleiben durften, aber dennoch das Geheimnisvoll-Nächtliche nicht entbehren mochten, so pflegten sie die Stube künstlich zu verdunkeln und mit Kerzen zu erleuchten.

In diesem Gartenhäuschen brachte Waiblinger den ganzen Sommer 1823 zu. Hier schrieb er endlich einen Roman nieder, der ihm schon seit seinem Eintritt ins Stift zu denken gegeben. Zuerst hatte er ihn Molitor betitelt, dann, kurz bevor er endlich an die eigentliche Ausführung ging, endgültig „Feodor". Da gegenwärtig die Freundschaft in Waiblingers Leben durchaus im Vordergrund stand und namentlich sein Verhältnis zu Bauer ein immer innigeres wurde, so wurde dieses Werk ganz von selbst zu einer Verherrlichung dieses Gefühls. Wie aus dem Tagebuch hervorgeht, wies er überdies Mörike und Pfizer ganz bestimmte Rollen darin zu, was umsomehr verwundern muß, als Pfizer sich schon anläßlich des „Phaethon" bei ihm beklagte, daß er seine Freunde nicht liebe, sondern sie nur studiere. Der Roman, der die Freundschaft verherrlichte, sollte denn auch, wie durch Ironie des Schicksals, der äußere Anlaß werden, um gerade diese Freundschaft zu lösen. Mit großem Eifer schrieb Waiblinger daran, und in zwei Monaten, anfangs Mai bis anfangs Juli, lag der Entwurf dreißig Bogen stark vor. Es ist nichts davon auf die

Nachwelt gekommen als die Disposition im Tagebuch. Aus ihr aber ist wenigstens so viel ersichtlich, daß wir den Verlust keineswegs zu bedauern haben. Der Dichter lebt und webt noch immer in der „Phaethonstimmung", die diesmal durchweg bis ins Unleidliche übertrieben ist. Später hat Waiblinger dieses mißratene Opus selbst verbrannt.

Sei es nun, daß er sich wie immer während der Produktion in einen überreizten Zustand brachte, sei es, daß ihn die vom Stift gewährte, doch gewiß nicht unbeträchtliche Freiheit nur noch anspruchsvoller machte, kurz, er bekam wieder jene bei ihm nicht seltenen Anfälle von Raserei, der affektierte Überschwänglichkeit zur Seite ging. Wenn die Lektüre des eigenen Tagebuches, wenn die Lobpreisungen seiner Freunde nichts mehr halfen, so versuchte er sich auf gewaltsame Weise selbst zur Extase zu bringen. „Die Collegien versäum' ich. Noten bekomm' ich. Nichts drum scher' ich mich." Gerade jetzt wäre ihm mehr denn je ein Schwab nötig gewesen. Auch wurde er unökonomisch. Reiten, Turnen, Tanzen, Trinken — tat er teils, teils gedachte er es zu tun. Das Turnen, wo ihm zu den größern Übungen der Mut fehlte, gab er nach zehn Tagen schon wieder auf. Überhaupt war ihm jeder Zwang lästig. Er blieb nachgerade den ganzen Tag droben in seinem Gartenhäuschen. Seine Überspanntheit wuchs bis zu dem Punkt, daß er sich einmal selbst zum Fenster hinausgucken zu sehen glaubte.

Beim Reutlinger Maifest kam Waiblingers Tollheit offen und zugleich typisch zum Ausbruch. Typisch deshalb, weil sich dabei zeigt, daß das angestrebte Ziel immer ein gutes war, wenn auch die Ungeduld und Maßlosigkeit seines Wollens zu gleicher Zeit ganz bedenkliche Nebenerscheinungen hervorrufen konnte. „Maifest!" schreibt er in seinem Tagebuch — „Die Kinder alle in heitern, hellen Farben mit ihren Blumen und Birkenzweigen in der Kirche! Ich weinte. Leider verdarb mir der Pfarrer mit einer Predigt die liebe Freude. Wozu den Kindern predigen? wozu über einen Psalm? wozu sie an diesem Freudentage in die Kirche zusammensperren? Was ist das Maifest anders als das Fest der kindlichen Einung mit der Natur? Und warum . . . . . O, ich gab alle Hoffnung auf, wieder ein freies Fest der Natur, ein menschliches und nicht ein kirchliches zu feiern. Die Gesänge, die die Pfaffen wählten, waren wie Totengesänge." Daß alles so dumpf zuging in der Welt, in der er zu leben gezwungen, as war, was ihn wütend machen konnte; ihm kam die Zeit alt, grau,

abgestorben vor, ihn verlangte nach einer „neuen Religion des Lebens." In solchen seelischen Erschütterungen griff Waiblinger jetzt mehr und mehr nach dem Glase. Beides trug wechselseitig dazu bei, ihn oft in einen Zustand zu versetzen, wo er sich seiner kaum mehr bewußt war. So befiel ihn auf der Heimkehr von eben jenem Maifest ein Anfall von wirklicher Tobsucht, so daß seine Kameraden Mühe hatten, ihn zu bändigen. Gleichwohl verlor er sich nie gänzlich aus den Augen, indem er nachher all diese Vorkommnisse mit schonungsloser, ja den Leser oft verletzender Wahrheitsliebe in seinem Tagebuch genau beschreibt.

Es ist nichts Außerordentliches, daß ihm bei diesem Leben einmal zwei dieser Tagebücher, der neunte und elfte Band, abhanden kamen, sich aber bald wieder fanden. Übrigens bestanden seine Eintragungen schon jetzt oft nur noch in Merkworten. Bezeichnend ist, daß er, gegenwärtig selbst in ganz anormalem Zustande, sich am meisten zu Hölderlin hielt: „Hölderlin ist mein liebster Freund — er ist ja nur wahnsinnig!" Zudem findet sich vom 12.—30. Juni die erstere größere Lücke im Tagebuch.

In einem derartigen Geisteszustande machte Waiblinger Ende Juli eine Reise nach Stuttgart, wo er Uhland und Schwab nicht besuchte, wie er sie denn überhaupt seit Bezug der Universität vernachlässigte. Als Uhland dagegen einen Monat später nach Tübingen kam, suchte er Waiblinger zweimal bei der glühendsten Hitze in seinem Gartenhäuschen auf. Dieser öffnete auf das Klopfen nicht, weil er sich nicht stören lassen wollte. Wie er dann erfuhr, wer ihm die Ehre hatte antun wollen, verging er fast vor Reue. Täglich besuchte er nun eine Zeit lang Uhland schon um 5 Uhr morgens.

Als Waiblinger von Stuttgart über Reutlingen zurückgekehrt war, stand gerade das Examen vor der Tür, „zwischen dessen Krebsscheren er seltsamerweise eine Ruhe fand, die ihm seit drei Jahren fremd gewesen". Nachdem die Prüfungen ihr Ende gefunden hatten, legte er noch die letzte Hand an seinen „Feodor". Das wilde Hinschreiben seiner Gefühle wurde ihm Bedürfnis. Er war sich selbst klar darüber, daß er nicht mehr um Ruhm schrieb; er wußte eben nur „die innere Lebensfülle auf keinem andern Wege ausbrechen zu lassen als durch eine Dichtung". Doch war für ihn das poetische Schaffen nicht die wohltätige Entladung gespannter elektrischer Kräfte, nicht Selbsterlösung in der Weise Goethes, sondern vielmehr das Festhalten und Steigern eines gefährlichen pathologischen Zustandes.

Wie viel indessen die dadurch herbeigeführte wilde Begeisterung für Waiblinger bedeutete, das haben wir bereits auseinandergesetzt. Es ist nur begreiflich, daß er sich, kaum hatte ihn der eine Stoff losgelassen, nach einem andern umsah. Wieder war es diesmal klassischer Boden, wenn auch nicht mehr die klassische Zeit, was ihn anzog. Bei dem allgemeinen Interesse, mit welchem man in ganz Europa die Freiheitskämpfe der Griechen verfolgte, hörte Waiblinger auch von Lord Byron, der sich der Sache des Inselvolkes so feurig annahm, und nichts war da für ihn selbstverständlicher, als daß er sich auch mit seinen Werken vertraut machte. Schon am 7. März 1823 steht im Tagebuch die kurze Notiz: „Byron ist der originellste Dichter der Neuzeit." Jetzt, am 3. Juli, heißt es: „Ich habe viel Ähnlichkeit mit Byron!" Es war vor allem der unersättliche Lebensdurst und der damit zusammenhängende Weltschmerz Byrons, was ihn Waiblinger sympathisch machte. Formell sprachen ihn am meisten Byrons kleinere poetische Erzählungen an, und so faßte er den Gedanken an eine Anzahl Romanzen, die die jüngsten Schicksale Griechenlands zum historischen Hintergrund haben sollten.

Unterdessen wurde das wilde Leben fortgeführt. Jetzt, in den Ferien, brachten die Genossen oft auch die warmen Augustnächte im Gartenhäuschen auf dem Österberg zu. Gfrörer und selbst der sanfte, fromme Zeller, der zu Waiblingers neuesten Kameraden gehörte, schwärmten hier oben bei Bier und Tabak fröhlich mit. Oft nahmen freilich diese romantischen Zusammenkünfte ein tolles Ende. So warf einmal Waiblinger sein Glas Gfrörer an den Kopf, und der Bruch zwischen den beiden, die sich bei ihrer ausgeprägten Individualität schon seit einiger Zeit etwas feindselig gegenüber gestanden, war nun da. Das hinderte aber nicht, daß Gfrörer weiter mitmachte bei den tollen Nachtgelagen, die sich bis in den September hinein erstreckten. Waiblinger lebte nur noch in einem Taumel. Des Tags arbeitete er sich in seine Ideen hinein, und von Sonnenuntergang an tobte er sie bis zum nächsten Morgen wieder aus. Sein Geist, der unablässig nach Begeisterung, Kampf, überhaupt intensivster Betätigung aller Kräfte verlangte, um sich an den Gegensätzen entwickeln zu können, schuf sich zuletzt Feinde und Hindernisse, wo keine waren.

Es fehlte nicht an warnenden Stimmen. Pfizer, der mittlerweile die Universität mit glänzendem Examen verlassen und bereits im Ministerium in Stuttgart eine Anstellung gefunden hatte, schrieb dem Freunde: „Wunderlicher Mensch, dem das Leben so, wie es ihm

entgegenkommt, niemals genießbar und die Verhältnisse so, wie sie sich von selbst machen, nie bedeutend genug sind! Ich glaube fast, Du hast so lange geschwiegen, um Dich durch das Stillschweigen von meiner Seite gereizt oder gar beleidigt zu fühlen und dadurch unserem Verhältnis wieder mehr Pikantes zu geben .... Für Deine Beruhigung und damit Du Dich gewöhntest, leichter zu leben, wüßte ich Dir nichts besseres zu wünschen, als daß Du wirklich alle die Gegner und Verfolger hättest, von denen Du Dich umgeben glaubst, oder daß irgend ein großes Schicksal Dich ergriffe, dann würdest Du nicht mehr nötig haben, gegen einen erträumten Feind die Kraft zu wenden, die ohne einen wahren Gegenstand nur sich selbst zerstört."

Waiblinger kam immer mehr in eine Stimmung, in der er sich durch irgend etwas Luft machen mußte. Die freien Ferientage lockten ihn unwiderstehlich in die Ferne, und der gewaltige Eindruck, den die Lektüre von Dantes Commedia auf ihn gemacht, verstärkte die Zauberkraft, mit der ihn der Süden anzog. Aber ihm fehlte das Geld: Franckh, der bereits am „Phaethon" Verlust gehabt, wollte den „Feodor" nicht in Verlag nehmen, weil es ein und derselbe Roman sei, und von den Eltern war keine Unterstützung zu hoffen, da dem Vater die Reise zwecklos schien.[46] Auch der „Oncle" Friedrich Kohler, der einst so gewandt den Liebesboten gemacht, war über die Art und Weise, wie sein Neffe sich aufführte, schon seit einiger Zeit[47] keineswegs mehr erbaut und schlug die für eine „Mailänderreise" gewünschten 50 Gulden rundweg ab. „Ich kann die Notwendigkeit derselben nicht einsehen," schreibt er. „Deine Äußerung, ‚Ich muß durch eine Reise von der Verzweiflung gerettet werden', ist zu einfältig für einen Menschen, der ein Schriftsteller sein will. Denn wenn es so schlimm mit Dir steht, so kann die Verzweiflung keinen großen Schaden verursachen ..... Ich könnte Dir noch manches sagen zu meiner und zu Herrn Franckhs Entschuldigung, noch weit mehr aber ließe sich über Dein ungeschliffenes Betragen gegen Deinen Vater sagen, allein Du sagst in Deinem Brief, ich soll Dir nichts in den Weg legen, deswegen schweige ich. Adje. F. K." Hieraus hätte Waiblinger ersehen können, wie sein Benehmen nicht nur bei den Kameraden, sondern auch bei den eigenen Verwandten Mißfallen erregte. Aber Widerspruch, ja selbst nur ablehnende Urteile hatten von jeher seinen Trotz wachgerufen. Wie er denn zuletzt doch auf irgend eine Art die zur Reise notwendigen Mittel erlangen konnte, glaubte er erst recht, sich jetzt um niemand mehr kümmern

zu müssen, und mit einem wilden Gefühl im Herzen zog er in die Welt hinaus.

Über die erste größere Reise Waiblingers wissen wir nicht viel mehr, als wo er durchging. Denn das Tagebuch ließ er zu Hause, und die gelegentlichen Aufzeichnungen haben sich nicht erhalten. Er reiste über Zürich und Zug nach dem Rigi, wo ihm der Einblick in das schweizerische Hochgebirge einen tiefen Eindruck hinterließ. Aber es trieb ihn immer weiter, von Küßnacht auf dem See Altorf zu, und von dort über den Gotthard nach Bellinzona. Er machte einen Abstecher nach Locarno und wollte auch Intra besuchen; ein Sturm, in welchem ein Schiff mit siebenzig Menschen unterging, verhinderte ihn indessen daran. So kehrte er nach Bellinzona zurück und erreichte über Como das Endziel seiner Reise, Mailand. Zum ersten Male war er jetzt in Italien, im Lande seiner Sehnsucht, in der wahren Heimat seines Geistes. Wenn Waiblinger in seinem Tagebuch es einmal direkt ausspricht: „Meiner südlichen Natur ist nichts mehr zuwider als die Kälte!" so zeigt diese Äußerung, wie sehr er sich selbst darüber im Klaren war. Und unvergänglich prägten sich jetzt diese ersten Eindrücke in sein Gemüt. All das Leben in der großen Stadt, der Dom, die Gemäldesammlung der Brera brachten ihn in taumelnde Wonne. Mit Schmerzen nur kehrte er zurück, aber er kehrte doch. Von Domo d'Ossola ging er nach dem Simplon und dann über die Grimsel. Hier geriet er mit seinen Reisegefährten in einen fürchterlichen Schneesturm, der im Augenblick Weg und Steg verdeckte und mit rasender Schnelle so anwuchs, daß sie zuletzt bis an die Brust im Schnee waten mußten und nur durch Hilfe vom Hospitz aus gerettet wurden. Waiblinger mag wohl in den nächsten Jahren oft jenem Abenteuer einen anderen Ausgang gewünscht haben, denn wie er gegen Ende Oktober über Winterthur, Konstanz und Ravensburg in Reutlingen anlangte und bald darauf wieder in den Klostermauern des Stiftes seinen Einzug hielt, sollte für ihn die schrecklichste Zeit seines Lebens beginnen.

Die Schicksale Wilhelm Waiblingers sind überhaupt nur ein großes Drama. Bis jetzt haben wir davon in der Jugendzeit die Exposition kennen lernen und in den Gymnasialjahren mit Spannung die Steigerung des zweiten Aktes verfolgt. Nun steht unmittelbar die Peripetie bevor, wo der Held das höchste Glück zu fassen wähnt und zugleich für immer in den Abgrund gestürzt wird: dieser zentrale Wendepunkt in Waiblingers Leben ist die Liebe zu

einer schönen Jüdin. Aber nicht nur in der äußern Situation, sondern auch in der innern psychologischen Entwicklung ist alles für den Umschlag reif. Was bis jetzt geknüpft, geschürzt worden, das muß nun Band für Band wieder gelöst werden.

Zwar erwarteten Waiblinger in Tübingen zunächst nur angenehme Nachrichten. Sein „Phaethon" hatte, wenn auch kein großes Publikum, so doch gute Rezensenten gefunden. Er machte sich deshalb mit frischen Mute an seine griechischen Romanzen, als ihn, während er eben an der ersten, „Kalonasore" betitelten, arbeitete, der erste Schlag traf. Pfizer kündigte ihm am 28. November 1823 in einem von bitterem Hohn durchtränkten Briefe[48] die Freundschaft. Er hatte vernommen, daß Waiblinger seine Person im „Feodor" kopiert habe, und da er dem Freunde deswegen bereits beim „Phaethon" Vorstellungen gemacht, so durfte er diese abermalige Nichtbeachtung seiner Bitten in der Tat als eine Rücksichtslosigkeit empfinden, die ihn hinreichend zu einer endgültigen Lösung des Verhältnisses berechtigte.

Waiblinger lebte, so lange es nur die Witterung gestattete, im Gartenhäuschen auf dem Österberge und dichtete an seiner „Kalonasore". Er vermochte sich immer weniger in die Hausordnung des Stiftes zu fügen. „Meine Klosterverhältnisse stören mich nicht, weil sie im ganzen und großen beengen, sondern im Kleinen so pedantisch-fad beschränken!" hatte er schon ein halbes Jahr vorher geschrieben. Er führte auch sein Tagebuch nicht mehr. Bei der Bedeutung, die dasselbe sonst für Waiblinger hatte, ist dieser Umstand als ein untrügliches Zeichen dafür anzusehen, daß er sich jetzt sehr gehen ließ.

Und in diesem Moment der Unachtsamkeit auf sich selber packte ihn das Verhängnis!

Für den heutigen Betrachter sind die Anfänge der ganzen mysteriösen Geschichte in undurchdringliches Dunkel versenkt. Einzig eine etwas spätere Tagebuchnotiz gibt Anlaß zu der Vermutung, daß Waiblinger schon Mitte Dezember 1823 mit Julia Michaelis bekannt wurde.[49] Julia, etwa zwanzigjährig, war die Schwester des Professors der Rechte Michaelis an der Universität Tübingen und lebte mit diesem ihrem Bruder im Hause des Vaters, eines Advokaten; sie waren Juden und stammten aus Hameln. Unmittelbar vor ihrem Bekanntwerden mit Waiblinger scheint Julie von der Ostsee hergekommen zu sein, eben von einer schweren Krankheit sich erholend, in die aufregende Ereignisse sie gestürzt: ein Unglücklicher hatte sich aus Liebe zu ihr erschossen.[50] Es umgab sie also ein genügend starker

romantischer Reiz, um Waiblinger anzuziehen und dauernd zu fesseln.

In die Anfänge dieser verhängnisvollen Bekanntschaft, in die Osterferien 1824, fällt abermals eine Reise, und zwar diesmal über München, Regensburg, Nürnberg und Erlangen nach dem Schwarzwald und Straßburg. Es fehlen jedoch darüber nähere Aufzeichnungen, sowohl was die Reise,[51] als was die weitere Entwicklung seiner Liebe anbetrifft. Erst aus seinem anfangs Juni plötzlich, offenbar wegen der Wichtigkeit der Ereignisse, wieder aufgenommenen Tagebuch ersehen wir, daß er jetzt bereits bei Michaelis ein und aus ging wie im eigenen Hause.

Julie war die ganze üppige Schönheit der Orientalinnen eigen. Aus einem reinen, weißen Antlitz, überwallt von schwarzem, oft durch dunkelblaue Veilchen geschmücktem Gelock, blickten mit wollüstig-schmachtendem Wimperaufschlag zwei feuchtvorquellende, träumerische Augen hervor, und um den Mund mit den vollen Lippen lag es bezaubernd wie süßer Schmerz, wie der unmittelbarste Ausdruck einer feinfühligen, beim leisesten Hauch erschauernden Seele. So war auch der Körper des jungen, meist in farbenprächtige Gewänder gehüllten Weibes nur allzu zart, ja kränklich.

Waiblinger hatte sich in kurzer Zeit mit wilder Leidenschaft in dieses Wesen verliebt. Die geringfügigste Gemütsregung, der flüchtigste Ausdruck eines Gedankens fanden hier ein harmonisches Mitschwingen. Zugleich entsprach dem glühend sinnlichen Kerne seiner Natur in ihr das Weib, das nur zur Wollust geschaffen schien.

Fast täglich war Waiblinger bei der Geliebten. Oft in der Dämmerung, wenn Julie am Fenster saß und hinausschaute, bettete er sich zu ihren Füßen und las ihr aus seinem „Feodor" vor. Machte endlich das geheimnisvolle Dunkel der Nacht das Sehen unmöglich, so setzte sich Bauer, den Waiblinger ganz in seine Liebe eingeweiht, ans Klavier und spielte Beethovens Sonate pathétique. Am Fenster aber lagen sich unterdessen die Beiden in den Armen und gaben einander heiße Küsse. Julie verbot Waiblinger seine Kühnheiten nie, er durfte sie bald auch besuchen, während sie noch im Bette lag, und es hinderte ihn niemand, als er halbe Nächte an ihrem Lager zu verbringen begann. Er unterhielt sie, schüttelte ihr die Kissen zurecht, und oft schlief Julie ein, den Busen noch an seine übergebeugte Brust gepreßt. Kaum jemals verhüllte sie ihre weiblichen Reize, und nur wenn sie aus dem Schlummer erwachte, war sie oft

verwirrt. Waiblinger ertrug dann geduldig ihre gelegentlichen Vorwürfe, glaubte er doch in ihnen den anmutigen Kampf zwischen liebender Hingebung und natürlicher Scham sehen zu dürfen, und nach solchen kleinen Zwistigkeiten war eine Versöhnung in weinender Umarmung ein doppelter Genuß. Zuweilen aber fiel Julie in fürchterliche Krämpfe, und das Wildaufregende solcher Situationen brachte Waiblingers Leidenschaft noch mehr in Aufruhr. Trotzdem war für ihn das Weib immer noch Ideal, obgleich ein mit glühender Raserei vergöttertes Ideal, und wenn Julie sich etwa ängstlich zeigen mochte, so schwur er ihr feierlich das Gelübde der Schonung: süße Vergebung folgte, und einmal erhielt er gar einen Ring von ihr.[52]

Es ist klar, daß Waiblinger bei einem solchen Leben nicht nur die Lust zur trockenen, braven Theologie, sondern überhaupt die Lust zum Arbeiten vergehen mußte. War er nicht selbst bei Julie, so waren es doch beständig seine Gedanken, und den Austausch der Gefühle besorgte ein bei Michaelis angestellter, verwachsener, rothaariger Schreiber, namens Domeier. In Waiblinger befanden sich jetzt alle Lebenskräfte in Empörung, und da er sich bei seinem Idealismus vom natürlichen Genuß, zu dem er mehr als nötig aufgefordert wurde, fernhielt, so begann er sich oft und planmäßig zu betrinken. Dabei kam er sich als der Unglückliche, ewig von Furien Gepeitschte vor. „Ich bin fortgerissen in diesem Gange," schreibt er ins Tagebuch. „Es ist ihm wenig zu vergleichen, als der Gang der wilden Kometen!" Hiefür sah man ihn übrigens schon seit einiger Zeit an, und auch ihm selbst fehlte es nicht an Ekel an der Lebensweise, in die er immer mehr hinein geriet.

Die eigentliche Ursache seines wilden Lebens, sein ideales Liebesverhältnis zu der schönen, hysterischen Jüdin, muß uns aber unbegreiflicher, bedenklicher noch als seine Exzesse erscheinen. Wie kommt ein Mädchen dazu, einen jungen Studenten und seinen Freund ganze Abende, ja, ganze Nächte in ihrer Nähe, an ihrem Lager zu dulden, und wie läßt es sich erklären, daß Bruder und Vater, die doch im nämlichen Hause wohnten, dies nicht bemerkten oder, was noch mehr zu denken gibt, nicht bemerken wollten? Dies sind die beiden Hauptfragen, die sich uns sofort aufdrängen. Ein keusches Weib wird sich solcher Situationen entweder durchaus erwehren oder aber, wenn es den Mann, dem es solches erlaubt, wirklich liebt, sich ihm gleich ganz hingeben. Waiblinger war weit entfernt von dieser Überlegung. In Julie fand er vielmehr gerade das Wesen, das seinem „Phaethon"

vor den ungesund überhitzten Sinnen schwebte: zart, fast kränklich, unendlich ideal und immer den entschiedenen Genuß fliehend. Da hier seiner Theorie von der erhabenen, schwärmerischen Liebe und der „rohen und gemeinen Sinnenlust“ das Tatsächliche zu entsprechen schien, so vermochte er die innere Unwahrheit, die in diesem Verhältnis lag, gar nicht zu bemerken. Er schwelgte in den sublimsten Gefühlen, denen er auf der andern Seite nur durch ein verderbliches Übermaß im Trinken die Wage zu halten vermochte, Tag für Tag dahin, bis die Katastrophe hereinzubrechen begann.

Mit einem Mal „entdeckten“ nämlich Bruder und Vater das Verhältnis und traten dazwischen. Waiblinger mußte Julie am 1. August 1824 „mit einem gräßlichen Eid“ abschwören, und Julie selbst verreiste für drei Wochen. Er sollte sie nicht mehr sehen und ihr nicht mehr schreiben dürfen. Die Sache aber war mittlerweile Stadtgespräch geworden, und in stumpfer Betäubung ließ Waiblinger die Examina, die in jenen Tagen abgehalten wurden, über sich ergehen und eilte dann nach Reutlingen. Hier kam er aus dem Glutkreis seiner Liebe in eine ganz andere Atmosphäre, und das kleine, stille Leben im Elternhaus wirkte diesmal wohltuend auf ihn. Das lauschige Zusammensitzen im Gärtchen bei einem Täßchen Kaffee, das Singen zur Guitarre, Deklamieren, wobei er seine „Kalonasore“ vortrug, ein Ausflug auf die Achalm, all das beruhigte vorübergehend sein Gemüt. Aber wie er nach Tübingen zurückkam, bemächtigte sich seiner auch die alte verdüsterte Stimmung wieder. Bald nach ihm erschien Julie ebenfalls von neuem in der Stadt, und Waiblinger dachte nun unablässig daran, wie er sich am besten des Eides entbinde. Aber er fand keinen Ausweg.

Da riß er sich gewaltsam los und machte im September und Oktober 1824 eine zweite Reise nach Oberitalien. Nicht wie früher mit einem Triumphgefühl, sondern in tiefster Seele verbittert zog er aus, und wie Byrons Werke, vor allem „Childe Harold“, seine einzige Lektüre in jener Zeit waren, so fühlte er sich dem englischen Poeten immer mehr wesensverwandt. Die gegenwärtige Grundrichtung seiner Entwicklung war überhaupt in jeder Beziehung ein immer weiteres Sichentfernen von allem und jedem Maß. Schon einige Monate früher machte er in seinem Tagebuch folgenden bedeutsamen Eintrag: „So sehr ich sie kenne, ist mir griechische Schöne im Leben fremd, denn das Maß möcht' ich nicht immer halten. Ich habe etwas Ägyptisches im Wesen, gewiß aber ist meine Natur eine orientalische,

denn ich bin schwermütig, melancholisch auch, ich bin eifersüchtig, grolle, zürne, bin reizbar, schwelgerisch, sitze unter meinen Bäumen wie im Schatten einer Palme, bin ewig unbefriedigt, bin ein Freund des Kolossalen, des Prunks, der ungeheuren Pracht. Meine Schönheit wäre königlich, wenn sie einmal ausgeboren wäre, ihren jetzigen Schöpfungen hängen sich noch gewaltige Gebärwirbel an, wie ich mich ausdrücken möchte — ein düster Wolkenspiel um die Sonne ....." Mit diesem beständigen Gefühl des Ungeheuren, Gigantischen durchwanderte Waiblinger die Schweiz, wie er es dann später in seinen „Liedern der Verirrung" aussprach:

„Schicksal, ob du mich ereilest?
O, es stieg noch kein Wand'rer
So vom Gotthard herunter."

Er reiste bis Verona, wo das Amphitheater großen Eindruck auf ihn machte. Vor Venedig erlebte er einen wütenden Seesturm, der das Schiff drei Tage lang auf dem Meere zurückhielt. Aber all das änderte an seinem Gemütszustand nichts. In derselben zerrissenen Stimmung kehrte er anfangs November 1824 durchs Tyrol nach Tübingen zurück. Und das Schicksal ereilte ihn.

Wie er wieder im Stift ankam, war das erste, was er vernahm, daß im Klinikum, der Wohnung der Michaelis, ein Brand stattgefunden habe und Julie mit Not aus den Flammen getragen worden sei. Ihm war nun, als ob selbst die Elemente sich gegen ihn verschworen hätten, da sie die Stätte, wo er seine glücklichsten Stunden verlebte, dermaßen verwüstet. Die wildesten Gedanken tauchten in ihm auf, er dachte immer entschiedener daran, den Schwur zu brechen, aber die sich überstürzenden Ereignisse ließen ihn gar nicht zu einem Entschluß kommen. Kaum waren acht Tage nach seiner Ankunft verflossen, und er verbrachte eben den Abend bei Bauer, als im Dunkel abermals die Feuerglocke ertönte. Von banger Ahnung erfüllt stürzte Waiblinger mit dem Freunde der Brandstätte zu: wieder brannte es bei Michaelis! Er aber, der Gebannte, durfte nicht hineilen, sondern mußte untätig zusehen, wie Julie unter entsetzlichen Krämpfen in Sicherheit gebracht wurde, wobei sich zuerst für die in der Stadt bereits Verfehmte nicht einmal ein gastliches Haus finden wollte. Tags darauf aber wurde der rothaarige Schreiber verhaftet.

Waiblinger durchbrach jetzt alle Schranken. Er stürmte in Juliens Wohnung, ohne sie jedoch sprechen zu können. Professor Michaelis nannte sein Betragen Wahnsinn und drohte, alles beim Stifts-

inspektorat anzuzeigen, was er aber, wohl aus guten Gründen, unterließ. Er hatte mit einem Mal genug zu tun, nur alle die Beschuldigungen zu widerlegen, die ihn selber trafen. Denn sein Schreiber gestand im gerichtlichen Verhör nicht bloß die Brandstiftung ein, die er aus Rachsucht wegen schlechter Behandlung begangen haben wollte, sondern er behauptete zugleich noch, Professor Michaelis habe mit seiner Schwester Julie im Inceſt gelebt, Waiblinger hätte man nur als Deckmantel für alle Fälle in die Netze Juliens gelockt, und Julie sei in der letzten Sommerfrische, wohin der Oheim sie begleitete, von einem Kinde entbunden worden. Diese Enthüllungen, zu denen der verbitterte Krüppel vielleicht auch noch durch eine eigene, unerwiderte Neigung zu der schönen Jüdin getrieben wurde, erregten begreiflicherweise in ganz Tübingen ein ungeheures Aufsehen. Von all den Beschuldigungen konnte zwar nichts bewiesen werden, Michaelis aber, der sich auch sonst nicht des besten Rufes erfreute, war in der öffentlichen Meinung gerichtet, und auf Waiblinger fiel ein schwerer Schatten.

Er befand sich in einer Wut, einer Verzweiflung, die ihn beinah' von Sinnen brachte. Er, den die Eifersucht fast töten konnte, mußte das Weib, das er bis anhin vergöttert hatte, auf diese Weise verleumdet sehen! Auswandern in die weite Welt hätte er mögen, die tollsten Gedanken rasten durch sein Gehirn. Am liebsten wäre er Byron nachgezogen, der damals gerade in Griechenland seinem frühen Tod entgegenging. Da ihm die Mittel fehlten, las er wenigstens seine Werke neben Faust und Aristophanes und dichtete an den begonnenen griechischen Romanzen weiter, von denen er „Ykelula" in vier Tagen vollendete. Aber nicht nur sein Liebesglück war zertrümmert, auch der Freund, der ihm als intimster Vertrauter in den letzten Monaten am nächsten gestanden, sollte ihn jetzt verlassen.

Die meisten Genossen von der Gartenhausgesellschaft, die vor einem Jahr so ausgelassen auf den Höhen des Österberges beim romantischen Mummenschanz mitgeholfen, hatten sich, als in Waiblingers eigenem Leben tatsächlich die Romantik begann, entweder stillschweigend oder mit offenkundiger Abkehr von ihm zurückgezogen. Bei Gfrörer war ein eigentlicher Bruch vorangegangen, während der tiefreligiöse Zeller durch den Mangel an spezifisch kirchlich-christlichem Empfinden bei Waiblinger und noch mehr durch seine schroffe Art, die ihm eigenen freigeistigen Anschauungen zum Ausdruck zu bringen, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt sich wegwandte. Es blieben nur

noch die „Unzertrennlichen" Bauer und Mörike, und jetzt wurden auch diese Bande gelöst.

Am 9. Dezember 1824 überbrachte Mörike Bauers Absage als Brief. Bei der nun folgenden Trennung erschließt sich ein Blick in die geheimsten Tiefen dieses Freundschaftsverhältnisses, ein Blick, der uns die wertvollsten Aufschlüsse über die Psychologie der Freundschaftsverhältnisse Waiblingers überhaupt liefert. Bauer, obschon ein Jahr älter, erscheint von Anfang an doch immer als der Jüngere, weil er sich dem Freund mit jener ausschließlichen, fast kindlich zu nennenden Anhänglichkeit hingab, die eben die lange Dauer ihres so feierlich geschlossenen Seelenbundes allein möglich machte. Mit innerer Anteilnahme machte er alle Phasen in der verhängnisvollen Liebesgeschichte mit durch, und in einem dem Freunde gewidmeten Gedichte „Sieg" reimte er gar folgende Verse zusammen:

„Götter winken Dir und Musen,
Nacht und Nebel sind entsunken,
Und dem Sieger an den Busen
Stürzt sich Julia freudetrunken!"

Er ließ sich von dem wilden Feuer Waiblingers hinreißen, und indem er sich dem dahinbrausenden Strom eines schneller verfließenden Lebens anvertraute, glaubte er eine Zeit lang mit müheloser Wonne selbst zu schwimmen. Als dann aber die Klippen kamen, flüchtete er sich noch rechtzeitig ans Ufer, hielt Umschau und gewahrte mit Schrecken, wo und vor allem wie er gelandet war. „Ich kannte den Stolz nicht, bis ich dich kannte!" klagt Bauer einmal. Und das war es in der Tat: das Feuer der Begeisterung des andern hatte sich, alle religiöse Demut versengend, in seine noch weiche Seele gesenkt. Aber noch mehr, sein ganzes Wesen war zuletzt dem übermächtigen Einfluß des dämonischen Freundes erlegen, hatte sich unter ihm umgebildet. „Ich fühle, daß du etwas Durchdringendes hast wie scharfer Nordwind, das die Temperatur der Gegenstände, die es berührt, leicht ändert, wenn sie nicht, wie Zellers Charakter, schon gut verwahrt sind. Du trafst mich an wie ein schwankes Rohr: ich muß erstarken und werde erstarken, aber durch den still aus der Wurzel meines Lebens einströmenden Saft!" Diese Erkenntnis verwandelt die Gefühle der Freundschaft fast in Haß, und zwar in jenen Haß, den man zuweilen bei Hypnotisierten gegen ihren Hypnotiseur findet. „Was mich an dich fesselt, wirkt wie bloße Anziehung, nicht wie recht warme Liebe, es ist etwas Zwingendes darin, das mich peinigt, etwas, das außer mir in mich hineinzukommen und mich zu bannen scheint.

Ich bin einige Zeit außer Deiner Nähe: was ich mit Dir war, verfließt wie Wolken, der alte, ursprüngliche Louis klopft an mein Herz, begrüßt mich wie ein alter, scheu gewordener Bekannter, und ich habe mich selbst im Arme." Dann setzt er, wie um sich zu entschuldigen, ihre Charakterverschiedenheit in gut gewählten Bildern auseinander. „Ich habe auf deinem Instrumente gespielt, aber darüber das meinige etwas verlernt, ich habe mit Dir an Deiner Rolle einstudiert, aber darüber vergessen, daß jetzt gerade mein Schlagwort kommt, daß ich an einem Rande stehe, wo ich mich entscheiden muß, wenn ich nicht auf immer ein Stümper bleiben will! Das hat mir die Stimme der Mutter zugedonnert, daß mirs durch Mark und Bein ging —." Nicht von sich selbst aus hatte also Bauer den Mut zur Selbstbefreiung gefunden, sondern Mutter und Schwester waren es, die ihn nach seinem Bericht über den zweiten Brand teils anflehten, teils bestürmten, sich loszumachen von dem unheimlichen Freunde, der ihn sonst auch noch ins Verderben stürzen werde, „wie er die Familie Michaelis ins Unglück gebracht habe". Unter solchen Zuflüsterungen raffte sich Bauer schließlich zu einer pathetischen Strafpredigt auf, die er folgendermaßen beschloß: „Waiblinger, höre diese gräßlichen Worte von mir, der ganz offen spricht, der es durch und durch überzeugt ist und schaudre — Du bist ein böser Mensch — werde ein guter!" Alle diese Beschwörungen vermochten den Gang der Ereignisse nicht aufzuhalten, Bauer sah sich schließlich gezwungen, dem Freund den Abschiedsbrief zu schreiben, indem er sich auf den Wunsch der Mutter berief, die durchaus die Lösung des Verhältnisses verlangte. „Du kennst mich ja, daß ich die Verhältnisse der Natur über später entstandene setze, daß für mich in der Mutterbrust das einzige Orakel schläft, Du siehst ein, daß ich gehorchen muß, ohne Wahl gehorchen werde und ganz unfehlbar gehorche. Es vermag keine Vorstellung, keine Begeisterung den Befehl der Natur zu unterdrücken: alle die Zweifel, Einwürfe, Gefühle, mit denen ich mich tagelang herumquäle, erschüttern den ersten Entschluß nicht mehr: ich werde und will gehorchen. Und nimm auch den Fall an, daß ich nicht gehorchte, Du hast nichts mehr an mir, meine Kraft ist gelähmt, mein Herz verschlossen, kalt muß ich sein, halb und geteilt ist mein Wesen, und die Worte klingen wie von einer gesprengten Glocke." Damit war alles aus.

Dieser Verlust, der Waiblinger im tiefsten Herzen verwundete und schmerzte, trieb ihn noch tiefer in seine wilde Raserei hinein.

Sein Tagebuch, in welchem er seit Beginn der Liebe zu Julia stets astronomische Zeichen eintrug (wobei ♀ die Geliebte bedeutete, das andere aber kaum mehr zu verstehen ist) — sein Tagebuch ist jetzt übervoll an wilden Ausrufungen. „Recht mondsichelicht ist mir zu Sinn!" schreibt er einmal. Dann erinnert er sich wieder an Philippine, die beinah Vergessene, um deretwillen er auch einmal fast wahnsinnig geworden, und ruft sich bitter zu: „So ist der Mensch!" Oder er wendet sich in sinnloser, affektierter Wut gegen das Tagebuch selbst: „Du Buch! Du bist also schuldig! Du empörtest meinen Louis, füllteſt ihn mit Grausen und Abscheu!" Plötzlich taucht ein anderes Bild auf, und er wird an seinen kleinen Bruder erinnert: „O Gott, Gott — welche Tage — Du mein unschuldiger Ottmar mit deinem Kinderauge!" Aber aus der Idylle reißt es ihn zurück. „Weh mir, Louis spielt drüben Klavier!" Und nun rast er in Verzweiflung. „Daß ich Schauspieler, Schauspieler um mich hätte! O du mein Schattenleben! Hohle, hohle Größe —". Und in der wildesten Wut ruft er aus: „O Gott, Gott, daß ich einen Katalog deiner Menschenrasse hätte und ausstreichen könnt', so viel ich will!" Sich selbst hätte er am liebsten ausgestrichen. Auch Julien, die er blaß und hinkrankend bald in ihrem Garten, bald am Fenster sah, wünschte er den Tod.

An Weihnachten war Waiblinger in Stuttgart gewesen, hatte bei seinen Verwandten wieder ein kaltes Zusammentreffen mit Philippine gehabt, sonst aber nur in den ihm bekannten Schauspielerkreisen verkehrt, und jetzt verlebte er die Neujahrsnacht des Jahres 1825 wieder hinter den Klostermauern. In seinem Tagebuch hielt er da Übersicht. „Was ist noch mein? die ich liebte, sind verloren, die ich habe, sind mir zu klein, nur Mörike — was könnt' ich von diesem haben? er ist mir nicht wie ein Freund, er ist mir wie ein Traumgesicht, wie der Glaube an eine schöne Fabelwelt, er kann mit mir genießen, aber nicht mit mir kämpfen und sterben und leiden." Mörike hatte dem Freunde schon im April 1824 in einem rührend schlichten Briefe[53] die Verschiedenheit ihrer Naturen auseinandergesetzt und ihm mit aller Zartheit ein stilles Auseinandergehen vorgeschlagen, jedoch nie den Mut gefunden, dieses Schreiben, das sich dann später in seinem Nachlaß vorfand, wirklich Waiblinger abzugeben. Er begnügte sich, sein Wesen nicht beeinflussen zu lassen, sondern ruhig für sich den ihm bestimmten Weg zu verfolgen, wodurch sich die Trennung von selbst vollzog. Waiblinger aber mußte den eigentlichen

Fluch, der auf seinen Freundschaftsverhältnissen lastete, erfahren: daß er nämlich immer nur schwache, oder doch wenigstens schüchtern sich zurückhaltende Naturen dauernd an sich zu fesseln vermochte und nun an diesen im entscheidenden Momente keine Hilfe fand.

Unterdessen war das Gericht immer noch vollauf, wenn auch vergeblich, in Sachen Michaelis beschäftigt. Waiblinger, dessen Leben fast nur noch in verzweifelten Exzessen bestand, erlag mehr und mehr der Verleumdung. Dem braven Bürgerverstand schien es natürlich selbstverständlich, daß ein Mensch, der so wütend pokulieren konnte, zugleich auch moralisch schlecht sein müsse. Es ist aber absolut sicher, daß das Verhältnis Waiblingers zu der schönen, verführerischen Jüdin durchaus „rein" geblieben ist.[54] An Waiblinger erfüllte sich vielmehr die volle Tragik des Idealisten, dessen sublime Welt- und Lebensanschauung ihn in Situationen bringt, die der Pöbel nicht versteht, sondern in ihnen, gemein wie er selbst ist, immer auch nur Gemeines sieht. Die Stimmen, daß er die ihm zugedachte Rolle eines Deckmantels für alle Fälle nur zu gut gespielt, mehrten sich so sehr, daß Waiblinger bei Gericht eine Eingabe wegen Verleumdung machte, dann aber verbitterter denn je in den Osterferien wieder zum Wanderstabe griff. Das Hauptziel dieser kleinen Reise war Straßburg, und überhaupt trieb er sich nach eigener Aussage „toll genug im Breisgau umher". Er, der so sehr von der Außenwelt abhing, der immer Aufmunterung bedurfte, um aus ihr die Kraft zu ziehen zu seinem idealen Hochflug, er mußte jetzt, wo ihm diese fehlte, ja, sich in giftige Verleumdung verwandelt hatte, auch sinken.

Mitte Mai 1825 war Waiblinger vor Gericht, wo er sich von allen Beschuldigungen vollständig reinigen konnte. Er vollendete jetzt auch seine griechischen Romanzen, aber immer wieder zog ihn die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit in ihren Bannkreis. Der Umgang mit Hölderlin und sein eigener Zustand ließen ihn seine Erlebnisse vorerst in wilden Versen zur Darstellung bringen. Bald sind wenigstens im Tagebuch „Lieder eines Verirrten", dann wieder „Lieder an Julie in Manier eines Wahnsinnigen" erwähnt, bis zuletzt diese Erzeugnisse einer wilden Phantasie endgültig „Lieder der Verirrung"[55] genannt wurden. Während sich diese Lieder erhalten haben, ist das eigentliche Dokument dieser unglücklichen Liebe, „Lord Lilly", ein zweihundert Bogen starker Roman, verloren gegangen. Erschienen sind jedoch auch die Lieder nicht, sondern nur die griechischen Romanzen als „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen

Griechenlands" (bei C. F. Nast jun. in Ludwigsburg). Sie sollten ihren Dichter namentlich in Norddeutschland bekannt machen, wiewohl der buchhändlerische Erfolg kein großer war.

Überhaupt fing Waiblinger an, für seine Zukunft besorgt zu werden. Daß er jeden Augenblick aus dem Stift gejagt werden konnte, wußte er wohl; aber auch für den Fall, daß er sich zu halten verstand, waren seine freigeistigen Anschauungen in ihm allzufest eingewurzelt und überall zu sehr bekannt, als daß er die theologische Karriere, selbst wenn er es noch gewollt, hätte einschlagen können. So versuchte er immer mehr, mit der Feder sich etwas zu verdienen, und zuweilen scheute er sich auch nicht, seine Muse hiefür zu gebrauchen. Daß er oft eingeladen wurde, da und dort mitzuarbeiten, so, wenn ihn der Idyllendichter Neuffer um einen Beitrag für sein auf das nächste Jahr projektiertes „Taschenbuch für die Donau" anging, oder wenn Müllner ihm die Spalten seines ebenfalls auch erst projektierten „Mitternachtsblattes" öffnete, das alles wollte nicht viel bedeuten. Er mußte eine große Unterstützung haben, die ihn völlig aus seinen elenden Verhältnissen riß. Er wandte sich mit einer Empfehlung Eisers an den Fürsten von Fürstenberg, dem er seine „Erzählungen" übersandte und ihm in einem beiliegenden Brief als Beschützer der Poesie eine Huldigung darbrachte. Er bat auch Matthisson, sich bei der verwitweten Königin von Württemberg für ihn zu verwenden, wodurch er nach London zu kommen hoffte. Aber all das mißlang, und selbst bescheidenere Gedanken von Hauslehrer- oder Hofmeisterstellen blieben bloße Träume.

Unterdessen hatte er im Redakteur der Dresdener „Abendzeitung", in Hofrat Winkler, einen wirklichen Freund gefunden. Ende März 1825 erschien in jenem Blatte ein überschwängliches Gedicht „Der Tod" aus Waiblingers Feder. Seither war ihm Winkler zugetan, und als dann Waiblinger sich in einem offenen Brief an ihn wandte, antwortete er mit dem herzlichsten Entgegenkommen. Er verlangte den „Lord Lilly", vermochte ihn aber bei keinem Buchhändler anzubringen.

So war denn Waiblinger trotz des wilden Lebens doch immer auf seine höheren Ziele bedacht. Dazwischen rief ihn wohl ein rührend besorgter, lieber Brief[56] des Vaters nach Reutlingen heim, wo er aushilfsweise predigen mußte. Im Oktober 1825 machte er wieder eine Schweizerreise, auf der er viel Abenteuerliches erlebt zu haben scheint. Jedenfalls kam er noch ganz in der alten tollen Stimmung nach Hause,

und nur durch seine Rückkehr vermochte er ein wie er selbst sagt „ich weiß nicht falsches oder begründetes Gerücht" niederzuschlagen, daß er mit einer jungen, reichen Italienerin nach Genua geflohen sei, um sich dort mit ihr zu vermählen.

„Ich habe unermeßlich viel Freunde, doch keinen Freund . . ." schreibt er. „Oft sammeln sich Scharen um mich als den tollsten, frechsten und irreligiösesten Satiriker." Bald ging er mit diesem, bald mit jenem, trank mit den widerwärtigsten Kerls und hatte oft kaum passable Gesellschaft. „Ich spiele dabei den Lustigen, den Trinker, den Possenreißer, den bon vivant, den Narren, den Pousseur, treibe mich in verliebten Abenteuern umher und mache Schulden, gelte hier nur als Atheist und hab' im Grunde alle zum Narren." So heißt es in einem Brief an Wagner.[57] Durch Leichtsinn suchte Waiblinger die innere Verzweiflung zu verjagen. Und langsam erholte er sich so, ja am 18. November 1825 fühlte er sich seiner jüngsten Vergangenheit gegenüber endlich genügend objektiv, um einen Rückblick anzustellen. Das gerichtliche Verfahren in der Skandalgeschichte war resultatlos eingestellt worden, er aber, der unterdessen das menschliche Leben nicht nur in seinen idealen Höhen, sondern auch in seinen dunkeln Tiefen hatte kennen lernen, sah nun das ganze Erlebnis mit andern Augen an. „Die beiden M[ichaelis] halt' ich für Schurken und Julien — für zweideutig, in keinem Fall für so hoch, als ich wähnte, so sehr mir's dabei auch im Herzen brennt und widersträubt." Das sind Waiblingers eigene Worte aus dem Tagebuch. Wie dem nun sei, wir sind heute nicht mehr befugt, über die Schuld der Michaelis ein bestimmtes, endgültiges Urteil zu fällen, schon deshalb nicht, weil die Gerichtsakten fehlen. Wir haben aber auch keine Veranlassung dazu, denn der Punkt, der allein für uns in Betracht kommt, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Julia, die schöne Jüdin, hat mit Waiblinger, von welchen Gründen sie auch immer geleitet sein mochte, ein ruchloses Spiel getrieben!

Nun, da dieses Erlebnis hinter ihm lag, raffte sich Waiblinger zusammen. Er wollte sich an ein streng künstlerisches, großes Werk machen, das „Keuschheit und Selbstaufopferung" verlangte, um sich so gewissermaßen wieder vor sich selbst zu reinigen. Bereits hatte er auch, am 12. November 1825, damit begonnen: er schrieb an einer historischen Tragödie, „Anna Boleyn". Der Stoff, den ihm schon auf dem Gymnasium Haug anempfohlen und den er seither

immer im Kopf herumgetragen, hatte also über alle die andern Motive gesiegt. Stälin, sein einstiger Kamerad, der jetzt bereits an der Kgl. Öffentl. Bibliothek zu Stuttgart freiwillige Dienstleistungen tat, besorgte ihm die nötige Quellenliteratur. Und Waiblinger arbeitete nun ebenso leidenschaftlich, als er sich vorher dem wilden Leben in die Arme geworfen. Beständig stellte er sich unwohl, um ungestört auf der Krankenstube bleiben zu dürfen. Seine Gedanken waren so ausschließlich mit dem zu schaffenden Werk beschäftigt, daß er sogar oft im Traum weiter dichtete und beim Erwachen die Verse nur aufschreiben konnte. Am 11. Dezember lag das Stück vollendet vor.

Gleich folgte aber auch wieder die Reaktion. Einmal wurde Waiblinger in seinem Rausch, mit Kot und Blut besudelt, nach Reutlingen ins elterliche Haus transportiert, wo er dann am andern Morgen zu seinem sehr großen Erstaunen aufwachte. Das Weihnachtsfest verbrachte er auch diesmal im Kreise seiner Stuttgarter Theaterfreunde. Unterdessen verwendete sich der rührige Hofrat Winkler, der in seinem Blatte sogar für Waiblinger bereits Hauslehrerstellen gesucht, für eine Aufführung der „Anna" in Dresden. Aber da an diesem Theater vor drei Jahren ein denselben Stoff behandelndes Drama vom Publikum abgelehnt worden war, so zerfloß auch diese Hoffnung. Dafür hatte Waiblinger die große Genugtuung, daß Müllner im „Mitternachtsblatt" seine „Erzählungen" rezensierte und den Verfasser in Fehlern und Tugenden mit Byron verglich. Sein Selbstbewußtsein war überhaupt wieder im Wachsen. Das Mißgeschick, das er mit hohen Gönnern gehabt hatte, erboste ihn zwar, doch freute er sich anderseits, dem Schicksal „alles Große und Schöne" mit eigener Kraft so recht eigentlich abringen zu müssen.

Ich kenne keine Demut, kenne nicht
Die Hingebung in einen andern Willen:
Ich kenne nur die seelenlose Not,
Und nur ein Etwas in mir, das ihr trotzt.[58]

Freilich sah er sich im Frühling 1825 doch aufs neue nach fremder Hilfe um, indem er den abwechslungsweise auf seinem Gut Eichenau bei Weinsberg und in Ludwigsburg hausenden Freiherrn von Uxküll-Gyllenband, den bekannten Kunstfreund, um Rat bat, wie er sein Lebensschifflein steuern solle. Der Freiherr ließ es an wiederholten liebenswürdig-schwatzhaften Antworten nicht fehlen, tat aber nichts für den Bittsteller. Waiblinger blieb auf sich selbst angewiesen.

Ostern 1826 besuchte er wieder einmal seinen Eser, der eben doch der einzig dauerhafte Freund war, allerdings vielleicht nur deshalb, weil sie sich in jeder Beziehung etwas ferne standen. Das friedliche Heim übte den alten Zauber auf Waiblinger aus, bei dem sich übrigens von selbst der Überschwang etwas gelegt. Bedeutungsvoll war, daß Eser in ihm den schon seit einiger Zeit gehegten Gedanken an einen die Schicksale der Hohenstaufen behandelnden Tragödienzyklus aufs neue aufweckte.

Die vielen Erlebnisse und gesunden Enttäuschungen hatten nun endlich in Waiblinger die Dissonanz innerlichen Zwiespaltes in den vollen Strom kecken Lebensgenusses aufgelöst. „Zumal mit dem beginnenden Frühling erwacht auch in mir unter den Blüten einer neuen, versöhnenden Liebe recht gesundes und starkmutiges Leben!" schreibt er an Eser und das Postkriptum des Briefes lautet: „Eben aus den Umarmungen eines Mädchens zurückkehrend, dessen reine, gesunde Natur mit grenzenloser Seele an meinem wilden, starren Wesen erfrischend hängt." Waiblinger begab sich also, kaum der Scylla entronnen, verwegen in die Charybdis, denn dieses Verhältnis muß in der Tat unmoralisch genannt werden: seine Henriette, wie er das Mädchen nennt, war verlobt, wenn sie auch Waiblinger mehr als den Bräutigam liebte. Gleichwohl wurde diese Liebe ihm viel weniger gefährlich, da hier keine Schurkerei hineinspielte, die seinen überschwänglichen Idealismus ausnützte, sondern weil es sich, wenn auch um ein unerlaubtes, so doch um ein Verhältnis handelte, das einzig und allein Sache der beiden war und darum auch ihr wohlverwahrtes Geheimnis blieb. Hier kam nicht mehr platonische Schwärmerei in Frage, sondern das Ziel bestand in dem natürlichen Genusse des Lebens, und daß diese heimliche Leidenschaft glücklich machte, beweist schon allein der Umstand, daß wir so wenig, ja eigentlich fast nichts darüber wissen.

An Stelle der Verzweiflung und Zerknirschung trat jetzt in Waiblingers Wesen immer mehr ein fröhlicher Übermut, der herzhaft über die Torheiten der Welt wie über die eigenen lachte. Er schrieb im Mai 1826 seine gelungene Satire „Drei Tage in der Unterwelt". Darin zeigt er, wie ihn eigenes gesundes Genießen von der romantischen Griechenschwärmerei geheilt und zugleich dem wahren Geiste des Griechentums um einen großen Schritt näher gebracht hat. „Die Alten nahmen ein schönes Weib in ihren Arm und erzeugten mit ihr ein kraftvoll herrlich Kind, schön wie die Mutter und stark wie der

Vater. Das ist etwas Natürliches, darum darf's man wohl sagen, und wehe der Zeit, wo man dies heidnische Rohheit und Mangel an Geschmack nennt, wo man darüber errötet und im Geheimen nicht jene gotterzeugenden Umarmungen feiert, sondern mit ausgesaugten, entnervten Körpern und Geistern den letzten Lebenssaft in raffinierten Lüsten aus vergifteten Röhren pumpt und höchstens ein Schandgeschöpf zustande bringt, kraftlos und dumpf wie der Vater und schlecht und feil wie die Mutter. Soll ein lebendes Paar in einem Roman seine zweifache Natur neutralisieren, so sage man's, in Gottes Namen! geradehin, und jeder vernünftige Leser geht darüber hinweg als über etwas Natürliches." Aber mit dieser seiner nunmehr wirklich griechischen Weltanschauung mußte Waiblinger erst recht in dem pietistischen Württemberg und überhaupt in dem damaligen reaktionären Deutschland Anstoß erregen. Er tat es mit einem gewissen Vergnügen, da er hinter der landesüblichen Prüderie nur eine elende, feige Furcht vor den Leidenschaften erkannte, doch kam er nicht immer zum Wort. Selbst Winkler schickte ihm einmal Verschiedenes zurück und bemerkte dazu: „Ihre Gedichte sind lebendig, kraftvoll, glühend, aber nicht für meine Zeitschrift. Dafür sind die Farben der Liebe zu sinnlich aufgetragen, der Zweifel am Glauben zu beängstigend. Ich bin es dem Vertrauen aller Eltern in meine Abendzeitung schuldig, beides von den jugendlichen Gemütern zu entfernen." Dem tollsten Übermut ließ Waiblinger jedoch erst in „Olura, der Vampyr oder unerhört merkwürdiger Rapport zwischen einer somnambülen Katze und einem magnetisierenden Floh" die Zügel schießen. Als Hauptstoff verwandte er seine tragische Liebesgeschichte, schob auch an einem Ort seine schon ein Jahr früher gedichteten „Lieder der Verirrung" ein, und in diesem Rahmen zog er los gegen die Burschenschaft, Philhellenismus, Clauren, die Almanachspoesie und nicht zuletzt gegen das Tübinger Stift. Über diese seine eigene Schule schreibt er: „Mit Einem Wort, das Nachdenken ist das unerläßlichste Erfordernis zum Bestand des Instituts — ich meine nämlich das Andern-Nachdenken!" Franckh, bei dem die „Drei Tage in der Unterwelt" erschienen, bemühte sich zuerst auch um diese Satire, verlangte dann aber den „Lord Lilly" zu sehen. Er hoffte wohl, dabei die Tübinger Skandalgeschichte als Reklameschild benutzen zu können. Ja, er schrieb Waiblinger sogar mit schamloser Offenheit, er möchte gerne „geistreiche Schweinereien verlegen, recht sehr üppig, aber mit interessanter In-

trigue". Jetzt, da er glaubte, alles sagen zu dürfen, zeigt er sein wahres Wesen.

Aber für Waiblinger sollte ein ganz anderer Mann von Bedeutung werden. Schon im April 1826 hatte Haug ihm geraten, sich an Cotta zu wenden, wobei er, um zum Ziele zu kommen, einen Brief schreiben möge, „mit rühmlichster Erwähnung des Cotta'schen Ich verbrämt". Das tat Waiblinger, und die Wirkung blieb nicht aus. Cotta schrieb ihm gnädig, er möge Vorschläge machen. Nun lebte Waiblinger in den höchsten und kühnsten Hoffnungen. Er sandte durch die Boisseree seine Erzählungen an Goethe, dem er schon früher den „Phaethon" hatte zu kommen lassen,[59] er gab sich aufs neue der Idee hin, sechszehn Stauferdramen zu schreiben, und schon dachte er daran, ein „Kunstblatt von Italien" herauszugeben.

Mitte Juni 1826 war die italienische Reise sichergestellt. Waiblinger hatte sich erboten, für Cottas Zeitschriften Schilderungen aus Italien beizusteuern, und jener war damit einverstanden. „Was Sie während Ihrer Reise für meine Institute zu leisten anerbieten, finde ich zweckmäßig, so wie ich gewiß bin, daß bei gehöriger Frugalität in dem wohlfeilen Italien eine mäßige Summe Ihnen hinreichen würde, deren Angabe ich übrigens zu wissen wünsche, da ich auch an meinen Tod bei solchen Engagements zu Ihrer Sicherheit denken muß." Man einigte sich dahin, daß Waiblinger eine Summe von 2000 Gulden für eine zweijährige Reise in Italien erhalten und diese Schuld durch freie Beiträge seiner Feder tilgen solle. Außer sich vor Entzücken reiste Waiblinger Mitte Juli 1826 nach Stuttgart, wo er zwar Cotta nicht persönlich sprechen konnte, dafür aber die alten Freunde und einige neue vorfand, wie Menzel, zu dem er bald in ein ganz gutes Verhältnis trat. Mit Schwab, der mit großem Unwillen von den Tübinger Tollheiten seines ehemaligen Schützlings gehört hatte, versöhnte er sich in aller Form, indem er ihm seine „Anna Boleyn" vorlas. Intendant Lehr vom Hoftheater versprach fest, sie, wenngleich nur umgearbeitet, bis im September aufzuführen. Franckh aber wollte im Herbst den „Olura" erscheinen lassen, und spätestens bis nächste Ostern sollte auch „Lord Lilly" in die Welt gesandt werden.

Waiblinger, dem nun auf einmal alles so nach Wunsch zu gehen schien, schwamm im Glück; doch bald kam es anders. Man hatte ihm in Stuttgart dringend angeraten, Cotta um eine schriftliche Zusicherung zu ersuchen, was sich übrigens bei der besorgten Art, wie

Cotta an seinen eigenen Tod und auf die Sicherheit Waiblingers zu denken schien, von selbst verstanden hätte, und Waiblinger bat denn auch in zarten, verblümten Worten darum. Cotta, wohl durch Verleumder aufgebracht, nahm dies sehr übel. In einem Brief vom 5. September 1826, in welchem er dem Dichter zuerst den Wunsch abschlug, Fragmente der „Anna" im Morgenblatt abzudrucken, „aus grundsätzlicher Abneigung gegen Fragmente und weil das Nonum noch manche Vervollkommnung bewirken würde", bemerkte er zum Schluß: „Was Ihre Forderung vom 23. Juli betrifft, Ihnen schriftlich zuzusichern, was ich Ihnen wegen der Reise versprach, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß mein Zartgefühl sehr gekränkt wurde, und daß ich mich nicht entschließen kann, Ihnen die verlangte ausdrückliche Zusage in dieser neuen Form zu geben. Ich bin Ihnen, wie schon gesagt, mit meinem Vertrauen entgegen gekommen, es scheint Ihnen dies nicht wie andern Herren zu genügen. Lassen wir daher dies Verhältnis auf sich beruhen, da sein zartester Grund doch nun gestört ist".[60] Waiblinger wurde durch den Brief aus allen Himmeln gerissen. Er reiste gleich nach Stuttgart. Einzig dem energischen Eintreten des wackern Schwab hatte er es zu verdanken, daß er nach dreitägigen Unterhandlungen wenigstens zweihundert Gulden erhielt. Haug und Menzel rieten, nur Vertrauen zu zeigen, Cotta werde wohl noch mehr geben, er müsse ihn nur nicht durch Mißtrauen reizen. In der Dresdener Abendzeitung, wo Waiblinger schon anfangs September eine autobiographische Skizze „Über W. Waiblinger, dessen Schriften, An- und Aussichten" hatte drucken lassen, erschien jetzt, wohl von Hofrat Winkler selbst, noch ein anderer Aufsatz über ihn, der mit einem dithyrambischen Glückwunsch für Italien schloß.

Waiblinger schrieb in jener Zeit nicht nur Satiren, sondern seit Ostern 1826 bestand seine schriftstellerische Tätigkeit vor allem in Kritiken. In den „Unterhaltungsblättern" schickte er einen unbekannten Rezensenten fürchterlich heim, und vom Kapitol her gedachte er vollends „mit Donner und Blitz über die Bestien herzufahren". Überhaupt fühlte er sich jetzt selbständig und stark genug, seinen eigenen Weg zu gehen. In Stuttgart scheint er von „Lord Lilly" und „Vampyr Olura" etwas unvorsichtig geplaudert und dadurch Anstoß erregt zu haben. „Haug ist empört und rezensiert," heißt es in einem Briefe an Eser. „Wird er grob, so soll er mich finden, ich gedenke fortan den Mündigen zu spielen und will jener literarischen Gevatterschaft einen derben Schmaus geben." Aber auch das alte Stift und die hohe

Kirche verschonte er nicht. Wenn er bei einem Glas Wein mit frischer Heidenfröhlichkeit seinen Kameraden den Aristophanes erklärte, so ging es oft erschrecklich unchristlich zu, und daß er gar, über den Konfessionen sich fühlend, offenkundig mit dem Gedanken spielen durfte, katholisch zu werden, falls nur Seine Heiligkeit ihm ein gutes Amtchen anbiete, das war zu viel.[61] Das wilde Trinken hatte man ihm mit großer Geduld nachgesehen (denn hierin leisteten selbst die Brävsten ein Erkleckliches), jetzt aber, da er seine abweichenden Ansichten so ungeniert zum besten gab, half ihm auch sein seit geraumer Zeit wieder geordneteres Leben nichts mehr. Er galt „für den Antichrist selber", und mit dem Repetentenkollegium hatte er „Streit auf Leben und Tod". Eine Masse Anekdoten waren über ihn im Umlauf. Ende September wurde er endlich wegen Unordnung und Unfleiß unter Auflage des Kostenersatzes aus dem Stift entlassen.

Waiblinger war keineswegs untröstlich. Schon früher einmal hatte er in sein Tagebuch geschrieben: „Mein Reich ist nicht von diesem Stift. Darum such' ich auch nicht meinen Lohn in ihm. Die Welt ist mein Reich!" und dieses Reich sollte sich ihm jetzt erschließen. Auch im Elternhaus fühlte er sich wieder beengt, denn ihn lockte es immer mehr hinaus, lockte ihn dorthin, wohin schon einigemal er selbst, immer jedoch seine Gedanken gewandert: nach dem Süden.

Nur daß er sein Lieb zurücklassen mußte, schmerzte ihn. „Ein unvergleichlich schönes Herz weint dem wilden, unruhigen Liebling nach!" klagt er seinem Eser. Er hatte schon an eine Ehe gedacht.

Im Oktober nahm Waiblinger Abschied von den Seinen und zog mit einem großen Sack davon. Sein Herz war von einem wild aufjubelnden, in die Ferne drängenden Glücksgefühl erfüllt. So verließ er sein Vaterland, das ihm nur trübe Erinnerungen mitgab — verließ es für immer!

„Phaethon", „Lieder der Griechen", „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands". — „Anna Boleyn". — „Drei Tage in der Unterwelt", „Lieder der Verirrung", „Olura, der Vampyr".

Die Werke der Lebensperiode Waiblingers, die jetzt ihren bestimmten Abschluß gefunden, zerfallen von selbst in drei Gruppen: in die romantische Schwärmerei für das antike wie moderne Griechen-

land, in ein unpersönliches Kunstwerk und in selbstbefreiende Satire. Sie sind die Frucht des Zeitraumes, der zwischen dem 18. und 22. Altersjahr des Dichters liegt. Denn der Phaethon wurde noch in Stuttgart im Herbst 1822 geschrieben.

Zu „Phaethon" kann vielleicht in der ganzen deutschen Literaturgeschichte keine Parallele gefunden werden. Es ist noch nie und nirgends vorgekommen, daß ein Jüngling von 18 Jahren so geschrieben hat, und mit vollem Recht ist Waiblinger von Moritz Rapp nicht nur frühreif, sondern „überfrühreif" genannt worden. Um ein solches Werk hervorzubringen, bedurfte es einer ästhetisch so feinfühligen und feingebildeten Zeit, wie die Romantik es war.

Romantisch nämlich ist der „Phaethon" durch und durch. Zu sagen, Waiblinger sei in diesem Jugendroman deshalb gescheitert, weil er selbst keine griechische Natur war, wäre unstatthaft. Das ganze Motiv der schwärmerischen Sehnsucht nach einem fernen Menschheits- und Lebensideal ist schon an sich so ungriechisch wie möglich. Auch Hölderlin, dessen ungleich höher stehender „Hyperion" Waiblingers Vorbild wurde, war alles andere eher denn eine griechische Natur, und der „Hyperion" ist nicht etwa deshalb ästhetisch bedeutender, weil er griechischer ist, sondern einfach nur, weil er bessere künstlerische Qualitäten aufzuweisen hat. Beide Dichtungen sind ganz aus romantischem Geiste hervorgegangen: während jedoch Hölderlin die epische Grundform des Romans, die Erzählung, trotz allem noch durchzuführen vermag und im Ausdruck immer maßvoll und edel bleibt, sprengt bei Waiblinger die lyrische Fülle jeden Damm einer angemessen fortschreitenden Handlung und treibt allenthalben üppige und oft recht wunderliche Redeblumen.

Der Bildhauer Phaethon kehrt von einer Italienreise nach Deutschland zurück und lebt nun allein in der Nähe eines Dorfes, sich in Sehnsucht verzehrend nach dem alten Griechenland. Er wird mit einem schwärmerischen Jüngling Johannes bekannt, an dessen Liebesglück mit einem Mädchen er sich selbst immer mehr berauscht. Da bekommt er den Besuch der Gräfin Cäcilie, die, nach vorhergegangener Anmeldung durch ihren Verwalter Caton, mit ihrer Tochter Atalanta bei ihm vorspricht. Phaethon besucht hierauf seinerseits die beiden Frauen auf ihrem Schloß, das ganz nach antikem Muster eingerichtet ist. Er läßt sich nur zu gern zu dauerndem Bleiben bewegen, da Atalanta ihm zu seiner Polyxena Modell stehen soll. Bald entdecken sie sich ihre Liebe und genießen sie in einer Mondnacht[62] auf dem

nahe gelegenen kleinen See. Soweit geht der erste Teil des Romans. Da kommt Phaethon einmal dazu, wie Caton Atalanta umarmt. Er fühlt sich wie aus dem Himmel gerissen und wird schwermütig. Als Atalanta ihn nach dem Grunde seiner Verstörung fragt, entsteht eine heftige Szene, wobei Phaethon zuletzt mit einem Messer einen Selbstmordversuch macht. Erst jetzt, am Krankenbett, wird das Rätsel gelöst. Caton offenbart, daß Atalanta *seine* und nicht Cäciliens Tochter ist, er selbst aber ist ein Grieche. Im unterirdischen Grabgewölbe seines mausoleumartig gebauten Hauses erzählt er seine Geschichte.[63] Alle leben hierauf in vollster Harmonie, wie namentlich ein platonisches Gespräch auf einer verwitterten Burgruine zeigt. Plötzlich wird Phaethon mitten aus dieser Idylle herausgerissen durch einen Brief des Fürsten, der ihn in die Stadt ruft, wo er die Büste der Fürstin modellieren soll. Das Fernsein von seiner Geliebten steigert seine Schwärmerei bis zum Übermaß. Eines Tages schreibt er an seinen Freund Theodor (derselbe, mit dem er die Italienreise gemacht), daß „seine Unschuld befleckt, daß er nicht mehr rein sei". Dem Leser bleibt indessen alles dunkel. Phaethon fällt in Wahnsinn. Atalanta stirbt, er ist noch an ihrem Sterbebette. Darauf verscheidet auch Cäcilie. Caton geht nach Griechenland zurück.

Dies ist die knappe Inhaltsangabe von Waiblingers Jugendroman. Die äußere Form ist gegeben durch Briefe, die Phaethon an einen schattenhaften Freund Theodor schreibt. Darunter ist zweifellos Theodor Wagner gemeint, denn das erste Kapitel, worin Phaethon kurz einige Reiseerinnerungen auffrischt, hat eine unzweideutige Ähnlichkeit mit dem 1822 entstandenen Gedichte „Seinem Wagner", nur daß dort ein gemeinsamer Kunstgenuß in Italien erst erhofft wird.[64] Im zweiten Teile der Dichtung finden sich mehrmals Briefe Atalantas an Phaethon. Das Vorbild Atalantas ist Philippine, und ganz seinen eigenen Erlebnissen entnommen hat Waiblinger den Selbstmordversuch. Was die andern Personen anbetrifft, so ist, wenn auch mit weit geringerer Sicherheit, zu vermuten, daß zu Caton Schwab und zu Cäcilie eine Schauspielerin, vielleicht die Brede, Modell gestanden haben. Ein gegen Schluß eingeschalteter Brief Theodors an Mör . . . (Mörike) erklärt sich von selbst. Schließlich ist zu erwähnen, daß Verschiedenes, vor allem gelegentliche Aphorismen, sich zuerst in Waiblingers Tagebuch findet. Einiges aber auch in den Briefen Pfizers, so z. B. der Ausspruch: „O, Theodor, bei allem Suchen und Streben hab' ich nichts wahr gefunden als den Schmerz." Daß Pfizer von dieser

Entlehnung nicht erbaut war, wissen wir bereits, auch stand er dem „Phaethon“ sowieso kritisch gegenüber. Er glaubte „die Fabel gar zu sehr vernachlässigt und hielt den Wahnsinn Phaethons nicht für motiviert genug.“ Damit sind in der Tat die Hauptschwächen des Werkes getroffen. Waiblinger verteidigte sich dagegen vor sich selbst, indem er ins Tagebuch schreibt: „Die Fabel in meinem Phaethon ist nur das begrenzende, hüllende, gestaltende Laub zur Einfassung, die Blume aber ist Empfindung und Idee.“

Diese und vor allem die Sprache waren es denn auch, die schon seine Kameraden die Verstöße gegen die epischen Grundgesetze vergessen ließen, die Sprache ist es, die selbst uns, besonders wenn wir das Alter des Verfassers in Betracht ziehen, Bewunderung abnötigen muß. Die etwas eintönigen Ideen gruppieren sich alle um das in schwärmerischer Verklärung dargestellte Ideal der Antike, wobei jeder individualisierende Zug fehlt und das Ganze wie eine weiße Fata Morgana in der Luft schwebt. Es handelt sich eben nicht um eine lebenswahre Vorführung von Personen, sondern nur um Gefühle, und diese Gefühle werden mit oft hyperfeinen Nüancen zur Darstellung gebracht. So sagt z. B. der Dichter: „Meine Seele irrt wie ein goldenes Wölkchen durch den Äther, in diesen endlosen Fernen der Gedanken“, wodurch er uns das Unaussprechliche in einem holden Bilde ahnend empfinden läßt. Noch subtiler, nervöser ist die Zusammenstellung „Ihr Angesicht war wie ein sichtbar gewordener, gestalteter, Herz und Geist durchschauernder Klang“. Reine Schönheit atmet das Gleichnis: „Wir Menschen sind nur Wolken, die vorüberwandeln am Himmel und manchmal durchglüht werden von seinem Hochrot: aber sie verwehen wie Träume.“ Dem wehmütigen Gedanken der eigenen Nichtigkeit steht kraftvoll die Bewunderung des Unendlichen zur Seite: „Jahrtausende stürzen durchs All, und doch kein Ende!“ und von wahrhaft dantesker Phantasie erfüllt zeigt sich endlich Waiblinger in folgendem Bilde: „Die Schöpfung ist wie ein ungeheurer Baum, der ewig sich gleich bleibt. Auf ihm blühen, wachsen und welken die Welten, sie glühen im dunkeln Raume wie freundliche goldene Früchte im dunkel schwellenden Laube. Unter ihm wandelt Gott. Sein Geist durchsäuselt den Baum und stärkt und erhält mit Liebe die Früchte. Sagen dir das nicht die Sterne des Himmels?“ Neben soviel Schönem läuft nun auch manches Seltsame mit unter. Wenn wir lesen: „Griechische Worte klangen von ihren Lippen! Die Sprache Homers herausgewogt aus lächelnden Mädchenwangen!“ oder: „.... und

Kuß auf Kuß strudelten unsere Seelen zusammen", so ist der Eindruck doch wohl ein komischer. Bei Hölderlin finden sich solche Sprachverirrungen nie, und der Schüler, der seinen Lehrer noch überbieten wollte, ging hier fehl.

Aber nicht nur in der Sprache seines „Hyperion", nicht nur durch seine phantastisch gefärbten Ideen, mit denen er Waiblinger das Geheimnis offenbarte, sein Innerstes auszusprechen, auch in eigener Person ist Hölderlin das Vorbild für die Gestalt des Phaethon gewesen. Es zeigen sich hiebei eigentümliche Verhältnisse. Bei Hölderlin wird der Held des Romans nicht wahnsinnig, wohl aber der Verfasser, bei Waiblinger ist es umgekehrt, indem sein Phaethon unheilbar den Verstand verliert, während er selber die Krisis glücklich durchmachte. Ferner stecken hinter der Maske Phaethons zwei Persönlichkeiten: im ersten Teil des Romans ist es durchaus Waiblinger, der seine innersten Gedanken und Gefühle ausspricht, im zweiten dagegen, sobald der Wahnsinn beginnt, tritt immer mehr Hölderlin, das eigentliche Modell, an seine Stelle, und zwar so ausschließlich, daß vieles sich deckt mit der Beschreibung der Geistesverwirrung, die Waiblinger später von Italien aus in einer trefflichen biographischen Skizze über Hölderlin gab. Waiblinger, aus der Maske Phaethons verdrängt, bemächtigt sich derjenigen Theodors, die doch zu Anfang seinem Freund Wagner zugedacht war. Zum Schluß ist hervorzuheben, daß die im zweiten Teil des „Phaethon" eingeschalteten Fragmente wahnsinniger Dichtungen, wie aus den Tagebüchern Waiblingers hervorgeht, wohl ganz sicher wörtlich von Hölderlin herstammen.[65]

Außer an Hölderlins „Hyperion", von dem er direkt abhängig ist, erinnert der „Phaethon" an Goethes „Werther". Daß er spurlos vorüberging am damaligen Publikum, während der „Werther" seinerzeit epochemachend wirkte, rührt daher, daß „Phaethon" eben am Ende der Epoche steht, von ihr bewirkt und nicht sie hervorrufend. Übrigens halten diese beiden Romane, von denen der eine ein vollendetes Kunstwerk, der andere aber ein durchaus verfehltes Buch ist, selbstverständlich keine Vergleichung miteinander aus. „Werther" ist uns heute noch genießbar, weil das bloß Zeitliche, das in ihm zum Ausdruck kommt, durch die wundervolle Form sich zum Allgemein-Menschlichen geläutert hat, im „Phaethon" dagegen wird jedes feinere ästhetische Empfinden durch die beständig sich steigernde Maßlosigkeit des Ausdruckes verletzt. Das wahre, aufrichtige Interesse, das wohl

jeder beim Beginn der Lektüre empfinden wird, verwandelt sich gegen den Schluß in eine unüberwindliche Antipathie.

Diesen innern Prozeß, den der Leser in wenigen Stunden durchmacht, erfuhr der Dichter selbst in wenigen Jahren. Wie Goethe, so erhebt sich auch Waiblinger durch eigene Verspottung über jenen Zustand haltloser Schwärmerei, aber wie sein Werk, so ist auch seine Persiflierung derselben brutaler als bei Goethe. Schon bevor das Werk nur im Druck erschien, schreibt er einmal ins Tagebuch: „Die Bilder im „Phaethon" sind viel zu gehäuft; das ewige „wie" kehrt zu oft!" Als er dann aber erst das Buch in Händen hielt, versteigt er sich gar zu folgender affektierter Selbstkritik: „Unvollkommener, fehlervoller, unvollendeter konnt' ich nichts schreiben als diesen „Phaethon". Fehler im großen wie im kleinen, im ganzen wie im einzelnen, in der Materie wie in der Form, reichen sich zu höllischem Bunde die Hand. Er trägt ganz und gar das Gepräge der Jugend, des unsteten Strebens." In der Satire „Drei Tage in der Unterwelt" erzählt dann der Dichter, wie er im Furiengebäude seinen eigenen Phaethon antrifft, der ihm aus Wut über seine verfehlte Existenz beinah' den Platon an den Kopf wirft, in welchem er immer noch liest. Gerecht wird Waiblinger sich erst im „Vampyr Olura", wo er vom „Phaethon" als von einem Roman redet, in dem „zwar viel über die Griechen gesprochen wird und nicht gerade unwahr, aber das Ganze in Komposition, Darstellung und Sprache entsetzlich ungriechisch ist".

Noch vor „Phaethon" erschienen, obgleich nachher gedichtet, die „Lieder der Griechen" im Anfang des Jahres 1823. Es sind zehn mäßig lange Gedichte: Das Mädchen auf dem Eurotas, Der Wanderer zu Athen, Der Knabe und die Mutter, Wechselgesang, Hymne, Jüngling und Mädchen, Die Jungfrau unter den Propyläen, Mädchens Vaterland, Schlachtgesang, Freiheitslied.[66] Sie wurden nicht etwa als Nachahmung, sondern in direktem Gegensatz zu den Müllerschen Griechenliedern geschrieben, wirkten indessen, da sie von der jenen eigenen Volkstümlichkeit weit entfernt sind, viel weniger. Doch trugen sie den erhabenen Pantheismus Hölderlins immerhin in leichterer Form vor, und ein freilich zuweilen verunglücktes Streben nach Naivetät ist in ihnen nicht zu verkennen. Was ihnen fehlte, war leider nur die Hauptsache: das spezifisch Griechische. Waiblinger sagt in jener oben schon erwähnten Stelle des „Olura": „Damals interessierte sich alle Welt für die Sache des Freiheitskampfes

in Griechenland. Man schrieb Gedichte, Romane, Almanache, Erzählungen, alles aus wilder Begeisterung für die Söhne aus Hellas, ja, selbst der Verfasser eines gewissen „Phaethon", goß einige Tropfen in den verrauschenden Strom, der ins Meer der Vergangenheit hinabeilt, und warf endlich mit düsterem Geist ein paar wilde Rosen hinein, die, so Gott will, der gute Genius ans Land treibt, wo sie die Muse mit freundlicher Nachsicht vielleicht der verderblichen Flut entreißt und irgendwo, wenn auch nicht gerade in ihrem Heiligtum, aufbewahrt."

Diese wilden Rosen sind die „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands", in denen sich in der Tat ein ganz bedeutender Fortschritt zeigt.

Sie sind alle während des Liebesverhältnisses mit Julia Michaelis gedichtet worden. „Kalonasore", das erste Gedicht, enthält deutlich auf jenes Erlebnis hinweisende Spuren. Die Handlung spielt in Smyrna; der Dichter ist selbst der Held. Von einer im mitgekämpften Freiheitskrieg erhaltenen Wunde genesend, lernt er zwei schöne Griechinnen kennen. Von Balkon zu Balkon geht das Zwiegespräch. Endlich, wie sein Herz sich für die eine entschlossen, wagt er sich in ihr Haus hinüber und gewinnt ihre ganze Liebe. Da vernimmt er auf einmal, daß sie verheiratet und ihr Gatte nur abwesend sei. Er verhört sie, sie gesteht, und nun entsagt er ihr, worauf Kalonasore stirbt. Er kost noch eine Zeit lang mit ihrer Schwester Marito, die er bei einem Überfall der Türken beschützt. Da kommt der betrogene Gatte, ein wilder Albanese, aus dem Krieg heim und trifft ihn im Hause an. Es entbrennt ein Kampf, unser Held tötet den Gegner und reist dann in die Heimat zurück.[67]

Schon ganz aus der unglücklichen Zeit seiner Liebe stammt die in vier Tagen entworfene „Ykelula". Der Türke Abdallah will seine Tochter Ykelula an einen vornehmen Pascha verheiraten. Er hat aber mit seinen Geschäften in letzter Zeit so sehr Unglück gehabt, daß er augenblicklich arm ist und die Mitgift nicht aufzutreiben weiß. So gedenkt er sein Mündel, eine Christin namens Rafaela, seinem Sohn Osmin (in welchem der Dichter sich selbst zeichnet) zu vermählen, um ihre Schätze zu erlangen. Rafaela jedoch weigert sich standhaft, ihren Glauben abzuschwören, vor allem deshalb, weil sie den Christen Helonara liebt. Mit diesem hat sie oft nächtliche Zusammenkünfte gehabt und beschließt jetzt, mit ihm zu entfliehen. In der entscheidenden Nacht hört sie im Garten unten verdächtiges Graben. Sie

flieht zu ihrer schwesterlich geliebten Freundin Ykelula, und sie wechseln Zimmer und Bett. Wie dann Abdallah mit seinen Dienern kommt, mordet er im Dunkeln an Stelle der widerspenstigen Christin die eigene Tochter. Dafür wird er, als der am andern Morgen eintreffende Pascha nur eine tote, ja schon begrabene Braut findet, von diesem selbst geköpft. Rafaela verfällt in Wahnsinn und kniet immer auf Ykelulas Grab. Über die Schicksale Osmins und Helonaras bleibt man gänzlich im Unklaren.

Offenbar nach diesen beiden Erzählungen, aber ohne daß eine nähere Zeitangabe möglich wäre, ist „Euphrosyne" gedichtet. Die Griechin Euphrosyne, deren nach Venedig verreister Gemahl immer nicht zurückkehrt, wird von Muktar, dem Bassa von Lepanto, so lange bestürmt, bis sie sich ihm ergibt. Sein Vater, der schreckliche Bassa von Janina, den sie selbst vor einigen Jahren abgewiesen, schickt den Sohn, wie er von der Liebe vernimmt, auf eine militärische Expedition. Euphrosyne aber läßt er unterdessen aus ihrem Haus schleppen, mit sechszehn andern Griechenfrauen in den Kerker werfen und dann im See ertränken. Wie Muktar, durch einen von seinem Bruder ihm nachgesandten Boten davon benachrichtigt, zurückeilt, wird er vor den Tron seines Vaters gerufen, der ihm verzeiht (!). Dieser Schluß der sonst noch am besten komponierten Erzählung ist gänzlich ungenügend.

Die vierte Erzählung, „Die Rose von Farsistan", steht weit tiefer. Eine Türkin liebt einen Christen. Es wird ruchbar, und nun soll der Christ zum Koran übertreten, oder beide müssen sterben. Sie ziehen das Letztere vor. Aber der Christ wird von dem mächtigen Ali Tebelen aus dem Gefängnis gerettet und muß selbst seine Geliebte, ohnmächtig ihr zu helfen, steinigen sehen. Hadernd mit Gott und den Menschen zieht er sich hierauf in die Einsamkeit zurück.

Während unter der Rose von Farsistan nur zu deutlich Julie Michaelis geschildert und verherrlicht wird, ist ein hier noch angehängtes kleineres Gedicht „Der sterbende Korsar" eine reine Selbstkonfession ohne jede Handlung.

Diese „Erzählungen", aus stürmender Seele herausgeboren, zeigen zum erstenmal deutlich und entschieden die Art von Waiblingers Poesie. Er hat weder Byron nachahmen noch die orientalische Pracht schildern wollen; die Fabel ist ihm überhaupt nichts weiter als das Gestell, woran er den Schmuck seiner Worte aufhängt. Die Romanzen haben keinen einheitlichen Grundgedanken. Waiblingers Empfindungen

waren stets so explosiv, daß er sie nie bis zur Idee zu vertiefen vermochte. Alles, was er im Herzen hatte, verpuffte ihm sogleich im augenblicklichen Effekt. Er war ein mehr malerisch-lyrisches, und darum südliches Gemüt. Seine leichte Beweglichkeit ließ ihn das von andern geschaffene Kunstwerk mühelos in sich aufnehmen und nachfühlen, machte ihm aber jene Selbstkonzentration, durch die allein ein wirkliches Kunstwerk zustande kommen kann, unmöglich. Über die Handlung der „Erzählungen", wie sie aus den Inhaltsangaben hervorgeht, ist darum kaum ein Wort zu verlieren. Solche Konflikte zwischen hassenswürdigen Bösewichten und beweinenswerten Tugendbolden kann jeder zusammenleimen. Was diese Gedichte literarhistorisch merkwürdig und ästhetisch noch genießbar macht, ist einzig, wie schon beim „Phaethon", das sprachliche Detail.

In der Sprache, wo es sich nicht um Ideen handelt, sondern wo einzig die feinen und allerfeinsten Nüancen seelischer Empfindungen durch schöpferische Begriffsgestaltung und Begriffskombination zum Ausdruck gebracht werden sollen, hat es Waiblinger allerdings schon bis zur Meisterschaft gebracht. Hatte er im „Phaethon" seine Kunst vor allem dazu verwandt, den philosophischen Gedanken auszudrücken, so ist nun sein Ziel, die im Leben und in seiner Phantasie geschauten Bilder mit der vollen ihnen eigenen sinnlichen Energie auszudrücken, um in der Weise auf den Leser zu wirken, wie er, der Dichter, sich selbst im Moment der dichterischen Konzeption beeinflußt gefühlt hat. Der Stil der „Erzählungen" ist infolgedessen höchst plastisch. Als dasjenige aber, was zur Darstellung gebracht werden soll, erscheint die Schönheit des menschlichen, vor allem des weiblichen Körpers. Seinen Schilderungen die ganze Gefühlskraft der lebendigen Wirklichkeit zu verleihen, war Waiblingers heißestes Bestreben. Und weil diesmal nicht Reflexion, sondern der unbewußte Drang seiner Seele ihn so dichten ließ, haben seine Verse oft einen hinreißenden Schwung. Was ihm Pfizer einmal gewünscht, hatte sich ja damals gerade an ihm erfüllt: ein großes, ein tragisches Schicksal hatte ihn ergriffen. Da war keine Zeit mehr, die Saiten der Leier immer höher zu stimmen, mächtig griff er vielmehr hinein, und der Sang erbrauste gewaltig. Aber er verrauschte auch bald, weil es bei aller Schönheit der einzelnen Harmonien doch nur lose an einander gereihte Akkorde waren, die keine einheitlich drüberschwebende Melodie zu einem festen, dauernden Gebilde verband.

Immerhin lohnt es, sich mit diesen Akkorden etwas näher zu beschäftigen. Wenn hier die weibliche Schönheit besungen wird, wie zum Beispiel in den Versen

Rosen über Rosen flogen
Durch die weißen Lilienwangen
Und ein weich und liebend Lächeln
Schwebte, wie ein Morgenwind
Um ein paar gefüllte Blumen,
Schmachtend um die vollen Lippen . . . .

so ist es vor allem der geheimnisvolle, unbegreifliche Reiz des Busens, den der Dichter in immer neuen Ausdrücken und Vergleichen zu versinnlichen strebt. Wir geben im folgenden eine kleine Auslese der bezüglichen Stellen, um an diesem einen Beispiel Waiblingers große Sprachkraft darzutun, durch die er demselben Gegenstand immer neue Seiten abzugewinnen wußte:

. . . . . der blauen Tücher Fülle,
Die von Blumen reich durchwoben,
Sanft die schwarzen Locken drückte
Und in wunderzarten Falten
Üppig auf des jungen Busens
Weiche Hügel niederwehte.

Sie erhob sich, drückte schüchtern
Auf die linke Brust die Hand,
Und ins weiße, weiche Grab
Sank hinein das reine Auge.

. . . . . und die Brüste
Wallten nun mit reichem Regen
Jugendlich die Hülle schwellend
In des Seidenhemdes Fülle.

Auf der koisch-dünnen Hülle
Ihres weich gefüllten Busens.
(Kalonasore.)

Sie schlummert schön, und Träume wiegen
Sich schmachtend auf dem offnen Mund,
Die nackten weißen Arme liegen
Auf einer Decke dunklem Grund.
Es hebt die aufgequoll'ne Brust,
Des Milchquells lilienweiße Fülle,
Gehoben von geheimer Lust
Die weiche vollgeschwellte Hülle.
Der Mund wie lockend süß zum Kuß,
Das Haar in blondem Wellenfluß,

Es strömt wie leichter Engelflügel
Um ihrer Schultern runde Hügel:
Wie reizend schön in dieser Lage,
Vielleicht, sie träumt vom Hochzeitstage!
(Ykelula.)

Dein Busen, wie er ungeduldig voll
In Seide, gleich zwei lieblichen Korallen
Aus klarem Wasser, wollustbebend schwoll
Und sank und stieg in jugendlichem Wallen.[68]
(Rose von Farsistan.)

Aber nicht nur die Schönheit des Weibes, sondern auch den Genuß seiner Liebe schildert Waiblinger mit den glühenden Farben echt heidnischer, wilder Lebensluft, und es mögen wohl die Leiter des Stifts recht bedenklich ihre Brille zurecht gerückt haben, wie sie folgenden, der Feder ihres Zöglings entflossenen Passus lasen:

Und mit leuchtend heißem Auge,
Glut und Brand in Stirn' und Wange,
Liebe, Wolluft auf der Lippe,
Sank, die Welt und Krieg und Blut
Und den Vater selbst vergessend,
Muktar in der Christin Schoß.
Seine mächt'gen Männerarme
Schlingen brünstig um den Nacken,
Um den schlanken, weichen Leib
Der Geliebten sich, es trinket
Fort in langen Taumelzügen
Seine bärt'ge Männerlippe
Lieb und Rausch und Wut und Wahnsinn,
Himmlisch süße Feuchtigkeit
Aus des Weibes heißem Munde.
Lange schmachtet Mund an Mund,
Und er preßt mit Flammenkräften
An sein schlagend pochend Herz
Hin die wallend weichen Brüste,
Und aus Euphrosynens Augen,
Aus dem strahlend süßen Dunkel,
Dringt und quillt der feuchte Glanz,
Des Gesichtes reine Bläße,
Bleichend noch mit Liebesschauern,
Ihm durch Mark und Sinn und Herz.
Ihrer Haare Rabenfülle
Deckt mit wogend schwarzer Nacht,
Aufgelöst in wilde Locken,
Busen, Nacken ihr und Hüfte,

Und sie brennt an ihm, bewältigt
Von den stärkern Männerkräften,
Weich und schwach und matt und brechend,
Langaufatmend, mit schwimmenden Augen,
An der rauhen Kriegerbrust.
Und die heiß verstrickten Leiber,
Die verschlung'nen, glutdurchbrannten,
Die verwachs'nen, reizdurchgoss'nen,
Deckt die schamhaft tiefe Nacht
Über und über der schwarzen Haare.

(Euphrosyne.)

Diese plastische Kraft zeigt sich bei der Sprache der „Erzählungen" überhaupt in jeder Beziehung. Waiblingers ungemein starkes sinnliches Empfinden drängte naturgemäß zum bildlichen Ausdruck, zum Gleichnis. Auch hiefür einige Beispiele:

Wie eine flatternde Kaskade
Durchs Licht in Felsennächte springt,
So jauchzt auf wechselvollem Pfade
Mein Geist, der in die Gräber sinkt.

(Vorgesang zu Kalonasore.)

Aber wie die Morgenblume
Schon am heißen Mittag welkt,
Blätterte das wilde Feuer
Meiner Kindheit Glauben ab.

Und gleich einem Riesen stieg
Meine Liebe aus der Wiege.

Ha, dann wohl fühl' ich wieder meinen Stolz
Und unbesiegt, im innerst Innern tief,
Des Lebens junge Feuerströme rauschen.

O nun jauchzte gährend wieder,
Wie ein fesselloser Löwe,
Springend aus dem offnen Busen
Mir das jugendliche Leben.

Von des heitern Jugendmutes
Überird'schem Blitz gespalten,
Sank der marklos morsche Baum
Meiner Trauer donnernd nieder,
Und in freudig heller Flamme
Schlug aus ihren schwarzen Wurzeln
Das Titanenkind des Himmels,
Meine jugendliche Freude. (Kalonasore.)

Leider weiß Waiblinger in der Fülle seiner Bilder kein Maß zu halten. Es tritt im Leser alsbald eine gewisse Ermüdung ein. Zudem finden sich neben Gleichnissen von hoher poetischer Schönheit unklare oder direkt verunglückte.

Und was je von Wut und Liebe
Mir die Flammenseele trübte,
Raste leuchtend mir und nächtlich
Durch des Busens Wetterschwüle. (Kalonasore.)

Das Blümchen kann im Eisberg nicht gedeih'n,
Der leblos grausig in die Leere starret,
Es kann das Zarte hier nicht heimisch sein,
Wo nur der Rohheit Gletscherstirne knarret!
(Der sterbende Korsar.)

O, ihr kalten Meere alle,
Von des Nordpols Eisgebirgen
Zu des Südpols Flammenhimmel, (!)
Spült das Blut des Riesenschmerzes
Aus der Seele Feuertiefen? (Kalonasore.)

So hat also auch die hohe Entwicklung des sprachlichen Ausdrucks in den „Erzählungen" ihre Kehrseite. Es erübrigt noch, auf das Biographische in ihnen aufmerksam zu machen. Und zwar mag deshalb an dieser Stelle näher darauf eingegangen werden, weil die zentrale Frage eine literarhistorische ist.

In was für einem Verhältnis steht Waiblinger zu Byron?

Schon die zeitgenössische Kritik stellte nach Erscheinen der „Erzählungen" die beiden Dichter neben einander. Daß man dies nicht nur tun kann, sondern geradezu tun muß, ist sicher. Sie haben zu viel Gemeinsames, als daß es übersehen werden könnte. In der Jugend berühren sie sich durch ein heftiges Temperament und damit verbundene erstaunliche Frühreife. Bei Byron wie bei Waiblinger treffen wir dann den nämlichen pathologischen Grundzug an: eine sich selbst unwiderstehliche Kraft des Gefühls, die in ungestümen Forderungen der eigenen Individualität zum Ausbruch kommt und notwendig den Weltschmerz zur Folge haben muß. Aber in Byron war diese Lebensanschauung Überzeugung des Mannes. Das Pathos eines ganzen, großangelegten menschlichen Daseins bildete die Resonanz seiner Poesie und ließ sie zu einer Kulturmacht werden, die zugleich die Signatur ihrer Zeit bildete. Für Waiblinger bedeutete jene verdüsterte Stimmung nur die kritische Übergangsperiode in seiner Entwicklung, die ihn binnen wenigen Jahren ganz andere

Wege führen sollte. Deshalb sind die beiden Poeten als Dichter des Weltschmerzes wenigstens ihrer Bedeutung nach nicht im entferntesten miteinander zu vergleichen; die Berührungspunkte, auf die man so oft hingewiesen, liegen mehr in der untergeordneten Sphäre des Persönlichen. Beiden ist der fast gänzliche Mangel an philantropischen Interessen eigen, beide hatten keine andere Philosophie, als die, welche sich auf das Rätsel ihres eigenen, zerrissenen Seins bezog, und beide trugen sich daher selbst in alle ihre Dichtungen hinein. Als Mensch wie als Dichter war Waiblinger das im Kleinen, was Byron im Großen war. Aus diesem Gradunterschied geht aber zugleich der absolute hervor, der über alle jene Ähnlichkeiten hinweg, wie sie Zeitgenossen eigen sein können, beiden ihre weit von einander abstehenden festen Plätze anweist. Byron war durch und durch eine Künstlernatur und ein vollendeter Meister der Form, während Waiblinger, wie sich aus der nachfolgenden Darstellung immer mehr ergeben wird, Zeit seines Lebens ein dilettantischer Zug anhaftete.

Waiblinger las, ja, verschlang „Byrons Zauberlieder". Wenn auch sein eigenes Leben ihm zu jener Zeit in der Tat einigen Anlaß geben mochte zu weltschmerzlicher Stimmung, so war er doch bei seiner unglaublich leicht sich anschmiegenden Natur allzusehr dafür prädisponiert, um nicht in eine oft bloß rhetorische Nachahmung zu verfallen. Es wird in den „Erzählungen" doch etwas zu viel, zu absichtlich und mit zu großem Behagen gewütet.

Und dürft' ich tauschen mit den Menschenkindern,
Die noch Geduld, die noch Zufriedenheit
Für dieses Lebens Bettlerbürde haben,
Die glücklich sind und ruhig, wie ich's war,
Als ich noch nicht durchs uferlose Meer
Der Sterne ging und mich hineingewünscht
Zum letzten Fixstern, der im Lichte schimmert —
Ich tauschte nicht, verschmähte dieses Glück.
Ich will den Schmerz, der mir im Busen rast,
Ich flehe keine Stunde mir zurück,
Die glücklich war und ruhig, möchte selbst
Der Kindheit schöne Zeit nicht mehr durchleben! (Kalonasore.)

Wenn wir uns erinnern, wie Waiblinger sonst immer an seine Kindheit als an ein verlornes Paradies zurückgedacht hat, so können wir diese Verse nicht ernst nehmen. Die Freude am klingenden Wort war bei Waiblinger doch etwas zu groß; bei Byron übrigens vielleicht auch, wenn ihn dieser Vorwurf auch weit weniger treffen kann.

Jedenfalls sind beide von gelegentlichen Übertreibungen nicht freizusprechen.

Es erübrigt uns nun noch zu untersuchen, inwiefern die Werke Byrons direkte Vorbilder gewesen sind für Waiblingers dichterische Produktionen. Nachweisbar, weil im Tagebuch erwähnt, hat Waiblinger nur den „Giaur" und „Childe Harold" gelesen; doch blieben ihm die andern Gedichte gewiß nicht unbekannt. Wie schon einmal gesagt worden, waren es vor allem die kleinern Erzählungen, die er sich zum Muster nahm. Er wetteiferte mit Byron in der abgerissenen Art die Handlung fortzuführen, ja, er ging noch weiter. Während nämlich Byron innerhalb eines Gedichtes fast ausnahmslos das gleiche Versmaß und Reimverhältnis beibehält, löst Waiblinger auch diese Fessel. Die feste Form zerflattert in unzählige, dem jeweiligen Inhalt angepaßte rhythmische und strophische Verschiedenheiten. Außerdem hat Waiblinger das orientalische Kostüm aus Byrons Werken und namentlich aus den darin gemachten Anmerkungen entlehnt. Es lag aber, ursprünglich wenigstens, kein Verhältnis der Nachahmung vor, so wenig, wie man beim Walde, der ein Echo zurückgibt, von Nachahmung sprechen kann. Eher glaubt man zuweilen sehr deutliche Anklänge an Goethes Faust zu hören.[69] Doch steht das Ganze immerhin im Banne des großen Briten: wie einst in Hölderlin für seine Griechenschwärmerei, so hatte Waiblinger jetzt in Byron das Zauberwort gefunden, das seine innerste Stimmung zum Ausdruck erlöste.

„Auf den Herbst beginn' ich ein Trauerspiel, das in jedem Falle meinen poetischen Beruf entscheiden muß!" So schrieb Waiblinger in einem vom 19. August 1825 datierten Brief seinem Freund Wagner nach Rom. Dieses Trauerspiel ist „Anna Boleyn", jenes Werk, das er sozusagen zur Entsühnung seines eigenen Lebenswandels verfaßte, und wenn wir es heute zur Hand nehmen, so spricht es allerdings in der Beurteilung des Dichters ein gewichtiges Wort mit. Um so mehr, als die Tragödie nicht in dem aus der Stiftszeit stammenden Original, sondern nur in einer spätern Bearbeitung, so wie sie 1829 bei G. Reimer in Berlin im Druck erschien, vorhanden ist. Waiblinger hatte behufs dieser Ausgabe das Werk von allen übertriebenen Redeblumen gereinigt und dann als eines seiner liebsten Musenkinder herausgegeben. Dadurch zeigt er, daß er auch damals noch, wo er auf dem Gipfel seines poetischen Könnens und am Ende des Lebens stand, dies Drama hoch schätzte, und man darf ihn also gleichsam beim Wort nehmen. Das heißt, man darf Waiblinger

nach der Lektüre dieses Trauerspiels, ohne ungerecht zu sein, jede dramatische Begabung durchaus absprechen. Es ist ein Schulexerzitium nach der Vorlage von Schillers Maria Stuart mit Shakespear'schen Ingredienzen, und weiter nichts.[70] Wir haben von „Liebe und Haß" eine detaillierte Darstellung gegeben, weil das Stück in Waiblingers Entwicklung einen bedeutsamen Platz einnimmt. Hier ist es nicht nötig. „Anna Boleyn" hat weder biographischen, noch poetischen Wert. Man muß sich vielmehr nur wundern, wie Waiblinger, der so gut kritisierte, so etwas schreiben konnte. Da stellt er uns Sturz und Tod der schönen Maitresse und nachherigen Gemahlin Heinrichs VIII. von England dar. Fünf Akte lang müssen wir mitansehen, wie die holde, unschuldige Anna Boleyn, ohne den geringsten Argwohn, so lange sie sich verteidigen könnte, dann aber ohne Macht, sich zu wehren, immer mehr von den Intriguen elender Menschen umstrickt und erstickt wird. Schon beim bloßen Lesen verspürt man ein nicht zu unterdrückendes Gefühl der Empörung gegen den Dichter, der uns in unverzeihlicher Verwechslung des Tragischen mit dem Gräßlichen zuzumuten wagt, Zeugen eines so ungerechten Schicksals zu sein. Über das Technische ist in Kürze anzumerken, daß Exposition und Komplikation in „Liebe und Haß" viel besser sind, wenn auch, dem ganzen Stoff entsprechend, hier der Schluß ein vernünftigerer ist. Aber das Ganze bleibt eben doch durch und durch verunglückt.

Lassen wir darum das ganz nebenan stehende Werk, und wenden wir uns den andern noch aus jener Zeit stammenden Schöpfungen Waiblingers zu, die nicht nur kalte, akademische Übungen sind, sondern in denen er auch seine Individualität durchblicken läßt.

Die „Anna Boleyn" war in Waiblingers Entwicklung der tote Punkt, wo im rechten Winkel von der bisherigen Richtung abgeschwenkt wurde. Bisher hatte er romantisch gelebt und, wenn auch mit antiken Begriffen, romantisch gedacht — jetzt, nachdem er aus dem Traumreich platonischer Schwärmerei hinabgestiegen war in die Tiefen des Lebens, wandte er sich direkt gegen alle Romantik. Das beweist seine literarische Satire „Drei Tage in der Unterwelt. Ein Schriftchen, das Vielen ein Anstoß sein wird und besser anonym herauskäme. Motto: Nichts für ungut!"

In einer kleinen Einleitung macht uns der Dichter, auf die vergangene Liebesgeschichte anspielend, mit der Melancholie seines Herzens bekannt, deren wunderbarster, treuester, göttlicher Gespiele

der Humor sei. In dieser Stimmung wird der Gedanke gefaßt und ausgeführt, durch einen merkwürdigen Selbstmord für drei Tage von der Erde zu scheiden. Im Jenseits ist es gerade Morgen, die Sonne geht in voller Pracht auf, und sich besinnend, in welchem Stile er wohl all die Schönheit beschreiben möchte, wandert der Dichter dahin, bis er plötzlich an die eigentliche Pforte der Unterwelt kommt. Der Cerberus Adolph Müllner läßt ihn gnädig ein. Dafür untersuchen ihn die literarischen Zollwächter aufs gründlichste, ob er nicht etwa poetischen Schund wie Ritterromane und Almanache einschmuggeln wolle. Er passiert glücklich, wandert auf einer abscheulich holperigen, mit lauter Vossischen Jamben gepflasterten Straße weiter und gelangt endlich, nachdem er einmal über einen unsinnig groben Alkäus hingepurzelt, auf einen Vorsprung, von wo er in der Tiefe den Styx dahinfließen und in seinen Fluten eine Menge schlechter Dichter ertrinken sieht. Er begibt sich hinunter und wird vom alten Charon übergesetzt. Am jenseitigen Ufer umschwärmen ihn die ehemaligen Leihbibliothekenhalter, sich als Ciceroni anbietend, er aber weist sie ab und nimmt den eben des Weges kommenden Romantiker Franz Horn zum Führer, mit dem sich gleich ein Gespräch über Goethe entspinnt. Franz Horn zieht einen Brief aus der Tasche, in welchem der Alte von Weimar seine baldige Ankunft verkündigt und Quartier voraus bestellt.[71] Da gewahren sie ein seltsames Schauspiel. Ein Spitzbube in einem aus den Titelblättern der sechsunddreißig anerkannten Shakespear'schen Dramen zusammengestoppelten Narrengewand gibt sich für den großen Briten selbst aus, wird aber sogleich von der Nemesis ereilt, indem seine fanatischen Anbeter ihm zuletzt das Kleid stückweise vom Leibe reißen und ihn tüchtig ausprügeln, sodaß er unter bombastischen Verwünschungen den Geist aushaucht. Die beiden Höllenwanderer gelangen unterdessen zu einem großen See, an welchem arme Leute alles Mögliche herausfischen: es sind die Übersetzer, die aus fremder Fülle ihr ärmliches Brot zu gewinnen suchen. Dabei wird die Rede auf Walter Scott gelenkt und tadelnd dessen weitläufige realistische Trockenheit vermerkt, gegen die, wie der Cicerone Franz Horn meint, die romantischen Zaubergärten gar sehr abstächen. Die mittelalterliche Romantik des Minnesangs mit ihren „Assonänzchen" und „Klingklangchen" erfährt aber durch den Dichter eine gründliche Verspottung, einerseits durch Gegenüberstellung der Antike, anderseits durch die aus dem nahen romantischen Tollhaus erklingenden Liedchen in altdeutscher Manier.[72] Auch Petrarca ist

da, in einem eigenen Gebäude, und in einer ganzen Reihe liegen die durch „poetische Onanie" wahnsinnig gewordenen Schriftsteller, wie Clauren, Fouqué, Van der Velde, Karoline Pichler und Johanna Schopenhauer. Aus einem Zimmer kommt gar des Dichters eigener Sohn Phaethon hervorgestürmt, um dem Vater zu fluchen, daß er ihn so mißgestaltet geschaffen. Dieser rennt davon, und Franz Horn holt ihn nur mit Mühe ein, als ihm ein satyrartiges Männchen (der Antiromantiker Weißer) begegnet, vor dem er nun selbst schleunigst Fersengeld gibt. Im Gasthaus zum „Gradus ad Parnassum" wird jedoch der beiderseitige Schreck durch ein Vossisches Mal überwunden und hernach noch die Madame Sappho in ihrer Wohnung aufgesucht, wobei der Dichter die Gelegenheit benutzt, über die schriftstellernden Frauen loszuziehen. Schließlich läßt er sich von seinem Cicerone ein Nachtquartier anweisen, das auf einem großen Schilde die drei Grazien zur Schau bietet. Aber die Weiber, die im Innern des Hauses walten, entpuppen sich als wollüstige Französinnen, die unter der antiken Maske aus Wieland'schen Romanen hiehergekommen sind, und bedrängen den Dichter so sehr, daß er ihnen schließlich Maulschellen in Aussicht stellen muß, um sich nur aus ihren Netzen retten und eine ungestörte Ruhestatt finden zu können.

Am folgenden Tage macht sich der Dichter mit Franz Horn wieder auf den Weg. Zuerst besucht er in einer von den entzückendsten Naturschönheiten umgebenen „Donnerhöhle" Jean Paul und hält ihm in seinem Stil eine so überschwängliche Lobrede, daß jener sich bescheiden zurückzieht. Nach Besichtigung einer mit Bestien aus Gellerts Fabeln bevölkerten Menagerie, einer Begegnung mit einem schalkhaft ehrwürdigen Epigrammatiker, der hier Wahls Nase selbst tragen muß (Haug!), stoßen die beiden Wanderer auf eine Mühle, wo Kotzebue und sein Knecht Iffland jahraus jahrein ein Lust-, Schau- und Trauerspiel ums andere mahlen. Dies gibt dem Dichter Anlaß, seine eigene Poetik auseinanderzusetzen, wobei er dem kleinlichen, bürgerlichen Rührstück gegenüber als einzig der hohen tragischen Muse würdig auf das welthistorische Drama hinweist und diesen Gedanken durch Erwähnung der Hohenstaufen exemplifiziert. Bei einem Zeughaus vorbeigehend, in welchen eine Menge Rüstungen aus Ritterromanen aufgespeichert sind, treffen sie das Lokal eines journalistischen Traiteurs, bei dem sie einkehren. Im Weiterwandern wird der alte Voß angetroffen, und eine Frage des Dichters nach Klopstock bringt alsbald das Gespräch auf die Messiade. Mittlerweile neigt sich der Tag

seinem Ende zu. Noch besichtigen die beiden das Zuchthaus, wo jämmerliche Almanachsromantiker und seichte Schauspieldichter die antiken Strafen der Danaiden, des Tantalus ꝛc. erleiden müssen. Ein Platz ist bereits auch für Kotzebue vorgesehen, wenn er einmal genug gemahlen haben sollte. Der Dichter spricht sich scharf über diesen Mann aus, der „von Tinte lebte und von Sand starb", und begibt sich dann zur Ruhe.

Bei der Darstellung des letzten Tages sprengt Waiblinger die Form gänzlich. Nachdem er der Unlust Ausdruck gegeben, wieder an eine Oberwelt zurückzukehren, wo so unerhörte Dinge vorkämen, wie seine Liebesgeschichte, beginnt er eine sehr bemerkenswerte Abhandlung über das Verhältnis des Christentums zur Kunst[73] und endet mit einer unklaren Verspottung von Hans Georg Nägelis Musiktheorien. Nach der Entschuldigung an Franz Horn, daß er nicht etwa alles von ihm Kritisierte glaube besser machen zu können, sondern nur für sich das Recht, aus allen Kräften dem Wahren zuzustreben, in Anspruch nehme, fährt der Dichter mit einem miserablen Pegasus in einer ebenso miserablen Kalesche wieder ins irdische Leben zurück.

Das Werkchen zeichnet sich durch ein erstaunlich gesundes Urteil aus. Es liest sich fast ganz modern. In der Form freilich mag es uns leicht zu breit vorkommen, und zuletzt lösen sich bedenklich die Fugen. Aber das hat wenig zu sagen. Diese Höllenwanderung, zu der natürlich Dantes Inferno das Vorbild abgab, macht selbst keinen Anspruch auf eigentlich poetischen Wert. Sie ist als ein witziger, mit journalistischer Gewandtheit durchgeführter Einfall zu betrachten, und als solcher dürfen die „Drei Tage in der Unterwelt" gelungen genannt werden.

Das Persönliche, das hier bloß erst im äußern Rahmen durchblickt, wird nun vollständig verwertet im „Vampyr Olura" und in den dieser Erzählung einverleibten „Liedern der Verirrung". Wie aus dem Tagebuch hervorgeht, sind die „Lieder der Verirrung" zuerst, und zwar noch während des unglücklichen Ausganges jenes Liebesverhältnisses zu Julia Michaelis entstanden. Waiblinger rast darin seinen Schmerz recht eigentlich aus, indem er über das Höchste die ätzende Lauge der Ironie gießt.[74] In diesen Liedern, die unter der Menge des Maßlosen auch einiges Schöne aufweisen, findet sich oft ein ferner Anklang an Heine, wie z. B. in folgenden Versen:

Einst sagtest's wohl, ich bleibe
Die Deine in Ewigkeit.

Du hast dein Wort gehalten,
Das Schicksal selbst bezwungen:
Die Ewigkeit ist vorüber —
Ich glaube, nun ist Nichts.

Ob Waiblinger Heines Lyrik gekannt, ist fraglich. Das Tagebuch beweist lediglich seine Lektüre des „Ratcliff". Dies zeigt, daß jene Stimmung der Selbstironie, die durch Heine ihren am schärfsten markierten Ausdruck erlangte, eben „in der Luft lag".[75] Interessant ist, wie sich beide Dichter gleichen in dem Bestreben, über die Romantik hinauszukommen, und doch der Strömung der Zeit nicht entfliehen können. Waiblinger, der in diesen Liedern, die heute fast nur noch biographischen Wert haben, sehr viel von Grab und Tod singt und sich selbst als Vampyr darstellt, der dazu verflucht ist, all den unseligen Geschöpfchen, die ihn lieben, das Blut auszusaugen, Waiblinger führt, selbst nachdem er die „Drei Tage in der Unterwelt" geschrieben, dieses Motiv noch weiter aus und macht einen Helden, der ganz bedenklich an den „edlen Räuber" der schlechten Leihbibliothek-Romane erinnert, zur Zentralfigur einer größern Satire.

Sie betitelt sich „Olura, der Vampyr, oder unerhört merkwürdiger Rapport zwischen einer somnambülen Katze und einem magnetisierenden Floh, oder romantische Unterhaltungen über moderne Umtriebe". Nach dem Tagebuch wurde dieses Werk am 12. Juni 1826 begonnen. Auf alle Fälle ist der „Olura" erst nach der Reise nach Venedig entstanden, die Waiblinger als Motiv anfänglich im „Lord Lilly" zu verwerten gedachte und erst nachträglich in die Satire herübernahm. Im Beginn der Erzählung treffen wir nämlich Olura mitten in dem internationalen Gewühle der Lagunenstadt. Die leitende Idee ist nun die, daß der Held von hier nach Deutschland reist, um seine Geliebte zu ermorden. Dabei hat er eine somnambüle Katze bei sich, die ihm in ihrem magnetischen Schlaf allerlei offenbart, und ihr Geliebter, ein im Laufe der Handlung sich einführender Floh, ist ebenfalls nicht allzu schweigsam. Was diese Tiere miteinander schwatzen oder Olura auf seine Fragen antworten, bildet den eigentlichen Inhalt der Satire.

In einer tollen Karnevalsnacht zu Venedig sitzt Olura auf dem Fußgestell eines der drei Mastbäume des Markusplatzes. Er achtet nicht weiter auf das Volksgewimmel um ihn her, das ihm wie die Ausgeburt seiner eigenen, zerrissenen Seele vorkommt. Mit heftiger Bewegung nimmt er endlich die schwarze Maske von seinem Antlitz

und wirft sie einem Bettler zu, indem er sich zum Fortgehen wendet. Er wird zurück gehalten von einer ihm wohlbekannten venetianischen Dirne. Aber da ihm in seinen Phantasien eben wieder sein auf so schreckliche Weise verlorenes Lieb vor Augen erschienen war, so weist er sie zurück, und als sie ihn trotzdem nicht loslassen will, springt er mit ihr von der Rivabrücke herab und schwimmt der Ufertreppe zu, wo er die Abgekühlte stehen läßt. (1. Kapitel.) Luceria fährt mit Racheplänen in einer Gondel davon und beschließt bei sich, von nun an ihrem andern, bisanhin bedeutend zurückgesetzten Liebhaber, Annibal, gnädiger zu sein. Dieser sitzt in der Nähe des türkischen Cafés zusammen mit einem spleenigen Lord, der vergeblich auf das Erscheinen der schönen Türkin wartet, in die er sich verliebt. Endlich, morgens 2 Uhr, brechen die beiden auf, um nach Hause zu gehen. Der Engländer besteigt aber noch den Markusturm, um dann den Italiener abermals zu den Arkaden zu schleppen. Und diesmal trifft er seine Zuleika, aber im Gespräch mit Olura. In diesem erkennt auch Annibal seinen Rivalen. Sie ziehen sich grimmig zurück. Oluras Unterredung mit der schönen Türkin wird durch das Erscheinen ihres Vaters unterbrochen, der sie mit sich fortnimmt. (2. Kapitel). Wie Olura heimkommt, hält ihm sein Diener Ali, der Mohr, eine lange Predigt, in der er ihn vor Annibal, dem Lord und dem alten Türken warnt. Olura, nach kurzem Vorsichhinbrüten, ruft seine somnambüle Katze Mariane zu sich her und magnetisiert sie. Sie sieht darauf in ihrem magnetischen Schlafe das Frauentaschenbuch von 1825 und bewundert die erbärmlich schlechten Bilder der hl. Cäcilia, der Madonna mit dem Jesusknaben, der vier Musterweiber Penelope, Judith, Rebekka und Cornelia.[76] Da stockt sie auf einmal, ihren fernen Floh fühlend, kann aber durch die Aussicht auf einen Hühnerschenkel dazu bewogen werden, in ihren Enthüllungen fortzufahren, wobei Clauren schlecht wegkommt. — Am folgenden Abend, wie Olura von vergeblichen Nachforschungen nach der schönen Türkin nach Hause kehrt, trifft er seine Katze in Krämpfen an. Sie fühlt den Schnupfen, an dem ihr ferner Floh, der arme Sigwart, leidet. Im magnetischen Schlaf liest sie einen Brief des Geliebten, in welchem jener erklärt, der Welt entsagen und fortan in der christlichen Gemeinde der Kornthaler sein Heil suchen zu wollen. Mariane, die Katze, nimmt sich vor, dasselbe zu tun und will eben auch Olura dazu bereden, den Weg der Erleuchtung zu wandeln, als sie, erwachend, mit einem ungeheuren Satze eine Maus in der Zimmerecke faßt.

Olura, „manipuliert die Katze mit der größten Mühe wieder zu Boden“ und schlägt die Maus mit Klopstocks Trauerspielen tot. Hierauf fühlt sich die Katze vom himmlischen Lichte umgeben, und die Musik, die sie zu hören vorgibt, bringt Olura auf den „Freischütz“, über den er seinen ganzen Spott ausgießt. Olura erteilt der Katze auf ihre Bitte noch über den „Don Juan“ Auskunft, hiebei die rohe Auffassung des Publikums und dessen ungebildetes Gebahren im Theater parodierend. Auch von der „Zauberflöte“ wird einiges gesprochen. Dann erwacht Mariane, und Olura denkt an seine schöne Türkin. (4. Kapitel.) Geraume Zeit ist vergangen. Wir finden Olura in einem reichen venetianischen Gemache beim Morgengrauen in den Armen Zuleikas, die ihm ihre ganze Liebe gegeben, ihn aber mit allem Flehen doch nicht zu halten vermag. Olura sagt ihr vielmehr, daß er überall nur Unglück bringe, daß Rache am weiblichen Geschlecht, wie überhaupt an der Menschheit allein noch seinen Sinn erfülle, und verläßt die Verzweifelnde. Eine Totenglocke verkündet eben, daß der Engländer begraben wird. Da sieht sich Olura in einem Nebengäßchen angefallen. Den einen der beiden Kerle tötet er, den andern, Annibal, der geflohen, erwischt er auf der Brücke und wirft ihn, wie früher seine Geliebte Luceria, ins Wasser hinunter. Mit einigen Worten der Erklärung bereitet nun der Dichter auf die „Lieder der Verirrung“ vor, die sich in Oluras Papieren gefunden haben sollen und hier eingeschoben werden. (5. Kapitel.) Olura verläßt mit seiner Katze Venedig und reist nach Deutschland, jenen furchtbaren Entschluß im Herzen, dessen Ausführung die letzte Tat seines Lebens sein soll. Er steigt unterwegs in einem Gasthof ab. Im Gespräch mit der magnetisierten Katze lobt er die Schlegel'sche Shakespeareübersetzung auf Kosten einer andern, elenden Verdeutschung eines Herrn Meyer. Dabei kriegt auch Walther Scott ein paar Hiebe ab, ebenso Wieland für seine französisirende Darstellung der Antike. Aristophanes soll durchaus nur in genauen, dem Griechischen bis auf das letzte Wort adäquaten Übersetzungen gelesen werden. Er und Shakespeare sind überhaupt nichts für „deutsche Jüngferchen und hochweise unfruchtbare Frauen“, die sich ausschließlich an die Almanachs- und Taschenbücherkost zu halten haben. Unterdessen naht der 23. Mai, und an diesem vorher bestimmten Tage erscheint auch wirklich der Floh und Magnetiseur Sigwart, der Geliebte Marianes, die ihn gerade noch vor der mörderischen Hand eines alten Weibes rettet, indem sie die Matrone frisch in die Waden beißt, so daß der Floh

Zeit findet, ihr auf den Rücken zu springen. Mariane macht ihm nun Vorwürfe über sein lockeres Leben, aber der Floh weist auf seine jetzige Besserung hin und hüpft ihr zwischen die Ohren, um von da Olura, der darnach verlangt, seine Lebensgeschichte zu erzählen.[77] (6. Kapitel.) Nachdem er kurz von seinen ersten Lebensjahren berichtet, schildert er ausführlich, wie er sich in den Kleidern der Johanna Schopenhauer in eine Flohin verliebte, welches Verhältnis einen dunkeln tragischen Ausgang nahm. Hier klingt des Dichters eigenes Liebeserlebnis aufs deutlichste durch. Dann reist der Floh durch ein kleines, von ihm verspottetes Fürstentum (offenbar Lichtenstein) nach Hengstgart (Stuttgart), wo er in der Herzgrube einer Somnambüle zufällig magnetisiert wird und dadurch für immer die Fähigkeiten des Denkens und Sprechens erlangt. Nun will er sämtliche Flöhe zu ihrem Heil führen und zwar, da das Unternehmen politisch mißlingt, wenigstens in sittlich-religiöser Hinsicht. Er gründet ein Institut von absolut konservativem Charakter (Satire auf das Tübinger Stift). (7. Kapitel.) Alsbald bilden die Flöhe Burschenschaften, was dem Verfasser Anlaß gibt zu einem beißenden Exkurs auch in dieser Richtung. Ein „enthusiastischer Floh" (Sand) ermordet einen „elenden Vielschreiber" (Kotzebue). Schließlich wird das Einschreiten der staatlichen Gewalt gegen die Burschenschaften ins Komische gezogen. (8. Kapitel.) Ganz unvermittelt hält der Floh einen Sermon über Liebe und Ehe, und ebenso unvermittelt kommt er hernach auf die philhellenische Bewegung zu sprechen, an der, wie er erzählt, auch die Flöhe sich beteiligt haben. (9. Kapitel.) Es folgt eine ausführliche Satire über eine Schmierenaufführung der Zauberflöte, der sich kurz ein ironischer Bericht über eine erbärmliche Darstellung von Schillers „Räubern" anschließt, und zuletzt fällt noch etwas ab für einen dem Dichter mißliebigen Musikdirektor. (10. Kapitel.) Olura gelangt endlich ans Ziel seiner Reise. Vom Berge sieht er Juliens Rosenhaus, und aus seinem aufs heftigste wieder erwachenden Schmerze sprießt ein lyrisches Selbstgespräch, eine hymnenartige Verherrlichung der Dichtkunst und des Dichters. In einem Walde erwartet Olura dann die Nacht. (11. Kapitel.) Er sitzt in einem schwarzen Gemach und sieht durch das Fenster das umdunkelte Haus Juliens. Da fühlt er die schreckliche Nähe der Furien, die ihm schaurig durch die Haare hinblasen, und mit einem Mal erheben die Katze und der Floh einen leisen Totengesang: „Herr Jesus, meines Lebens Licht, mein Trost und meine Zuversicht u. s. w." Olura rast auf: „Hört ihr's?

Die Extrapost fährt vor das Haus? 's geht fort, 's geht fort!" Und er verpackt die Katze samt dem Floh und läßt sie zum Henker fahren. — Um Mitternacht kniet Olura in Juliens Zimmer und hält die blaße Leiche in seinen Armen, während seine Lippen das aus der Wunde rinnende Blut saugen. Dann schwingt er sich auf sein schwarzes Roß und bringt das tote Lieb hinaus an die Stelle, wo sie sich zum erstenmal umarmt haben, verscharrt sie und sprengt davon. (12. Kapitel.) Wie Olura auf der Station ankommt, wohin er Katze und Floh voraus geschickt, findet er sie nicht vor. Es stellt sich heraus, daß der empfangende Kellner, aus Verdruß über den seltsamen Passagier, die Katze in den Bach geschleudert hat, der Floh aber in der Schnupftabaksdose des Postknechtes erstickt ist. Olura geberdet sich wie sinnlos vor Schmerz, alles im Hause läuft zusammen und, nachdem er den Arzt die Treppe hinuntergeworfen, hält er seinen treuen Tieren eine tolle Leichenpredigt.[78] (13. Kapitel.)

Wie man schon der Inhaltsangabe entnehmen kann, erklärt sich dieses Werkchen restlos aus den damaligen literarischen Strömungen. Seit Hoffmanns Schauererzählungen und Tiecks Novellen waren Gespenstergeschichten und Literatursatiren gewöhnliche Erscheinungen. Auf diese Vorbilder kann man auch schon Waiblingers „Drei Tage in der Unterwelt" zurückführen. Fast alle Punkte, die dort dem Verfasser Anlaß zum Spotten geben, kehren hier wieder. Diese Wiederholung läßt es wenig bedauernswert, wohl aber erklärlich erscheinen, daß der Olura nicht im Druck erscheinen konnte. Auch die hier noch neu hinzukommenden Themata wie Burschenschaft, Magnetismus, philhellenische Bewegung ꝛc. vermögen dem Ganzen keinen eigentlichen neuen Stempel aufzudrücken. Die beiden Werke stehen im nämlichen Verhältnis zueinander wie „Phaethon" und „Feodor". Waiblinger wußte einer Geistesrichtung, der er sich einmal ergeben, nicht so schnell wieder zu entrinnen, wie er denn überhaupt nie künstlerisch freigestaltend über dem Stoff stand, sondern sich immer fortreißen ließ, ja, fortreißen lassen mußte, wollte er überhaupt schaffen. Der Olura trägt deshalb mehr nur den Charakter einer privaten Auseinandersetzung mit sich selbst, und in der Tat vollzieht sich hier die eigentliche Selbstüberwindung in der Seele des Dichters. Ernsthaft hebt die Geschichte an, und mit deutlichster Selbstironie schließt sie. So wenn Waiblinger am Schluß nach Art der Verleger selbst einen Anhang beifügt, wo es unter anderm heißt: „Ferner ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: Frage: Ist wohl das Gräßliche und die Un-

natur in Vampyr Olura nicht sogar selbst auch als eine schreckhafte Parodie gewisser genialen, modernen Krankheiten zu verstehen? Vom Verfasser des Olura."

Der „Vampyr Olura" ist noch weit mehr als „Liebe und Haß" ein wildes Jugendwerk zu nennen. Die Dissonanzen der Welt werden mit einer grausamen Wollust, mit einer Selbstzerfleischung, die das letzte, was noch übrig blieb, vollends vernichtet, auf sarkastische Weise vergrößert und zugleich ins Lächerliche gekleidet. Die verschiedensten Gefühlstöne erklingen, es ist ein schauerliches Durcheinander wie in einem Irrenhaus. Hier singt einer einen wilden Dithyrambus der Sinnenlust, dort springt ein buntscheckiger, schellenklirrender Narr umher. Bald saust in wohlgezielten Hieben die satyrische Klinge durch die Luft, dann wieder erleben wir das seltsame Schauspiel, wie eine nur äußerlich aufgeklebte Tiermaske fällt und eine zerrissene Seele in ergreifende Klagen ausbricht. Jetzt erheitert uns souveräner Spott über alles Philisterhafte und Mittelmäßige, über die ganze miserable Biederkeit der Durchschnittsmenschen, und im nächsten Augenblick führt eine Hymne an die selige, unirdische Muse zu den sanften Höhen stiller Betrachtung empor, um uns zurückzuschleudern in den Hexenkessel des tollsten Unsinns. Kurz, die Welt des „Vampyr Olura" umfaßt so ziemlich alles, das Höchste und Niedrigste, immer im karikierenden Lichte einer umgekehrten Wertung, und alle die verschiedenen Bilder dieses aus Hirngespinnsten und realen Elementen aufgebauten Phantasiereiches wirbeln in tollem Tanze an uns vorüber, getrieben vom Sturmwind des Wahnsinns und der auflachenden, rasenden Verzweiflung.

Der Verfasser des „Olura" ist ein Mensch, der sich von einer schweren Krankheit durch eine mit eigener Hand vollzogene Operation zu heilen versucht. In die Schmerzenslaute der Seele, die das Messer fühlt, klingt schon das Aufjauchzen im Gedanken an die über die Schwäche triumphierende endliche Genesung. Was wir zu hören bekommen, ist demnach weder der reine Schmerz, noch die reine Freude, sondern vermischt die der Satire eigene trübe, mißtönende Gährung einer tiefgreifenden Krisis.

Einer Krisis, aus der Waiblinger als Sieger hervorging! —

II. Reise nach Italien.

Motto: Per correr migliori acque alza le vele
Omai la navicella del mio ingegno,
Che lascia dietro a sè mar si crudele:
E canterò di quel secondo regno,
Ove l'umano spirito si purga,
E di salire al ciel diventa degno.
Dante, Purgatorio Canto I.

Wenn je ein Mensch eine Reise gemacht hat, die über sein ganzes Leben entschied, so war es Waiblinger, als er aus seiner Heimat Württemberg fortzog, um nach dem Süden zu pilgern.

Frisch und mutig wanderte er mit seinem schweren Sack dahin, wiewohl ihm das Wetter anfänglich nicht günstig werden wollte und sich erst in Zürich dauernd aufhellte. Ohne weitern Aufenthalt wandte er sich Bern zu, wo er einen herrlichen Tag auf dem Landgute des Professors Wyß verlebte. Rasch gings dann durch die französische Schweiz an den Genfersee. Er durchfuhr ihn bei tiefblauem Himmel in seiner ganzen Länge und genoß seine Reize. Der Montblanc glänzte milchweiß über den Felswänden Savoyens, während die Ufer mit ihren Gärten, Landhäusern und Schlössern im freudigsten Rebengrün lachten.

Der Genuß all der landschaftlichen Schönheiten wurde Waiblinger noch erhöht durch die Freundlichkeit der Menschen. In Genf empfing ihn sein Freund Gfrörer auf das liebreichste. Jene Entzweiung im Gartenhäuschen auf dem Österberge hatte eine Wiederanknüpfung des Verhältnisses in ruhigeren Tagen keineswegs unmöglich gemacht. Waiblinger selbst war es gewesen, der bei Matthisson eine Empfehlung für Gfrörer auswirkte, die jenem die Hofmeisterstelle in Genf eintrug, in der er ihn nun antraf. Gfrörer nahm infolgedessen auch seinerseits wieder Interesse an Waiblinger, ja, schon vor einem halben

Jahre hatte er ihn von Genf aus um die „Anna Boleyn“ gebeten, sobald sie gedruckt sei, und dazu bemerkt: „Es ist nicht mehr allein das persönliche Interesse an Dir, was mir Nachrichten der Art teuer macht, sondern immer mehr die Hoffnung für unsere vaterländische Literatur, es ist mir ein erfreuender Gedanke, sie erweitert und fortgebildet und unter ihren Bildnern einen meiner Jugendfreunde zu wissen.“ Umgekehrt war es wohl der Gedanke, einmal als Freund eines bedeutenden Dichters genannt zu werden, der Gfrörer zu einer so zuvorkommenden Aufnahme Waiblingers bewog, indem er ihn zwei Tage bei sich logieren ließ. Außer Gfrörer kam Waiblinger noch, offenbar auch durch Matthissons Vermittlung, der achtzigjährige Karl von Bonstetten entgegen, wofür er sich dann später durch ein Gedicht revanchierte.

So schien alles nach Wunsch zu gehen, als sich am dritten Tage ein Übelsein einstellte, das Waiblinger nötigte, das Bett zu hüten. Acht Tage lag er in einem gemieteten Zimmer krank, Arzt, Apotheke, Kost und Logis kosteten ihn über drei Louisd'or, und wie er endlich seine Reise fortsetzen konnte, mußte er, da ihm fürs erste das Gehen untersagt war, einen „Voiturier“ nehmen. Ein Schweizer, der weder französisch noch italienisch verstand, drängte sich an ihn, und mit diesem Reisegenossen durchfuhr er Savoyen, dessen großartige landschaftliche Schönheit ihm in einem seltsamen Gegensatz zu stehen schien mit den Bewohnern, den scheußlichen Cretins. Bald gesellte sich noch ein italienischer Vetturino mit acht Personen zu ihnen, sie nahten sich dem Mont Cenis, der Savoyen von Piemont trennt, und immer mehr blickte der Dichter mit Gefühlen des Abschieds nach Norden —

So nimm mein Lebewohl, vielleicht auf lange,
Vielleicht auf immer, teures Vaterland![79]

Am Tage der eigentlichen Überschreitung des Mont Cenis brachen sie früh um zwei Uhr auf und gelangten eben auf die Paßhöhe, da im Osten die Sonne in strahlendem Goldglanz sich erhob und herrlich den umherliegenden Schnee beschien, während der Himmel in seiner Unendlichkeit sich immer tiefer blau färbte. Und Waiblinger stand und schaute und sann. Er fühlte in tiefster Seele: über ihm entschied sich sein Schicksal.

In der Tat, wir, die wir heute sein Leben als ein abgeschlossenes Ganzes betrachten können, müssen sagen, daß Waiblinger in dem Moment auf jener höchsten Gipfelhöhe stand, von der die Pfade ringsum nur nach Tiefen führen. Ausgebreitet, entwirrt liegt sein wechselvolles Geschick vor unsern Augen, und wir gewahren die eherne Notwendigkeit, der der Mensch unterworfen ist. Frei fühlt er sich, jede seiner Handlungen glaubt er aus eigenem Impulse zu tun, und doch, nachher, in der zusammenfassenden Betrachtung, reihen sich die vielen einzelnen Momente der Freiheit zusammen zu einem höhern Ganzen von absoluter Bedingtheit. Es ist das Los des Kometen, der in jedem Augenblick seiner leuchtenden Bahn von lebendig glühendem Feuer sprüht, und diese Bahn doch nach einem mathematischen Gesetze beschreibt. Aber warum wird unter so vielen, in glücklicher Dumpfheit dahinlebenden Menschen gerade dieser aus dem alten Gleise herausgerissen, um nach eigener, aber deshalb nicht weniger unerbittlichen Bestimmung seinen Lebenslauf zu vollenden?

Wenn wir in Wilhelm Waiblingers Stammbaum aufwärts steigen, so sehen wir, daß seine Vorfahren väterlicher- wie mütterlicherseits in der größten Mehrzahl Pfarrersleute oder sonst friedliche, in Amt und Würden stehende Personen waren. Zwei Jahrhunderte hindurch umgibt uns die nämliche Atmosphäre. Erst im Jahre 1590 läßt die letzte, schon fast mehr sagenhafte als historische Notiz vermuten, daß eine Beimischung von französischem, also romanischem Blut erfolgt sei. Aber im großen und ganzen könnte, wie gesagt, kaum eine gleichmäßigere, ja eintönigere Ahnenreihe gefunden werden. Waiblinger hat also sein poetisches Genie nirgends her geerbt, wie sich überhaupt diese Gabe am wenigsten von allen ererben läßt. Das Werden eines jeden Dichters ist einer Parthenogenesis zu vergleichen und wie diese in jenes heilige Dunkel gehüllt, wo profane Erkenntnis noch nicht hingedrungen.

War Waiblinger überhaupt ein Genie? Die Antwort auf diese Frage hängt ganz von der Art und Weise ab, wie man diesen Begriff definiert. Will man nur den Größten, den in ihrem innersten Kern uns und oft sich selbst Unbegreiflichen, diesen Namen als Ehrentitel beilegen, so ist ja ohne weiteres klar, daß Waiblinger im großen Zusammenhang der Entwicklungsgeschichte der Menschheit nur der sehr untergeordnete Posten eines Epigonen angewiesen werden darf. Versuchen wir aber, das Wesen des Genies in gewissen, bei jedem „genial“ genannten Individuum sich zeigenden psychologischen Eigen-

tümlichkeiten uns klar zu machen, so steht die Sache wesentlich anders. Nicht nach der Wirkung, sondern seinem Wesen nach beurteilt, darf Waiblinger durchaus in die so spärlich vertretene Klasse der Genies eingereiht werden. Man erinnere sich, daß ein Goethe gesagt hat: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe!“ und daß gerade dieser Zug einer der hervorstechendsten in Waiblingers Charakter ist. Stets erstrebt er Wahrheit in jeder Beziehung, über die Welt wie über sich, und wir haben in seinem bisherigen Lebenslauf gesehen, wie oft er sich selbst herausriß aus den affektierten Stimmungen, in die ihn der brausende Geist der Jugend hineingetrieben. Diese beiden Kräfte, schonungslose, bis zum Cynismus gehende Ehrlichkeit und überhitzte Phantasie, befehdeten sich unaufhörlich in ihm. Es fehlte das sonnig frohe, kindliche Gemüt, das sich mit leichter Schwinge über die Dissonanzen des Lebens zu erheben vermag, um von einem höheren Standpunkt aus die umfassendere Harmonie wahrzunehmen und sie im Kunstwerk darzustellen. Unbefangenheit, Naivetät war Waiblinger ganz fremd, immer gährte es wild in ihm, aber aus dem dunkeln Erdreich der Gefühle sproßte die Blume des Lichts nicht empor. Waiblinger war weit mehr ein geniales Individuum denn ein genialer Dichter, und als Individuum, als Mensch, und zwar als unablässig ringender Mensch. erweckt er auch unsere tiefste Teilnahme.

Aus dem Dämmer kleiner Verhältnisse trat Waiblinger hervor, und noch als Knabe ertrotzte er sich in unbewußtem Drange die Bahn nach oben. Ein Kampf war seine Jugend, ein Kampf mit den Menschen und mit sich selbst. Er erscheint uns als der typische Idealist, der in alles, was er denkt und tut, sein Herzblut mischt, und darum von der kalten Welt nicht verstanden, sondern ausgelacht wird. Den Traum der Schönheit vermochte er nicht still im Busen zu bewahren: das lebhaft in ihm pulsende Gefühl drängte ihn unablässig zur Äußerung und bereitete ihm notwendig durch den stumpfen Widerstand von außen her Enttäuschungen. Er haßte den Pöbel, weil dieser ihn nicht begriff und er doch bei seinem oft sehr schwachen Selbstvertrauen den Beifall der Menge als Aufmunterung notwendig brauchte. Die große Verachtung, die aus einer ruhigen, leidenschaftslosen Einsicht in die Kluft der Individualitäten hervorgeht, hatte er nicht. Daß das, was ihn von seinen Mitmenschen trennte, ein unüberbrückbarer Abgrund war, *erkannte* er nie, er *erfuhr* es immer nur am eigenen Leibe. Seine leidenschaftliche, ungestüm vorwärts

drängende und mitreißende Natur glaubte an die absoluten Unterschiede nicht, wollte nicht an sie glauben.

So hatte er seine Jugend durchgestürmt, schwärmerisch am antiken Ideal gehangen, während er doch selbst bei seiner beständigen, jedes naive, in sich gefestigte Dahinleben zerstörenden Selbstbetrachtung von Grund aus romantisch war. Und schließlich erlebte er an sich den spezifisch germanischen Entwicklungsgang, wie Goethe ihn im „Faust" dem ganzen Völkerstamm zum erstenmal und für immer klar zum Bewußtsein gebracht hat. Nachdem er erkannt, daß die Erkenntnis mit ihren Trugbildern nichts Reales zu geben vermag, daß vielmehr der Kern der Dinge im Gefühl liegt, warf er sich der Liebe in die Arme, um hierauf in die Walpurgisnacht menschlicher Leidenschaften zu sinken. Und jetzt eben ist er daran, nach dem tiefsten Fall von neuem wieder höher und höher anzusteigen. Es beginnt die zweite Hauptperiode seines Lebens —

Hier, wo aus tausend Augen grün und helle
Der Frühling in den ewigen Winter blickt,
Wo die Natur des Lebens schönste Quelle
So schreckhaft an des Todes Grauen rückt,
Da, wo des Lemans rein krystallne Welle
Zwei Welten an die Atherlippen drückt,
Hier Kind und Jungfrau sich mit Rosen kränzen
Und dort des Montblancs weiße Häupter glänzen —

Da scheidet sich, ich fühl's in tiefstem Beben
Wie einer Ahnung Geistergruß,
Auf ewig auch für meine Welt das Leben,
Und mit dem letzten stummen Abschiedskuß,
Den ich vom Berg dem Vaterland gegeben,
Und mit dem letzten schweren Vollgenuß
Der Leiden all und, ach, der wenig Lieben,
Was ist mir noch als dieses Herz geblieben?[80]

Ja, sich selbst war er nie untreu geworden, nie, auch in den tollsten Tagen, hatte er das Ideal aus den Augen verloren, und so durfte er jetzt mutig in die Zukunft blicken. Gesunken waren alle Schranken, er war sein eigener Gebieter, aber auch nur noch von sich selbst hatte er von nun an etwas zu erwarten. Die Höhen und Tiefen des Lebens waren ihm nicht mehr fremd, er kannte das endlose Meer, auf dem er trieb, und es war nur die Frage, ob und wie lange er darauf zu schwimmen vermochte. Zum frohen Kampfe fühlte er alle Kräfte in sich erglühen, zog er doch jetzt in das sonnige

Land des Südens, wo kein Nebel den Flug erstickend lähmte, wo vielmehr das warme Leben der Erde in all ihren Geschöpfen frischer und entschiedener pulste. Diese Energie in der Natur mit ihrer farbenprächtigen Vegetation und ihrer leidenschaftlichen Menschenrasse sollte seiner innern Lebhaftigkeit das äußere Gegengewicht halten, seine Fähigkeiten entwickeln, kurz, er hoffte endlich leben, sich ausleben zu können.

Unter dem herrrlichsten Himmelsblau verließ die Reisegesellschaft die von rauhkalten Morgenwinden überstrichene Schneehöhe des Mont Cenis und stieg ins Piemont ab. In Susa, der ersten italienischen Stadt, reiften im Sonnenbrand Feigen und Trauben. Doch weiter ging's, nach Turin, und hier blieb Waiblinger drei Tage. Am meisten erfreute ihn das Schloßgebäude, das, in der Mitte aller Straßen stehend, die Aussicht auf unendlich lange perspektivische Häuserreihen bot. Er schrieb an Cotta, sandte ihm einige Gedichte und reiste dann mit einem Spanier und einem Italiener in einer guten Vettura wieder weiter. Am dritten Abend schaute er von der Höhe der öden, damals noch durch ihre Räuber berüchtigten Bocchetta das mittelländische Meer, und mit Sonnenuntergang wurde der Felsen am Leuchtturm erreicht, wo sich der Blick öffnete auf das aus der Tiefe amphitheatralisch emporgrüßende Genua mit seinem ungeheuren Hafen. Auch hier verweilte er drei Tage, in welcher Zeit er sich meist am Hafen aufhielt. Er ließ sich in einer Barke zwischen den unzähligen Meerschiffen durchfahren und staunte die halbnackten Matrosen und ihr Gebrüll an. Eines Abends sah er gar den König von Sardinien unter dem Geläute aller Glocken mit dem ganzen Hofstaat zu Schiff gehen und mit drei Fregatten ins Meer hinaussegeln.

Mit einem Vetturin verließ Waiblinger Genua bei wunderbarem Wetter, und die erste Tagereise erschien ihm eine Fahrt durchs Paradies zu sein. Zwischen stundenlangen Orangengärten, Villen und Palästen zog sich die Straße immer dicht am Ufer des Meeres hin, dessen heiteres Element, auf seiner ganzen ungeheuern Fläche von der Sonne beglänzt, in den verschiedensten Farbentönen spielte und das tiefinnigste Blau verduftete. Mit diesem beständigen Ausblick auf die unendliche, von vielen weißen Segeln überschwebte See ging die Reise in einer frohen, äußerst angenehmen Gesellschaft fünf Tage lang durch die anmutig gebirgige Gegend.

In Pisa sah Waiblinger seine Erwartungen alle weit übertroffen, und er begriff, wie Byron so lange hier verweilen konnte. „Das ist eine südliche Jugend und Zartheit in diesem Toskana!“ ruft er in einem Briefe an seinen Freund Eser aus. Die Tagereise von Pisa über Empoli vollends versetzte ihn mit ihrem Arno, den Rebenhügeln, Ölbergen, Pinienwäldern und den blauen, den Horizont begrenzenden Bergen von Pistoja in eine einzige Entzückung.

Die Stadt der Medicäer, „La bella Firenze“, bildete die Krone von allem. Freilich wären Regen, Übelsein, schlechte Menschen und Geldnot hinreichend gewesen, Waiblinger zu verstimmen. Aber als er in der Tribuna der Uffizien stand, als die herrlichen Bilder, deren Linien ihm schon von Kind auf vertraut waren, nun in ihrer Farbenglut ihn umgaben, da versank alles Widerwärtige und wurde vergessen: „Ich war nicht mehr in Florenz, wohl aber im Himmel. Solche straßenlange Säle fassen unsereinen, wenn man aus Schwaben kommt, bis zum stillen Sinnen des Thukydides, da er Herodots Geschichte hörte. Ich war außer mir beim ersten Anblick, und doch war ich früher nie so sehr in mir selbst, als einige Augenblicke später, da ich mich gefaßt hatte.“ Waiblinger fand freundliche Aufnahme im Hause des Kupferstechers Metzger, wo er zugleich Gelegenheit hatte zu „einem recht artigen Abenteuer mit einer Florentinerin, über der er eine gewisse Genueserin, ja sogar, aus frühern Zeiten her, eine Milaneserin ziemlich vergaß“.

Nach einem Aufenthalt von nur zwei Tagen wurde die Reise fortgesetzt, In Siena besichtigte Waiblinger die Kartons von Rafael. Auch machte er jetzt in Montefiascone Bekanntschaft mit dem dortigen Weine, dem „Est, Est“, der ihm so gut als jenem legendenhaften deutschen Prälaten behagte, mit dem Unterschied nur, daß er sich nicht tot, sondern lebendig trank. Unter vielen weitern Aufenthalten ging es so fünf Tage lang durchs Gebirge. Oft tauchten verdächtige schwarze Kerle mit braunen Mänteln auf. Aber die Reisegesellschaft blieb unbehelligt, wohl schon deshalb, weil sie zahlreich war. Es befanden sich in der Vettura außer Waiblinger ein Irländer, ein Engländer, ein Waadtländer, ein Graubündner, ein Steiermärker und eine Veltlinerin. Immer mehr nahte man sich dem Ziele, und immer mehr bemächtigte sich Waiblingers eine fieberhafte Aufregung.

„Ich wiederholte mir die Geschichte Roms,“ schreibt er seinem Eser, „die Geschichte der Staufen und meine Geschichte. Ich untersuchte mich mit unbarmherziger Strenge, und unter heiligen Schauern

der nahenden Roma reifte der Plan: Arbeiten, Taten, das machte die Römer, Griechen und Staufen groß und nicht bloß der Genius. Ich bildete mir meine Zukunft aus!"

Endlich stieg die Sonne am 20. November 1826 mit heiterer Klarheit über den sinkenden Morgendunst, und der von Horaz besungene Soracte und die Sabinerberge zeigten sich Waiblingers sehnsüchtigen Blicken — da hielt es ihn nicht länger.

„Fort und fort rannt' ich wie ein Wahnsinniger meinem Vetturin voraus, fort über Berg und Tal in der öden Wüstenei, wo nur die furchtbaren Schäfer der Romagna und Scharen von Eseln und breitgehörnten Stieren einiges Leben machen, bis endlich mit einem in einer Entfernung von 15 Miglien St. Peter und Rom und die Gebirge Albanos, die Abruzzos und die Sabinischen, rechts aber das schöne blaue Meer vor meinen Augen lag. Da, Lieber, brach endlich der wilde Schauer, der sich schon tagelang bei dem Gedanken der Nähe Roms in mir geregt, in überschwänglichen, seligen Tränen aus."

Drei Stunden vor Rom trank die ganze, so bunt gewürfelte Gesellschaft noch feierlich zusammen und klingelte die Becher voll Orvieto aneinander. Regenschwangere Wolken flogen eben über die ewige Stadt, hüllten sie ein, zerrissen wieder, und der Himmel lächelte sein reinstes Sonnenlicht herab auf das Häusermeer und die einrahmenden, mit ihren Pinien und Villen frisch glänzenden Hügel. Jetzt tauchte die Kuppel von St. Peter riesengroß hinter dem Monte Vaticano hervor, und die Vettura rasselte durch die Porta del Popolo, von der den Ankömmlingen die schöne Inschrift entgegengrüßte:

„„SALUS INTRANTIBUS!""

III. Jenseits der Alpen.

Motto: Staubbedeckte Bücherbände,
Möge mancher gern drin blättern,
Aber ohne Maß und Ende
Will ich, Leben, dich vergöttern.
Waiblinger, Kalonasore.

1. In Rom!

Auf der Piazza del Popolo, vor dem großen Obelisk, hielt der Wagen, und die Reisegefährten trennten sich. Es war schon Nacht, als Waiblinger von der Dogana frei war, aber gleichwohl stürmte er den langen Corso hinunter. Alles in ihm erbrauste in einem wilden Sturme des Entzückens.

Götter, wohin durch die Nacht? ich folge mit bebender Seele,
Über die Sinne habt ihr Nebel und Schleier gehüllt.
Götter, wohin? Ich glaub' es noch nicht, nur begeiterte Täuschung,
Nur ein verwegener Traum, aber nicht Wirklichkeit ist's.
Träumte der Knabe nicht schon von der Stunde der großen Erscheinung,
O, und es wäre nun mehr, mehr als ein fliehender Wahn?
Dürft' ich es glauben, du hättest dies Herz, o Genius Romas,
Hättest zu heiligem Schau'n endlich mein Auge geweiht?
Noch bin ich blind, und doch wandelt's von furchtbaren Schatten der Vorwelt
Wie ein erstehendes Reich größerer Geister um mich.[81]

Ganz fühlte Waiblinger die große Bedeutung des Augenblicks, während er mit pochendem Herzen die nächtlich stillen Straßen der ewigen Stadt durcheilte, dem Forum Romanum, dem Mittelpunkt der antiken Welt zustrebend. Er erinnerte sich wieder des geheimnisvollen Guckkastens der Großmutter, er sah sich nochmals als Gymnasiast, der, träumend den Kopf in die Hand gestützt, hinaussinnt über die weggeschobenen Bücher in südlich glänzende, verheißungsvolle Fernen, und er vergegenwärtigte sich mit ungläubigem Staunen, daß er das Ziel jetzt wirklich erreicht hatte. Immer mit der geheimen Furcht, erwachen und alles nur als trügliche Illusion verschwinden

sehen zu müssen, wanderte er zwischen den Tempeltrümmern, den Säulen und Triumphbögen der versunkenen, in Schutt begrabenen Cäsarenstadt umher, stieg dann mit einem innern Schauer die Treppen des Kapitols empor, wo er oben märchenhaft die Fontäne plätschern hörte und die gewaltigen Statuen der Rossebändiger aufragen sah, und begab sich endlich auf der andern Seite hinunter in die Herberge.

Am folgenden Tage, dem ersten, den er ganz in Rom verlebte, feierte Waiblinger seinen Geburtstag. Er war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, und seine Seele glühte reiner und voller, denn je dem Großen und Schönen entgegen. So darf es ein Kirchgang im höheren Sinne genannt werden, als er da zuerst nach S. Pietro in Vaticano hinüberwanderte und diesen gewaltigsten Dom der Erde betrat, in dessen Innern jeder menschliche Maßstab unzureichend wird und unser irdisches Wesen, wunderbar befreit, mit einem niegekannten Glücksgefühl sich ausatmet in die wahrhaft göttliche Harmonie dieser erhabenen Raumverhältnisse. Der ganze Tag verfloß Waiblinger in einem seligen Rausch, sah er sich doch nicht in einer fremden Stadt, sondern überall umgeben von alten Bekannten. Gebäude und Statuen kannte er fast alle aus Bildern und Abgüssen, und so hatte er das Gefühl, einen Traum seiner eigenen Vergangenheit plötzlich in der Gegenwart und mit dem ganzen ihr eigenen Zauber verwirklicht zu sehen. Dabei schien es, als ob selbst der Himmel ihm noch Zeichen geben wollte, denn als er gegen Abend mit seinen Begleitern zuletzt noch den Lateran besucht hatte und eben wieder aus dem heiligen Dunkel dieses ersten Tempels der Christenheit hervorstieg, wurde er Zeuge eines außerordentlichen Schauspiels. Ein Regenbogen von glühend reinen Farben spannte sich über die ungeheure grüne Campagna. Über den Albaner- und Sabinerbergen, an deren Abhängen man die weißblinkenden Villen beinah' zählen konnte, duftete ein unbeschreiblich herrliches Himmelsblau. Westlich und nördlich aber lag im dünnen Schleier des Regens die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Türmen, während der Lateran selbst, vom Sonnenlicht getroffen, wie voll Rosen schimmerte.

In einem Zuge genoß Waiblinger nun alles, was Rom zu bieten vermag. Ganze Nachmittage brachte er in den Sammlungen des Vatikans zu, wo er immer von neuem Rafaels Trasfigurazione bewunderte. In der Architektur entschied er sich gleich von vornherein für das Pantheon. Sein Lieblingsweg wurden die Ufer des Tiber mit ihren malerischen Häusergruppen. Den Überblick über das ganze

Rom aber genoß er entweder vom Pincio aus oder noch besser vom Gianicolo, wo ihn besonders die Eiche Tassos mit geheimem Zauber anzog. Da oben wandelte er, hörte dem leisen Rauschen der hohen Pinienhaine zu und betrachtete sinnend im goldenen Scheiden der Sonne die große, die ewige Stadt —

Und ich knie' auf die steinerne Bank, und hinunter, hinunter
Schau' ich, wie Zeus im Olymp, über die Herrliche hin.
O, weß Auge das Meer nie erblickt, weß Auge nicht Rom sah,
Der hat die Welt und in ihr auch nicht den Schöpfer gesehn.
Schweiget, ihr Worte, mir ist als erständen die Geister vom Grabe,
Die ihr erhabenes Werk hier für die Nachwelt gebaut,
Als erbraust' ihr rauschendes Lied hoch über den Trümmern,
Als erhübe die Zeit selber den Schicksalsgesang!

— — — — — — — — — — — — —

. . . . . da fällt mir aufs Haupt wie heiliger Wahnsinn,
Und ich drücke das Aug' stumm mit den Händen mir zu,
Und ich lege die brennende Stirn ans kalte Gemäuer,
Und der entfesselte Geist ringt im vergehenden All,
Und mir ist, als sänk' ich hinab in den ewigen Abgrund,
Über mir brauste das Meer, und mich verschlänge die Nacht.[82]

Mit poetischer Kraft hat der Dichter selbst in diesen Versen die Stimmung geschildert, in die ihn die überwältigende Größe seiner jetzigen Umgebung versetzte. Wie immer bisher, so übte auch hier das Erhabene auf ihn keinen besänftigenden, erhebenden, das Gemüt gleichsam zu großen, reinen Linien abglättenden Einfluß aus, sondern es entfachte in seiner Seele Chaos und Sturm. Sein Genießen war immer ein stürmisches Aufwachen der eigenen Schaffenskräfte, und so konnte er sich nie in ihm verlieren: ihn trieb die Wirkung gleich wieder aus dem Zustand passiver Rezeptivität zur Selbsttätigkeit hin. Auch wäre nichts verkehrter, als anzunehmen, Waiblinger habe sich jetzt rückhaltlos einem taumelnden Dahinschwelgen überlassen und die Vergangenheit, die ihn doch nur an Fesseln erinnern konnte, kurzerhand vergessen. Es ist vielmehr ein sehr bezeichnender Zug seines Charakters und ein schönes Zeugnis für sein Herz, daß er schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft den Eltern und am fünften seinem Eser ausführliche Briefe schrieb, mit dem sichtlichen Bestreben, sie all das Schöne, das ihm jetzt in so überreicher Fülle zu Teil wurde, mitgenießen zu lassen. Freilich schließt der Brief an den Freund mit den Worten: „Grüße mir mein Vaterland, hier *muß* man es vergessen. Ihr seht mich nimmer! Leb' wohl, Geliebter, bleibe Deinem W. W."

Man kann diesen Gefühlsausbruch um so eher begreifen, als nicht nur die ewige Stadt Waiblinger überall wie von selbst ihre Schönheiten erschloß, sondern ihn auch von seiten der Künstler, besonders der deutschen, ein warmer Empfang überrascht hatte. Den treuen Genossen aus der Gymnasiastenzeit, Wagner, traf er zwar nicht mehr an, da er bereits wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Aber Wagner ist es ganz sicher zuzuschreiben, wenn Waiblinger bei seiner Ankunft wie eine bereits bekannte Persönlichkeit aufgenommen und mit äußerster Freundlichkeit behandelt wurde.

Während heute Rom in der Bedeutung eines Zentrums hervorragender selbsttätiger Künstler in Plastik und Malerei weit in den Hintergrund getreten ist, indem es andern Städten, wie München, Berlin, Düsseldorf ꝛc. weichen mußte, war es damals, wie schon zu Zeiten Goethes, noch auf der Höhe. Die Stadt hatte nichts von dem heutigen modernen Zwang, und wie sie selbst noch romantischer und freier war, so gestatteten auch die Verhältnisse in ihr dem Einzelnen die denkbar größte individuelle Freiheit. Man konnte beinahe leben, „wie auf einem Dorfe", und so herrschte denn unter den Malern und Bildhauern jener Zeit das echte ungezwungene, zuweilen auch etwas tolle Künstlertreiben. War der einzelne frei wie der Vogel, so hielt doch der alte urdeutsche Hang zum gemütlichen Kneipen die vielen und so verschiedenen Menschen wenigstens äußerlich zusammen. Das schon im Jahre 1740 gegründete Café Greco in der Via de' Condotti war der gewohnte Sammelpunkt. Hieher wurden auch fast alle Briefe adressiert, da sie auf diese Weise die Adressaten viel sicherer erreichten, als in ihren oft mit jedem Monat wechselnden Wohnungen.

Dutzende sitzen beisammen in uralt' römischer Höhle,
Kaum durch ein düsteres Loch stiehlt hier der Tag sich herein,
Unser Mahl ist frugal, doch trinken wir gern und im Dampfe
Derben Tabakes vergißt leicht man den heimlichen Feind.[83]

Diese Verse führen uns mit wenigen Strichen den ganzen romantischen Zauber jenes Künstlerlebens vor Augen, verraten aber auch seine Kehrseite. Wo keine Schranken waren und jeder frei sich bewegen konnte, mußte jeder auch alle andern erdulden. Da gab es keine Konvenienz, die als ausglättendes Medium sich zwischen die Ecken und Kanten der Charaktere gelegt hätte, und wenn sogar hohe Persönlichkeiten, wie der Kronprinz Ludwig von Baiern, sich auf dieses Niveau herabließen, so mußte das Gefühl der Selbstherrlichkeit bei den Künstlern nur erhöht werden. Und wie es auch heute noch

geschieht, waren es meistens gerade diejenigen, die sich berufen fühlten, ohne aber auserwählt zu sein, welche sich als kleine Übermenschen geberdeten und demgemäß benahmen. Die Folge davon war, daß unter der großen Schar von Talenten dritten und vierten Ranges ein beständiger Klatsch herrschte, welcher sich eines jeden bemächtigte, der nicht von vornherein hoch über allen andern stand.

In diese Kreise war nun Waiblinger eingetreten. Hatte man ihn aufs freundlichste aufgenommen, so läßt sich das, wenn wir von den vorausgegangenen Empfehlungen absehen, durch die bekannte Erfahrung erklären, daß ein „Neuer" zuerst immer gern von allen gewonnen werden möchte. Außerdem lächelte Waiblinger das Glück insofern, als er gleich auch mit jenen Großen bekannt wurde, die sich schon lange über den von ihnen unwillkürlich beherrschten Troß erhoben hatten, und die als wahre Übermenschen nicht für nötig fanden, es zu scheinen.

Da ist vor allem Thorwaldsen zu nennen, der damals bereits die Höhen seines Ruhmes erklommen hatte, aber nichtsdestoweniger den jungen Dichter mit der ganzen, dem Nordländer eigenen Herzlichkeit bei sich aufnahm: Waiblinger nennt ihn einen Mann von liebenswürdiger Einfachheit und Natur. Oft verweilte er im Atelier des verehrten Meisters und konnte sich in den mit unzähligen Marmorwerken von seiner Hand angefüllten Räumen nie satt genug sehen. Er bewunderte den Merkur, das Basrelief der drei Grazien und den Triumphzug des Alexander, der ihm als ein plastisches Wunder erschien, mehr als alles andere aber den Christus mit seiner einfachen, weltumfassenden Geberde der Liebe und Milde.

Aber auch die andern damaligen Größen der Künstlerwelt nahmen sich Waiblingers an. So kam ihm der bekannte alte Landschaftsmaler Koch, den schon Goethe ein wildes Genie nannte, gleich von Anfang an entgegen. Jeden Abend trafen sie sich in der Kneipe, sprachen mit einander über Dante, Kunst und Zeit, und während der Greis mit Feuer von den Tagen seiner Jugend erzählte und, was sich seit dreißig Jahren in Rom bewegt hatte, wieder zu neuem Leben aus dem Grabe heraufbeschwor, wußte ihn Waiblinger seinerseits für den Aristophanes zu begeistern. Auch mit Veit und Overbeck, die er geistreiche Köpfe nennt, war er viel zusammen. Der „geniale Genelli tummelte vollends Himmel und Hölle zusammen", und bald sollte Waiblinger die Bosheit seines satirischen Stiftes an sich selbst erfahren.

Waiblinger verbrachte den Rest des Jahres 1826 ausschließlich

im Genusse und in der Verarbeitung der vielen auf ihn einstürmenden Eindrücke, die ihm stufenweise eine neue Welt erschlossen, jene Welt, nach der er sich sein ganzes Leben lang gesehnt hatte und in der er sich jetzt nach kurzer Zeit als in seiner eigentlichen, wahren Heimat fühlte. Es kam alsbald eine Art Regelmäßigkeit in seine Lebensweise. Des Morgens las er eine Stunde im Bett dies oder jenes, drauf ein paar Gesänge aus Dante, den er eingehend studierte. Dann war ein Besuch zu machen, oder er begab sich zum Monte Pincio hinauf und blickte über sein geliebtes Rom hinweg. Nach dem frühe gehaltenen Pranzo gings ins Café Greco, von wo meistens noch ein kleiner Spaziergang unternommen wurde, falls auf eine günstige Abendbeleuchtung zu hoffen war. Nach Ave Maria las er wieder in Dante oder plauderte mit seiner Hausfrau, der Signora Costanza. Endlich wurde in der Stadt die letzte Mahlzeit, die Cena, eingenommen, noch ein Stündchen mit den Genossen geplaudert und dann mit einem Mezzo Caldo nach Hause gegangen. In diesem Tageslauf gab es indessen viele Ausnahmen und Veränderungen. Montags besuchte er das Kapitol, Dienstags war er tagsüber im Vatikan und des Nachts beim preußischen Gesandten, wo man immer drei bis vier Dutzend Deutsche antreffen und einige Stunden, den Hut in der Hand, bei einer Tasse Tee sich unterhalten konnte. Den Sonntag Morgen widmete er entweder einer Galerie, oder er ließ sich in der Sixtinischen Kapelle vom Papst und den Kardinälen ins Mittelalter zurückversetzen. Es gab damals Gelegenheit genug, prachtvollen päpstlichen Festlichkeiten beizuwohnen, Festlichkeiten, die heute leider alle verschwunden sind. Nichts auf der Welt aber schien Waiblinger an den Gesang in der Sistina zu reichen, und es war ihm ein erschütternder Anblick, vor Michelangelos Weltgericht und seinen Propheten und Sibyllen den heiligen Vater den Segen austeilen zu sehen.

Am Christtag hörte er gar im St. Peter mit zwanzigtausend andern Menschen den Papst die Messe lesen. Tief fühlte er sich von all dem Glanz ergriffen. Da war ein himmelanreißender Schwung, in Rede und Musik pulste, wie es heute noch mit Erstaunen der Fremde bemerkt, das glühende, feurige Gemüt des Südländers, und so mußte Waiblinger, für dessen Natur religiöse Momente immer zugleich auch Momente leidenschaftlichen Seelenjubels waren und dem der Protestantismus mit seiner demütigen Nüchternheit von jeher kalt und langweilig vorgekommen war, aufs innigste mit dieser andern, ihm hier in ihrer ganzen Majestät entgegentretenden Kirche sympathisieren.

Nicht daß er die katholische Kirche als Institution anerkannt oder etwa gar gewünscht hätte, in ihrem alleinseligmachenden Schoße sich vor der Unbill des Weltlebens zu bergen, keineswegs! Ausdrücklich ist hervorzuheben, daß es nur die seiner Individualität mehr entsprechende Auffassung religiöser Erhebung war, die ihn dem Katholizismus geneigt machte, wozu freilich auch, und mit Recht, ein gut Teil Bewunderung seiner kolossalen historischen Größe hinzukam. Lebendig trat sie ihm vor Augen bei dem Fest der Propaganda, wo er Abessinier, Mönche vom Libanon, Armenier, Araber und selbst Perser, einen jeden in seiner Muttersprache, reden hörte. So staunte er das vor Jahrhunderten aufgeführte Gebäude des katholischen Kirchenstaates an, fühlte lebhaft den gewaltigen einheitlichen Zug, der durch das Ganze ging, mit, aber er trat nicht ein, sondern blieb, die Schranken schon von anderer Seite her kennend und darum fürchtend, wohlweislich draußen in der frischen Luft individueller Freiheit. Die Pfaffen jeder Sorte haßte er noch so gut wie zuvor, doch war er gerecht genug, die Sache von den Personen zu unterscheiden. „Der Katholizismus gefällt mir," schrieb er darum seinem Freunde, „ja ich halt' ihn für die einzige Kirche, aber auch nur in Rom, sonst ists allenthalben Narrenspiel."

Nicht die Kirche, nicht die Kunstschätze des Vatikans noch irgend einer andern Gallerie waren es indessen, die es ihm besonders antaten, sondern Rom selbst ging ihm in Rom über alles. Täglich wanderte er nach dem einen oder andern schönen Aussichtspunkte oder in die Villa Pamphili oder Villa Borghese. Auch konnte er stundenlang auf dem Ponte Sisto am Tiber stehen und sich dem sonnigen Anblick der bergartig übereinander gebauten Häusergruppen, Bögen, Loggien mit weißblinkender Wäsche, Säulenhallen, Arkaden, Türmchen, Mühlen und Orangengärten hingeben. Des Nachts aber zogen ihn vor allem die Trümmer der Vergangenheit an, und eine Zeit lang weilte er während der Geisterstunde regelmäßig, auch bei trübem Wetter, auf dem Forum Romanum.

Damals hatten die Ausgrabungen kaum erst begonnen, nicht viel mehr war zu sehen, als die paar Säulen und Triumphbögen, und die Stätte trug noch allgemein den bezeichnenden Namen Campo Vaccino, weil die Stiere und auch Esel und Truthühner drauf weideten. Dafür aber hatte die Phantasie des Dichters freiern Spielraum: versunkene Pracht kann man sich in ihrem alten Glanze vorstellen und an wenig Übriggebliebenes anknüpfend in ihrer Voll-

ständigkeit wieder vor die Seele zaubern, jedoch die mit all ihren Verwüstungen ans Tageslicht der Gegenwart gewaltsam emporgerissene Vergangenheit erkältet eher, ja, stößt ab und macht es einem erst recht unmöglich, sich ein wirkliches Bild des Ganzen zu geben. Zu Waiblingers Zeiten fehlten denn auch nicht Stimmen, die mit dem damaligen Zustand so zufrieden waren, daß sie ihn nicht anders wünschten. Heute ist es bekanntlich anders geworden. Damals aber, als Wilhelm Waiblinger auf den Trümmern herumwanderte, die ein grünberaster Schutt fast überall zudeckte, besaß die Stätte noch all' ihren Zauber. Die Zeit glaubte noch etwas an Offenbarung, und die Menschen, die nach dem Forum Romanum pilgerten, wollten nicht nur die antiken Namen auch sehen, sondern sehnten sich alle darnach, durch den Hauch des Bodens, gleichsam auf mystischem Wege, des innersten Wesens der Antike selbst teilhaftig zu werden. Waiblinger vor allem ging ein Jugendtraum in Erfüllung, und hier, wo einst das Herz der Welt geschlagen, wo das mächtigste Volk der Vergangenheit erstanden und wieder verschwunden, hier schaute er während der stillen Nachtstunden auch in die Tiefen seines eigenen Lebens, und der Schmerzenslaut über erlittenes, nie verwundenes Unrecht verlor sich, endlich ausgesöhnt, im vollen, mächtigen Klange des weltgeschichtlichen Pathos. Mit beredten Worten hat der Dichter diesen seelischen Vorgang in seiner Elegie „Campo Vaccino" zum Ausdruck gebracht.

Langsam, voll sinnendem Ernst, schleich' ich den Hügel hinunter,
Und ins verlassene Herz senkt sich der irrende Blick.
Nun so zerfallen, zerstört vom langen Sturme des Schicksals,
Ach, von der brennenden Glut kühner Gefühle verzehrt,
Sieht es die blühende Welt nicht zur düstern Ruine zertrümmert?
Wandl' ich nicht einsam, das Herz bitt'rer Erinn'rungen voll?
Fühl' ich im stummen Gemüt nur eine Regung der Sehnsucht
Nach der Heimat, die mir jegliche Freude vergällt,
Ja, wo die lautere Seele geheim im Heiligtum liebte,
Selbst den Altar mir befleckt, der mich vom Pöbel getrennt? —
Stille, das bleibe verscharrt im großen Grabe des Herzens,
Find' ich ja Cäsars Welt über der Erde nicht mehr!

Aber nicht nur das antike Rom, Rom überhaupt erfüllte seine ganze Seele mit großen Gefühlen. Sonnenuntergänge, wie er einen mit glühenden Farben in dem Gedichte „Der Turm des Nero" schildert, oder die Stimmungen des „Ave Maria", wie er sie in einem andern Gedichte in vollendeter Weise besingt, bewegten ihn aufs tiefste, und auch den Zauber einer römischen Mondnacht weiß er zur wirk-

samen Darstellung zu bringen.[84] Doch über all diese dem Vergangenen und Vergänglichen geweihten Betrachtungen erhebt sich alsbald sein eigener jugendfrischer und lebensfreudiger Sinn.

O ihr Götter! sterben ist schön in Rom, doch schöner zu leben.[85]

Und Waiblinger lebte. In dieser großen Stadt hatte er die Empfindung, als falle mit jedem Tag eine neue Fessel von ihm ab. Die Zeit floß ihm in einem ununterbrochenen Genießen dahin, einem Genießen, das um so reiner und intensiver war, als seine ganze bisherige Geistesentwicklung, so insbesondere seine klassische Bildung aus den Gymnasialjahren, die beste Vorschule dazu gewesen waren. Befähigte ihn diese, die Kunstschätze Roms ihrem innern Gehalt nach in sich aufzunehmen, so wußte sich der Poet in ihm mit den andern Künstlern, der Mensch aber mit dem Volke in ein Verhältnis zu setzen. Gleich zu Anfang wurde Waiblinger durch seine Genossen ins eigentliche italienische Leben eingeführt. In dem nicht nur berühmten, sondern auch berüchtigten Café degli specchi auf der Piazza Colonna brachte er halbe Nächte unter der niedrigsten Volksklasse zu und hörte die Improvisatori zusammen singen und wüten, umgeben von einer Stube voll rasender Römer, die aus bloßer Anteilnahme sozusagen auch mitspielten. „Du hast keinen Begriff," schreibt er Eser, „mit welcher Begeisterung so ein schwarzer Kerl in seinem Banditenmantel Klio, Euterpe und Pindar als Schutzgeister für seinen Gesang anruft." Diese Vergnügungen dauerten oft bis gegen Morgen, falls nicht vorher von der Polizei Schauspieler und Gäste auseinandergetrieben wurden, da namentlich die letztern meist aus zweifelhaften Subjekten bestanden, die als Obdachlose die Nächte so zu verbringen suchten.

Das künstlerische Gegenstück zu diesen volkstümlichen Belustigungen bildeten in der Karnevalszeit die Vortragsabende der berühmten Improvisatrice Rosa Taddei im Teatro Capranica. Im Februar 1827 wurden sechs solcher „Akademien" gehalten, denen Waiblinger beiwohnte und von welchen er einen unauslöschlichen Eindruck davontrug. „Jeder konnte beim Eintritt seine Aufgabe einhändigen. Der Anstand und die Simplizität der Arkadierin, die blasse Physiognomie und der leidende Ausdruck des Gesichtes interessierte schon zu Anfang. Als aber die Themen alle gelesen und gezogen waren, als sie allein auf der Bühne stand, als die Harfe präludierte, als sie einigemal sinnend umherwandelte, und nun urplötzlich der Geist sie ergriff, ihr bis dahin so leidendes Angesicht einer Begeisterten

glich, und sie in der hohen einfachen Melodie zu singen anhub, eine Ottave nach der andern vollendete, in immer raschere Flammen geriet, als von allen Seiten bei trefflichen Stellen ein rauschender Beifall ausbrach, da meint' ich, daß ich mich in einem der dichterischsten Augenblicke meines Lebens befände. Sie brachte wirklich Gedanken vor, welche auch bei kälterm Blut erfreut hätten, in diesem stürmischen Moment aber auf dieser lauter Wohlklang und Gleichmaß tönenden Lippe gewaltsam erschütterten." Dabei benahm sich auch die Zuhörerschaft ausnehmend lebendig. Zerlumpte Burschen sagten die Reime voraus, ehe die Improvisatrice sie aussprach. Als einmal über die Wahl von zwei Themen entschieden werden sollte, rief gar eine treuherzige Stimme von der Gallerie herab: „Cantate pure, che volete, mi piace tutto!" (Singt, was ihr wollt, mir gefällt alles !), worüber denn ein großes Gelächter entstand.

Das glühende italienische Leben erreichte seinen für den Neuling geradezu verwirrenden Höhepunkt in den Karnevalsfestlichkeiten, und ein Nachmittag auf dem Korso mußte Waiblinger in eine ganz andere Welt versetzen. „Schon tobte der Karneval. Schon glänzten die farbigen Teppiche von den Fenstern und Balkonen, und eine unübersehbare wütende Menge von Menschen in tausend Trachten und und Masken rauschte nud wimmelte, schrie und wogte zwischen unzählbaren Wagen voll reizender Damen vom Obelisken des Platzes an bis zum uralten Bau des venetianischen Palastes und zum Fuße des hoch hereinragenden Kapitols hinab."[36] So schildert Waiblinger in einer seiner Erzählungen, wie sich ihm die ewige Stadt von ihrer modernsten, ausgelassensten, leichtfertigsten Seite zeigte.

Es ist nicht zu verwundern, daß Waiblinger „sein Rom" alsbald nach allen Richtungen, nach Vergangenheit und Gegenwart, nach Höhen und Tiefen kennen lernte, und, noch bevor er der Sprache recht mächtig war, sich bei seinem südlichen Charakter im Innern ganz Italiener fühlte. Es brachten dieses schon seine häuslichen Verhältnisse mit sich, denn wenn er gleich im deutschen Künstlerquartier wohnte, Via Frattina Nr. 14, so war doch seine Hauswirtin, Signora Costanza, eine echte Italienerin, und ging er abends nicht aus, so gab es sich von selbst, daß er einige Stunden in ihrer Gesellschaft zubrachte. Meist war noch, nebst andern reizenden Geschöpfen, eine schöne Florentinerin da, und alle lauschten dann den ihnen kaum begreiflich erscheinenden Dingen, die der junge Forestiere mit lustigen Sprachfehlern von seinem kalten und rauhen Vaterlande erzählte.

Waiblinger machte dabei nicht nur Fortschritte in der Grammatik, sondern vor allem in der Liebe, doch reiste die Florentinerin noch rechtzeitig nach England ab, sodaß es nur bei Vorlesungen aus Dante, bei Scherz und Kuß blieb.

Aber in Rom gab es noch viele andere Weiber, die den Erwartungen, die Waiblinger von ihnen gehegt, nicht nur entsprachen, sondern sie übertrafen. „Ich darf drauf zählen," berichtet er dem Freunde, wenn ich des Mittags die wenigen Straßen zur Piazza Barberini gehe, ein schönes Gesicht zu sehen." Die Albanesierinnen schienen ihm ganz antike Zeichnung zu haben. Doch war er schon lange nicht mehr jener „platonische Narr", wie er sich einmal ironisch selbst bezeichnet, und mit den Weibern trat nun in seinem Leben immer mehr nicht nur die Liebe, sondern die Liebe in ihrer irdischsten Art in den Vordergrund. Schon Mitte Januar 1827, also nach kaum zweimonatlicher Anwesenheit in Rom, berichtet er seinem Freunde eingehend und mit seiner gewohnten Offenheit darüber. Die Stelle, die sowohl für die damaligen — und die heutigen! — römischen Verhältnisse wie für Waiblingers Charakter bezeichnend ist, lautet folgendermaßen: „Übrigens, weil man denn doch einmal Mensch ist, hab' ich die Ehre, mit Lord ..... bei einer bildschönen Römerin zu konkurrieren. Der Beafsteak glaubt, er setze ihrem Mann allein Hörner auf, aber der Trink' es Wein (so nennt man uns Deutsche) genießt, was er genießt, und bezahlt nicht, was er bezahlt. Ich lebe übrigens sehr mäßig und geordnet. Vor Mädchen muß man sich hier hüten, wird man gepackt, so hat man die Wahl zwischen Ehe oder Galeere, dafür aber hat schon der Mann sich bei mir entschuldigt, daß die Frau nicht zu Hause sei."

Diese mit einem cynischen Humor gewürzten Worte zeigen, einen wie weiten Weg der Verfasser des „Phaethon" zurückgelegt hat in seiner Entwicklung. Wir haben die einzelnen Stationen bereits aufgedeckt und stufenweise klargelegt, wie Waiblinger in einer durch den unglücklichen Liebeshandel mit Julie Michaelis herbeigeführten Reaktion aus sublimer Schwärmerei plötzlich in eine derbe, unverhüllte Sinnlichkeit verfiel. Jetzt, nachdem wir wieder einen neuen Abschnitt seines Lebens kennen, ist es unsere Aufgabe, auf das in dieser Wandlung sich offenbarende höhere Gesetz und namentlich auf seine weitere Wirksamkeit hinzuweisen. Vor allem muß betont werden, daß die Lebensanschauung keineswegs nur ein bloß abstraktes Extrakt von Erfahrungen ist, sondern vielmehr eine gewaltige aktive Macht bildet

die, wenngleich der Vergangenheit entstammend, doch auf die zukünftigen Schicksale des Menschen einen oft direkt bestimmenden Einfluß hat. Die Philosophie Waiblingers, die bei aller Verschiedenheit der von ihm durchlaufenen Entwicklungsstadien sich doch überall wie ein roter Faden durchzieht, war nun, wie wir schon bemerkten, ein mißverstandener Platonismus, jene mittelalterlich scholastisch gefärbte Lehre von der Dualität von Geist und Körper und von der zweifachen Liebe, der geistigen und der sinnlichen.

Interessant ist es zu sehen, wie selbst in Rom, so sehr die Monumente der Antike auf ihn einwirkten, Waiblinger doch der eigentlich antike Geist, wie ein Goethe ihn erfaßte, nie aufgegangen ist. All die klassische Menschenschönheit vermochte seine schon zu tiefgewurzelte Weltanschauung nicht mehr zu ändern, diese selbst wurde ihm vielmehr allein Maßstab und Richtschnur, wie er sich persönlich zu den Werken der Kunst stellen zu müssen glaubte. Wie immer, so waren auch hier die Gedanken des Mannes über Weib und Liebe die Grundelemente seiner ganzen Ästhetik, und nirgends zeigt sich dies so deutlich als in den beiden Epigrammen über die kapitolinische und mediceische Venus.

Venus des Kapitols.

Götter steigen herab, in menschliche Hülle sich bergend,
Und dem Sterblichen mischt gern sich das Himmlische bei.
Sinnlicher Fülle hast du, uranische geistige Schönheit,
All dein Wesen nnd Sein, all dein Geheimnis vertraut.
Weib ist die Göttin, vergängliche Form hat das Ew'ge gewählet,
Aber das Sinnliche wirkt auch auf das Sinnliche nur.

Venus von Medici.

Nie ist die Göttin geworden, von Anfang ist sie, vollkommen
Stieg sie der Welt aus des Meers rauschenden Wassern empor.
In der flücht'gen Natur ist sie die dauernde Seele,
Und im Wechsel der Form ist sie das ew'ge Gesetz,
Unter sichtbar Gemischtem die tief unsichtbare Einheit,
Unter dem Einzelnen ruht bleibend als Ganzes sie fest.
Und als vollkomm'ne Idee gereifter, dauernder Schönheit
Zeigt sie dem Sinn nicht, dem Geist nur die olympische Macht.

Daß somit Waiblinger, obschon er von der Antike von jeher die nachhaltigste Anregung empfangen hatte und immer noch empfing, ihr eigentliches Wesen nie begriffen, darf wohl als unzweifelhaft bezeichnet werden. Wenn er in ganz ähnlicher Weise Tizian den Vorwurf macht, über der sinnlichen Wahrheit die höhere geistige vernach-

lässigt zu haben, so wird man dies auch nicht gern unterschreiben, mag man immerhin dieses Urteil begreiflicher finden als das den oben genannten antiken Statuen gegenüber gefällte. Ganz gerecht wurde Waiblinger eigentlich nur Rafael, dessen bei den bekanntern Gemälden wenigstens vorherrschende kindliche Reinheit und Unschuld ihm offenbar als jene vor allem gewünschte höhere geistige Wahrheit erscheinen mochte. Für eines der Bilder, die Madonna del Granduca, hat er denn auch auf eine überaus schöne Weise den innern Gefühlsgehalt in Worten auszudrücken verstanden:

Wie voll Unschuld du bist, du süß jungfräuliches Antlitz,
So befangen, so sanft, kaum noch der Kindheit entblüht.
Schüchtern noch tust du: obwohl schon Mutter geworden, so bist du
Dir's nicht bewußt, und weißt selbst noch nicht, wie dir geschah.

Schon weniger zutreffend ist, was Waiblinger über Michelangelo sagt, wiewohl es auch heute noch als das allgemein verbreitete Urteil bezeichnet werden muß. Er spricht ihm alle Zartheit durchweg ab und sieht in ihm nur den Ungeheures türmenden Giganten, was geradezu falsch ist, wo er es von Gottvater behauptet, der Michelangelo stets nur furchtbar erschienen sei. Denn es gehört zu den vorzüglichsten Schönheiten und Genüssen, die uns die Sixtinischen Deckengemälde zu bieten vermögen, zu beobachten, wie grandios der Ausdruck im Antlitz des Schöpfers ist, wo er die Weltkörper in Bewegung setzt, wie väterlich milde, da er dem ersten Menschen mit seiner Hand den Lebensfunken überträgt. Hingegen muß uns wieder Waiblingers Richtspruch über den damals erst seit wenigen Jahren verstorbenen und in der ganzen Welt mit der größten Begeisterung verehrten Canova in wahres Erstaunen versetzen. Was heute erst, achtzig Jahre nach Canovas Tode, zur allgemeinen Stimme über seine Kunst geworden, das sprach Waiblinger damals schon aus. Er erkannte, daß Canova der Antike nur die reinen Linien ohne die ihnen innewohnende Kraft entnommen und so aus dem Kreise weicher, ja weichlicher, von einem duftigen Dämmer umgebener Anmut den Weg zur wahren, charaktervollen Größe nie gefunden.

Doch wie der Griech' am natürlichsten ist, so gesellet er weise
Weiblichem Reize den Ernst männlicher Stärke zur Hand.
So entsteht ein vollkomm'nes Geschlecht aus der herrlichen Paarung,
Und die Schönheit erscheint so vom Verstande geführt.
Diese Vermählung erkanntest du nicht: dir genügte die Weichheit
Und der weibliche Teil ohne den schöpf'rischen Bund.
Darum wirkst du auch nur mit dem Reiz, dem entartenden, selten
Näherst dem weisen Maß ruhiger Schönheit du dich.

Daß Waiblinger Canova durchwegs ablehnte, hängt übrigens damit zusammen, daß er Thorwaldsen nicht nur nach seinen Werken kannte, sondern auch als Mensch schätzte und verehrte. Thorwaldsen wird heute in der Kunstgeschichte stets mit Canova zusammen genannt. Beide waren die Häupter der damaligen, in der Bildhauerei herrschenden antikisierenden Richtung. Aber Thorwaldsen war der männlichere von beiden, seine Kunst hatte mehr Charakter und namentlich eine gewisse keusche Zurückhaltung, die dem Venetianer gänzlich fehlte. So kam es, daß Waiblinger sich ganz auf seine Seite stellte, indem er in seinen Schöpfungen antiken Geist zu verspüren wähnte, während wir es eigentlich auch hier nur mit einer mehr oder weniger modifizierten Kopie antiker Formen zu tun haben.

Aus diesen Auseinandersetzungen über Waiblingers Verhältnis zur Kunst[87] ergibt sich als biographisch wichtiges Endresultat eine von ihm mit Bewußtsein vollzogene Trennung seines Lebens und seiner Dichtung. Es ist dies keineswegs befremdend. Wer von der Kunst hoch denkt — und das tat Waiblinger —, von dem Urquell des Lebens aber, der Liebe, niedrig — das tat er ebensosehr, lernte es tun gerade in Rom — der mußte notwendig den Künstler in sich vom Menschen streng geschieden halten. Damit aber war der innere Zwiespalt da, der es Waiblinger unmöglich machen sollte, zur wahren, einheitlichen Größe zu gelangen. Wir werden sehen, wie der subjektive Zug in seinen Dichtungen von nun an immer mehr verschwindet und, wo er sich noch findet, eigentlich nur in Anklängen an vergangene Tage besteht. Er sollte zwar das Leben in wenigen Jahren nach seinen Höhen und Tiefen kennen lernen, aber die Erlebnisse des Menschen wußte der Dichter nicht zu verwerten, durfte er nicht verwerten. Die Werke Waiblingers aus dieser seiner zweiten Lebensperiode, die wir nun eben [illegible] beginnen sehen, werden sich in zwei scharf von einander getrennte Gruppen teilen: einerseits in die referierenden Charakter tragenden Schriften des gewandten Journalisten, in seine Reisebeschreibungen, anderseits in die Dichtungen des mit antiken Themen wie Formen gewissermaßen „akademisch" arbeitenden Poeten. Waiblinger hat von nun an kein persönliches Geschick, keine persönliche „Geschichte" mehr, sondern sein Schicksal ist das von hundert andern. In Deutschland kämpfte er für ein Ideal, das er in seinem Leben zu verwirklichen trachtete, jetzt sollte er bald nur noch für das nackte Leben selbst kämpfen. Es gehört zur besondern Tragik seines Verhängnisses, daß Rom, das Ziel seiner Sehnsucht, nicht nur das

Grab seines Leibes, sondern auch seiner Individualität werden sollte.

Wie ein reich begabter Geist mit Riesenkräften im Elend ringt, wie er von der trügerischen Woge des Schicksals bald in dunkle Tiefen geschleudert, dann wieder zu sonnigen Höhen erhoben wird, um endlich doch für immer zu versinken, das zu zeigen ist unsere Aufgabe.

---

2. Tage der Not.

„Lebt wohl, liebe Eltern, und vergeßt mich nicht, und vertraut auf mich, auch wenn ich verleumdet werde".

Mit diesen Worten schloß Waiblinger am 26. Februar 1827 den zweiten in's Vaterhaus gesandten Brief, den er abschickte, ohne auf seinen ersten eine Antwort bekommen zu haben. Nur zu sehr sollte diese Ermahnung an die fernen Lieben nötig sein. Denn jetzt begann die Zeit, wo Waiblinger bald nichts mehr für sich, Alles gegen sich hatte.

Der vorige Abschnitt zeigte, wie Waiblinger in Genüssen jeder Art lebte. „So ein Tag in Rom ist freilich ein Tag, an dessen Abend man vixi sagen kann!" schreibt er einmal an Eser. Er sparte nicht allzuängstlich, gab sich unbekümmert um die Zukunft dem bunten Treiben hin, und so war er bisher stets von einer Menge der sogenannten guten Freunde umgeben gewesen.

Es ist indes nicht zu verwundern, wenn das Verhältnis Waiblingers zu den Künstlerkreisen, in denen er sich bewegte, bald einen andern Charakter annahm. Waiblinger war, wie wir bereits hinlänglich wissen, eine Natur, die sich nicht zu verschließen verstand. Alles, was er in sich hatte, sprach er auch gleich aus und forderte mit jener ihm noch immer eigenen Tyrannei den Beifall der Andern. Wenn aber jemand so recht eigentlich zum Schweigen verdammt ist, so ist es der Künstler, sei er Maler, Bildhauer oder Dichter. Denn der Pöbel kann ihn nicht begreifen, weil er Pöbel ist, sein Kollege nicht, weil Künstler sein Individualität sein heißt, Individualitäten aber von vornherein eine jede ihr besonderes Gepräge tragen. Von dieser spezifischen Künstlertragik sollte auch Waiblinger etwas am

eigenen Leibe erfahren. Jene erhabene Einsamkeit, in der allein das Große reift und der sich alle großen Menschen mit der Zeit wohl oder übel ergeben müssen, war ihm nun einmal unmöglich, und zum Reden fand er sich umsomehr veranlaßt, als ihm die damalige „moderne Richtung", die als eine mittelalterlich angehauchte Verquickung von Romantik und Naturalismus das Gegenstück zu Canova und Thorwaldsen bildete, in tiefster Seele verhaßt war. „Es ist fürchterlich, wie der artistische Pöbel hier sein Unwesen treibt", schreibt er an Eser, „Orcagna's Cadavergemälde in Pisa gefallen, die Nibelungen gelten mehr als Homer, heidnische Stoffe oder rein historische sind rein verworfen, nur die Bibel ist die Quelle, aus der diese Herren das Wasser holen, um ihre Pinsel zu putzen". Damit führt Waiblinger einen Hieb gegen die sogenannten „Nazarener": er, für den das Heil der Kunst einzig im Hellenentum lag, war mit seinem Urteil über diese Schule bald fertig, und daß er damit nicht zurückhielt, läßt sich bei seiner Natur gar nicht anders erwarten. Ebenso ist es jedoch zu begreifen, wenn die Anhänger der neuen Richtung in ihm bald nicht viel mehr als einen Grünschnabel sahen. Da Waiblinger überdies in einem nahen persönlichen Verhältnis zu Thorwaldsen stand, war er ihnen auch deshalb ein Dorn im Auge. Thorwaldsen mit seiner durchaus antikisierenden Auffassung des Kunstideals bildete zu den damaligen, sich vor allem um Genelli sammelnden Romantikern und Naturalisten den direkten Gegensatz. Aber er war groß und auf der Höhe seines Ruhmes, und so wagten es die „Deutschtümler" und „Chankermaler"[88] nicht, ihn anzutasten. Die ganze Antipathie gegen den gewaltigen, ruhig und abgeschlossen wie ein Gott seinen Weg verfolgenden Dänen entlud sich auf den mißliebig gewordenen Waiblinger. Er ward von einigen aufgefordert — und vielleicht geschah schon dies in verräterischer Absicht — auf das am 8. März 1827 zu Ehren von Thorwaldsens Geburtstag beabsichtigte kleine Fest ein Gedicht zu machen. Er tat es, „übrigens voraussehend, was geschehen würde". Von den meisten wurde darüber geschimpft, Waiblinger zog sein Poem trotzig zurück und übergab es selbst dem Meister, der sich darob hoch erfreut zeigte. Hierauf sandte er es in die Dresdener Abendzeitung und rächte sich zugleich durch eine äußerst bittere Anmerkung. „Überhaupt," schrieb er zornentbrannt an Eser, „sollen die Herren Künstler von Koch an bis auf den letzten noch mit der Zeit tüchtig abgewalkt werden. Eine schlechtere Ware von Menschen kannst Du Dir nicht denken! Ich habe doch sechs

Jahre lang den engsten, vielseitigsten Umgang mit Schauspielern gehabt, aber das sind römische Senatoren an Würde gegen die miserablen Kerle." Damit war zwischen Waiblinger und den Künstlern, in deren Kreise er sich anfänglich so wohl gefühlt, offene, grimme Fehde ausgebrochen.

Waiblinger stand plötzlich allein und mußte dies umsomehr empfinden, als noch andere Schicksalsschläge ihn teils schon getroffen hatten, teils in rascher Aufeinanderfolge noch treffen sollten. Bereits seit Neujahr 1827 war er ohne Geld gewesen, hatte aber, da er sich durch sein einnehmendes Wesen bald überall in Gunst gesetzt, stets Vorschüsse bekommen und so sein fröhliches Leben fortführen können. Da auf einmal, gerade vor Thorwaldsens Geburtstag, nahte sich mit schnellen Schritten sein Verhängnis. Dienstfertige Zwischenträger hatten nach Deutschland sowohl über sein Leben, wie über seine oft sehr freien Kneipreden, Religion und Kirche betreffend, berichtet. Zudem waren seine eingeschickten Feuilletons von einem allzu lebensfreudigen Geiste durchweht, und so kam denn von Stuttgart der erste niederschlagende Brief. „Cotta schrieb mir," meldet Waiblinger an Eser, „daß er meine Sendung wegen anstößiger Stellen nicht ganz benützen könne; ich habe mir unsinnige Mühe gegeben, so fad zu sein, als das Morgenblatt nur sein kann, und immer nur die Bettmütze einer Kammerjungfer auf den Schläfen gehabt, aber umsonst." Gleichzeitig war Waiblinger angezeigt worden, daß kein Geld mehr geschickt werde. Er schrieb, machte Vorstellungen, versuchte sogar eine neue Einsendung, erreichte damit aber nur, daß er von Cotta einen neuen Brief erhielt, in welchem ihm das Frühere in noch bestimmteren Ausdrücken wiederholt und jede weitere Geldsendung rundweg abgeschlagen wurde. So mußte er einsehen, daß hier nichts mehr zu gewinnen sei; auch hatte er keine Lust, „ins Blaue hinein zu arbeiten und dem alten Pelikan jeden Goldtropfen aus dem lederzähen Herzen herauszupressen". Aber nicht nur Cotta versagte: Franckh, der ihm für seinen „Lord Lilly" volle 20 Louisd'or versprochen, ließ trotz aller Bittbriefe überhaupt nichts von sich hören. Waiblinger, der in diesem Verhalten seiner Verleger — und gewiß nicht ganz mit Unrecht — das allgemeine Urteil seiner Landsleute über ihn las, glaubte alle Ursache zu haben, seinem Vaterlande zu grollen. „Nun ist mir vollends Württemberg ganz in tiefster Seele verhaßt!" ruft er in einem Brief an den Freund aus.

Mit diesem Haß aber verband sich zu gleicher Zeit ein starrer,

unbeugsamer Trotz. Er wußte wohl, wie viele sich in Deutschland freuen würden, wenn er nun de- und reumütig zu den väterlichen Penaten zurückkehrte. Aber selbst für den Fall, daß er das nötige Reisegeld gehabt hätte, wäre es für ihn keine Frage gewesen, was er tun sollte. Er ertrug mutig die Not, und ein einziger Blick vom Pincio auf „sein Rom" tilgte alles Elend aus seinem Herzen, Alles, bis auf die einzige, große, unauslöschliche Liebe zu der ewigen Stadt. Ihm war, als müsse ihn schon der bloße Gedanke an eine Trennung weinen und kindisch verzweifeln machen. Er nahm sich vor, auszuharren, und wenn er seine Suppe auf dem Monte Cavallo aus dem Kapuzinerkloster holen sollte. „So lang ich in diesem unaussprechlich teuren Rom bin, fühl' ich mich glücklich!" schreibt er Eser, und so war seine Stimmung meist heiter. Rastlos arbeitete er von früh bis spät, um dann am Abend in einem kleinen Spaziergang Erholung zu suchen. Doch fehlten dazwischen Stunden des Trübsinns nicht. „Es gab auch schon Tage," klagt er, „wo ich zu Hause blieb und mit Schrecken einsah, daß auf diese Art mir meine Zwecke in Rom alle verdorben werden, wenn ich bloß ums Geld arbeiten soll, ja, ich fand mich düster beengt, daß ich *ohne* Geld bin. Ich bin ganz gewiß, Hunderte, Tausende wären doch einmal solchen ewigen Tücken der Welt erlegen, und mir selbst wollte zwar *nie* die Poesie, aber die Schriftstellerei entleiden. Es kommt mir ja gar nichts entgegen, und ich erreiche mit all meinem *ernsten* Streben, mit meiner reinen Liebe zur Poesie und mit allen Posaunenstößen einzelner, daß ich ein wahrer Dichter sei, doch weit weniger als jeder Romanschmierer." Vor allem schmerzte ihn, daß er sich gestehen mußte, bei einem solchen Leben nie Zeit und Ruhe genug zu finden, um an die Verwirklichung seines Dichtertraumes, die Dramatisierung der Hohenstaufen, zu gehen. Und doch versuchte er alles mögliche, um seine Stellung zu verbessern. Er machte verschiedenen deutschen Buchhandlungen den Antrag, Bottas Geschichte von Nordamerika zu übersetzen; ohne Erfolg. Er spähte nach Hauslehrerstellen aus, war auch einigemale daran, eine zu kriegen, aber immer zerschlug sichs wieder. Endlich sah er sich in der Kleidung so heruntergekommen, daß er nicht einmal mehr Besuche machen konnte. Die Hoffnung, beim preußischen Gesandten, Herrn von Bunsen, Hilfe zu finden, mußte er auch deshalb aufgeben, weil jener ein rigoros-orthodoxer Protestant war und er daher mit seinen freien religiösen Anschauungen und infolge Verleumdungen durch die Künstler nicht allzu gut bei ihm angeschrieben sein mochte.

Waiblinger befand sich in einer sehr traurigen Lage. Auf einmal sah er sich im großen Rom, in der großen Welt, mutterseelenallein. Kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn, es sei denn in feindlicher Absicht. Auch seine deutsche Heimat hüllte sich in ein vollständiges Schweigen, von den Eltern hatte er noch keinen einzigen Brief erhalten, und einstige Freunde, wie Mörike, antworteten ebenfalls nicht.[89] Wenn er nach Norden blickte, so hatte er immer das bittere Gefühl, daß man sich dort kalt von ihm zurückzog und ihn seinem Schicksal überließ. Es blieb noch Eser, der treue Jugendfreund, der nicht bloß schöne Worte machte, sondern sich auch willig zur hilfreichen Unterstützung anerbot. „Ich mag außer Dir und meinen Eltern," schreibt ihm Waiblinger, „und einem unschuldigen, liebevollen Wesen, dem ich seine schöne, tiefe Güte gern belohnen möchte, an niemand mehr im Vaterland denken." Hier erinnert sich der Dichter offenbar an das von ihm Henriette genannte Mädchen, mit dem er die letzten Monate vor seiner Abreise in jenem verborgenen, so glücklichen Verhältnis gelebt hatte. Übrigens blieb er selbst jetzt nicht ganz ohne jede kameradschaftliche Berührung mit deutschen Landsleuten, denn noch in seiner glücklichen Zeit, im Januar 1827, hatte er den bereits Ende Oktober des vorhergehenden Jahres in Rom eingetroffenen Grafen von Platen kennen gelernt. Aber Platen sowohl wie Waiblinger strebten, jeder nach seiner Weise, vor allem in das italienische Wesen einzudringen, und so war ihr Verkehr vorderhand nicht über allgemeine Beziehungen hinausgediehen.

Die Hilfe, die Waiblinger wenigstens über die ärgste Not hinweghalf, kam ihm von einer andern Seite, nämlich von Dresden. Dort hatte der Redakteur der Abendzeitung, Hofrat Winkler, der dem jungen Poeten schon als er noch in Deutschland war so viel Interesse entgegengebracht, Waiblinger nie aus den Augen gelassen und ihn bald einmal „um Beiträge gedrängt". Für Waiblinger, der diese Anfragen, so lange er auf Cotta hoffte, nicht allzu eifrig beantwortet hatte, eröffnete sich hier schließlich eine letzte Geldquelle, die, wenn auch spärlich, so doch regelmäßig floß. Um Stoff für etwas Größeres zu gewinnen, wohl auch um den Schmerz über den Verlust einer ihm gestohlenen Gedichtsammlung zu verwinden und sich überhaupt für einige Zeit aus dem ganzen Elend herauszureißen, raffte er Mitte März 1827 seine letzte erborgte Barschaft zusammen und trat eine Wanderung in die Gebirge Latiums an.

Mit dem einzigen Freunde, der ihm aus der zahlreichen Künstlerschar noch geblieben, Ludwig von Augsburg, einem „guten, herzlichen und sehr talentvollen Landschaftsmaler", verlebte Waiblinger in der stillen, wonnigen Frühlingspracht der Albanerberge mit ihren herrlichen Seen Tage, die ihm allen Kummer lösten und den ganzen Frieden des südlichen Himmels in die Seele senkten. Wie sie so miteinander in die grüne, schwermütig weitgedehnte Campagna hinauszogen, erinnerte er sich seiner Jugend, erzählte seinem Begleiter von seiner unablässigen Sehnsucht nach diesem Lande, von seinen Träumen, seinen Plänen, Entwürfen, Bestrebungen und Anstrengungen, seine glühenden Wünsche zu erfüllen, und erzählte so lange und feurig, daß er zuletzt wie im Taumel jener ersten Jugendjahre davonlief, um endlich schaudernd zu erwachen und sich mit namenlosem Entzücken da zu sehen, wohin er sich schon seit anderthalb Jahrzehnten gewünscht. Sie pilgerten nach Albano, Genzano, Ariccia, und mit wenigen, einfachen Worten offenbart uns Waiblinger sein Inneres. „Es gibt doch Tage wieder, wo man glücklich ist. Man muß dabei im Geheimen ein Kind sein, aber ja nur im Geheimen, und sich nichts merken lassen. Es ist alsdann, als ob uns das Schicksal frei ließe, als ob wir keiner fremden Macht mehr gezwungen angehörten. Wir haben nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu verlieren, wenn irgend einmal, so ist in solchen Stunden unser Wesen kein bloßes Werden mehr, sondern ein tiefbefriedigtes, volllebendiges Sein." Nemi wurde besucht und über Rocca di Papa der „latische Rigi", der Monte Cavo, bestiegen. Die Aussicht von hier oben,[90] die über die tiefeingesenkten, wunderbar blauen Seen hinweg auf der einen Seite bis zu den Schneehäuptern der Apenninen, auf der andern weit hinaus aufs hohe, silberflimmernde Meer ging, hätte Waiblinger beinah sein geliebtes Rom vergessen machen können, wenn es nicht als breiter, weißer Streifen fortwährend aus der flachen Campagna heraufgeblickt hätte. Über Frascati gings wieder, auf der alten Via Appia, nach der zur zweiten, zur wahren Heimat gewordenen Stadt zurück. Zurück ins alte Elend, denn auf Waiblinger wartete jener schon erwähnte zweite Brief von Cotta, der ihn alle Hoffnung aufgeben ließ. Er schrieb nun seine Reiseerlebnisse in einem „Frühling in den Gebirgen Latiums" betitelten Aufsatz nieder und schickte diesen Winkler. Eser bat er, sich bei Menzel um Herausgabe der „Anna Boleyn" zu verwenden, die jener bei dem Intendanten Lehr möge abholen lassen. Aber während die Einsendung an die Dresdener Abend-

zeitung nur die kleine Summe von 70 fl. einbrachte, die kaum hinreichend war, einen schreienden Gläubiger zu decken, schlug der andere Versuch ganz fehl. Was die Satire „Olura“ anbetraf, die er noch vor der Reise nach Italien an Vieweg in Braunschweig abgeschickt, so wußte er überhaupt nichts über ihr Schicksal, da er niemals eine Antwort bekommen.

Waiblingers Existenz hing jetzt recht eigentlich von Winkler ab. Dessen bescheidene Honorare vermochten indes der wachsenden Not nicht zu steuern, um so weniger, als die Bosheit von Waiblingers zahlreichen Feinden unter den Künstlern täglich wuchs. Trotz der „vorsichtigsten Bescheidenheit und der höchsten Freundlichkeit gegen jeden“, deren er sich nun befliß, operierten sie auf eine schändliche Weise gegen ihn. Nicht genug, daß der früher allerdings oft Übermütige jetzt gänzlich wehrlos war, der gemeine Haß suchte ihn noch völlig zu vernichten. Mitte Mai 1827 erhielt der Wirt, bei dem Waiblinger schon seit vier Monaten aß, ohne bezahlen zu können, einen anonymen Brief, worin man ihn als einen Abenteurer hinstellte, der die Leute nur betrügen wolle. Er war nun gefaßt, daß ihm die Alternative zwischen plötzlicher Tilgung seiner Schulden und einem Lager auf dem Kapitol gestellt werden würde. „Dann sollst Du meinen Triumphzug die Treppen der römischen Gottesburg hinauf sehen,“ schreibt er an Eser, „ich, der Lorbeergekrönte, voran, und hintennach die Schar der gefangenen, besiegten Gläubiger.“ Es kam aber nicht so weit. Selbst in dieser mißlichen Lage blieb ihm noch ein Obdach, wo er sich nach dem gewohnten abendlichen Erholungsspaziergang von der strengen Tagesarbeit ausruhen konnte. Seiner mit einer beinah unbegreiflichen Elastizität begabten Natur genügte ein Schlaf von wenigen Stunden, um neue Kräfte zu sammeln für den Kampf ums Dasein und gegen die Feinde. Nie war er gebeugt, nie verließ ihn die innere Heiterkeit, so daß es ihm sogar gelang, die um die Osterzeit empfangenen neuen Eindrücke in einer Erzählung „„Die heilige Woche““[91] zu verwerten und außerdem noch einen Roman in den ersten Umrissen auszusinnen. Aber niemals auch gab er den grimmen Haß auf gegen seine Widersacher, und die Fehde wurde zuletzt von beiden Seiten mit größter Heftigkeit geführt. Sie bestand im wesentlichen darin, daß die elenden Landsleute sich den äußern Anblick des nur noch mit den schäbigsten Fetzen bekleideten Unglücklichen zu Nutze machten und Karikaturen von ihm zeichneten, in den Straßen aushängten, ja, selbst verkauften, während Waib-

linger die beißendsten Epigramme gegen sie schleuderte. Haupt und Anführer jenes gemeinen, nichtswürdigen, sich hauptsächlich aus Anhängern der modernen Richtung rekrutierenden Künstlertrosses war der nicht unbedeutende Genelli. Wie wir gesehen, hatte er sich anfangs mit den andern Waiblinger angelegentlich genähert, und Waiblinger bewunderte ihn auch aufrichtig. „Ich bin gerne bei Genelli", schrieb er einmal, „diesem Kinde einer wütend gewordenen Grazie, diesem wunderbaren Menschen, der Poesie und Malerei im schöpferischen Flammenhauche zusammenweht, wie Geist und Bild, wie Duft und Rose." Jetzt hatte sich die Grazie in jene teuflische Perfidie verwandelt, wie sie nur der romanischen Rasse eigen ist. Von den Karikaturen findet sich heute nichts mehr,[92] wohl aber kennen wir noch Waiblingers Spottverse, deren Zahl sich auf gegen 200 belief. Sie waren sowohl gegen die damalige Kunst mit ihrer mittelalterlichen „deutschtümelnden" Romantik und ihrem zu gleicher Zeit im Detail herrschenden Naturalismus, wie auch gegen die Künstler selbst gerichtet, deren Charakter noch schlechter war als ihre Pinseleien. Einige Proben mögen einen Begriff davon geben.

Einmal starb für die Sünden der Welt ihr Erlöser, o stürb' er
Für die Sünden der Kunst endlich doch einmal in ihr.

Lorbeer wollt' ich von Euch? O ihr irrt, denn ihr, meine Freunde,
Seid ja der Feigenbaum, den der Erlöser verflucht.

Stechend seid ihr zum Staunen, so wie die römischen Wanzen,
Deren stinkendes Volk nächtlich dem Lager entkriecht.

Man zernichtet euch nicht? Davor behüt' uns der Himmel,
Wenn man die Wanze zerquetscht, stinkt sie entsetzlicher noch.

So wehrte sich Waiblinger in seiner ohnmächtigen Lage. Wenn er auch nie die Waffen streckte, so war er doch für vieles gleichgültig geworden, und namentlich über seine eigene Bettlererscheinung konnte er selber in tollem Übermut witzeln. Ihn schmerzte das Geschrei der Gassenbuben, die ihm mit dem Rufe: „Ecco il poeta!" nachliefen, weniger als der Gedanke, daß die, die ihm sein Elend durch Gemeinheiten aller Art noch bitterer zu machen suchten, sich einst seine Freunde genannt hatten und seine Landsleute waren. Aber das Maß seiner Leiden war noch nicht voll, er sollte noch den letzten der Getreuen verlieren, und zwar durch eigene Schuld.

Ludwig, jener Landschaftsmaler, mit dem er zusammen den Frühlingsausflug in die Gebirge Latiums gemacht, hatte immer treu zu ihm gehalten, das Letzte mit ihm geteilt und so zuletzt selbst, ohne ihn je an seine Schuld zu mahnen, Not gelitten. Da scheint Waiblinger einmal, gereizt und geschwächt in allen Nerven von dem beständigen Kampfe, „empfindlich und verletzbar wie ein Kind und stolz und wütend wie ein Drache", ein hingeworfenes Wort des andern, der schließlich auch erlahmte, übel gedeutet zu haben, kurz, es kam zu einem heftigen Wortwechsel, nach welchem Ludwig sein Geld, 30 Scudi, zurückverlangte. Acht Tage vorher war Waiblinger von einem edlen Deutschen, der, von Platen auf den Unglückseligen aufmerksam gemacht, sich schon längst im stillen für ihn umgetan, Geld angeboten worden. Er hatte es ausgeschlagen, weil er immer noch glaubte, sich selbst durchhelfen zu können, und außerdem auf seinen Eifer baute. Es kam denn auch wieder etwas Weniges von Dresden, zugleich aber traf von dem alten Jugendfreunde ein völlig niederschmetterndes Schreiben ein, voll der schärfsten Vorwürfe, die zeigten, daß die Verleumdung daran war, auch den letzten Stützpunkt zu untergraben, den letzten Hoffnungsanker zu lösen. „Wer in Rom, das bei jedem Schritt an Größe mahnt, sich nicht selbst bekämpfen und liederlich sein kann, der sollte kaum noch eines Blickes gewürdigt werden!" Waiblinger, im tiefsten Innern gekränkt, schrieb einen Brief zurück, worin er in ergreifenden Worten den ganzen Jammer seiner hilflosen Lage schildert.[33] Aber er hatte nicht Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen, die Verhältnisse erforderten Handeln und rasches Zugreifen, wo es nur immer möglich war. In der Tat schien noch in letzter Stunde für den einen, der untreu zu werden begann, ein anderer aus der alten Kameradenschar einspringen zu wollen. Gfrörer, der seine gute Carriere, wie bereits erwähnt, zum Teil indirekt Waiblinger verdankte, kam von Genf nach Rom. Als jedoch Waiblinger von ihm einen kleinen Vorschuß erbitten zu dürfen glaubte, gab ihm jener ziemlich trocken zur Antwort, er sei auf einer Vergnügungsreise hieher gekommen und könne ihm nichts geben, da er ja nicht wisse, ob er, falls ihn die Leute Hungers sterben ließen, das Geliehene je wieder zurückerhalten würde. So schlug also auch noch das Letzte fehl, und nicht nur Spott, sondern offenkundiger Hohn wurde jetzt laut. Alle Zungen zischelten, lachten, alle Finger kritzelten Karikaturen: Atheist, schlechter Mensch, schlechter Dichter, dummer Kopf rief's in höllischem Chorus.

Da bot jener großherzige Deutsche, der unerkannt hinter den Coulissen dieses traurigen Schauspiels wirkte, dem Bedrängten die das erste Mal so stolz zurückgewiesene Geldsumme zum zweiten Male an, und Waiblinger war gerettet. Aber so lange schon hatte er sich darauf angewiesen gesehen, sein Schicksal nur den Launen des Zufalls anheim zu stellen, daß er nun die glückliche Wendung seiner Verhältnisse fast als etwas Gleichgültiges hinnahm. Sein erstes war, Ludwig zu bezahlen, der sich jedoch beschämt weigerte, seine Schuld jetzt schon einzuziehen, und hierauf, gänzlich erschöpft von den Aufregungen der letzten Wochen und von dem unmäßigen Arbeiten, womit er sich über sein Elend hinwegzutäuschen versucht hatte, entfloh er anfangs Juni 1827 ins Sabinerland.

Er war begleitet von seinem wieder versöhnten Freunde Ludwig und noch einem andern Künstler, der aber unterwegs von Rheumatismus befallen wurde und nach Rom zurückkehren mußte. Waiblinger durchstreifte nun mit dem Kameraden Tivoli, trank aus dem Blandusischen Quell, besuchte die Ruinen der Horazischen Villa und drang bis Subiaco und Olevano vor. Hier glaubte er im Paradiese zu sein. Herrliche landschaftliche Lage, ein Himmel mit den unglaublichsten Beleuchtungen und ein prächtiger Menschenschlag ließen selbst Albano in seiner Seele zurücktreten. Überdies wurden er sowie sein Begleiter von der Familie Prattesi, zu der sie der Eseltreiber als „Galant' uomini" geführt, aufs herzlichste empfangen. „Diese Leute," heißt es in einem Reisebriefe an Winkler, „sind so liebenswürdig, so freundlich, so gefällig, so lustig und heiter, zutraulich und zutrauenerweckend, daß ich wie in einem väterlichen Hause bin. Es ist eine Familie von einzigem Charakter. Eine wahre Freude, Gesundheit, Frohsinn, Gutmütigkeit atmet überall hervor." Der Padrone, ein noch junger, rüstiger Mann, ein schönes, majestätisches, von sieben blühenden Kindern umgebenes Weib, zwei Oheime, ein origineller Pfarrer und ein mit einer „unwiderstehlich angenehmen Grazie" begabter Müller, bildeten zusammen einen kleinen Staat. Nach glücklich verlebten Tagen gings weiter nach Albano, Tusculum, nach Genzano, wo eben das reizende Blumenfest gefeiert wurde. Wieder bestieg Waiblinger den Monte Cavo, sah das Meer mit seinen homerischen Gestaden und badete in der Grotte der Diana und im Albanersee. Dann, da die Barschaft zu Ende ging, wurden die Schritte wieder der alten, immer aufs neue ihre Anziehungskraft ausübenden Roma zugelenkt.

Waiblinger fand einen Brief von Eser vor, der ihm zwar nichts Hartes mehr sagte, aber immerhin noch eine gewisse Kälte aushauchte. Gleichwohl wagte er es, ihn von neuem um Geld anzugehen, um ihm so zu zeigen, daß er seine Kränkung vergessen habe. Er stak in einem wahren Bettlerkostüm, wodurch er sich von selbst von der bessern Gesellschaft ausgeschlossen und vieler Möglichkeiten, sich zu helfen, beraubt sah. Glücklicherweise fühlte er sich frisch, und das hielt ihn aufrecht: „Ich bin schwarz und sehe so gesund aus, als hätte mich Tizian koloriert," berichtet er in einem Brief. Die ihm auferzwungene Zurückgezogenheit benützte er zu stillem Arbeiten, schrieb für Winkler einen Bericht über seine „Wanderung ins Sabinerland" und dachte wieder jenem schon einmal erwähnten Roman nach. Dabei war er doch nicht ganz einsam, denn er hatte einen jungen, liebenswürdigen Parmesaner-Maler, Francesco Scaramuzza, in sein Haus, ja, sogar in sein Zimmer gezogen. Wenn die recht poetisch-malerische Tageswirtschaft zu Ende war, setzten sich die beiden für den Abend zusammen, rauchten ein Pfeifchen und lasen Dante und Ariost oder besprachen sich über die Gallerien oder allgemein über Kunst.

In diesen endlich wieder einmal stilleren Tagen erhielt Waiblinger einen Brief von den Eltern. „Mein guter, lieber Vater, den ich leider oft betrüben mußte, hat mir traurige Worte geschrieben, die mir Tränen auspreßten. Er versichert mich, daß er keinen Groll ins Grab nehme, und daß er mir seinen Segen gebe. Ich weiß, daß ich ihn nimmer sehe; denn es wird lange dauern, bis ich meine bis in den Tod verhaßte Heimat wieder betrete, vielleicht nie mehr geschehen." Er antwortete herzlich und offen, so daß wir wieder einmal einen tiefen Blick in sein Gemütsleben tun können. So sagt er: „Die Weiberliebe ist ein Ding, dessen ich fast satt bin, und das will etwas heißen unter diesen Wundern von Schönheit. Es wäre mir für jetzt lieber, meine gute Mutter bei mir zu haben, deren Bild mir so oft im Traume erscheint und die ich so sehnlich wieder zu sehen wünsche. Ich weiß, daß nur im Schoß der Eltern Sicherheit ist und die Liebe des Vaters und der Mutter über alles geht. Das seh' ich nun erst jetzt ein, da mir von den unzähligen alle verloren sind."

Unterdessen ging der Juli zu Ende, und die Hitze wurde fürchterlich. Der römische Fiebermonat kam heran, der damals, bei dem noch nicht korrigierten Tiber, viel gefährlicher war als heute. Jeder

wünschte dem andern einen „felicissimo Agosto“. Waiblinger verdoppelte die Sorge für seine Gesundheit, aber er bekam dennoch das Fieber. Nur dank seiner starken Natur und der Pflege seines Scaramuzza überwand er es in einigen Tagen. Nun hieß es: hinaus aus dem verderblichen Dunstkreis in die gesunde, frische Bergluft, und gerade zur rechten Zeit kam Geld von Eser und ermöglichte Waiblinger, nach seinem geliebten Olevano zu flüchten.

Obwohl im Sommer kein Italiener geht, sondern sich auf seinen Esel setzt, legte Waiblinger aus finanziellen Gründen die weite Strecke zu Fuß zurück. Nicht zu verwundern ist es daher, daß er sein Ziel gänzlich erschöpft und abermals vom Fieber gepackt erreichte. Mit offenen Armen nahm ihn indes die Familie Pratteſi auf, und nach einigen Tagen der Rekonvaleszenz hatte sein Körper die Gesundheit und sein Geist die nötige Ruhe wiedergefunden, um sich ganz dem Genusse der unbeschreiblich schönen Natur hingeben zu können.

Jetzt hatte er auch Muße, den Volkscharakter näher kennen zu lernen. In diesen wie Adlernester an die hohen, steilen Felsen geklebten Bergdörfern lebte ein in der Seele unberührtes, stolzes, selbstherrliches Volk. Nichts hatte hier noch die Leidenschaften geschwächt, gleich waren immer Flinte und Dolch bei der Hand, und keine Woche verfloß ohne einen Mord, den dann alle als eine Privatsache betrachteten. Oft bekriegten sie die von Genzano heraufkommenden Carabinieri regelrecht, um sich ihre Freiheit zu wahren, und kaum gab es in dem Dorfe, das sich nebenbei durch virtuose Weintrinker auszeichnete, einen narbenlosen Mann. Alles wuchs in Wildheit auf. Wie aber der Olevaner niemand über sich duldete, so führte er auch in seiner Familie ein absolutes Regiment. Die Sitten waren sehr streng, ja, die jungen Mädchen schienen Waiblinger geradezu in Sklaverei zu schmachten. Heiraten bedeuteten fast immer das Resultat elterlicher Berechnung, selten kamen sie durch eigene Wahl zu stande. Aber die Weiber schienen diesen Druck nicht sehr zu fühlen, sondern wuchsen in den elenden Hütten heran wie herrliche Rosen in altem Gemäuer. Bei der allgemeinen Unwissenheit war eine stärkere Ausprägung der Individualität nicht möglich. Nicht nur die oft vollendet schönen Gesichter, sondern auch die Seelen trugen sozusagen jenen antiken typischen Zuschnitt. Eine jede wartete in der Verborgenheit, bis ihre Zeit gekommen, und wob unterdessen Leinwand in völliger häuslicher Zurückgezogenheit, die keinen Kuß und keinen Scherz erlaubte.

Vier Wochen blieb Waiblinger in Olevano, und während er sei-

nen nun schon mehrmals erwähnten Roman immer weiter aussann, begann er angesichts der elysisch süßen, violetten Bergkette der Volsker unter Feigen und Pinien, Kastanien und Olivenhainen selbst ein verwegenes Abenteuer mit der schönsten Sabinerin.

Mit dem Pfarrer stieg Waiblinger eines Morgens in den steilen Felsengäßchen des Dorfes herum. Er kam mit einer Frau ins Gespräch, wurde nach Rom gefragt und meinte dabei vergleichend, daß hier die Häuser zwar häßlicher, die Weiber dafür aber noch viel schöner seien. Da rief die Alte etwas, und am gegenüberstehenden Hause erschien in einem Fensterrahmen ein Mädchenkopf von so ausgezeichneter Schönheit, daß Waiblinger ganz verwirrt wurde. Die Kupplerin meinte hierauf schalkhaft, hier sei ein Fremder, der Leinwand wünsche, die Schöne aber errötete und lächelte mit den großen Strahlenaugen. Jeden Tag kam nun Waiblinger früh des Morgens die Felsentreppen heraufgestiegen, sah Nazarena am Webstuhle sitzen, und ihre Blicke fanden und verstanden sich. Flüstergespräche über den Gartenzaun und verstohlene Blicke in der Messe förderten rasch das Einverständnis, und obgleich die sechszehnjährige Nazarena als einzige Tochter strenger Eltern unter beständiger Obhut stand, gelang es Waiblinger, der durch seinen Abbate Briefchen und selbst italienische Sonette der Geliebten in die Hände zu spielen wußte, mit ihr mehrere Stelldichein zu erreichen. Jetzt aber ward die Sache ruchbar, die vielen Liebhaber des schönen Mädchens wurden dem Fremden, der mit kecker Hand in ihre Netze hineingriff, bitter feind, und Waiblinger, der in dem bigotten Dorf sowieso bald den Ruf eines Heiden erlangt hatte, stand einmal, ohne es zu ahnen, in größter Gefahr, erschossen zu werden. Da er selbst mehrere der Liebesrache gefallene Opfer angetroffen[94] und wohl wußte, wie schnell hier die tötende und wie langsam die strafende Hand war, so hielt er es für geraten, den Rückzug anzutreten. Nachdem ihm Nazarena versprochen, den Vater solange zu bestürmen, bis er sie nach Rom in ein Kloster sende, entrann er heimlich.

In Rom fand Waiblinger eine Einladung von Kraukling und Kind zur Mitarbeit an der Dresdener Morgenzeitung vor. Kurzer Hand übersetzte er aus seinem italienisch geschriebenen Tagebuch das über seinen letzten Aufenthalt in Olevano Eingetragene, soweit es ihm zur Veröffentlichung geeignet schien, und sandte es ein. Er hörte auch von einigen angekommenen Russen, daß sein Name in Dresden in hohen Ehren stehe.

Ihn aber verlangte gerade jetzt weniger denn je nach der großen Welt, und um ein für allemal aus der Nähe seiner ihm so verhaßt gewordenen Landsleute zu kommen, verließ er die Via Frattina und zog mit seinem Scaramuzza auf den Esquilin. Hier herrschte damals noch klösterlicher Friede, und aus dem Fenster schweifte der Blick über Rom hin und weit in die Campagna hinaus. Nun kam zwar Ruhe über ihn, aber es war nicht ein wohltätiges Ausspannen, sondern jene Stille, wie sie eintritt, wenn der Mensch in seinem rasenden Lauf durch den Lärm des Lebens einmal innehält und mit bangem Gefühl aus den Tiefen der Vergangenheit allerlei herzbewegende Stimmen heraufklingen hört. In Rom hatte Waiblinger bis jetzt nur den rohen Genuß durchgekostet, in Olevano zum erstenmal seit langem wieder geliebt. Die häufigen Briefchen mit fremden Schriftzügen (denn Nazarena konnte nicht schreiben), zauberten ihm immer aufs neue die in ihrer stolzen Demut so unendlich rührende Gestalt der schönen Sabinerin vor Augen. Alles hatte sie ihm gegeben, wie einst jenes deutsche Mädchen, wie einst Henriette, und hinweg über das viele Flüchtige und Vergängliche in seinem Leben spannen sich Waiblinger, wenn er in wehmütigen Abendstunden zurückschaute, geheime Fäden von Liebe zu Liebe. Sie woben ein magisches Netz, in welchem er den Richtspruch lesen mußte, dem kein Mensch ausweichen kann: die reuevolle Selbstanklage. Da schrieb er die „Lieder der Nazarena" und „Lieder der Untreue",[95] die zum schönsten gehören, was er geschaffen, und zu dem Wenigen in seiner Lyrik, das echt lyrischen Charakter trägt. Mit schlichten, aber beredten Tönen erzählt Waiblinger die Geschichte seiner Liebe, doch überall klingt das Bewußtsein durch, „der Flüchtling, der Unbehauste" zu sein, der an dauerndes Glück nicht denken darf:

Lieben möcht' ich dich — besitzen,
Nazarena, kann ich nicht.

Denn jetzt, wo Waiblinger wirklich wieder einmal liebte, ward er sich zugleich auch bewußt, daß sein Herz trotz aller Farbenpracht und Sinnenglut des Südens jenem deutschen Kinde geblieben war, das ihm einst in verschwiegenen Nächten mit der ganzen nordischen Innigkeit seine Liebe geschenkt. Mit der wahren Liebe, die nun in ihm wieder erwacht war, tauchte auch das alte Bild von neuem auf, und unwiderstehlich siegte die holde Macht der Erinnerung über die Reize der Gegenwart. Das offenbart sich uns in den „Liedern der Untreue", von denen das erste den Schmerz Naza-

renens über die ihr widerfahrene Täuschung ausspricht, das zweite bis fünfte den Dichter im geistigen Zwiegespräch mit dem fernen deutschen Liebchen zeigt, das sechste aber die Abschiedsworte an die schöne, unglückliche Sabinerin enthält.[96]

Eine Schuld doch muß ich sühnen,
Eine andere begehend,
Einer meine Treue brechend,
Einer andern sie bewahrend,
Beiden meine Reue weih'n.

Zwar die Schönste bleibst du immer
Deines reizenden Geschlechtes,
Zwar vollkomm'ner malte Sanzio
Nie ein Weib, und nie Correggio
Einer Grazie Wunderbild.

Doch es gibt ein Herz voll Liebe,
Voll Geduld und Treu und Langmut,
Wie's in seiner geist'gen Schöne,
So lebendig, leidend, fühlend,
Ariosto nicht besang.

Alles schuld' ich ihm, vor allem
Dieses Herz! Ich kann's nicht teilen,
Und damit nicht seine Leiden
Über unsern Frevel kommen,
Sag' ich dir mein Lebewohl!

Den Eltern schrieb Waiblinger: „Die schönste Sabinerin, die ich je in Italien gesehen, ist auf die abenteuerlichste Weise mit mir in ein so nahes Verhältnis getreten, daß ich sie fast heiraten sollte. . . . Man traf sich in der Messe, man traf sich bei der Tante, ich schrieb Gedichte, ich gewann. Aber weiter wollte ich nichts als Spiel für die Phantasie. Jedoch ward mir jämmerlich zugesetzt und dennoch müßt' ich, wenn ich je an's Heiraten einmal denken wollte, eine Deutsche nehmen, deren gutes, redliches Herz zu belohnen beinahe Pflicht ist". Diese Worte zeigen deutlich, wie der Dichter sich nicht gescheut zu lieben, wohl aber vor der treuen Liebe, der ausschließlichen Hingabe im Ehebund, zurückschrak. Vielleicht hat ihn zu dieser Handlungsweise, womit er eine große, nicht wegzuleugnende Schuld auf sich lud, vor allem die Erinnerung an jenes deutsche Mädchen bewogen, mit dem er seinerzeit in einem Verhältnisse lebte, das am meisten, um mit Goethe zu reden, einer Gewissensehe ähnlich sah und

das nie eine innere Lösung, sondern blos, durch Waiblingers Reise nach Italien, einen äußerlichen Abschluß gefunden hatte. Wie stark die Macht vergang'ner Tage war, zeigt das um die nämliche Zeit entstandene Gedicht „Morgenerinnerung!“[97] Aber zugleich auch glauben wir anmerken zu müssen, daß sich in Waiblinger eine Lebensanschauung auszubilden begann, die ihm Genießen angenehmer erscheinen ließ als Sich-Binden.

Nazarena kam nicht nach Rom, da ihr Vater dagegen war und sich durch keine Bitten umstimmen ließ. Waiblinger, der dies nicht nur, um sie näher zu haben, sondern wirklich auch für ihre Ausbildung dringend gewünscht hatte, mußte dadurch notwendig erkältet werden. Anderseits aber ließ das Schicksal ihn mehr denn je eine treue Lebensgefährtin an seine Seite wünschen. Im Oktober 1827, in den ersten Tagen, wurde er wieder krank. Des Morgens hatte er eben seinen Roman voll heitern Mutes angefangen und in einem Zuge fortgeschrieben bis Ave Maria, als er, die Feder weglegend und zum Pranzo eilend, auf einmal Fieber verspürte, das sich denn auch fürchterlich einstellte. Sein Scaramuzza war gerade verreist, und so wälzte er sich ohne eine Seele, die ihn getröstet oder erfreut hätte, auf dem heißen Lager umher, nur von einem alten Weibe hie und da gefragt, wie es stehe. Aus Verzweiflung las er Dante's Inferno, zwischen Wachsein und Fieberschlummer belebten ihm die schauerlichen Höllengestalten das einsame Gemach, und des großen Florentiners Ingrimm gegen seine Vaterstadt entfachte auch in ihm, dessen Blut siedend durch die Adern stürmte, den alten Haß gegen seine Heimat. In solchen Stimmungen, die oft hinterher noch in den Briefen an den Freund nachwirkten, glaubte er dem ganzen Erdengesindel „auch nicht das kleinste Quentchen Achtung mehr schuldig zu sein“. Andere zu betrügen, wie er betrogen wurde, dachte er, wäre im Grunde wohl dasselbe. Aber „mein Selbstgefühl, meine Selbstachtung ist es, die mich hält, der Trotz und der Übermut meiner Seele gegen die sinnlosen Fügungen des Zufalls und den besoffenen Geist des Schicksals“. Sein bis aufs Äußerste getriebener Stolz brach auch unter den wildesten Fieberschauern nicht, keinen Augenblick lang kroch er demütig zu Kreuze. Er war fest entschlossen, falls er sein Ende herannahen fühlen sollte, vorher noch katholisch zu werden, um so seinen verhaßten Landsleuten selbst im Tode nicht zur Last zu fallen und seinem Leibe wenigstens ein sicheres Begräbnis zu verschaffen.

Mit dem Gedanken eines Übertrittes hatte sich übrigens Waib-

linger schon während der ganzen Zeit seiner bittern Not von neuem ernstlich beschäftigt. Stets nur wartete er die günstigste Gelegenheit ab. Wenn ihm das in dem orthodoxen und philisterhaften Württemberg der damaligen Zeit zu einem Hauptvorwurf gemacht wurde und vielleicht von allen braven Seelen noch heute gemacht wird, so ist zu bedenken, daß Waiblinger, der sowohl bei den Protestanten wie bei den Katholiken tüchtig hinter die Coulissen gesehen hatte, sich über beide zusammen erhaben fühlte. Seine Religion war überhaupt eine ganz andere, weil ganz unkirchliche. Für ihn bedeutete die Frage des Übertrittes keine Frage des Herzens, sondern lediglich eines materiellen Vorteils, wodurch sie sich von vornherein einer moralischen Beurteilung entzieht. Denn es kann kein Mensch dafür verantwortlich gemacht werden, daß seine Eltern ihn in eine Kirche hineinsteckten, die ihm nachher nicht gefällt oder gänzlich gleichgültig wird.

Graf v. Platen, der damals gerade in Neapel weilte, beschwor Waiblinger vergebens, von seinem Ingrimm zu lassen, mit dem er sich innerlich aufzehrte. Waiblinger brachte es nicht dazu, sich zu beherrschen, denn seine Nerven waren schwach geworden, die Willenskraft versagte. „Dies geht so weit", gesteht er seinem Eser, „daß ich selbst zuweilen, freilich in düstern Momenten, des Strebens satt bin, einem Geschlecht, das ich tief verachte, meinen Namen nennenswert erscheinen lassen zu wollen: ich will mich oft entschließen, meine geheimsten, heiligsten Eigentümer nicht in jene elende, verschwimmende Flut hinauszugeben: allein ich fühle, daß ich alsdann aufgelöst wäre, daß alle Spannkraft verloren, daß ich am Abgrund wäre, und wenn je ein Gott war, der eine Welt aus einer Idee erschaffen hat, so tat er's gewiß auch aus Ehrgeiz und damit er tüchtig angebetet werde".

Waiblinger hatte in der Tat immer nur den einen, nämlichen Gedanken, sich aus dem Elend emporzuarbeiten, nicht um sich dann aufs Faulbett zu legen, sondern um Großes zu schaffen. Sich vorderhand wenigstens mit dem Großen bekannt zu machen, hatte er nie unterlassen, und wenn er auch oft kaum mehr ausgehen konnte in seinen Lumpen, in eine Galerie, oder in den Vatikan ging er immer. Seit Platen vor seinem Abgang nach Neapel ihm kameradschaftlich seine Bücher zum Gebrauch überlassen, worunter etliche Werke über die spätrömische Zeit, studierte er sie an Ort und Stelle, d. h. auf dem Campo vaccino, unter dem das Forum Romanum ruhte. „Die Kaisergeschichte", schreibt er, „wirkt, hier in Rom studiert, wie das Weltgericht auf Herz und Geist . . . . Germanicus'

Tod hat mich einen Strom von Tränen gekostet, denn dieses Einzige ist mir noch geblieben; da bin ich Mensch oder Kind, oder wie ich sagen soll — aber bloß über eine große Tat, sonst nie". Zu einer eigenen großen Tat fühlte er sich denn auch selbst mit zuweilen fast unwiderstehlicher Macht getrieben. Ein Trauerspiel von Alfieri, das er aufführen sah, machte in ihm mit den schmerzlichsten Gefühlen die Hohenstaufen wieder lebendig. „Mein ganzes Herz fühl' ich für eine Tragödie brennen. Wenn immer möglich, kommt im nächsten Jahr eine zustande. Geht's dann noch traurig, so will ich etwas anderes beginnen und wenigstens eine Tragödie hinterlassen, mein Leben". Ihm war es eben unmöglich, sich zu einem bedeutenden Kunstwerke zu konzentrieren, solange er nach allen Richtungen hin mit Not und schlechten Menschen zu kämpfen hatte. Anderseits verhehlte er sich nicht, „daß der Hohenstaufenstoff größtenteils zu deutsch sei, um in Italien in Angriff genommen zu werden", worüber er sich indes so hinweghalf, daß er zuerst Manfred bearbeiten wollte.

Doch das lag noch alles im weiten Felde, und zudem wollte die Welt beharrlich nichts von ihm wissen. Tief schmerzte ihn das Schicksal, das einem seiner ihm am meisten teuern Musenkinder, der Anna Boleyn, widerfahren, und er schreibt darüber: „Man läßt sie liegen, und kein Mensch erweist der Unglücklichen auch nur den kleinen Dienst, sie den Händen dieses schlechten Intendanten zu entreißen, der mir sein Ehrenwort, freilich im Theater, gegeben, daß er sie aufführen lassen wolle, und sie nach Dresden an Winkler oder nach Wien zu schicken, oder sie bei einem Buchhändler anzubringen." Wie wenig Erfolg er mit seinen Schöpfungen gehabt, das sah er selbst nur allzugut ein. Die Übermacht der Verhältnisse hatte ihn zum Lohnarbeiter degradiert. Als solcher allein kam er an, Winkler nahm seine feuilletonistischen Reisebriefe über Land und Leute gerne. Sobald Waiblinger aber eigene Gedanken aussprechen, sobald er als Dichter frei und offen reden wollte, hinderte ihn daran das damals in Deutschland auf dem Gipfel der Vollendung stehende Pharisäertum. Die Stellung, die die Redaktion des Morgenblattes gleich zu Anfang ihm gegenüber einnahm, ist bezeichnend genug. Zu erwähnen ist endlich noch, daß Waiblinger nach allen Abweisungen es dennoch mit Cotta noch einmal versuchte, da er eben niemand anders wußte. Er schickte ihm ein Bändchen Oden, freilich von vornherein in der Erwartung, daß sie wohl kaum gedruckt, geschweige honoriert würden, worin er sich denn auch nicht täuschte.

Was sollte er eigentlich noch versuchen?

Allein in seiner bittern Not, von Genuß und Leiden, von Seelenfreuden wie Seelenkämpfen gleichermaßen erschöpft, sah er sich mit seinem Ideal im Herzen rings in einer harten, mitleidslosen Wirklichkeit. Die abenteuerlichsten Reisepläne, wie nach Griechenland, Palästina, Amerika oder Indien zu gehen, die ihn zuweilen ernstlich beschäftigten, mögen für seinen rastlos tätigen Geist sprechen, der, selbst wo die eherne Fessel äußerer Armut ihn an die Scholle fesselte, noch auf den Schwingen der Phantasie nach ferner Hilfe ausspähte. Und seltsam, wenn seine Gedanken noch so umherirrten, sie blieben doch oft länger, als er selbst wollte, auf dem gehaßten Deutschland ruhen. In lichteren Augenblicken wurde er sich klar, daß er ja eigentlich nicht Schwaben, sondern nur die Schwaben haßte, und daß er, wie er deutsch dichtete, als Dichter vor allem doch Deutscher war. So schmolz zuweilen der Haß, die Hand ballte sich ihm nicht mehr, wenn er nach Norden schaute, sondern die Träne der Sehnsucht trat in sein Auge:

Doch ohne Zagen, ohne Schwanken,
Weih' ich selbst in Elysium
Nur einem herrlichen Gedanken
Mein Herz zum treuen Heiligtum:
Ob mir der Zauber aller Fernen
Und aller Meere sich erschließt,
Doch glaub' ich, daß ihn flieh'n zu lernen
In dieser Welt kein Lethe fließt:

Du bist es, große, teure Wiege,
Ach, einst mein einzig Paradies,
Du, Heimat schwer errung'ner Siege,
Die ich voll bittern Grams verließ. —
O Mutter, die vom eig'nen Sohne
So schrecklich zürnend los sich wand,
Verschließe meinem Klagetone
Dein Ohr nicht, deutsches Vaterland!

3. Auf der Woge des Glücks.

Endlich erhörte das deutsche Vaterland seinen verstoßenen Sohn. Waiblinger hatte, als alles fehlgeschlagen, den letzten, verzweifelten Versuch gemacht, mehreren Buchhandlungen zugleich einen Almanach aus und für Italien anzubieten. Im Gegensatz zu der bürgerlich blöden oder romantisch überspannten Literatur der damals wie Pilze aus dem Boden schießenden, von ihm im „Olura" so scharf gegeißelten „Taschenbücher" wollte er ein gediegenes Werkchen liefern, bei dem Romantiker als Mitarbeiter von vornherein ausgeschlossen und nur in Italien selbst lebende Schriftsteller zugelassen sein sollten. „Verstand, Klarheit, Wahrheit, Gesundheit in Urteil und Ansicht, Helle und Schärfe des Blicks, Lebhaftigkeit, Wärme in der Darstellung, Erfindung und Reichtum in der Novelle, Kraft und Frische in der Poesie, Kenntnisse und Gründlichkeit in den Aufsätzen, Stachel und Witz und guter Humor, das wären die Elemente, und Italiens heiterer Himmel müßte darüber schweben." An diesem Projekt hing Waiblingers letzte Hoffnung, und in der Tat sollte ihm einmal ein besserer Stern aufgehen. Wenn auch von Leipzig und Dresden keine oder abschlägige Antworten eintrafen, so ging dafür Verlagsbuchhändler Reimer in Berlin mit Eifer und Zuvorkommenheit auf seine Vorschläge ein.

Auf einmal lebte Waiblinger in den besten Verhältnissen mit Deutschland. Reimer hatte ihm gute Bedingungen und die reichsten Früchte aus einer Verbindung mit ihm versprochen und nicht nur die Herausgabe eines Almanachs aus Italien für 1829 definitiv festgesetzt, sondern überdies noch die Anna Boleyn und seine Gedichte verlangt. Der Finanzverwalter des Berliner Theaters, Geh.-Rat Simmler, wollte ihn besuchen und stellte ihm brieflich eine Aufführung der Anna in Aussicht. Von Dresden aus wurde er von den Hofräten Winkler und Kraukling mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft, indem ihn jeder für sich zu gewinnen trachtete. Selbst Cotta schrieb wieder zweimal hintereinander und verhieß ihm Erfüllung seiner finanziellen Wünsche, wenn er für ihn arbeite, und er ließ sogar etwas von einer Redaktionsstelle am Morgenblatt durchblicken. Zuguterletzt schlug Platen, der nach seiner Mitte November 1827 erfolgten Rückkehr aus Neapel von Berlin den Antrag bekommen, bei 2500 Taler Besoldung ein kritisches Wochenblatt über das Theater herauszugeben, Waiblinger für diese Stelle vor.

So sah sich Waiblinger mit einem Male aus einem bettelarmen Poeten in eine vielgesuchte Persönlichkeit verwandelt. Wenn auch fast alle schönen Aussichten und Versprechungen alsbald zerrannen, so trugen sie doch dazu bei, seine Stimmung zu heben. Ein fast ununterbrochen blauer und milder Himmel übte auf ihn ebenfalls einen stärkenden und belebenden Einfluß aus, und die reizende Lage seines Zimmers in der Nähe von S. Maria Maggiore auf dem Esquilin vermochte er eigentlich erst jetzt recht zu genießen. Vom Schreibtisch weg sah er über Pomeranzengärten zu den grauen Ruinen der Kaiserpaläste, vor seinem Fenster duftete neben der Glut der Orange der süßeste weiße Mandelblust, und des Abends schaute er oftmals der Sonne zu, wie sie in flammendem Gold hinter dem Turm des Nero hinabsank. Mit einem frohen Humor, der auf alles überging, was er sang und dichtete, arbeitete er täglich bis Ave Maria an seinem Almanach. Er nahm selbst die Mahlzeiten im Hause ein, um sich weniger zu unterbrechen, und erst bei einbrechender Nacht gönnte er sich Erholung. Da saß er denn in einer Kneipe mit seinem Scaramuzza zusammen. Der alte Reinhard, der schon seit vierzig Jahren in Rom lebte, und ein ebenfalls schon zehn Jahre ansässiger Architekt Knapp vermehrten die Gesellschaft, und anfänglich war auch noch ein alter Spanier dabei. Außerdem verkehrte Waiblinger jetzt fast täglich mit Platen und pflog noch eine Menge anderer Bekanntschaften, wie zum Beispiel mit dem damals berühmten tragischen Improvisatore Sgricci. Endlich wohnte in seinem Hause die Nichte eines griechischen Admirals mit ihrem Gemahl, einem französischen Kavalleriekapitän, namens Villeneuve, und Waiblinger wurde mit diesem jungen Paare, das seit zwei Jahren von Smyrna und Konstantinopel aus ganz Europa bereist hatte, bald näher bekannt.

Noch in den letzten Tagen seines Elends hatte Waiblinger sich und seinen Bettleranzug mit humorvoller Selbstverspottung in der kleinen Erzählung „Das Abenteuer von der Sohle“,[98] dargestellt. Jetzt war er längst im Besitze eines bequemen warmen Pelzrockes und sah flott aus, „gerade wie mein Graf Platen“. Über den Freunden und Bekannten in der Nähe vergaß er jedoch keineswegs diejenigen, die ihm nur von ferne ihre Teilnahme beweisen konnten, und dieser schöne Zug, den wir schon mehrmals bei ihm zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, zeigt sich diesmal besonders stark.

Seinem Eser, der im kritischen Moment einmal so bedenklich geschwankt hatte, wandte er nicht etwa den Rücken, sondern beschwor

ihn vielmehr, ihn doch jetzt nicht zu verlassen, wo ihm eine bessere Zukunft winke. Es ist rührend zu sehen, wie Waiblinger in den Briefen an den Jugendfreund ihm oft beteuert, gern acht Tage lang im Castell S. Angelo schmachten zu wollen, wenn er ihn nur diese Zeit hindurch all das Schöne genießen lassen könnte. Dann wieder träumt er davon, daß Eser einmal nach Rom kommen werde, daß sie beide „himmelhohe hagere Schwaben" über die Felsen von Olevano ritten. Eser aber verstand das eigentlich Große, das Pathos in Waiblingers Leben nicht: zu wiederholten Malen forderte er ihn auf, in die Heimat zurückzukehren, und verlieh dieser Aufforderung einmal mit der Bemerkung Nachdruck, daß er ihn, falls er noch länger im Süden bleibe, nicht mehr werde unterstützen können. Und doch ist gerade dieser so mutig, ohne das kleinste Schwanken durchgeführte Kampf um „sein Rom" das Bewundernswerte in Waiblingers damaligem Leben. Zu Esers Entschuldigung muß gesagt werden, daß er von seinen moralischen Verwandten beständig angefochten wurde, weil er an einen so ketzerischen Menschen sein Geld wegwerfe. Waiblinger stellte ihm denn auch eine baldige Rückzahlung in Aussicht, hatte er doch allen Grund zu hoffen, daß nächstens Geld in für ihn fast überreicher Fülle eintreffen werde. Aber nicht nur den Freund gedachte er damit zu bezahlen, sondern auch seine Eltern wollte er noch unterstützen, und oft malte er sich eine Rückkehr nach Deutschland in den schönsten Farben aus. Er träumte gar des Nachts davon, und die Eltern sprachen dann auch italienisch.

In frohester Stimmung sah Waiblinger diesmal dem Weihnachtsfeste entgegen. Er hatte seinen Roman, den er Francesco Spina nannte, zurückgelegt und arbeitete unablässig am Almanach, dessen Manuskript bis im April des folgenden Jahres schon in Berlin sein mußte. Jetzt, wo er einer wenigstens für die allernächste Zukunft gesicherten Existenz entgegenging, konnten ihn Gerüchte aus Deutschland von gleichsam verspätet eingetroffenen Verleumdungen, wie daß er Bildhauer oder gar Jesuit geworden, höchstens noch belustigen. Schreibt er doch selbst darüber: „Ich kann schon predigen wie ein Jesuit oder ein Kapuziner und schreien wie der Ciarlatano auf dem Pantheonsplatz. Ja, eine von meinen weiblichen Lehrerinnen sagt, es sei köstlich, wie ich das trasteverinische Näseln nachmachen könne." Eine seiner „weiblichen Lehrerinnen", wahrscheinlich seine Logisfrau, ist es, die gewiß auch sonst noch viel zu seinem gegenwärtigen Glücke beitrug, denn er war zu ihr in so intime Beziehungen getreten, daß

er Eser melden konnte, er sei so viel als „beweibt". Der Anfang dieses für Waiblinger schließlich entscheidende Bedeutung gewinnenden Verhältnisses ist in ein wohl nie zu erhellendes Dunkel begraben. Spätere Angaben, die Waiblinger selbst macht, werden uns nur über den innern Charakter dieses freien Zusammenlebens, nicht aber über die äußern Bedingungen seiner Entstehung aufklären.

Am Weihnachtsabend donnerten bei Sonnenuntergang die Kanonen von der Engelsburg her, und um Mitternacht wohnte Waiblinger in der seinem Hause benachbarten Basilika St. Maria Maggiore der großartigen Feier bei. „Man meint in's Feenreich versetzt zu sein, wenn man in diese ungeheuren Hallen voll zauberischen Lichtes, voll Gold und Purpur eintritt. . . . . Vier reich vergoldete Purpursäulen tragen den Himmel über dem flammenden Altar, dahinter der Thron des Papstes, umher die Fürsten der katholischen Christenheit, die Kardinäle in ihren Purpurmänteln, die griechischen Erzbischöfe mit ihren goldenen Kronen und die ganze tausendfarbige hohe Geistlichkeit. Alle Besinnung raubt noch dazu der himmlische Gesang, dem bekanntlich kein anderer auf der Welt zu vergleichen ist, und die unzählige Menschenmenge, die herumwogt". Aber all dieser Glanz vermochte in Waiblinger nicht jene Stimme zum Schweigen zu bringen, die ihm an diesem Tage mit süßem Zauber das Bild der fernen Heimat wachrief, und er schrieb einen Brief, der mit folgenden Worten beginnt:

„Geliebte, teuerste Eltern! Ich schreibe Euch an dem schönen Tage, da alle Welt sich der Geburt eines beglückenden Retters erfreut und die rührenden Erinnerungen an die Kindheit mir die Gaben zurückrufen, die mir Eure elterliche Liebe so oft und so unvergeßlich gespendet hat, am Christtag. Gestern erhielt ich Euer teures Schreiben, das mir so süß und willkommen war, als je ein Christgeschenk. Es traf sich schön, und ich dachte gestern immer an Euch, ja, Ihr erschient mir im Traum. Was auch sollte mir Werteres und Heiligeres im Schlafe vor's innere Gesicht treten, als Euere ewiggeliebten Züge, gute Eltern? Ihr glaubt nicht, wie viel sich das beste, lauterste Feuer meines Herzens mit Euch beschäftigt, und wie sich Euer Bild immer goldener in dieser Flamme entfaltet. Weiß ich ja doch nun erst, wie lieb ich Euch habe, und wie treu und ergeben ich Euch sein will! Ich könnte nicht enden, wenn ich Euch die wehmütigen Empfindungen schildern wollte, welche in dieser im Vaterlande so stillen Zeit meine Seele bewegen, ich kann Euch nur sagen,

daß ich ein Stück meines Lebens drum gäbe, wenn ich Euch in dieser Stunde mit Tränen an's Herz sinken könnte, Ihr redlichen, ehrwürdigen Wohltäter! Die herzlichste Bitte, die ich je zum Himmel gesendet, wird mir gewiß noch erfüllt werden, und sie ist keine andere, als das Glück eines frohen Wiedersehens, eines tätigen Dankes für Eure unsägliche aufopfernde Liebe und Güte! In dieser Zeit, da sich mein Schicksal so glücklich zu gestalten scheint, wird Euer Andenken reger als je in mir, denn ich kann hoffen, daß ich Euch noch Rosen in's Alter streuen kann, obgleich für jetzt nur erst die Blüten davon entknospet sind. Aber sie reifen sicherlich im Frühling meines Italiens, und die Früchte will ich getreulich mit Euch teilen. Gott gebe, daß Euch die Feste der Weihnachten heiter verfließen, und daß Ihr nicht bloß älter, sondern glücklicher und beruhigter werdet!"

In diesen Tagen hatte Waiblinger noch ein kleines Abenteuer mit dem Papst, worüber er berichtet: „Nun begegnet er mir mit seinen sechs Hengsten in Gold und Edelsteinen, er sieht mich stark an, ich kniee nieder, und er gibt mir den Segen".

Nach den Festlichkeiten begab sich Waiblinger nach Ostia und Fiumiccino ans Meer, verlebte dort den Sylvester und den Neujahrstag 1828, sah einen entsetzlichen Sturm und kehrte nach lustigen Erlebnissen zurück zu erneuter, eifriger Arbeit an seinem Taschenbuch.

Begreiflich ist, daß er jetzt, nachdem der ärgste Kampf vorüber war, den Aufenthalt in der herrlichen Stadt mehr genoß denn je. „Rom ist mir nun ganz zur Heimat geworden", schreibt er an Eser. „Wenn ich von den vielen Streifzügen dahin zurückkehre, so glaub' ich Vater und Mutter dort zu haben, dort geboren zu sein, und wenn ich einen Römer in Tivoli, Ostia, Subiaco sehe, so begrüß' ich ihn als Landsmann". Doch hatte er auch jetzt noch, ganz abgesehen von der Sehnsucht nach den Eltern, Veranlassung genug, nach dem Norden zu blicken. Vor allem fühlte er, daß er in seiner Umgebung eigentlich doch nur „dem Innern nach" Poet sei. „Der Italiener nennt mich auch so", schreibt er, „und in den seligsten Zaubermärchen dieses südlichen Elysiums, in den phantastischen Tagen des Carnevals, hat mich manche schöne Maske mit „Poeta" begrüßt, aber das sind Titel, und ich werde nicht als das anerkannt, was ich bin". Waiblinger hatte, obwohl gegenwärtig im strengsten Arbeiten, eine ferne Ahnung, als könnte er hier doch bald einmal dem sich nur zu übermächtig aufdrängenden dolce far niente erliegen. „Schaffen und

Wirken ist mein Lebenszweck. Freilich, in Italien möcht' er sich verändern. Dem Italiener ist es nur Lebensmittel, und ich weiß nicht, ob er recht hat. Wenn ich diesen Himmel ansehe, der den ganzen Winter blau herablächelte, diese Gärten, die immer grün geblieben sind, diese Blüten, diese Veilchenwiesen der Panfili im Januar, diese sinnlich glühenden, lebenswarmen Weiber, so wundert es mich nicht, daß der Italiener genießt, ohne zu arbeiten, statt daß wir arbeiten, ohne zu genießen. Da dünkt mir's, wenn ich am Albanersee unter Veilchendüften zum Dianenbade hinabsehe, wenn die Campagna in tausend wollüstig süßen Tinten, im Zauber des ganzen Farbenreichs erglüht und das Meer des Ulysses seine Azurlinie drüber ausbreitet, als wär's doch am besten, den Augenblick so geistreich als möglich zu genießen. Dieser Genuß aber ist Poesie für mich — und so werd' ich der Muse nie untreu werden, nicht, weil Ruhm nachfolgt, sondern weil ich eben muß, um zu leben, zu atmen".

Der trotz aller Vorliebe für Italien doch immer rege bleibende Trieb nach dem deutschen Element und vielleicht auch etwas Eitelkeit bewogen Waiblinger, zumal sein Scaramuzza Abschied genommen, sich mehr denn je an den Grafen von Platen zu halten, der ihm als einer der geistreichsten und, was die Form anbelangt, als der größte Dichter der Gegenwart erschien. Fortwährend stand er zu ihm „im engsten Freundschaftsverhältnis" und war täglich „brüderlich" mit ihm zusammen. Platen arbeitete damals gerade am „Romantischen Oedipus", der Immermann vernichten sollte. „Leider ist er Hypochonder", schreibt Waiblinger an Eser, „aber ich weiß ihn oft zu erheitern", und das mag sich Platen auch haben gefallen lassen. Seine Freundlichkeit und sein, immerhin durch Taten bezeugtes, Wohlwollen ist schwerlich ganz uneigennützig gewesen. Er, der Vornehme, sah in Waiblinger nie viel anderes als einen angenehmen Spaßmacher und willkommenen Cicerone. Als Waiblinger, dessen Zuneigung eine wahre, ungeheuchelte war, Ende Januar 1828 drei Oden an ihn richtete, schrieb Platen an Fugger über sie folgendes: „Sie sind, da er [Waiblinger] sich eines einfachen Versmaßes, das er beherrschen kann, bediente, wirklich in einem hohen Grade gelungen. Auch ist das darin verschwendete Lob so fein und poetisch ausgedrückt, daß man es sich wohl gefallen lassen kann. Wiewohl das dritte Lied mit einer ungestümen Beschwörungsformel mich auffordert, ein Gegenlied zu singen, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, weil das Gemeine in der Persönlichkeit des Verfassers den Eindruck des

Gedichtes unaufhörlich wieder hebt". Dieses „Gemeine in der Persönlichkeit des Verfassers" hat vielleicht nur darin bestanden, daß Waiblinger als Mensch das Leben mit einer wahrhaft antiken Unbefangenheit genoß und auskostete, während Platen mehr zurückgezogen sich seiner Kunst widmete und daher auch von Waiblingers „Liedern des römischen Carnevals", die gerade eben erst entstanden waren, sagen konnte, „sie atmeten eine ganz faunische Brunst und seien voll von den wunderlichsten Plattitüden". Dennoch gleichen sich gerade Platen und Waiblinger in vielen Punkten. Die „Fähigkeit des Erlebnisses", die man Platen abgesprochen, fehlt auch Waiblinger. Beide litten an einer gewissen innern Leere, die sie durch äußere Eindrücke auszufüllen versuchten. Daher ihre Schwärmerei für die Antike, die vielen Reisen und die Objektivierung des eigenen Seelenlebens im Tagebuch. Die Unterschiede aber sind ähnliche wie bei Byron. Platen war ein Künstler, der in strengster Selbstzucht die ihm von der Natur verliehene Gabe kultivierte. Waiblinger, der sich nicht zu zähmen wußte, zerrann sein Dichten bald einmal wie sein Leben. Lassen wir aber auch das Urteil des Dichters über den Dichter ganz auf sich beruhen, so werden wir finden müssen, daß ein am 16. Februar 1828, also gerade in der Zeit des intimsten Verkehrs, an Schwab gerichteter Brief auf Platen nicht nur ein unverständliches, sondern diesmal ein doch etwas bedenkliches Licht wirft. Platen schreibt: „Waiblinger hat viel Talent, aber vielleicht nicht genug, um eine Existenz darauf zu gründen. Der Aufenthalt in Italien ist ihm in vieler Hinsicht schädlich. Seine Gedichte werden um nichts besser, wenn auch in jedem das Pantheon, das Kolosseum und das Forum Romanum vorkommt, was alles bei ihm nur Phrasen sind(!). Ein eigentlich tiefes Naturell hat er nicht, aber es kann ein potenzierter Kotzebue aus ihm werden, der auf dem Theater viel Glück macht. Die Täuschung besteht bloß darin, daß solche Leute sich für künftige Sophokleße halten, was man aber nicht so leicht werden kann, wenn man gelebt hat wie ein Schwein (!), was er selbst jeden Tag eingesteht, denn seine Aufrichtigkeit geht bis zum Ekelhaften. Lord Byron könnte zwar die liederlichen Genies in Kredit bringen, aber abgesehen davon, daß es bei ihm gewiß nicht halb so arg war, als man es macht, so lebte er auch in glänzenden Verhältnissen und hatte nicht nötig, sich in elenden Kneipen und an schlimmern Orten umherzutreiben". Inwiefern dieses Urteil Platens richtig ist, darüber wird man sich an Hand unserer vorausgegangenen Darstellung von

Waiblingers Lage leicht eine Meinung bilden können. Immerhin darf trotz allem nicht vergessen werden, daß, mögen seine Beweggründe gewesen sein, welche sie wollen, doch Platen es war, der Waiblinger zu wiederholten Malen unterstützte, und daß es indirekt auch ihm zuzuschreiben ist, wenn in den Tagen höchster Not jener unbekannte Deutsche dem beinah' Verzweifelnden im letzten Augenblicke noch beisprang.[99]

Waiblinger, dessen Gefühle der Verehrung für Platen durchaus ungemischte waren, genoß mit dem doppelzüngigen Freunde heitern Sinns die Freuden des Carnevals, wobei er wieder Rosa Taddei sah. Er fühlte sich glücklich und lebte in den friedlichsten Verhältnissen mit jedermann, weil er bei Geld war und den Künstlern 23 Louisd'or zu verdienen gegeben hatte. Reimer schickte bald einmal die hübsche Summe von 900 Gulden, so daß Waiblinger nun beständig die Kasse ordentlich gefüllt sah, worüber er sich selbst wunderte. Oft konnte er seinen guten Humor kaum bezähmen, und als Cotta, der ihm einst so viel Verdruß bereitet, abermals und aufs freundlichste schrieb, doch wieder in Beziehungen zu seinem Hause zu treten, er biete ihm ja die Hand, da antwortete Waiblinger mit lakonischer Kürze und beißendem Witz: „Ja, aber die leere!" Seine gute Stimmung wurde noch erhöht durch ergötzliche Vorfälle in der Politik. Zwischen dem Sultan und dem Papste hatte sich ein unfreundliches Verhältnis entsponnen, welches den letztern veranlaßte, ernsthafte Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um einem etwaigen Überfall vorzubeugen. Bei der damaligen militärischen Verfassung des Kirchenstaates war dies ein so lächerliches Unterfangen, daß Waiblinger dem Freunde schreiben konnte: „Der Papst hat bereits alle Kapuziner bewaffnet, die Jesuiten exerzieren, die Monsignori kommandieren und man wird lauter Ave Maria und Paternoster in die Kanonen laden." Eine Zeit lang beschäftigte ihn der Gedanke, eine Satire über diese Zustände zu schreiben.

Mitte März 1828 hatte Waiblinger seinen Almanach beendet. Er bestand aus folgenden Nummern: Lied der Weihe. Erklärung der von deutschen, in Rom lebenden Künstlern gefertigten und Szenen aus dem Volksleben darstellenden Kupfer. Das Blumenfest, eine historische Novelle, in welcher der Dichter die Eindrücke verwertete, die er bei dem heitern Sommerfeste in Genzano empfangen. Lieder des römischen Carneval. Die Britten in Rom, eine humoristische Novelle, zu der ihm die vielen Rom bereisenden Engländer mit ihrem ver-

rückten Gebahren Anlaß gegeben. Endlich die heilige Woche, Charaktergemälde aus Rom. Alles hatte er ohne Konzept alla prima geschrieben und frischweg ausgeführt. Doch befriedigte es ihn selbst nicht, und er fühlte sich am Ende sehr novellensatt.

Bis Ostern ruhte er nun aus und genoß die Schönheiten Roms abermals mit dem beruhigenden Gefühl getaner Arbeit. Außer mit Platen verkehrte er namentlich auch mit dem jungen Ehepaar Villeneuve, bei dem er zuletzt fast alle Abende zubrachte. Vor ihrer Abreise ging er mit ihnen noch nach Tivoli und Albano, wo sie herrliche Tage verlebten. Die junge, erst siebzehnjährige Smyrniotin war zutraulich geworden, sang griechisch und steigerte so Waiblingers Sehnsucht nach Hellas aufs neue. Aber wie dann die beiden glücklichen Menschen abgereist waren, mag es auch noch etwas anderes gewesen sein, als nur die Sehnsucht nach Griechenland, was ihn an Eser schreiben ließ: „So ist unser Leben ein beständiger Wechsel von Gewinn und Verlust, wenn man auf der Woge eines Schicksals treibt wie das meine. Du bist im Hafen und genießest ein Glück, das ich vielleicht nie erreiche, so sehr ich einzusehen beginne, daß mein Wandern nach Jahren doch einmal ein Ziel haben sollte. Häusliche Ordnung und friedliches Festwurzeln in einer gesicherten Wirksamkeit, auch bei engern Grenzen, ist doch am Ende das Beste."

Es ist klar, daß Waiblinger jetzt, wo es ihm besser ging, immer mehr nach etwas Festem sich umschauen mußte. Wenn ihn auch Deutschland anzog, weil er dort erst seinem ganzen Werte nach erkannt zu werden hoffte, so war er sich doch klar bewußt, daß er nur dann wieder den Alpen zuwandern würde, wenn ihn jenseits schon zum voraus eine finanziell wie gesellschaftlich gesicherte Stellung erwartete, und auch in diesem Fall kam für ihn nur Norddeutschland in Betracht. Weit mehr aber noch als nach der Regelung der äußeren Verhältnisse sehnte er sich oft nach einem endlichen Ruhepunkt in seinem seelischen Leben. Fanden sich in seinem Charakter auch viele südliche Elemente vertreten, der Kern war germanisch, und jenes unstete Schmetterlingsleben im schönen Blumengarten wollte ihm auf die Dauer nicht gefallen. In diesem Sinne schrieb er schon im Herbst des vergangenen Jahres 1827 den Eltern: „Wiewohl dieses einsame, ewig wandernde Leben immer noch für mich sein Anziehendes hat, so fänd' ich's doch in schwachen Augenblicken nicht übel, wenn ich mich in Rom festsetzte und in Gottesnamen ein Weib nähme. Ich ersparte viel, hätte nicht für meinen Leib zu sorgen und

in Summa — ich hätte ein Weib." So dachte Waiblinger unmittelbar nach dem Liebesabenteuer in Olevano. Aber den Gedanken, Nazarena zu heiraten, hatte er schon längst wieder aufgegeben, und Nazarena, die ihres Vaters wegen nicht nach Rom kommen konnte, war durch ein anderes Weib in den Hintergrund gedrängt worden.

Da aber, als der Winter vorbei und die Arbeit des Almanachs beendet war, zog es Waiblinger im April 1828 unwiderstehlich aufs neue in die Berge hinauf. In fröhlicher, gutharmonierender Gesellschaft zog er mit sechs Begleitern in die Abruzzen und an den Fucinersee, sah Tagliacozzo, wo Konradin geschlagen wurde, und gelangte endlich nach Wochen ungetrübten Wanderglückes nach Civitella, von wo er einen Boten nach Olevano sandte, der ihm günstige Nachricht brachte. Er blieb wieder kurze Zeit im Hause der ihn wie einen Sohn willkommen heißenden Familie Pratteſi. „Ein Tag aber verfloß bei der holdseligen Sabinerin," vertraut er Eser an, „des Abends sah ich die Sonne über dem glühenden Violett des Monte Artemisio untergehen und ein unsäglich reizendes Elysium um mich lächeln, in dem Amor und Psyche ein Brautfest feierten."[100] Mehr denn je Nazarenens Bild im Herzen, kehrte er mit den Genossen nach Rom zurück. Er machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß sie nun doch noch sein Weib werden würde. In den alten Verhältnissen angelangt, erlag er jedoch bald auch den alten Einflüssen. „Als ich neulich in Olevano war," schreibt er, „hat mich das schöne Kind doch wieder gefangen und zwar so, daß ich ernstlich daran dachte, ihre dringenden Wünsche zu erfüllen und sie zu heiraten. Aber ich bin vorsichtig in diesem Punkte, und die Ehe hat etwas Banges und Schreckliches für mich, so daß ich mich noch bedenken werde. . . . Was den Gedanken der Heirat anbetrifft, so ist er mir zu einem Traum geworden. Ich habe Gelegenheit genug, einzusehen, was ich mit der Freiheit verlieren würde und wenn ich auch die schönste Sabinerin gewänne. Das lehrt mich täglich meine hübsche schwarze Furie, mit der ich jeden Tag hadere." Die damals herrschenden Zustände mußten ihn in seinem Entschlusse noch bestärken. „Hier ist es allgemeine Sitte, daß jede Frau ihren Cavaliere Servente hat, der sie spazieren führt, auf den Korso, ins Theater ꝛc. Der Mann verlangt es sogar selbst, denn es ist eine Schande für die Frau, keinen Liebhaber zu haben und öffentlich mit dem Mann zu erscheinen. Diese Sitte wäre mir unangenehm, wenn ich verheiratet wäre, ich finde sie aber höchst bequem, da ich ledig bin." Schließlich waren es, abgesehen von diesem

letzten, lediglich praktische und sehr prosaische Rücksichten: „Das Heiraten ist mir aus dem Sinn gekommen, schon weil ich die Vergnügungen des Ehestandes genießen kann, ohne seine Lasten zu tragen und weil mich der Umgang mit den Italienerinen zu sehr überzeugt hat, daß aus einer bleibenden Verbindung nichts Gutes für mich entspränge."[101]

Waiblinger war glücklich. Als er von der Reise an den Fuciner-see zurückkehrte, traf er diesmal zu Hause nicht wie sonst irgend eine Hiobspost, sondern einen Geldbrief an und überdies den Auftrag zu einem zweiten Almanach, wiewohl das Manuskript des ersten noch nicht in Reimers Hände gelangt sein konnte. Der preußische Gesandte in Neapel hatte ihm seine „Anna Boleyn" gebracht, die er denn auch sogleich umarbeitete, wahrscheinlich aber nur stilistisch und nicht im Szenenbau. Jetzt hatte er wieder teils Arbeit, teils Aussicht auf solche und in dieser Stimmung konnte er seinem Eser schreiben: „Geht es so fort und gefällt es dem Himmel, mich in der Bahn ungehindert fortschreiten zu lassen, so kann ich mich in nicht gemeinem Sinne glücklich nennen. Ich fühle mich in fröhlichem Einklang mit der Welt und mit mir selbst, und meine Tage rollen sich mit lustiger Spindel ab, meine Abendröten sind so schön, als der Himmel Hesperiens sie nur zaubern kann, und nach den sternhellen Nächten voll Ruhe und verborgener Freuden leuchtet mir immer wieder ein Tag voll Jugend und Helle."

Wenn je, so hat Waiblinger den ganzen Zauber ehelichen und häuslichen Glückes in den ersten Sommermonaten des Jahres 1828 empfunden. Er hatte sich wieder, wie im vorhergehenden Jahre, von den Deutschen zurückgezogen und lebte in verborgener Stille ganz nur seiner Freundin, die er scherzweise Cornacchia (Krähe), zuweilen auch Carlenzo nennt. Als junge Frau, deren Mann seinerzeit mit einer Engländerin durchgebrannt war, hatte sie sich Waiblinger bald mit all der Aufopferung und Anhänglichkeit eines getäuschten Herzens hingegeben, das in der zweiten Leidenschaft die Schmach der ersten auszulöschen versucht. Aus ihr schaute die echte Römerin mit üppigem, kohlrabenschwarzem Haar und feurigen Augen, nur wurde sie leicht etwas zu hitzig, so daß sie zehnmal des Tags sich streiten und wieder versöhnen konnte. Aber dafür war ihr auch jene natürliche Frische der Italienerinnen, große Güte des Herzens und überhaupt eine gesunde, kräftige Weiblichkeit eigen. Sie liebte, und die Liebe füllte ihr stolzes Herz so aus, daß sie an eine formelle Heirat weiter

gar nicht dachte, sondern unbesorgt nur ihrem Glücke lebte. Trefflich verstand sie es, den Geliebten an sich zu gewöhnen, ohne ihm lästig zu fallen. Sie machte ihn geordnet, nahm ihm die Sorgen für kleinliche Äußerlichkeiten ab, ja, sie hätte ihn am liebsten beständig um sich behalten. Fast zürnte sie, als er für einige Tage aus ihren Armen zum Blumenfeste in Genzano entflog. Waiblinger kehrte indessen nur allzugern zurück, fühlte er doch, daß er diesem Weibe es danke, innerlich wie äußerlich ein anderer geworden zu sein. Mehr denn je genoß er seine Jugend, und der Brief vom 8. Juli 1828 an Eser beginnt mit einem wahren Jubelschrei: „Si! mio cuore! io sono felice! La prima volta lo posso dire senza paura d'ingannarmi! Perchè questa mia felicità non è fondata nel cieco calore d'una sfrenata passione, or in un sogno piuttosto poetico che essenziale, ma nell' armonia interna, la quale mi restituisce a me ed a tutto il mondo, volesse l'Iddio, per sempre!“[102] Tag für Tag verstrich ihm in dieser heiterbefriedigten Stimmung. Des Morgens weckte ihn der Kuß der Geliebten, fast immer speiste er auch mit ihr, und an ihrer Seite schrieb und dichtete er. Des Abends aber, wenn im Dunkel die fürchterliche, erstickende Glut des Scirocco-himmels nachließ, gingen sie zusammen aus, um gleich den vielen andern etwas Luft zu schöpfen. In der Osteria beim Kapitol, wo einst Michelangelo und Benvenuto Cellini miteinander zechten, tranken sie jeweilen ein Glas Wein, plauderten und lachten und kehrten im Mondenschein über das Forum Romanum Arm in Arm nach Hause zurück. Hier folgten endlich die schönen Stunden gemeinschaftlichen Lagers, trauten Beisammenseins: sie sang ihm mit ihrer melodischen Stimme ein Lied, er erzählte ihr von seinem „Rabenmütterchen“ oder las und übersetzte einige von Goethes Römischen Elegien, wobei das Buch auf ihrem Nacken lag . . . Nicht ohne Grund schreibt Waiblinger seinem Eser über dieses ihr tägliches Leben: „Così, mio cuore, posso dire, che benchè mi manchi il genio di Goethe, non mi manchi la sua felicità romana!“[103] Cornacchia, das lebensprühende Weib, fesselte ihn schließlich derart, daß er ganz seine Reisepläne vergaß.

In dieser Zeit, dem letzten Ruhepunkt seines Lebens, hielt Waiblinger Umschau über sich und seine Werke. Um eine regelrechte Generalübersicht zu halten, bat er Winkler, ihm alle seine gedruckten Aufsätze zuzuschicken. Da sah er denn, daß er, von der Not getrieben, viel zu viel geschrieben und sich so selbst geschädigt hatte, indem er

den vielen Eindrücken keine Zeit zur Vertiefung gelassen. Auch Geheimrat Simmler in Berlin drückte ihm sein Bedauern aus, daß er von der Feder leben müsse, und versprach, sich nach einer Stelle für ihn umzusehen. Mehr noch vertraute Waiblinger indessen auf den preußischen Minister in Rom, v. Bunsen, gegen den er sein Vorurteil abgelegt hatte und der ihm jetzt äußerst wohl zu wollen schien, wenigstens in seiner Villa in Frascati seine Gedichte las. Recht im innersten Herzen sehnte er sich zuweilen nach Deutschland, vor allem nach Berlin, und gewiß kam es ihm von Herzen, als er den Eltern schrieb: „Ein Dichter muß unter seinem Volke sein, wenn er schaffen und wirken soll!" In Rom konnte es für ihn keine feste Anstellung geben, die journalistische Laufbahn aber, das sah er ein, würde es ihm nie möglich machen, seine hohen dichterischen Pläne zu verwirklichen. „Mein größter Schmerz ist, daß ich in Italien noch gar nichts Großes getan." Und doch war der Wille dazu lebendiger als je in ihm. „Weißt Du," schreibt er an Eser, „was aus meinem gegenwärtigen Zustand der Harmonie und Ruhe, der Zufriedenheit und des allseitigen tätigen Genusses wie genußreicher Tätigkeit hervorgegangen? Der heilige Entschluß, meine Muse auf ewig der strengen sittlichen Grazie, der Reinheit und Keuschheit zu weihen."

Die fürchterliche Sommerhitze hinderte ihn vorderhand am Arbeiten. Im August floh er wieder in sein Olevano hinauf, kam dort aber mit einem Sonnenstich an, sodaß er acht Tage in einem lichtlosen Zimmer ausharren mußte. Da ihn selbst Nazarena nicht mehr fesseln konnte, weil in seinem Herzen über das aufblühende Mädchen endgültig das reife, zur vollen Lebenskraft erwachte Weib gesiegt hatte, so kehrte er schon um die Mitte des Monats sehnsüchtig zu seiner „geistreichen, feurigen, leidenschaftlichen, reizenden Römerin" zurück.

Wenn er selbst jetzt noch mit Reisen zuwartete, so geschah es nicht nur, weil die Liebe ihn in Banden hielt, sondern weil er noch Geld zu erhalten hoffte. Denn er hatte viel kaufen müssen, unter anderm auch sich neu gekleidet, „da capo ai piedi alla Inglese", und er hatte auch nicht gerade sparsam gelebt, sondern endlich einmal alles genossen, ohne jedoch die Grenzen zu überschreiten. Da kam endlich der pegaso d'oro, und nach einer unvergeßlichen Nacht am Busen seiner Geliebten nahm er Abschied, um zum erstenmal weiter nach Süden zu pilgern.

Der Almanach.

Unter dem Titel „Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829. Herausgegeben von Wilhelm Waiblinger" erschien das Werkchen gegen Ende 1828. Bereits haben wir ein kleines Inhaltsverzeichnis gegeben, woraus hervorgeht, daß Griechenland diesmal noch nicht zum Wort gekommen war. Es wird ausschließlich von Italien gehandelt, und Waiblinger ist es, der sich selbst sämtliche Beiträge geliefert.

Ein Sänger, der in weiter Ferne
Vom deutschen Vaterlande lebt,
In dessen Geist und Herz so gerne
Der Heimat Bild herüberschwebt,
Singt unter Frühlingslaub und Blüte
Zum erstenmal voll stiller Ruh'
Im tiefbesänftigten Gemüte
Sein Lied euch in den Norden zu.

So beginnt das gewissermaßen als Vorwort vorausgeschickte „Lied der Weihe". Wenn Waiblinger darin sein Gemüt tiefbesänftigt nennt, so wissen wir, daß er zur Zeit, da er den Almanach schrieb, eben durch diesen Auftrag zwar der quälendsten, materiellen Sorgen überhoben worden war, keineswegs aber jene wahrhafte, für alles gedeihliche Schaffen nötige Seelenruhe genoß. Vielmehr hatte er hasten, alles frischweg ohne Konzept niederschreiben müssen, und wenn er da selbst am Schluß sagte, es befriedige ihn nicht, so spüren auch wir noch heute beim Durchlesen des vergilbten Büchleins die notgedrungene Flüchtigkeit, mit der es zustande gebracht wurde.

Vor allem merkt man dies an der ersten Nummer. In der Novolle „Das Blumenfest" will uns der Dichter ins 16. Jahrhundert zurückversetzen. Aber ...er der einmaligen beiläufigen Erwähnung Rafaels als eines Lebenden könnte das Ganze, wenn wir von der stellenweise allzu romantisch-unwahrscheinlichen Fabel absehen, sich sehr wohl zu Waiblingers Zeiten zugetragen haben. Ein römischer Prinz Chigi kommt mit seinem Vertrauten Demetrio nach Genzano zum Blumenfest, wo er die schöne Vittoria, eine Albaneserin, sieht und lieben lernt. Daß sie sich schon am folgenden Tag verheiraten soll, treibt den Prinzen zu rascher Intrigue, und das Glück scheint ihm zu lächeln. Noch in derselben Nacht wird der Bräutigam bei einem Ständchen, das er seinem Lieb durch einen höchst originellen dichtenden Schäfer[105] bringen läßt, vor aller Augen erstochen, und

der Prinz weiß durch seine Teilnahme in der stolzen Vittoria alsbald eine ihm günstige Gesinnung zu erwecken. Da erinnert ihn Demetrio daran, daß er auf seinem Landgut in Castel Fusano am Meer eine schöne Türkin habe, die er nach einem mißglückten Überfall durch Seeräuber als Hilfesuchende in seinem Garten gefunden. Diese läßt nun der Prinz, anscheinend um ihr Seelenheil besorgt, taufen, jedoch nur, um sie, die seine Geliebte geworden, heiraten zu können. Als sich der alte Chigi diesem Plan widersetzt, da er seinem Sohn eine Colonna zuführen möchte, schlägt dieser die ihm aufgedrängte Braut beharrlich aus, schwankt aber selbst zwischen seinen beiden Geliebten. Die Intriguen bewegen sich nun unerfreulich hin und her, wobei Demetrio eine dunkle Rolle spielt, bis endlich die Maria getaufte Türkin selbst Vittoria aufsucht und sie durch Anrufung ihres Mitleides zum Verzichtleisten bringt. Dasselbe hatte der alte Chigi durch einen ebenfalls persönlichen Besuch nicht zu erreichen vermocht, vielmehr wurde er selbst von Vittorias Schönheit so entflammt, daß er sie bald darauf nach Castel Fusano entführt. Zur Zeit dieses Gewaltstreiches aber war Vittoria bereits dem Mörder ihres Bräutigams, Michaele, verlobt worden, und so erscheint der originelle Schäfer beim Prinzen, um die, wie man glaubt, von ihm Entführte zu suchen. Bald kommen sie indes dem wahren Sachverhalt auf die Spur und eilen ans Meer, und Maria gesteht jetzt, daß Demetrio jener Seeräuber sei, der sie einst mit sich geschleppt. In Castel Fusano, wo man die Vermißte findet, wird gleich nach dem Griechen, nach Demetrio, gefahndet, aber eben sei er entflohen, heißt es. Da kommt der Prinz auf die in einer solchen Lage doch wirklich echt romantisch-verrückte Idee, seiner Vittoria oben noch ein Ständchen zu bringen. In dem Moment springen zwei Vermummte herbei und der eine, Michaele, erdolcht bei dieser zweiten Serenade auch den zweiten Nebenbuhler. Der andere, Demetrio, wird vom Schäfer erschossen. Allgemeine Verzweiflung und Schluß.

„Mit dem Blumenfest hast Du recht: es ist ein schwaches Ding!" schrieb Waiblinger wenige Monate nachher an Eser, und wir werden dieses Urteil gutheißen. Es ist hier eine ganz gewöhnliche novellistische Fabel gleichsam als Gestell benutzt, um — ganz wie in den griechischen Romanzen — schönen Schmuck daran aufzuhängen. Individualitäten, Charaktere weiß Waiblinger nicht zu gestalten, und Handlung wie Personen lassen uns innerlich kalt. Aber er versteht gut zu schildern, und die Stellen, wo er das Blumenfest und die feierliche Taufe in

St. Maria Maggiore beschreibt, sind die Glanzpunkte des Ganzen. Erstreckt sich die eigene Anschauung auf die Personen, so bekommen auch diese Leben, wie die höchst gelungene Figur des improvisierenden Schäfers beweist, der immer alles verjubelt, dabei aber in ungetrübtem Glücke bei seiner Herde lebt. Vittoria hat ebenfalls noch lebendige Züge, dagegen ist Demetrio die am meisten verschwommene Gestalt, und an ihr zeigt sich deutlich, daß Waiblinger frisch begonnen hatte, ohne sich vorher eingehender um die Ökonomie des Ganzen zu kümmern. Man hat das Gefühl, als werde Demetrio erst im Laufe der Erzählung zu dem Seeräuber, als welchen er sich am Schlusse entpuppt. Ein ganz elender Wicht, so elend, daß man ihm wie der Erzählung bald das Ende wünscht, ist endlich der Held selbst in seiner unmännlichen Haltlosigkeit. Höchst unangenehm berührt sein Doppelverhältnis, wiewohl Waiblinger hier vielleicht am meisten Eigenes hineingetragen hat. Kämpften doch in seinem Herzen, während er diese Novelle schrieb, abwechselnd die Gefühle für Nazarena mit denen für Cornacchia! Dies erklärt unter anderm, warum ihm nachher, als er mit sich selbst über diesen Punkt im reinen war, auch das Produkt jener Stimmungen nichtig erschien.

Einen bessern Eindruck machen die schönen „Lieder des römischen Carneval". Wie das fröhliche Fest selbst, so flattern sie als lose Schmetterlinge an uns vorüber. Erschöpfend und doch in glücklicher Konzentration läßt der Dichter im Leser den wilden Wirrwar mit all seinem sinnbetörenden Zauber auferstehen, und wie ein tiefer Klang in glitzerndhelles, farbenprächtiges Geläute emportönt, so dringt am Schlusse eines jeden der acht leichtbeschwingten Lieder die Erinnerung an die eigene, unwiederbringlich dahingelebte Vergangenheit in das flüchtig vorübereilende Gaukelspiel der Gegenwart hinein. Dieser Kontrast tut eine treffliche Wirkung, und man darf diese Lieder zum Gelungensten zählen, was Waiblinger geschrieben.[106]

Unter das Beste seiner novellistischen Prosa darf man auch die im Almanach auf diese Lieder folgende Novelle „Die Briten in Rom" rechnen. Die Engländer waren damals noch weit mehr wie heute die Reisenation par excellence und überfielen zeitweise wie Heuschreckenschwärme auch die ewige Stadt, wo sie sich durch ihr steifes Wesen und die gänzliche Unfähigkeit, die Landessitten anzunehmen, auffällig und mißliebig machten. Waiblinger, der ganz Italiener geworden, mußten sie deshalb ebenso unsympathisch wie lächerlich sein, und er schrieb diese wirklich köstliche Humoreske, die

man selbst heute noch, und besonders wenn man mit den Lokalitäten vertraut ist, mit Vergnügen lesen wird. Sie gelang ihm schon deshalb, weil die Handlung nicht die strenge Geschlossenheit der Kunstnovelle erforderte, und weil die Personen, die englischen sowohl wie die römischen, ihm aus der Anschauung bekannt waren. Hier brauchte es nichts weiter, als einige Geschicklichkeit, die verschiedenen Abenteuer der verschiedenen Glieder einer englischen Familie gut kombiniert und mit einer effektvollen Steigerung gegen den Schluß hin zu erzählen. Damit kam Waiblinger, der sich selbst in die Maske des Ironius steckte, seine Cornacchia aber in Camilla porträtierte, so gut zustande, daß diese satirische Novelle das einzige ist, was bisanhin von seinen Prosaschriften wieder ausgegraben wurde: Die „Briten in Rom" sind, von Edmund Zoller herausgegeben, in der Reklambibliothek erschienen.

Die letzte Nummer des Almanachs, „Die heilige Woche", steht wieder auf gleicher Höhe mit der ersten, dem „Blumenfest". Sie entstand zuerst, noch in den Tagen der Not, und trägt unverkennbar den Stempel einer gewissen Überreizung an sich. Das zeigt sich vor allem an der höchst belanglosen, ja selbst eines ordentlichen Schlusses entbehrenden Handlung, die überdies noch in sich gespalten ist. Auf der einen Seite bewirbt sich die leichtfertige Frau eines römischen Malers vergebens um die Gunst des deutschen Helden der Novelle, Eduard (in dem der Dichter sich deutlich selbst zeichnet), auf der andern erscheint diesem ein ehemaliger Freund Louis als ein zum Katholizismus übergetretener Pilger und fleht ihn vergebens um Verzeihung an. Eduard, der mit Louis gebrochen, nachdem ein Weib zwischen sie getreten, verweigert sie ihm, um, wie er sagt, die mühsam erkämpfte Ruhe seines Herzens nicht zu verlieren. Die Liebesgeschichte hat keinen rechten Schluß, und die etwas jugendlich überschwängliche Freundschaftsgeschichte ist nicht ausgeführt, sondern nur in mystischen Umrissen angedeutet. Waiblinger hat in diesem Louis unzweifelhaft an Ludwig Bauer, seinen ehemaligen Universitätsfreund, gedacht, aber mit was für einer Gesinnung, geht eigentlich nicht recht hervor. Wie im „Blumenfest", ja, hier noch mehr, wird von vornherein die Handlung von der Schilderung überwältigt. Für einen deutschen und für ein deutsches Publikum schreibenden Schriftsteller tat sich in der Osterwoche des päpstlichen Roms ein zu reiches Erntefeld auf — sich hier nicht von der Materie besiegen zu lassen, sondern sie mit der Freiheit des Künstlers einer Idee unterzuordnen, dazu hätte es mehr Selbst-

beherrschung gebraucht, als Waiblinger bei seiner empfänglichen und leicht entzündlichen Natur je besessen.

So trägt denn dieser Almanach im großen und ganzen, ausgenommen die Karnevallieder, durchaus das Gepräge von Journalistenarbeit. Aber er erfüllte doch wenigstens seine Bestimmung insofern, als er den Dichter aus harter Not befreite und zugleich weitern Kreisen im Vaterlande bekannt machte. Von diesem Standpunkt aus mochte ihn auch Waiblinger selbst betrachten: nämlich als einen dem widrigen Schicksal bezahlten Tribut zur Erringung derjenigen Freiheit und Ruhe, die ihm das eigentliche künstlerische Schaffen allererst ermöglichen sollte.

---

4. Reisen und Wandern.

Als Waiblinger anfangs September 1828 seine Reise nach Süden angetreten, war sein erstes Ziel Neapel. Hier vermißte er jedoch die charaktervolle Originalität Roms, und so sehr er sich auch dem tollen Treiben in dieser „lustigsten, heitersten Stadt" hingab, ganz drin aufgehen konnte er nicht. Ihn, dem alles neu war, reizten die herrlichen Umgebungen mehr.

Oft bestieg er den Vesuv und sah dabei die Lava unter furchtbarem Getöse bis zum Rand des Kraters aufschwellen, dann wieder vergrub er sich in den Ruinen des alten Pompeji, wo ihm die Vorwelt so lebendig wurde, „daß für die hübschgemalte Hausflur nur die artige Pompejanerin mit dem Strickzeug zu fehlen schien", und endlich machte er mit einigen Landsleuten Ausflüge zu den Tempeln von Paestum und dem unvergleichlich schönen Strande entlang. Immer war er dabei vom Glücke begünstigt. Einmal nur, als die etwas übermütige Gesellschaft trotz Abmahnungen von allen Seiten bei Sturm den Golf von Salerno durchschiffen wollte, hätte die Lustbarkeit beinah' ein schlimmes Ende genommen. „Am 20. September sollt' ich mein Grab in den Wellen finden," erzählt Waiblinger, „und zwar in einem erschrecklichen Sturm bei Sorrent, wo ich mit aller Kaltblütigkeit völlig verzichtet hatte, nur noch eine Viertelstunde zu leben und jeden Augenblick den Tod erwartete. Der Moment, da unsere betäubten Schiffsleute ohne Befehl des Steuermanns, aus eigenem verzweifeltem Antrieb, mit fürchterlichem Geschrei das Segel

herabrissen, wir übereinanderstürzten, die Wellen hereinschlugen, etliche anfingen zu heulen und jener Augenblick nun unausbleiblich schien, ist mir unvergeßlich. Allein wir gewannen doch das Ufer von Meta nach einer halben Stunde."

Nach solchen Erfahrungen und Aufregungen vermochte ihn das Festland nicht mehr zu halten. Salerno, Sorrent und Bajä und der schönsten aller südlichen Felsenschluchten, „einem wahren Ariost'schen Wunder", Amalfi, sagte er mit all ihrem Strandzauber von Pinien- und Orangenhainen Lebewohl, um sich für längere Zeit auf die Insel zurückzuziehen, die ihm diese landschaftlichen Reize in womöglich noch höherem Maße und zudem in jener abgeschlossenen Stille darbot, deren er für ein ersprießliches poetisches Schaffen so sehr bedurfte, nach Capri.

Hier wohnte er im Hause eines „trefflichen, grundehrlichen Notars", Giuseppe Pagano, der den Fremden unentgeltlich Obdach und Bewirtung gewährte. Bald fühlte sich Waiblinger wie ein Sohn in die Familie aufgenommen und genoß mit dankbarer Seele die edelsten Weine der Welt, delikate Fische und Wachteln. Aus einem wohnlichen Zimmer hatte er zudem die herrlichste Aussicht. „Zum einen Fenster, an dem ich lese und schreibe, seh' ich über Pomeranzen, Zitronen, Feigen, Palmen, Kaktus weg zu den kahlen Hügeln der Kastelle und inmitten liegt die ungeheure Fläche des Meeres gegen Süden in solcher Höhe, daß sie die Hälfte des Fensters erreicht und des Mittags nicht erlaubt hinauszublicken, weil der Glanz blendend ist, zum andern aber die pittoreskesten aller Häusergruppen ganz in orientalischem Stil, mit Palmen und Aloe geziert und drüber weg der furchtbare Fels des Monte Solaro, der höchste Gipfel dieser Insel."

Diese selbst durchstreifte Waiblinger nach allen Richtungen. Der Palast des Tiberius rief in ihm die Erinnerung wach an die daselbst verübten Greuel, und die Gedanken an diesen schrecklichen Cäsaren, an Julia und an die eigene Vergangenheit, in die auch einmal eine Julie so bedeutsam hineingespielt hatte, ließen ihn im Verein mit den gegenwärtigen Eindrücken gesättigter Behaglichkeit seine schönen Lieder aus Capri[106] dichten. Die blaue Grotte, die damals erst vor kurzem durch August Kopisch und einige andere Deutsche wiederentdeckt worden war, gab ihm Anlaß zu einem Märchen.[107]

„Ich habe wie in brennendem Durst in mich hineingeschüttet, was hier in Strömen an Schönheit fließt!" schreibt Waiblinger seinen

Eltern. In der Tat lebte er, was sehr zu begreifen ist, mehr der Natur, dem Meer und dem Wein, als seinen Arbeiten für den zweiten Almanach, blieb indessen, wie wir bereits erfahren, nicht ganz untätig. Meistens war es des Morgens, daß er, mit der herrlichen Landschaft vor Augen, ein paar Stündchen schrieb, falls er nicht am Strand spazierte und mit einem napolitanischen Advokaten, der ihm als Tischnachbar und Besitzer himmlischer Lacrimä Christi sympatisch war, über dies und jenes plauderte. Der Mittag wurde dann der „Ideenfischerei" gewidmet und dem Heimweh nach Rom. Lustig verfloß der Abend in Gesellschaft einiger Geistlicher, des Wirts und des Napolitaners.

Bei diesem stillen Leben fand Waiblinger Zeit, Eser, der kurz nach dem Tode seines Vaters nun auch den Schwager verloren, einen Brief voll warmer Teilnahme zu schreiben, einer Teilnahme, die umso wahrer sein mußte, als jener Schwager es war, der ihn noch ein Stückchen begleitete, als er mit seinem großen Sack auf dem Rücken aus dem Vaterland zog. Indessen ließ ihn noch Anderes seine Gedanken nach Norden richten, denn er hatte das erste Druckexemplar seines Almanachs empfangen und damit die Nachricht, daß Raupach in Berlin mit einer Tragödie Furore gemacht, deren Süjet große Ähnlichkeit mit seiner „Ykelula" habe, was ihn so erbitterte, daß er sich am liebsten „von Tiberius' Fels stürzen wollte". Aber was ihm noch mehr als all das an's Herz griff, wenn er nach dem ferndonnernden Vesuv mit seiner Rauchfahne hinüberblickte, das war die Sehnsucht nach Rom, nach seiner Cornacchia. „Meine höchste irdische Glückseligkeit wäre, hier im entlegenen Eiland, im Anblick dieses prachtvollen Meeres, mit meiner Römerin zu leben, und wer weiß, ob's nächsten Sommer nicht geschieht. Wäre dies nicht, so blieb ich auch den ganzen Winter hier, ob es gleich unfreundlich werden soll. . . . Aber ich bin nun einmal doch noch empfänglich für die Liebe, und umsomehr, wenn sie so aufopfernd ist, wie jene meiner Römerin, der ich den schönsten und genußreichsten Sommer meines Lebens verdanke. . . . . Nun werden wöchentlich einige Briefe gewechselt, nur mit Gewalt konnt' ich mich losreißen und werde, so oft das Boot von Neapel anlangen kann, in den wildesten Beschwörungen zurückgerufen, und die Menschlichkeit erfordert es auch, denn sie ist hochschwanger. Moralisiere mir nicht: es ist besser, daß ich noch frei bin und diese illegitime Ehe führe, als wenn ich mich durch eine rechtmäßige Heirat mit der Olevaneserin in Gefahr gesetzt hätte, mich

zeitlebens unglücklich zu machen. Ich kann somit nicht lange mehr in Parthenope bleiben und muß der verführerischen Stimme folgen, umsomehr, als ich in Rom meine Winterarbeit besser fertigen kann".

So schied denn Waiblinger nach unvergeßlichen Wochen von dem Eilande, das ihm über alles teuer bleiben sollte, erreichte in einem heftigen, nur allzusehr an jenes Erlebnis im Golf zu Salerno erinnernden Sturm das Festland und kehrte mit einer Eile, zu der ihn die Liebe antrieb, nach Rom zurück. Hier kam ihm seine Geliebte mit einem Kinde an der Brust entgegen, und er schreibt darüber dem Freunde: „Meine Carlenzo hat mir in meiner Abwesenheit ein Mädchen geboren, und ich bin nun auch Vater geworden. Vielleicht hätte ich besser geschwiegen, aber wenn Du genauer überlegst und das Verhältnis kenntest, so würdest Du mir's verzeihen. Es ist nun ein Jahr,[108] daß ich das junge, unglückliche Weib kenne, welche von ihrem Manne schändlicherweise verlassen worden, weil es ihm gefiel von Konstantinopel bis London mit einer Engländerin herumzustreichen. Die Römerin ist mein geworden, hier darfst Du keinen Platon, keine Psyche, keine Urania suchen, wie überhaupt bei Italienerinnen nicht, aber ein durchaus edles, gutes Herz und einen echt römischen Verstand, Aufopferung und höchste Anhänglichkeit. Der Reiz der Gewohnheit täglichen, ungestörten Zusammenlebens wie Mann und Weib und liebevolle Pflege in meinen Unpäßlichkeiten, sowie geduldige Ertragung meiner bösen Launen, das ist genug, um es zu entschuldigen". Und dieses Weib, das keine Moralkodices kannte, sondern in allem nur mit unverdorbener Natur den Trieben des Herzens folgte, bestand in der Tat die Probe der Treue glänzend. Bald nach Waiblingers Ankunft verschlechterte sich das Wetter dauernd, der ganze Januar 1829 war ein Regenguß, und er litt infolgedessen anhaltend an „Kopfrheumatismen". Wochenlang war er zu jeder Arbeit unfähig und in der übelsten Laune. Die allgemeine Nervenüberreizung, ein erstes Zeichen der Überanstrengung des gesamten Organismus, ging sogar soweit, daß er fast täglich bis zu Fieberanfällen in Wut geraten konnte. Da pflegte ihn denn Cornacchia mit schönster Hingebung, und er lebte wieder ganz zurückgezogen. Schon deshalb, weil er es mit den deutschen Künstlern aufs neue verdorben hatte, seit sie im Almanach eine gegen sie gerichtete Stelle aus den „Briten in Rom" gelesen. Doch blieben ihm die wenigen alten Kameraden immer noch zugetan, so der Architekt Knapp, bei dem er gewöhnlich aß. Den Abend brachte er dagegen regelmäßig

mit seiner Cornacchia in jener alten Osteria zu, die sie von jeher besucht. Der Umstand, daß die Römerin eine Zeit lang glaubte, ihr Mann sei wieder hier, und seine Messerstiche fürchtete, schloß sie nur noch enger an den Geliebten, so daß Waiblinger den Eltern schreiben konnte: „Ich bin so gut versorgt, als der geliebteste Ehemann". Es ist bezeichnend, wie Waiblinger von Weib und Kind sonst nie etwas Näheres nach Hause verlauten läßt, und man deutet dies wohl nicht unrichtig, wenn man annimmt, er habe eben, wenn auch mit schwerem Herzen, eingesehen, daß in den Kreisen, denen er entstammte, bürgerliches Vorurteil selbst über elterliche Liebe ging. Begreiflich genug ist es da, daß dort, wo überhaupt keine Liebe war, das nach Deutschland dringende Gerücht über seine Lebensführung Anlaß zur schärfsten Verdammung geben mußte.

Der schlechte Winter, unter dem Waiblinger so sehr litt, brachte mehreren Anderen den Tod. Es starben der deutsche Maler Schlosser, der hochadlige Herzog von Torlonia, und zuletzt zeigten die Glocken des Kapitols mit ihren dreiunddreißig Schlägen und dem darauffolgenden Geläute sämtlicher Kirchen dem römischen Volke an, daß der Papst Leo XII. endlich in den Himmel eingegangen sei, „zu dem er ja von Petrus schon so lange den Schlüssel erhalten hatte". Den Römern genugsam durch sein Leben verhaßt, machte er sich noch zum Abscheu durch seinen Tod, mit dem er ihnen den Carneval verdarb. Hunderte von Satiren kreisten über ihn und schilderten seinen Geiz, seine Venerien, seine Hämorrhoiden, seine Jesuiterei, seinen Nepotismus. „Im Grund aber ist er kein so schlechter Fürst gewesen", heißt es in einem Briefe Waiblingers, „mehr unbedeutend als böse, denn was er Gutes getan, sind einige Einrichtungen und die Teilnahme am Schicksal Tivolis. Seine Hauptwirksamkeit ging auf die Ausrottung der öffentlichen Dirnen, und er hat sich schwer damit blamiert. Die Römer aber sind ihm doch hauptsächlich nur feind, weil er die Cancelletti eingerichtet, d. h. Weinbottegen, wo nur über die Straße verkauft wird". Auch Waiblinger hatte Ursache, ihm gram zu sein, nicht nur wegen des vereitelten Carnevals, den ihm sein Schicksal nun überhaupt nicht mehr gönnen sollte, sondern auch deshalb, weil Rosa Taddei ihre Akademien aufgeben mußte. Allein da er mit ihr und ihrer Truppe persönlich bekannt geworden war, so kam es, daß sich die Künstlerin zu einer Privatakademie in ihrem eigenen Hause anbot, der an die vierzig Deutsche beiwohnten und die den glücklichsten Verlauf nahm.

Nachdem das unleidliche Regenwetter anfangs Februar 1828 durch eine Kälteperiode seinen Abschluß gefunden, kamen gegen Ende des Monats milde Lenztage und ließen Waiblinger bald wieder seine frühere Frische zurückgewinnen. Die Sonne aber lockte in jenen Tagen einen erlauchten Gast Roms weiter nach Süden. „Der König von Baiern", schreibt Waiblinger seinem Freunde, „ist hier lange umhergetölpelt und nun nach Neapel abgegangen. Ich bin sein Feind, weil ich in seinem ganzen Treiben und Wesen keine Reife sehe, sondern nur die Gymnasisterei auf dem Throne. An der Kunst hat er einen Affen gefressen, wie andere Monarchen an Rossen und Pavianen. Darum halt' ich von all dem Münchner Wesen nichts, denn es hat keinen soliden Grund". Höchst seltsam berührt es nach dieser Herzensergießung, wenn Waiblinger im nämlichem Atemzug sich bereit erklärt, gleichwohl von dem König eine Stelle anzunehmen, wenn er sie ihm anbiete. Aber sein Leben mag ihn eben gelehrt haben, sich der Menschen, die ihm nützlich sein konnten, zu bedienen, ob sie ihm sympathisch waren oder nicht. Wie wenig übrigens der innere wahre Stolz mit dem äußerlich gezeigten übereinzustimmen pflegt, das haben wir ja an einem noch viel weniger schönen Beispiele, bei Platen, gesehen.

Waiblinger befand sich von neuem, wenigstens für den Augenblick. in bedrängter Lage. In Neapel und Capri hatte er nicht gerade gespart, auch hier in Rom war gutes Leben, ohne daß man verschwendete, teuer, und zuletzt wurde ihm im Palast der Gräfin Broglio, wo er wohnte, der Rest seiner Barschaft gestohlen, so daß er eine Zeit lang tatsächlich wieder ohne einen Heller war. Recht ungelegen kam ihm da ein Familienschreiben, welches ihn drängte, Eser seine Schulden zu bezahlen. Daß er dies nicht schon längst getan, mag uns allerdings verwundern, während man auf der andern Seite leicht begreifen wird, wenn er nach so bittern Tagen der Not zuerst wieder einmal im Genuß sich erholen wollte.

Unterdessen stand im Mittelpunkt des Tagesinteresses die Wahl des neuen Papstes. Das Konklave dauerte lange, Abend für Abend zeigte die von den verbrennenden Stimmzeddeln aufsteigende Rauchsäule, die „Sfumata", den Römern an, daß die nötige Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen noch immer nicht auf einen der Kardinäle gefallen und somit noch kein Papst erwählt war. Über dieses dann endlich eintretende Ereignis berichtet Waiblinger seinen Eltern: „An einem abscheulichen Regentage saßen wir eben bei Tisch, es regnete

in Güssen, als plötzlich die Kanonen des nahen Quirinals erdonnerten. „È fatto il Papa!“ stürzte unsere Rosa herein. Wir rennen an die Fenster. Als ob die Welt untergehen wollte, so rennt alles Volk aus allen Straßen über den Platz, Jubel, Geschrei „il Papa, il Papa!“ zu allen Seiten, wir greifen zum Schirm, wir laufen fort, schon donnern auch die Kanonen des Kastells, und die Wahl des heiligen Vaters ist der Hauptstadt verkündigt. Diesen rührenden, großen Moment will ich nie vergessen. Denkt Euch nun, wie's von allen Seiten lief und rannte und gegen den Monte Cavallo stürmte! Die schrecklichsten Güsse von oben wurden nicht beachtet, tausend und abertausend Schirme stießen sich umher, schon waren die früher zugemauerten Fenster des Konklave's geöffnet: „Castiglione!“ rief es. „Castiglione ist Papst!“ Und siehe, da tritt der Kardinal Albani auf den Balkon heraus, spricht das „Habemus Pontificem“, wirft die Ankündigung herab und applaudiert. Das Volk sofort stimmt in den Applaus ein, und man strömt nach Hause. Am folgenden Morgen zog der h. Vater, ein 68jähriger, seinem Äußern und, wie es scheint, auch seinem Innern nach höchst ehrwürdiger Greis, aus dem Konklave heraus, um von St. Peter Besitz zu nehmen. Interessant sind die vielen Zeremonien, selbst die uralte Kutsche, in der jeder Papst auszieht. Ein lautes „Evviva!“ ertönte, als er zum Tore hervorkam. Ihm voraus ritt der Träger des goldenen Kreuzes auf einem schneeweißen Maultier, und vom Quirinal an bis zu St. Peter durch die ganze Stadt, eine gute Stunde Weges, waren Spalier von Militär, noch mehr aber von ungeduldigem Volk, das den h. Vater mit wildem Evviva und dem Geschrei: „Santo Padre, la benedizione!“ auf den Knien begrüßte. Von 400 Kirchen tönten alle Glocken zusammen, und die Kanonen donnerten. Als er endlich, allenthalben dem knieenden Volke den Segen spendend, an der Riesentreppe des größten aller irdischen Tempel ankam und ihn in der Halle das Evviva des Volkes begrüßte, weinte der alte Mann wie ein Kind, und indem er, hoch in die Kirche hineingetragen, sich zum Gebet an der Türe erhob, trocknete er sich das ehrwürdige Gesicht mit dem Tuche, so daß einem selbst die Tränen ins Auge kamen. Nun wurd' er auf den Hauptaltar geführt und von den fünfzig geistlichen Fürsten vergöttert. Sie küßten ihm Hände und Füße, und die unermeßlichen Räume dieses Tempels waren voll von Menschen“. Über den Tag der Krönung berichtet Waiblinger noch folgendes: „Rührend war es anzusehen, als man den Papst gegen den Hauptaltar trug und ihm

dreimal, hoch auf einer Stange, ein Bündelchen Werg angezündet wurde mit den Worten: „Sic transit gloria mundi!“ Und über die Krönung selbst: „Auf dem Balkon des St. Peter, im Angesicht der ganzen Stadt und wohl von 100,000 Menschen, die auf dem Platze stehen, besteigt er den Thron, und hier wird ihm die dreifache Krone aufgesetzt, hier erhebt er sich und gibt dem knieenden Volke den Segen, während die Glocken läuten, die Musiken klingen, die Kanonen donnern“.

Die Aufregungen des öffentlichen Lebens und sein trotz der allgemeinen Besserung stets schwankender Gesundheitszustand hinderten Waiblinger am eigentlichen Arbeiten, so daß er nur eine schon im vorigen Jahre begonnene Reiseskizze vollendete. Die schöne Zeit des vergangenen Sommers, wo Leben und Liebe mit frischem Zauber ihm aufblühten und frohe Schaffensfreude in seiner Brust erweckten, war vorüber. Ende März 1829 erhielt er von Reimer das erste Druckexemplar seiner Gedichtsammlung „Blüten der Muse aus Rom 1827“,[109] und bald darauf kam auch „Anna Boleyn“ heraus. Eser rief ihm die Hohenstaufen ins Gedächtnis zurück, aber Waiblinger fehlte jener Aufschwung, den nur gesunde, ungebrochene Kraft geben kann. Immer mehr bemächtigte sich seiner eine innere Unruhe, die er nicht los ward, die ihn nirgends rasten ließ, sondern dämonisch in die Ferne trieb. Schon in Deutschland, in seiner „Kalonasore“, schrieb er von sich selbst:

Und ich legte Kopf und Arme
Nieder auf das Steingeländer,
Drückte wild die Augen zu,
Und der finst're Geist erwachte,
Der vom Abend bis zum Morgen,
Der von einem Land ins andere,
Stürmend mit gewalt'gem Drange,
Unbefriedigt etwas suchend,
Was ihn fester könnte halten,
Wie ein namenlos Geschick
Auf den Flügeln seiner Stärke,
Seiner Sehnsucht fort mich trug.

Eben dieser Geist war es, der ihn jetzt, nachdem er ihn aus dem Vaterland getrieben, auch sein verborgenes häusliches Glück fliehen ließ und bei der ungünstigsten Jahreszeit, zu Beginn des Sommers, aufs neue nach Neapel und noch weiter, nach Sicilien jagte.

Schon hatte Waiblinger seine „sämtlichen Habseligkeiten" nach Neapel vorausgesandt und bereits selbst auch zu Fuß die Reise angetreten, als ihn in Genzano ein so heftiges Fieber befiel, daß er seinen Reisebegleitern Abschied sagen und schleunigst wieder nach Rom zurückkehren mußte. „Seither bin ich nun selbst ohne eigenes Haus, denn Carlenzo teilt Zimmer und Bett mit dem gemarterten Frosco", schreibt er Eser. Hieraus geht hervor, daß Waiblinger seit seiner Rückkehr von Capri nicht mehr bei der Geliebten wohnte und — man glaubt das zwischen den Zeilen seiner Briefe lesen zu dürfen — überhaupt nicht mehr in so engem Verhältnis zu ihr stand. Treue war seine, des Rastlosen, Stärke nicht, und umsomehr wächst sich von nun an Cornacchia zu einer weiblichen Gestalt aus, deren Größe wir nur bewundern können. Während Waiblingers langer Abwesenheit in Capri war sie die Seine geblieben, und jetzt nahm sie den wie ein armer Schiffbrüchiger zu ihr Zurückkehrenden aufs liebreichste wieder bei sich auf und pflegte ihn mit jener Sorgfalt, mit der nur echte, tiefe Liebe pflegen kann. Bald genas Waiblinger, aber trotz allem vermochte die Geliebte ihn nicht zu halten: ihn trieb es fort, warum, wußte er wohl selbst nicht mehr recht. Denn wenn er auch, um Neues zu schreiben, neue Eindrücke haben mußte, so spricht sich dieses Bewußtsein in seinen um jene Zeit geschriebenen Briefen viel zu wenig aus, als daß ihm eine entscheidende Bedeutung zugemessen werden dürfte. Vielmehr ist sein abermaliges Aufbrechen zu einer Reise, von der ihn das Schicksal selbst zurückhalten zu wollen schien, ein direktes Symptom seines ruhelosen Feuergeistes, dessen Flammen immer heftiger aufloderten und ihn am Ende noch verzehren sollten. Unmittelbar vor seiner Abreise schrieb er an Eser: „Mein früher schon allzu sanguinisch-cholerisches Temperament ist durch klimatische Einflüsse dergestalt gesteigert worden, daß ich mich täglich bis zu Fieberanfällen erzürnen kann. Dieser Himmel ist schön und verderblich wie Sirenengesang. Mäßige Lebensart ist mir notwendig und Enthaltung von feurigen Weinen".

Obschon sich also sein allgemeines Befinden nicht gebessert, verließ er Rom gleich nach der Besitznahme des Laterans durch Pius VIII. am 21. Mai 1829. Nicht einmal das Reisegeld für Sizilien hatte er abgewartet, sondern Anordnung hinterlassen, es ihm nach Neapel nachzuschicken. Dort, wo er diesmal ohne weitere Hindernisse ankam, trieb er sich „einige Wochen im Genuß aller Reize der Natur, des Lebens, der Freundschaft und der Liebe" herum. Seine Gesellschaft

war die erwünschteste, man wechselte zwischen dem Vesuv und Camaldoli, Campo nuovo und Posilippo, und alle hatten es darauf abgesehen, „die Tage so viel als möglich zu raffinieren". Die naturgemäß darauf folgende Übersättigung ließ Waiblinger allein nach dem alten Pompeji flüchten, wo er „in tiefster Einsamkeit unter den Laren der aufgegrabenen Stadt" lebte und Briefe und Gedichte über sie schrieb.[110] Nach einem kleinen Unwohlsein ging er nach Neapel zurück, besuchte wieder sein „heimatliches Capri", um dann einen Ausflug in die Caudinischen Pässe, nach Benevent und Avellino[111] zu unternehmen. Dabei ging er aus Trotz in der glühendsten Mittagshitze oft lieber zu Fuß, als daß er einen Esel oder einen Wagen genommen hätte, für den man ihm zu viel verlangte, und so traf er im heftigsten Fieber und überdies mit einem immer mehr verdorbenen Magen wieder in Neapel ein. Freunde und Ärzte rieten ihm aufs dringendste ab, jetzt nach Sizilien zu gehen, auch war die große von Berlin erwartete Geldsendung immer noch nicht eingetroffen, das wenige von Winkler Angekommene aber bereits verzehrt. Nichtsdestoweniger beharrte Waiblinger starrsinnig auf dem einmal gefaßten Plan, hatte er doch einen Freund und Liebhaber seiner Muse gefunden, der ihm das Nötige vorschießen wollte. Doch da traf endlich das Geld ein, und Waiblinger ging, um sich vorher noch etwas zu erholen, nach Sorrent. In gesunder Luft und völliger Stille verlebte er da, meist im Hause oder auf dem Dach, göttergleiche Tage. Er schrieb einige Lieder[112] als Antwort auf Efers Anfrage, ob ihn Italien die Hohenstaufen schon habe vergessen lassen, und exzerpierte sogar aus Raumer, den ihm die Gräfin Voß geschickt. Auch begann er bereits eine Tragödie Manfred, kam aber nicht über die stoffliche Disposition hinaus. Nachdem er noch Reisebriefe geschrieben, begab er sich nach Neapel, wieder ziemlich hergestellt, und machte sich endgültig zu der gewagten Reise fertig. Alle Warnungen halfen nichts, er schiffte sich ein.

Die unaussprechlichsten Empfindungen kämpften in Waiblinger, als er bei Capri und dem Kap Minerva vorbeifuhr. Das Meer ging hoch, der Wind war stark, und er fühlte sich gesünder denn je. Am folgenden Morgen wurde vor der Dämmerung die Flamme Strombolis sichtbar, dann tauchten die übrigen Äolischen Inseln auf, und endlich Sizilien. „Hier Scylla, dort Charybdis, rasch ging's in die Meerenge, und warum soll ich's nicht sagen, ich habe geweint, als Messina am Fuß des Peloro über die blaue Flut emporstieg."

In Gesellschaft eines kalabresischen Juristen, der ihm auf der See Freund geworden, betrat er das Land seiner Wünsche, das Land, „das wir Schwaben einst besessen". In einer Stunde schien er sich schon längst eingewöhnt, denn da er nirgends eine Heimat hatte, so fühlte er sich gleich überall zu Hause. Und am folgenden Tag erlebte er bereits ein artiges Liebesabenteuer —

Denn ans Fenster führt mir der Schalk ein liebliches Mädchen,
Erst nur Blicke, doch bald folgt der verstohlene Gruß.
Und man redet mit Zeichen, man redet mit Augen und Händen,
Andere Sprache vergönnt lauschende Nachbarschaft nicht.
Kannst du lesen, mein holdestes Kind? so frag' ich mit Zeichen.
„Ja" ist die Antwort. Im Nu liegt auch ein Briefchen bereit.
Und beschwert mit dem Kiesel, damit es der Wind nicht entführe,
Fliegt es ins Fenster, und schnell hebt sie errötend es auf.
Gold'ne Minuten erwartender Angst, und die zärtliche Antwort
Eilt den gefährlichen Pfad schon in mein Fenster herein.
Worte der Liebe. Wie bin ich dir gut, doch im Hause, mein Liebling,
Darf ich dich jetzt noch nicht seh'n, aber heut' Abend gewiß.
Zweimal noch durch die Lüfte geleitet Amor die Briefe,
Und der Abend, er naht schon mit beglückendem Schritt.
Bläuer rollt des Meeres Krystall, und in glühendem Dufte
Schimmert das holde Gebirg, schimmert Kalabrien schon.
Und die dämmernde Nacht, bald deckt ihr Schleier die Erde,
Und der glückliche Wahn wird dem Verliebten enttäuscht.
Eines andern Geliebte! Warum nicht? Wund're dich nicht mehr:
Treulos bist du und willst Treue vom schwächeren Weib?

Mit diesem in den sizilianischen Elegien geschilderten Erlebnis beginnt Waiblingers Wanderung durch die märchenhaft schöne Insel. Hier, im glühendsten Sonnenbrand, sollte er noch einmal die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens und seiner Leidenschaften erfahren und den überschäumenden Becher feurig siegender Daseinslust bis auf den Grund leeren. Zum letzten Mal!

Alsbald nach seiner Ankunft in Messina hatte er seine Empfehlungsbriefe an Zentgraff, damals das erste deutsche Haus in Sizilien, abgegeben und einen Mann getroffen, „wie wenige auf Erden sind". Bei ihm speiste er fast täglich zu Mittag, und weil denn doch die Hitze zu entsetzlich war und er bei seinem bereits wieder verdorbenen Magen große Strapazen vermeiden mußte, so weihte er einige Wochen der Freude und besonders den schönen Mädchen Messinas. Immerhin machte er einen kleinen Streifzug durch das unterste Kalabrien und sah von Reggio aus den Aetna, kehrte aber bald wieder zurück. Als

er dann noch das berühmte Fest der Madonna delle lettere gesehen, „welches der größte Unsinn ist, der zu Ehren Gottes geschehen", vermochte Messina ihn nicht mehr zu halten. Zwar hatte er sich in der Gesellschaft von Zentgraff, eines artigen Mailänders, eines genuesischen Schiffskapitäns, der alle Meere der Welt erprobt, und noch eines andern Deutschen sehr wohl gefühlt. Aber er ließ nicht nur diese, sondern auch seine „palermitanische Venus", die schönste unter allen Sizilianerinnen, die er sah, und setzte sich der afrikanischen Hitze und seinem durch und durch ruinierten Magen zum Trotz aufs Maultier. In dem jäh in die weißen Felsen hinaufgebauten Taormina, das über dem blauen Meer in romantischer, herrlicher Lage einem irdischen Paradies verglichen werden darf, traf er daher nicht gerade in der genußfähigsten Stimmung ein, und sein Humor wurde nicht verbessert, als er sich gezwungen sah, bloß von Wein und Suppe zu leben. Dann ging's am Fuße des Aetna nach Catania, und er langte dort gerade am ersten Tag des Agathafestes an, das ihn aufs höchste entzückte. „Es hat etwas vom römischen Karneval, die vier Nächte hindurch schwärmen die schönen Cataneserinnen in phantastischem Kostüm, alla bacchiana, wie sie's nennen, in den erleuchteten Straßen umher." Er traf, wohl durch Zentgraffs Empfehlung, eine wackere deutsche Familie, in deren Kreis er manche hübsche Stunde verlebte.

Von Catania aus bestieg Waiblinger am 23. und 24. August 1829 von einem Führer begleitet den Aetna. Am ersten Tag erreichten sie nach zehn Stunden zu Esel und zu Fuß das Schutzhaus unterhalb des Kraters. Fern sank die Sonne zum verschwimmenden Horizont, und in hoher, unbeschreiblicher Pracht spannte sich der klare Sternenhimmel über der weiten, tiefen Erde mit ihrer dämmerdunklen, unendlichen Meerflut. In eine Matrosenkapuze gehüllt, saß Waiblinger am lodernden Feuer. Er hatte nicht, wie sonst viele, unter der hohen Lage zu leiden, sondern verzehrte in guter Laune ein Huhn, trank göttlichen Wein dazu und versuchte dann nachher etwas zu schlafen mit dem stolzen Bewußtsein, daß sich um diese Zeit in ganz Europa kein Mensch so hoch zur Ruhe lege. Zwei Stunden vor Tagesanbruch wurde das letzte Stück der Wanderung auf den Krater angetreten. Er rauchte gewaltig, und der Dampf kam den beiden Steigern, da Ostwind ging, gerade entgegen. Aber höher klommen und kletterten sie auf der grauenvollen Lava, das Pfeifen und Prasseln wurde stärker, und endlich hatten sie den Gipfel erreicht. Noch war Dämmerung, und an einen Felsbrocken angeklammert, um

dem Winde zu widerstehen, genoß jetzt Waiblinger das unvergeßlichste Schauspiel seines Lebens. Durch das unaufhörliche, mit tausendfachem Echo verstärkte Donnern im Innern des Kraters und die den schwarzen Rauchwolken glutrot entzuckenden Flammen war seine Seele bereits in die erhabenste Erschütterung versetzt, als auf einmal fern am östlichen Horizont, während die ganze übrige Erde noch im Dunkel lag, die Sonne aus dem griechischen Meere hervorglühte, und ihr feuriger Ball wie der Geist Gottes auf den Gewässern schwebte, Nacht und Nebel siegreich mit seinen Strahlen zerreißend und den herrlichsten Tag heraufführend! Die ungeheuren, aus dem Höllenschlund aufdampfenden Wolken vergoldeten sich, und die Wanderer waren bald selbst von Purpurglanz umflossen. In den Tiefen aber lag der scharfabgegrenzte Schatten des Berges azurblau und triangular wie eine Pyramide auf der Insel, die mit ihren Maulwurfhügeln ähnlichen Gebirgen inmitten der drei Meere langsam heller wurde und zuletzt, als weiße Flecke auf dunkelgrünen Matten, ihre Städte und Dörfer zeigte. Und immer weiter und klarer erschloß sich der überblickbare, wie eine aufgerollte Landkarte von unten herauf grüßende Teil Erde, und die ganze Schöpfung war so schön, wie wenn sie eben aus der Hand des Höchsten hervorgegangen.

Mit dem Gefühl, Gott nie so groß gesehen zu haben, wie an diesem Morgen, stieg Waiblinger wieder zum Schutzhaus hinunter und langte nach abermals zehnstündigem Ritt in Catania an. Er hatte zuerst daran gedacht, sich nach Malta einzuschiffen, gab aber den Gedanken bald wieder auf, da dort, wo einst große Taten geschehen, jetzt nur noch Kaufleute zu finden waren. Er setzte, nachdem er die Aetnadörfer, vor allem das paradiesische Aci, besucht, seine Reise zu Pferd fort und kam durch die fruchtbaren Landstriche der Südostküste nach Syrakus. Die etwa zehntausend Einwohner zählende Stadt, in der er nicht einmal ein Ei auftreiben konnte und die ihm außer Nektarwein und schönen Mädchen, die übrigens Fremde waren, nichts zu bieten schien, war für ihn zuerst nur ein ödes, uninteressantes, verlassenes Festungsnest, wo die Weiber mit offen herabhängenden Brüsten umherliefen und Schwein und Esel im Zimmer neben dem Bett grunzten und yaten. „Man hat hier auch gar nichts als das Lokal, wo Großes geschehen". Bald aber verspürte auch er den gewaltigen, wehmütigen Zauber, der aus diesen Ruinen mehr als irgend sonst in Sizilien zum Wanderer spricht und ihm verkündet, wie das Herrlichste vergeht und das Gewaltigste dahinsinkt. Von den besten

Glückwünschen des achtzigjährigen Cavaliere Landolini begleitet, der ihn täglich besucht hatte und den schon ein Menschenalter früher Seume antraf, brach Waiblinger wieder auf, um nun das Innere der Insel zu bereisen. Damit begannen erst die eigentlichen Strapazen. Tagelang traf er kein Bett, oft kaum einen Menschen, und so zog er mit seinem Führer, die Eßvorräte auf dem Maultier, wie ein Entdeckungsreisender erst durch rauhes Gebirge, dann durch die gesegneten Gefilde des alten Henna um Castrogiovanni herum. Die Sprache wurde hier „halb arabisch", und da ihm schon der gewöhnliche Sizilianische Dialekt Mühe machte, wie ihn denn die Festlandsitaliener oft selbst nicht verstehen, so wurde ihm das Vorwärtskommen umso schwieriger. Doch fand er sich gut ab mit der Bevölkerung, die treuherzig, aber roh und so unsaglich bigott war, daß er sich katholisch stellen mußte, um ungehindert durch die Wüste nach Calanisetta zu gelangen. „Nun kam ich der Westküste der Insel nahe", schreibt Waiblinger den Eltern, „und die Hitze wuchs über alles Maß. Ich war einmal wie betäubt. Ihr könnt' Euch denken, wie ich schwarz bin. Bettler und Kinder gehen ganz nackt. Man ist Afrika nahe". In Girgenti verlebte er dann wieder selige Stunden bei den griechischen Tempeln, die von ihrem Höhenzuge herab herrlich aufs blaue Meer hinaus grüßen und die ganze antike Heiterkeit und milde Lebensfreude im Herzen desjenigen auferwecken, der fromm in ihren luftdurchwehten Säulenhallen wandelt. Die riesigen Tempelruinen von Selinunt kamen Waiblinger gar wie eine Stadt vor. Über Castelvetrano und Mazzara ging er nach Marsala, wo er mit sich selbst einen mächtigen Kampf auszufechten hatte, denn Afrika lockte ihn fast unwiderstehlich. Er bezwang sich jedoch und setzte seine Reise nach Trapani fort. Dort sah er von einem Turm auf dem Molo weit im Meer drin einen unbeschreiblich großartigen Sturm mit an und Tags darauf bestieg er, der „berüchtigte Venuspriester", wie er sich scherzhaft nennt, den Eryx. Eine lange Strecke durch die Wüste brachte ihn hierauf zum Tempel des Segest und nach Calatafimi, wo es ihm gar wohl gefiel. Über Alcama erreichte er endlich Palermo. Hier, in der „glücklichen Stadt", genoß Waiblinger die märchenhafte Pracht des Südens in einem Wonnerausch, Wein und Liebe verschönten ihm Tag und Nacht, und der Sarg Friedrichs II. erweckte aufs neue die Begeisterung für die Hohenstaufen. Er gönnte sich längere Zeit zur Erholung, was er umso nötiger hatte, als die nun folgenden Anstrengungen alles Bisherige weit

übersteigen sollten. Der Rest der Reise an der Nordküste entlang nach Messina rieb Waiblinger geradezu auf. Mit einem berittenen Führer zusammen legte er an einem Tage siebzehn Stunden im Trab zurück, wobei eine Unzahl Flüsse zu überschreiten waren und die oft unübersteiglich ins Meer vorspringenden Felsklippen ihn sogar einmal zwangen, eine Viertelstunde weit durch die Flut zu reiten. Oft hatte er Stunden, ja halbe Tage lang keine Nahrung, als etwas Pferdekäse und Wasser, und sein Magen war so verdorben, daß er selbst dieses Wenige während des Rittes erbrach. Wie im Traum ergab er sich zuletzt in sein Schicksal, in fieberwilden Phantasien trat ihm oft das süße Bild der fernen Eltern mit ihrer heimeligen Häuslichkeit vor den ringenden Geist. Ja, am letzten Tage glaubte er sterben zu müssen.

Aber nach unerhörten Anstrengungen kam Waiblinger doch wieder in Messina an, und damit hatte er die schönste Reise seines Lebens hinter sich. Überall war ihm ein alle seine Wünsche übersteigendes Glück entgegengetreten: was tat es, wenn er jetzt auch erschöpft, beinahe tot, wie nach einem Riesenkampfe, dalag? Hatte er doch gelebt, wie selten ein Mensch, und mit einem bacchantischen, wildvergötternden Jubelruf den Feuertrank des glühendsten Genusses geschlürft, bis er dahinsank. . . .[113]

Der zweite Almanach und die übrigen Prosaschriften.

Um diese Zeit erschien bei Reimer in Berlin Waiblingers zweiter Almanach, das „Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1830", das aber immer noch nichts über Griechenland brachte und auch diesmal mit Ausnahme der Romanze „König Jakob vor Belvedere" von August Kopisch Arbeit des Herausgebers war. Sie bestand in Folgendem: Erklärung der Kupfer. Das Märchen von der blauen Grotte. Bilder aus Neapel, Hundert Gedichte. Francesco Spina, Erzählung. Skizze eines Wegweisers durch die Umgebung Roms ꝛc. Die Improvisatrice Rosa Taddei, mit einem musikalischen Anhang. Brief an den Herrn Setzer.

Im „Märchen von der blauen Grotte", das einerseits romantisch ist, anderseits Wielands Einfluß verrät, hat Waiblinger

der Vorliebe der schwäbischen Dichterschule für diese Gattung der Poesie seinen Tribut dargebracht. Wie er aber als dichterische Individualität ganz außerhalb jenes Dichterkreises steht, so geht ihm auch die für solch ein zartes Phantasiegebilde erforderliche Naivetät ab. Die unruhige, zuletzt geradezu versagende Handlung vermag den Leser trotz des glänzend aufgeputzten Zauberapparates, ja, vielleicht gerade deshalb, nicht recht zu fesseln. Manfred, ein Held aus der Stauferzeit, schlägt sich auf Capri mit bösen Geistern herum, die ihm seine Geliebte Manuele geraubt haben. Er hat sich in der Kämpferwut auf den höchsten Gipfel verstiegen, wird aber durch einen guten Geist erlöst und von einem Delphin in die blaue Grotte getragen. Daselbst zeigt ihm die Fee ihr Zauberreich mit all seinen Wundern und führt ihn dann auf die höchste Spitze des Solaro, des Berges der Insel, um ihm von hier ihre und des gegenüberliegenden Festlandes Geschichte zu erzählen aus den Tagen, da „das Schicksal in die Welt kam" und der paradiesische Zustand aufhörte. Diese Erzählung ist der eigentliche Kern des Ganzen und an poetischen Schönheiten reich.[114] Hierauf führt die Fee unsern Helden wieder in die blaue Grotte zurück. Er soll nun verschiedene Proben seiner Treue bestehen, läßt sich aber in der Folge, da er auf den Inseln und auf dem Festland herumirrt, sowohl von den Leidenschaften der Liebe wie der Ruhmsucht überlisten. Dennoch erhält er am Schluß seine Manuele, wobei die Handlung gänzlich in die Brüche geht. Ein unsicheres Gefühl ist alles, was dem Leser von der Lektüre zurückbleibt.

„Die beste Gabe des Taschenbuches sind die Bilder aus Neapel,[115] hundert Gedichte in Form der römischen Elegien von Goethe. Hier ist wahre und tiefe Empfindung, ächt poetische Anschauung". — So heißt es in einer Rezension im „Morgenblatt" vom 13. November 1829, und dieses Urteil mag heute noch gelten. Freilich gerade die angezogene Vergleichung mit den römischen Elegien zeigt sofort, woran es Waiblinger fehlt. Bei Goethe ist alles persönlich, weil es aus dem innersten Erleben und Durchleben hervorgegangen. Bei Waiblinger bringt die Hand oft ohne jeden weiteren persönlichen Werdeprozeß nur das aufs Papier, was das Auge gesehen. Er ist auch in seinen Hexametern der referierende Journalist geworden, der alles photographisch getreu und lebendig zu schildern weiß, und nicht selten ist es nur die vornehme Form des Versmaßes, welche den Gegenstand über die Sphäre des Gewöhnlichen emporhebt. Der ma-

terielle Gesichtskreis dieser in richtiger Erkenntnis ihrer Eigenart Bilder benannten Gedichte ist freilich größer als der der Goetheschen Elegien, aber dafür fehlt eben das vor allem andern Unerläßliche, die persönliche Note.

Wie in den bisher besprochenen Novellen Waiblingers überwiegt auch in der Erzählung „Francesco Spina“ die stoffliche Schilderung die Handlung, die hier um nichts besser ist als in vielen andern Almanachromanen, welche der Verfasser des Vampyr Olura verspottet und mit seiner blutigsten Kritik verfolgt hatte. Man merkt auch am Stil, daß Waiblinger schon lange nicht mehr Zeit fand, sich mit den klassischen Meisterwerken so intensiv zu beschäftigen wie als Gymnasiast. Kurz, es handelt sich bei dieser in den Tagen der ärgsten Not konzipierten Novelle um eine regelrechte Räubergeschichte. Die Fäden der hyperromantischen Handlung sind vielfach so verschlungen, daß der Leser anfänglich nicht klug daraus wird, am Schluß aber, wo er's werden sollte, auch nicht das mindeste Verlangen mehr danach trägt. Einzelne Episoden stehen mit dem Ganzen in gar keinem Zusammenhang. So liest man Kapitel für Kapitel, wie man einen Schüleraufsatz liest, und zuweilen — z. B. wenn der Räuberhauptmann den Helden, weil das Lösegeld nicht eingetroffen, ermorden will, alle Weiber der Bande sich aber mit Zetergeschrei dazwischen werfen — kann man sich eines Lachens nicht erwehren. Wir haben den Gang der Handlung beim „Blumenfest“ skizziert und halten es deshalb für überflüssig, es auch hier zu tun, denn eine so ganz und gar jedes höhern Problems entbehrende Abenteuergeschichte spricht allzuwenig zu Gunsten des Dichters. Wiederum ist die Fabel größtenteils nur das Gerüst für die Schilderungen, die allerdings, namentlich was die farbenprächtige Beschreibung des römischen Karnevals anbetrifft, alle Bewunderung verdienen. Weniger angenehm wirken eingeschobene lehrhafte Gespräche, für welche der Dichter eigens ein sonst gänzlich belangloses platonisches Liebesverhältnis erfunden hat. Diese Unterhaltungen, wie auch der ganze phantastische Apparat von Wundern, Träumen, Visionen ꝛc. zeigen den Einfluß der Romantik auf Waiblinger, der jetzt, da er die klassischen Vorbilder nicht beständig vor Augen hatte, der herrschenden Zeitströmung immer mehr anheimfiel. —

Noch einmal mag das nun endlich im Druck erschienene Drama „Anna Boleyn“ flüchtig erwähnt werden. Es trägt die Widmung „Seinem verehrten Freunde dem Grafen August von Platen-Hallermünde zur Erinnerung schöner Stunden in Rom“. Über seinen Wert

ist schon an anderer Stelle geurteilt worden. Hier soll es nur noch einmal als Maßstab gebraucht werden für das, was man von Waiblinger für das Theater noch weiter hätte erwarten dürfen. Und da müssen wir denn sagen, daß er, der sein ganzes Leben hindurch von einem Hohenstaufenzyklus träumte, wohl doch nicht der Mann dazu gewesen wäre. Auch Raupach scheiterte daran, der diesen unter den Dichtern jener Zeit allgemein verbreiteten Traum zwar in Wirklichkeit umsetzte, aber dabei Werke schuf, die als bloße dramatisierte Geschichte sich weit von aller Kunst entfernen. —

Die Unfähigkeit, dramatisch zu gestalten, kann bei Waiblinger nicht verwundern. Beim Drama ist die Handlung die Hauptsache, Waiblinger aber hat sie ja schon in den Prosaschriften so gleichgültig, ja, schablonenhaft behandelt, daß diese trotz der vortrefflichen Schilderungen mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen sind. Immerhin sind noch zwei Aufsätze zu erwähnen, die Waiblinger in jenem glücklichen Sommer an der Seite seiner Cornacchia geschrieben hat. In den Stunden, da er der Geliebten von seinem „Rabenmütterchen" erzählte, tauchten auch die eigenen Jugendtage wieder aus der Vergangenheit empor, und er hielt sie fest in den „Erinnerungen aus der Kindheit". Diese autobiographische Skizze erschien in Winklers „Abendzeitung". Sie ist mit der Waiblinger eigenen schonungslosen Wahrheitsliebe geschrieben und bietet gerade über die erste Zeit seines Lebens, über die keine Aktenstücke mehr vorhanden sind, viele und psychologisch wertvolle Aufschlüsse. In der Komposition ist sie indes etwas unordentlich. Dasselbe läßt sich von dem für Brockhaus' „Zeitgenossen" bestimmten, aber erst nach Waiblingers Tode gedruckten Aufsatz „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn"[116] sagen. Gleichwohl und obschon viele biographische Angaben unrichtig sind, ist es das Beste unter allen seinen Prosastücken. Der lange, intime Verkehr, in welchem Waiblinger mit dem Unglücklichen gestanden, machte es ihm möglich, seinen Krankheitszustand tiefer und eingehender zu schildern, als es ein Anderer hätte tun können. Aber dieses psychiatrisch bedeutsame Material ist schon längst in die Hölderlinbiographien übergegangen und niemand außer dem Literarhistoriker greift mehr nach dem auf diese Weise entbehrlich gewordenen Aufsatz.

Für den Augenblick notwendig oder doch erwünscht gewesen, dann aber für immer entbehrlich geworden zu sein — das ist überhaupt das Los von Waiblingers Prosaschriften. Auch seine Reisebeschreibungen, mit denen er sich eigentlich bei Lebzeiten seinen Namen

begründete, werden heute fast nicht mehr gelesen, während sie damals Italien dem Norden zum ersten Mal wieder von einer neuen Seite zeigten. Wenn seit Goethe fast Jeder, der nur einigermaßen die Mittel hatte, nach der ewigen Stadt pilgerte, so waren es bisanhin doch immer nur Leute gewesen, die vor allem die Kunst in Rom suchten und von Umgebung und Volk selten mehr kennen lernten, als Hin- und Rückreise von selbst mit sich brachten. Nun kam Waiblinger als der erste, der das Volk selbst in den untersten Schichten aufsuchte, der die verrufensten Gebirgsschluchten in wochenlangen Wanderungen durchstreifte und überall das für ihn, den Nordländer, Neue und Wunderbare mit offenen Augen in sich aufnahm und dann in leicht dahinfließender Darstellung seinen Landsleuten jenseits der Alpen zu erzählen wußte. Wenn er dabei auch unermüdlich war in seinen Lobpreisungen des blauen Himmels und der südlichen Lebensfreude, so hat man ihm doch mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er zu denen gehöre, die „die Verhimmelung Italiens als des Landes unverfälschter Natur, Sinnlichkeit und Nichtstuerei bei uns eingebürgert haben".[117] Für Waiblinger freilich bedeutete Italien Elysium, aber er hat doch nie unterlassen, in seinen Schilderungen das, was einem mißfallen muß, auch offen zu rügen. Seine vielen Schriften, die lange nicht alle in den „Gesammelten Werken" aufgenommen sind, haben deshalb vor allem kulturhistorisches Interesse, während sie als Dokumente für die dichterische Persönlichkeit so viel wie gar nichts bedeuten. Und so sind sie den Weg gegangen, den alle bloßen Milieustudien gehen: sie fielen der Vergessenheit anheim.

5. Ausgang.

Nachdem widrige Winde ihn lange ihn Messina zurückgehalten, kehrte Waiblinger am 25. Oktober 1829 abends, nach fünfmonatlicher Abwesenheit, endlich wieder nach Rom zurück.

Ein Brief Esers entflammte seine Schaffenslust aufs neue. Er brannte förmlich darnach, mit der Ausarbeitung des Taschenbuches für 1831 beginnen zu können, und kaum brachte er es über sich, einige Tage der Erholung zu widmen. Samstag den 7. November machte er noch eine Spazierfahrt zum Grabmal der Cäcilia Metella

hinaus in Gesellschaft einiger Freunde, worunter sich auch ein sächsischer Philologe, namens Schluttig, befand, den er schon vor seiner Reise hatte kennen lernen. Waiblinger unterhielt alle durch seine gute Laune, nur abends, als man nach fröhlich verlebtem Nachmittag auseinanderging, klagte er über leichten Schwindel, doch achtete niemand darauf.

Allein das Schicksal, das ihn im heitern Sonnenglanz der südlichen Insel schon so lange mit seinem schwarzen Flügel umrauscht, hatte jetzt seine Beute erreicht. In der Nacht stellte sich heftiges Blutspucken ein. Gleichwohl ging Waiblinger Tags darauf noch einmal aus, so daß Schluttig ihn nicht zu Hause fand und ihn erst am Montag Morgen an einer schweren Lungenentzündung darniederliegend im Bette antraf.

Waiblinger wohnte in der Via del Mascherone, an der Ecke gegen den in nächster Nähe vorbeifließenden Tiber hin. Cornacchia wich keinen Augenblick von seinem Schmerzenslager. Sie war ihm auch die langen fünf Monate durch treu geblieben und umgab ihn jetzt, da er nach unstetem Umherflattern als ein Sterbender wieder zurückkam, nur mit um so größerer Liebe. Wie selbstlos sie dabei handelte, geht schon daraus hervor, daß sie von ihm weder für sich noch für ihr Kind irgend etwas zu hoffen hatte. Die Reise hatte Waiblingers Barschaft bis auf den Rest aufgezehrt, so daß er, für die Mehrausgaben einer langwierigen Krankheit gänzlich unvorbereitet, vom Gelde seines neuen Freundes Schluttig leben mußte. Cornacchia und Schluttig waren denn auch die eigentlichen Pfleger des Unglücklichen.

Die ersten Ärzte von Rom umstanden Waiblingers Lager. Zuerst war der Chirurg Ferreri gerufen worden, dann hatte man den Leibarzt des Papstes konsultiert und schließlich kam auch der Arzt des preußischen Gesandten v. Bunsen, der, von der Krankheit des Dichters einmal unterrichtet, sich aufs lebhafteste seiner annahm. Aber alle Hilfe, obschon sie gleich im Anfang zur Stelle war, vermochte den endlichen Zusammenbruch des durch Genuß und Leiden gleichermaßen erschöpften Körpers nicht mehr aufzuhalten. Zieht man noch die damals übliche Heilmethode in Betracht, so muß man sagen, daß sich wirklich alles verbündet zu haben schien, um selbst eine Natur von der beispiellosen Widerstandsfähigkeit, wie die Waiblingers, zu Grunde zu richten. Schluttig berichtet an Eser folgendes über die ersten Tage der Krankheit: „Dreimaliger Aderlaß hatte noch wenig oder

keine Erleichterung gewährt; Fieber stellte sich bald ein. Den 10. November abermaliges Bluterbrechen, worauf wieder mehrere Aderlässe angeordnet wurden. Bang zwischen Hoffen und Fürchten kam der 13. November heran, wo man ihm des Morgens am Fuß zur Ader ließ, und worauf er sich etwas stärker, oder vielmehr, wie er selbst sagte, zu stark fühlte. Den 14. November früh trat das dritte Bluterbrechen ein und abends gegen zehn Uhr das vierte. Die Quantität des Blutes betrug allemal 6 8 Unzen. Der neunte Aderlaß, wie immer von 8—10 Unzen, geschah unmittelbar darauf." Wenn wir von diesen Angaben nur die kleinen Ziffern zu einer ungefähren Umrechnung benutzen, so ergibt sich, daß Waiblinger im Laufe einer Woche über zwei Liter Blut verlor, sei es durch die Aderlässe, sei es durch die Blutstürze, über welch' letztere er in einem an die Eltern diktierten Briefe[113] selbst sagt, daß er, „zu wiederholten Malen unter konvulsivischem Husten halbe Waschbecken voll Blut aus Mund und Nase hervorgegeben." Dabei bestand seine Nahrung lediglich in Gefrorenem und höchstens etwas kalter Fleischbrühe. Daß er da bald einmal zwischen Leben und Tod schweben mußte, kann nicht verwundern. Doch überstand er noch einmal die Krisis, und es verflossen einige Tage in ziemlicher Ruhe. Am 19. November erfolgte ein neuer, wenn auch schwächerer Blutsturz. Neue Aderlässe wurden für nötig erachtet, sodaß man deren bald dreizehn zählte, und überdies waren ihm schon zu Anfang der Krankheit Blutegel gegen Hämorrhoiden angesetzt worden. Als abermals einige Tage ohne Blutstürze vorübergegangen waren, glaubten die Ärzte neue Hoffnung schöpfen zu dürfen und begannen eine Kur mit Eselsmilch. Es war höchste Zeit, denn die Entkräftung Waiblingers hatte ihren letzten Grad erreicht. Das Bettmachen, wobei er liegend aus seinem Bett in ein dicht nebenan stehendes gezogen wurde, war eine vernichtende Anstrengung für ihn, und den Kopf durfte er nicht frei erheben, wenn nicht eine Ohnmacht die unmittelbare Folge davon sein sollte. Zuweilen trat kurzes Phantasieren ein, doch war sein Zustand im allgemeinen ein durchaus schlafloser, wogegen man vergebens mit Opiumpillen ankämpfte. Dazu kam, daß seine qualvollen körperlichen Leiden durch nicht minder qualvolle Gedanken noch vergrößert wurden. Er sah sich zum voraus verhindert, das Manuskript für den Almanach 1831 rechtzeitig abzuliefern. Auf dieses Unternehmen gründete sich jedoch seine Existenz, und so peinigten ihn mitten in der schrecklichen Gegenwart auch noch beängstigende Ausblicke in eine trübe Zukunft.

Unterdessen war es bekannt geworden, daß Waiblinger gefährlich krank sei, und die verschiedenen Totenvögel in schwarzen und braunen Kutten zogen der Witterung nach, um sich gegenseitig seine Seele streitig zu machen. Ein Hofrat Dr. Förster aus Berlin, der den Dichter mehrere Male freundschaftlichst besuchte, meldet hierüber folgendes: „. . . Während ich mit meinem Freunde über diesen ernsten Gegenstand [das Sterben] mich unterhielt, meldete ihm seine treue Wirtin und Pflegerin mit Unwillen einen Mann im schwarzen Talar, der gewiß ein Priester sein müsse. Ich zog mich zurück und vernahm in dem Nebenzimmer den geistlichen Zuspruch, dessen Art und Weise jedoch dem erschöpften Kranken, von dem nach einer Buß- und Strafpredigt das Nachsprechen von Gebeten verlangt wurde, so wenig zusagte, daß er den gewiß in der redlichsten und reinsten Absicht gekommenen Beichtiger bat, sich wieder zu entfernen. Kaum aber hatte sich dieser zurückgezogen, so hörten wir großen Lärm auf dem Vorsaale, wo ich eine ganze Klerisei beisammenfand. Die Dominikaner der nächsten Kirche waren mit Kreuz und Kerzen gekommen, um Beschlag auf die deutsche Dichterseele zu legen, auf welche zwei Kapuziner nähern Anspruch zu haben vermeinten. Was aber den Lärmen vermehrte, war, daß die Wirtin mit der gereizten Heftigkeit einer Römerin zwischen die Parteien trat und ihnen erklärte, daß sie keinen von ihnen über die Schwelle lassen würde, und wenn sie nicht sämtlich sogleich das Haus verließen, so würde sie dem ersten, der die Türe des Krankenzimmers berühre, diesen Topf kochenden Wassers, den sie in der Hand halte, auf dem geschorenen Kopf zerschlagen. Die Mönche zogen ihre Kapuzen tief über die Ohren und entfernten sich ohne weitern Aufenthalt. Auf der Treppe gab es neuen Lärm und neue Verwirrung. Ein Landmann mit einer hübschen Tochter wollte eben herauf, als die Geistlichen hinabstiegen. Er trug ein kleines Gebinde mit Wein auf dem Rücken und fragte nach dem kranken „signore poeta tedesco“. Einer der Kapuziner, der an das Fäßchen geklopft und sich von der Füllung überzeugt haben mochte, verlangte, daß der Bauersmann mit ihm nach dem Kloster kommen und dort seine Bürde ablegen solle, da es ihm keine Ehre und keinen Segen bringe, in so einem verrufenen Hause, wo ein deutscher Ketzer sogleich von zehn Teufeln werde zerrissen werden, zu verweilen. Schon wollte der ehrliche Alte umkehren, als ihn die Wirtin gewahr wurde. Sie rief ihm zu, eilte die Stufen hinab und zog ihn, obschon die Mönche ihn festzuhalten versuchten, mit aller Anstrengung zu sich

hinauf. Endlich hatten wir den ehrlichen Freund mit seinem Kinde oben bei uns, es war ein Winzer aus Olevano, bei dem Waiblinger oft eingesprochen und der ihm, da er von seiner Krankheit gehört, ein Fäßchen des besten Weines zum Geschenk brachte."[119]

So fehlte es bei allem Leid nicht an humoristischen Szenen. Auch hatten die Qualen bei Waiblinger bis jetzt nur körperliche Schwäche, nicht aber moralische Niedergeschlagenheit hervorrufen können. Er zeigte immer noch dasselbe lebhafte Interesse an allem, was ihn in gesunden Tagen beschäftigte, und dachte mit begeisterter Freude an die Zeit, da er wieder würde arbeiten können. Wenn Freunde um sein Bett versammelt waren, hatte er mitunter Augenblicke des tollsten Humors, Ausbrüche der heitersten Laune, so daß ihm Schweigen geboten werden mußte, da wenig sprechen strenge ärztliche Vorschrift war. Eine besonders erfreuliche Erscheinung war ihm der eben erwähnte Hofrat Förster, der selbst im geheimen Verse machte und so für den Unglücklichen eine „poetisch-brüderliche Teilnahme" fühlte. Oft vermochte er ihn über sein Leiden hinwegzutäuschen, wenn er ihm erzählte, was in Deutschland die öffentliche Meinung über ihn und sein Talent sagte und was für Hoffnungen man auf ihn setze. Bevor er nach Deutschland zurückkehrte, besuchte er ihn noch ein letztes Mal und brachte ihm dabei einen Zweig von Tassos Eiche und einen blühenden Orangenschößling, die er ihm beide zur Kühlung um die fieberheißen Schläfen legte mit den Worten, daß er als deutscher Sänger auf italienischem Boden sich diesen Kranz wohl verdient habe. Waiblinger erwiderte hierauf, daß dies die letzte Freude in diesem Leben für ihn sei.

Vorderhand schien jedoch eine Besserung eintreten zu wollen, denn die Kur mit Eselsmilch hatte alsbald so stärkend auf ihn gewirkt, daß er sich wieder merkwürdig wohl fühlte. Seine Natur, die selbst jetzt ihre wunderbare Elastizität nicht eingebüßt hatte, raffte sich noch einmal mit letzter Kraft auf. In wenigen Tagen hatte er so viel Freiheit des Geistes und Regsamkeit der Phantasie erlangt, daß er nicht nur Schluttig seine bereits fertigen Gedichte aus Sorrent und Sizilien für den Druck diktieren, sondern sich auch mit neuen beschäftigen konnte. Da saß der todkranke Sänger, von seiner Geliebten und dem Freunde umgeben, starrte hinaus zum trübwolkigen Winterhimmel, von dem es in Strömen herunterging, und in der Seele lauschte er den Dämonen seiner Vergangenheit. Aus der innern und äußern Dunkelheit tauchte in all seinem goldenen Glanze jenes

Eiland auf, wo er mehr wie anderswo in seligberuhigter Stille glücklich gewesen war, und mit zitternder Hand und tränendem Auge schrieb er sein „Letztes Lied aus Capri".[120] Bald aber durfte Waiblinger es auch wieder wagen, längere Zeit zu lesen, die Fieber waren gewichen, und er schien sich in einem Zustand der Genesung zu befinden. Scherzhaft nannte er diese Periode die „Blütezeit seiner Krankheit".

Da trat mit dem 5. Dezember in seinem Befinden eine neue Verschlimmerung ein. Ein bisanhin kleiner Husten war allmählich so schrecklich angewachsen, daß er geradezu ein neues Übel bedeutete. Die nächsten zwei Wochen dauerten die Anfälle täglich drei Stunden und ließen jedesmal eine solche Entkräftung zurück, daß Waiblinger kein Glied mehr zu rühren vermochte. Zugleich litt er unter einem den ganzen Körper durchziehenden Schmerzgefühl, das ihm jede Berührung zur Pein werden ließ, und da er immer auf der Rechten liegen mußte, begann diese Seite überall anzuschwellen. So befand er sich zwar außer Gefahr, aber seine Genesung hatte den Charakter eines stehenden Leidens angenommen. Daß ihm wieder leichtere Speisen erlaubt wurden, wie Fische, Lerchen, trug zu seiner Stärkung nicht viel bei. Außer seinem Übel empfand er besonders den Mangel an zeitausfüllender, erheiternder und zerstreuender Gesellschaft. Obgleich mehrere Künstler freundliche Teilnahme zeigten, so waren ihrer doch wenige und ihre Besuche nur selten, schon wegen der fast ununterbrochen häßlichen Witterung. Platen, der in diesen Tagen wieder in Rom eintraf und sich mehrmals zu dem Kranken begab, war ihm willkommen, vermochte ihn aber nicht seine einsame, hilflose Lage vergessen zu machen. Schluttig und Cornacchia aber waren eben trotz aller sorgsamen und zärtlichen Pflege immer dieselben Menschen, die seinem selbst jetzt noch rastlos tätigen und nach Abwechslung verlangenden Geist nicht Genüge zu leisten vermochten. Eigene Lektüre ließen die heftigen Hustenanfälle nicht mehr zu, für Vorlesen war er unempfänglich, und so schlichen ihm die Tage nun oft in dumpfem Mißmut hin.

Ein Brief von Eser, der ihm Geld anbot, traf kurz vor Weihnachten ein. Schluttig beantwortete ihn,[121] und Waiblinger fügte folgende mit zitternder Hand geschriebene Worte bei: „Aus dem Bett — auf dem Shakspear! Einige Worte, die ich an dich, mein Herz, sende — wie ich kaum den Kopf halten kann! Böse Tage hab' ich gelebt, und das Leben ward zum Ekel. Aber Hoffnung! Ich freilich, dessen Elend gar keine Grenzen zu haben scheint, sehne mich oft nach

dem Tode, doch siegt immer wieder der Lebensmut und der bessere Humor! Ich sage auf Wiedersehen! Dein Wilhelm". Aber sein Leiden verschlimmerte sich, der fürchterliche konvulsivische Husten nahm immer mehr überhand, und die Kraftlosigkeit erreichte von Tag zu Tag einen höheren Grad.

Wie Schluttig am 24. Dezember in Waiblingers Zimmer trat, fand er ihn wie einen Sterbenden, im Zustand absoluter Schwäche, ohne Gefühl bis an den Unterleib. Es wurden Senfpflaster aufgelegt, die nach drei Stunden Leben zurückbrachten. Der Arzt kündigte die Gefahr an, und Schluttig rief den Geistlichen, dessen Zusprache jedoch von Waiblinger wenig erwidert wurde. In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember stellten sich Urinbeschwerden ein. Die deshalb nötige Operation wurde sogleich am Morgen vollzogen und mußte bis zum 27. Dezember früh noch fünf Mal unter entsetzlichen Schmerzen des Kranken wiederholt werden. Hierauf fühlte Waiblinger sich wieder wohl, ja, gegen Abend ging sein Humor in eine tolle Lustigkeit über. Er sang und predigte italienisch und fand Vergnügen daran, wenn er die sein Bett umstehenden Freunde immer zu neuem Gelächter bringen konnte. Bald aber folgte der Rückschlag, und die nächsten Tage brachten wieder größere Schwächezustände denn je mit sich. Am 31. Dezember war es kaum möglich sein Bett zu machen, und er sagte zu Cornacchia und Schluttig: „Quest' è l'ultima volta, che fate il letto — non vedo che troppo bene che morrò!" [122] Doch glaubte er es selbst noch nicht mit Bestimmtheit. Sein Zustand wurde indes immer bedenklicher, und ohne Hoffnung sahen seine treuen Pfleger das Jahr 1830 anbrechen. Die Wunden der aufgescheuerten Glieder wurden größer und gefährlicher, und endlich mußte er sich, zum erstenmal, auf die kranke linke Seite legen. Er konnte es, ohne besonders stark und oft husten zu müssen, allein auch da hatte er sich nach acht Tagen wundgelegen. Seine Lage wurde verzweifelt. Nur mit Kopf und Händen vermochte er sich noch zu bewegen, der ganze übrige Körper lag ohne alle Kraft wie leblos da. Der gerade anwesende erste Leibchirurg des Königs von Preußen besichtigte die Wunden, fand sie weniger bedenklich, als die italienischen Ärzte, aber auch seine Mittel brachten keine Rettung.

Und so kamen die letzten acht Tage. Bei sichtbar schwindender Kraft und unter immer anwachsenden Leiden und um sich greifenden Übeln lag Waiblinger da und las in den verweinten Augen seiner Cornacchia sein Schicksal. Um ihn und in ihm war es still gewor-

den, und er verlangte nach der Bibel, die der Geistliche ins Haus gebracht hatte. Mehrmals ließ er sich von Schluttig die Psalmen und die ersten vier Kapitel aus dem Jeremias vorsagen und freute sich der Herrlichkeit der lutherischen Übersetzung. Vom 15. Januar an stand ihm sein Ende deutlich beschlossen vor Augen. Sonnabend den 16. Januar, morgens um zehn Uhr, begann er Schluttig den Abschiedsbrief an die Lieben in der Heimat zu diktieren: „Nach so vielen Leiden endlich einmal die Gewißheit des Todes vor sich zu sehen, hat wenigstens für mich etwas höchst Reizendes, Zartes, Gemütliches. Im Anfang dieser fürchterlichen Krankheit, die mich wie ein Proteus in allen Gestalten herumwälzte, erst als Lungenentzündung, dann als schrecklicher Husten, war es das Blutspeien, welches Todesgedanken erweckte —". Weiter konnte er nicht, seine Gedanken verwirrten sich. Mit höchster Anstrengung, in kaum leserlichen Schriftzügen, schrieb er noch selbst auf ein Blättchen Papier die letzten Abschiedsworte an seine Eltern:[123]

„Lebet wohl, geliebte Eltern! Ich sterbe auf römischem Boden.

Bezahlt doch das Geld von 70 Scudi. Dieser Freund lieh mir's".

Dann verlangte Waiblinger das Abendmahl. Schluttig holte den Geistlichen und zog sich mit Cornacchia zurück. Die Feierlichkeit wirkte schön und erhebend auf Waiblinger. Am Nachmittag rief er plötzlich aus seinen immer mehr sich trübenden Gedankengängen heraus: „O, daß ich den Walz nicht noch einmal sehen soll!" Die Nacht verging ruhig, der Sonntag kam, sein letzter Tag. Waiblinger war gefaßt. Gegen Mittag las Schluttig ihm einen teilnehmenden Brief von Hofrat Winkler aus Dresden vor, um drei Uhr den eben angekommenen des Vaters. Er erwiderte nichts darauf. Um vier Uhr flehte er den Himmel mit erhobenen, gefalteten Händen um ein baldiges Ende an. Bei Einbruch des Abends begann unter vollem Bewußtsein der eigentliche, schwere Todeskampf. Gegen zehn Uhr wurde seine Sprache lallend und röchelnd, und nur ein öfter wiederholtes „Addio!" oder „O dio!" war daraus verständlich. Kurz vor elf Uhr verschied er . . .

Wilhelm Waiblinger hatte ein Alter von nur 25 Jahren und 2 Monaten erreicht.

Am darauffolgenden Mittwoch, am 20. Januar 1830 in der Morgenfrühe, bewegte sich ein stiller Leichenzug durch die eben auf-

dämmernden Gassen der in trauriger Ruhe liegenden ewigen Stadt. Schon das Guckkästchen der Großmutter hatte dem ahnungsvollen Kinde die Stätte gezeigt, wo nun nach einem wildbewegten, an Genuß wie Leiden überreichen Leben der in der ersten Blüte dahingeraffte Mann friedlich zum letzten, tiefen Schlafe hingetragen wurde: sein Dasein hatte den Kreislauf geschlossen, das Schicksal war erfüllt. An der Pyramide des Cestius nahm der mildrauschende Cypressenhain den vielgewanderten, erdemüden Sänger in sein sanftes Dunkel auf.

Viele deutsche Künstler umstanden das Grab. Waiblingers trauriges Geschick hatte allen Haß schwinden gemacht, und überall zeigte sich eine aufrichtige Teilnahme. Manchem, der damals die Schollen auf den Sarg niederfallen sah, mag die Erkenntnis gekommen sein, wie wenig oft ein Mensch für sein Leben verantwortlich gemacht werden kann, wie vielmehr eigene Fehler und die Tücken des Schicksals zusammen die Kette bilden, an der ein Unglücklicher trotz allen Widerstrebens dem Abgrund zugeschleppt wird.[124]

Das ist das Ende, das Waiblinger fand — il poeta sventurato, wie er sich selbst einmal genannt hat!

Wenig ist nun noch zu erzählen.

Waiblingers unbedeutende Habseligkeiten an Wäsche und alten Kleidern blieben in den Händen „seiner Krankenwärterin, die ihn mit beispielloser Aufopferung gepflegt hat", wie Schluttig im Briefe an die Eltern berichtet. Schluttig selbst erhielt Waiblingers literarischen Nachlaß vermacht, die sizilianischen Gedichte und sein aus sieben Bänden bestehendes, italienisch geschriebenes Tagebuch samt den Korrespondenzen. Die letztern, Tagebücher und Briefe, stellte Schluttig zuerst den Eltern, dann Eser zur Verfügung, „denn da meine Reise von hier durch ganz Oberitalien, von Venedig bis Turin, nach Paris und von da erst nach Sachsen zurückgehen wird, so möchte es mir wohl nicht möglich sein, dieselben mit mir zu nehmen, und doch darf ich sie durchaus in keine fremden Hände fallen lassen. Diese Tagebücher sind höchst interessant und wichtig, sie sind mit schonungsloser Wahrhaftigkeit geschrieben und geben über Vieles Aufschlüsse, was vorher dunkel blieb."

Die Tagebücher scheinen indessen nie nach Deutschland gekommen zu sein. Schluttig selbst machte auch seine Reise nicht mehr, sondern starb schon nach neun Monaten in Rom, wo er auf demselben Friedhof nur drei Schritte von Waiblinger entfernt ruht. Das Wahr-

scheinlichste ist, daß er sie vor seinem Tode verbrannt hat, oder dann sind sie verloren gegangen, ein Verlust, der nur durch die intimen Briefe an Eser einigermaßen ersetzt wird.[125]

Die Nachricht von Waiblingers Tode erregte im Elternhause unbeschreiblichen Jammer. Hofrat Winkler und Buchhändler Reimer tilgten die kleinen Schulden, die der Verstorbene hinterlassen, und unterstützten auf hochherzige Weise Cornacchia, die sich in gesegneten Umständen befand. Was aus ihr, deren eigentlichen Namen man ja nicht einmal genau kennt, sowie was aus den beiden Kindern geworden, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Da in der deutschen Heimat niemand etwas von der Italienerin wissen wollte, Schluttig auch bald nachher starb, so flutete der Strom des Lebens über die Stelle weg, wo Waiblinger verschwunden, und hatte in kurzer Zeit die letzten Spuren verwischt. Über ihn wissen selbst an Ort und Stelle wohnende Leute, die sich die Geschichte der deutschen Kolonie in Rom zum Spezialstudium gemacht, so viel wie gar nichts. Waiblinger ist im tiefsten Elend aus der Welt geschieden und bald vergessen worden.

Auch sein stiller Ruheplatz an der Aurelianischen Mauer war über ein Menschenalter ohne jeden Schmuck. Zehn Jahre erst nach Waiblingers Tod erschienen die von H. von Canitz herausgegebenen „Gesammelten Werke" bei G. Heubel in Hamburg, der das Verlagsrecht dem Vater des Dichters für 100 Rheinische Gulden abgekauft hatte, und 1844 publizierte Eduard Mörike eine Auswahl aus den Gedichten seines ehemaligen Jugendfreundes: beide Herausgeber fündigten in gleicher Weise, indem sie selbst mit- und umdichteten. Aber Waiblinger wurde doch dadurch wieder bekannter in seinem Vaterlande, und als 1856 der treue Eser über die Alpen stieg und die Grabstätte in ihrer traurigen Vergessenheit antraf, konnte er bei seiner Rückkehr mit Erfolg die Errichtung eines kleinen Denkmals anregen. Seit 1865 kündet nun eine zerbrochene Säule das Plätzchen, wo der Dichter ruht.

In neuerer Zeit hat sich besonders Eduard Grisebach, der bekannte Schopenhauerherausgeber, Waiblingers angenommen, und seine vortrefflich besorgte Ausgabe der „Gedichte aus Italien" in Reclams Universalbibliothek hat nicht wenig dazu beigetragen, daß dem Denkmal aus Stein sich noch jenes schönere und unvergänglichere, das Denkmal im Herzen des Volkes, beigesellen kann. In der Tat wird Waiblinger unter den Sängern, die seit Goethe dem Norden das süd-

liche Zauberland erschlossen, immer eine hervorragende Stellung einnehmen, und als Beweis dafür mag angeführt werden, daß sich heute kaum eine unter den vielen Anthologien über Italien finden läßt, in der er nicht mit zahlreichen Proben seiner Poesie vertreten wäre. Nicht ganz unrichtig hat mithin ein ungedruckter, in Versen geschriebener Nachruf Waiblinger verherrlicht als einen Menschen,

„des Jugend sank, des Lieder ewig dauern!"

Waiblinger als Lyriker.

Motto: Ach, selige Ruhe der Dichtkunst,
warum fliehst du am meisten den Dichter?
Vampyr Olura, 11. Kapitel.

Bereits an anderer Stelle haben wir darauf hingewiesen, wie sehr Waiblinger hinsichtlich seines ganzen Wesens, als Mensch und als Dichter, sowohl von der spezifischen Art schwäbischer Poesie wie schwäbischer Rasse überhaupt verschieden ist und eine Sonderstellung einnimmt. So war auch sein künstlerisches Ideal das Drama, während doch mit der nur die Regel bestätigenden Ausnahme des einzigen Friedrich Schiller die Schwaben keinen großen Dramatiker aufzuweisen haben. Ein gutes Drama zu schreiben blieb aber Waiblinger ebensosehr versagt, wie eine feste, gesicherte Häuslichkeit. Er besaß gar keine Fähigkeiten dazu, und formell können wir ihn daher ohne jede Einschränkung als Vertreter jener Gattung bezeichnen, in der die Schwaben sich von jeher ausgezeichnet haben, nämlich als Lyriker. Als solcher nimmt er jedoch eine eigentümliche Stellung ein, welche aus den bestimmenden Faktoren seines Lebens zu erklären nun noch unsere letzte Aufgabe ist.

Tragisch, wie über dem Menschen, walteten auch über dem Dichter die Schicksalsmächte. Waiblingers ganze Natur trieb ihn zur Lyrik, während sie ihm zugleich die eigentliche Lyrik versagte, und so ist wie sein Leben auch seine Poesie das Produkt widerstreitender Kräfte. Sein lebhaftes, zur augenblicklichen Äußerung drängendes, südliches Temperament machte ihm Drama, Roman und selbst Novelle einfach unmöglich, denn für diese Gattungen, die nicht nur äußere Komposition, wie Vers und Strophengliederung, sondern auch innerlichen Aufbau verlangen, besaß er die nötige Selbstbeherrschung nicht. Seine rastlos wechselnden Stimmungen dauerten nie so lange an, daß künstlerische Überlegung aus ihnen heraus ein größeres Kunstwerk hätte zustande bringen können. Es handelt sich bei ihm stets nur

um Gefühlsmomente, und so konnte er einzig im lyrischen Gedicht unmittelbar schöpferisch tätig sein. Aber eben dieselbe spezifische Eigentümlichkeit seiner Natur, die ihn so zum lyrischen Ausbruch drängte, zog demselben wieder sehr enge Grenzen. Das Gefühl in Waiblinger war viel zu sehr konzentriert, zu sehr verzehrendes Feuer, zu sehr nach der Tat drängend, als daß es die „Stimmung" hätte aufkommen lassen. In Deutschland studierte und in Italien lebte er zu viel, so daß er ob all dem, was auf ihn einstürmte, was er selbst unersättlich in sich auffog, sich selbst nicht mehr hörte. Für ihn bedeuteten die Gegenstände der Außenwelt nicht Akkorde, die gleichgestimmte Saiten im eigenen Busen mit reinem, weil für sich allein erklingenden Wohllaut in Schwingung bringen, sondern ihm setzten die von außen kommenden Eindrücke mit solcher Wucht zu, daß er keine Möglichkeit zu stiller Verarbeitung fand, sondern sich ihrer nur so zu erwehren wußte, daß er sie schnellstens so, wie er sie empfangen, wieder von sich gab. Für sinnige Stimmungen fehlte ihm das Organ, und nur große und mächtige Eindrücke vermochten seine eisenfeste Natur nachhaltig zu beeinflussen.

Rom als Stätte einstiger Größe, Rom mit seinen erhabenen antiken Trümmern war daher nicht nur das Leitmotiv von Waiblingers Leben, sondern es bedeutete für ihn auch in seinem Dichten den einzigen, dauernd festen künstlerischen Halt: Rom redete eine zu gewaltige Sprache, als daß sie wie leises Wind- und Laubgeflüster im Drang und Sturm der eigenen Gefühle hätte überhört werden können, und zugleich ließ sich das, was die alten Ruinen eindringlich verkündeten, nicht ohne weiteres in journalistischen Artikeln von der Seele laden.

Große Lebensschicksale in der äußern Welt, erschütternde Wandlungen im Dasein der Völker, nicht das eigene innere Erleben und Erfahren, waren es mithin, die Waiblinger in seiner letzten, für seine Wertung allein maßgebenden Periode zum Dichten zwangen. Seiner in jedem Augenblick explosiv sich äußernden Natur kam auch nur von Außen die Anregung. Daher rührt es, daß ihm in der Lyrik das Höchste, das vom Herzen quellende und zum Herzen dringende Lied, versagt war und er sein Bestes in der mehr zur pathetischen Betrachtung hinneigenden Ode und Elegie gab.

Zum poetisch Wertvollsten in Waiblingers Lyrik gehören einzelne von seinen Oden und Elegien aus Rom. Von den ersten sind namentlich „Ave Maria" und „Der Turm des Nero" zu nennen, beide in

der Sapphischen Strophe geschrieben; die letzteren bestehen in den beiden trefflichen Gedichten „Campo Vaccino" und „St. Onofrio", in Hexametern. Die römischen Poesien Waiblingers entstanden gleichzeitig mit Platens Oden, wenn sie auch später im Druck erschienen, so daß an kein Abhängigkeitsverhältnis zu denken ist, wie denn überhaupt Platen wie Waiblinger hier gemeinsam auf Hölderlin zurückzuführen sind.

Waiblingers Römische Gedichte sind fast sämtlich im Jahre 1827, also als Niederschläge des ersten frischen Eindrucks, geschrieben worden. Es zeigt sich in ihnen oft große Sprachkraft, vor allem in dem herrlichen „Ave Maria", wenn der Dichter, Rom anrufend, singt:

Welch ein Ernst! wie wandelt die Nacht, die alte,
Deines Schicksals Geist zu vergleichen, aus des
Kolosseums schreckhaft geborstenem Sarge
Dämmernd hervor schon!

Mit was für einen hinreißenden Schwung Waiblinger uns in seinen Elegien zu packen versteht, haben wir bereits in einem andern Zusammenhange erwähnt,[126] und so mag denn als zu den römischen Gedichten gehörig, hier noch eines Fragmentes gedacht werden, betitelt „Die Nacht in St. Peter". Durch eine Reihe phantastischer Gesichte auf dem Forum und seiner Umgebung wie in der Basilika selbst, führt sich der Dichter die großen Zeiten der Vergangenheit, Antike und Renaissance, und zuletzt auch die Reinheit der ursprünglichen Christusreligion vor die Seele, mit der deutlichen Absicht, darob das Leid seiner eigenen Vergangenheit zu vergessen. Da hiebei auf die tragische Liebe zu Julie angespielt wird, so ist das Fragment ebenfalls in den Anfang von Waiblingers römischem Aufenhalt zu setzen. Es findet sich darin folgende, für seine Stellung als Dichter bezeichnende Stelle:

Von Lieb und süßen Dingen sing' ich nicht,
Ein andrer soll, nicht Morpheus, euch umschweben,
Mein Lied ist ein erhaben Traumgesicht,
Mein Lied ist ernst, wie Rom und wie mein Leben.
Man weiß, wie donnernd aus erschloss'nem Grund,
Urweltlich oft von seinem Zorn getrieben,
Der Erdgeist bricht durch seinen Flammenmund,
Daß Meere zittern, Berge selbst zerstieben:
So weht's gleich einer finstern Macht empor
Aus tiefster Seele mir, ein einz'ger Schauer,
Vom Herzen steigt es auf, wo's mächtig gohr,
Ein Feuerbild, voll schwermutsvoller Trauer.

Auf Erden weilt die Freude ja nicht mehr,
Der Vorwelt Jubel sind der Mitwelt Klagen,
Die Muse wählt ein Herz voll Kummer schwer,
Zu seinem Gram den ihren auch zu tragen.

Wie Rom, so besingt ein Liederkranz Neapel und seine Umgebung. Hieher gehören vier erst nach Waiblingers Tode gedruckte „Oden an seinen Eser", die den klassischen Boden mit seinen Erinnerungen als Hintergrund zu einer Verherrlichung der Freundschaft benutzen. Ebenfalls an Eser sind die drei „Lieder aus Sorrent" gerichtet. Eser hatte Waiblinger in einem Briefe nach Neapel abermals die Hohenstaufen ins Gedächtnis gerufen und ihm erzählt, wie in fröhlicher Gesellschaft bei den Burgruinen des alten Kaisergeschlechtes des Dichters gedacht worden sei, der die längst Dahingeschwundenen zu neuem Leben erwecken werde. Waiblinger antwortet nun, daß er seine hohe Aufgabe nicht vergessen habe, trotz all der in süßes Genießen einlullenden Pracht des Landes. Indessen macht dann freilich gerade deren Schilderung den Mittel- und Glanzpunkt der Gedichte aus.[127]

Lediglich privaten Charakter tragen die schönen „Lieder aus Capri", die jedoch da, wo sie über die bloße Schilderung der Gegenwart mit ihren klassischen Erinnerungen hinausgehen, nur das alte Thema von des Dichters innerm Gegensatz zu seiner deutschen Heimat paraphrasieren:

Ein ewig Scheiden und ein ewig Lassen
War so mein Leben, doch die alten Freunde
Der Heimat sind's, die mich am meisten hassen.

Kaum weiß ich selber, wie es so gekommen,
Sie hätten Recht, fast sollte man es meinen,
Sie sind die Bessern ja, sie sind die Frommen.

Das persönliche Element in Waiblingers Liedern besteht von nun an ausschließlich in Reminiscenzen aus seiner Vergangenheit, indem unaufhörlich das obige Motiv variiert wird, bald mit Bitterkeit, bald mit Übermut, je nach der augenblicklichen Stimmung. Die reine Schilderung aber wird immer virtuoser, und gerade in diesen Capriliedern finden sich einige vollendete Stücke.[128] Alle aber übertrifft des Dichters bereits erwähnter Schwanengesang, das „Letzte Lied aus Capri". Hier ist echte, wahre Empfindung, während in den andern Caprigedichten zuweilen ein bloß erfundener Weltschmerz verletzt. Denn es berührt seltsam, den Dichter seine traurige Einsamkeit und sein glückloses Leben beklagen zu hören, wenn man weiß, daß diese Poesien

im Herbst 1828 entstanden, also unmittelbar nach jenem Sommer seligsten Zusammenseins mit seiner Cornacchia.

Es wären hier noch die „Bilder aus Neapel" zu erwähnen, aber diese haben wie die „Lieder des römischen Karnevals", bereits an anderer Stelle ihre Würdigung gefunden, und so wenden wir uns der dritten Liedergruppe zu, den Oden und Elegien aus Sizilien.

Die Oden sind, gleich denen an Eser, in ihrem der deutschen Sprache so wenig bequemen alcäischen Versmaß heute nur noch schwer genießbar. Langatmige, über mehrere Strophen sich erstreckende Perioden machen fast beständiges grammatisches Konstruieren nötig, und dann gibt Waiblinger hier oft, anstatt den poetischen Gehalt antiker Erinnerungen auszuschöpfen, diese selbst und verwirrt durch Häufung bloßer Namen. Weit genießbarer sind die in oft schwungvollen Hexametern geschriebenen Elegien, in denen der Spott über die beschränkte Frömmigkeit und christliche Entrüstung der Feinde im Vaterland den übermütigsten Ausdruck findet, die aber auf der andern Seite die Tiefe vermissen lassen, die den römischen Elegien eigen war.

Wenn auch nur auf diesen bisher erwähnten Gedichten Waiblingers Bedeutung beruht, so verlohnt es sich gleichwohl, noch einen Blick auf seine Liebeslyrik zu werfen. Daß ihm das eigentliche lyrische Lied versagt war, haben wir bereits dargetan. Freiheit und Schwung der Diktion fehlten ihm zwar nicht, aber stets war es entweder das Dithyrambische, wie in „Kalonasore", oder dann das Pathetische, was den einfachen, schlichten Ton des Herzens nicht aufkommen ließ. Ein einziges Mal in seiner reifern, d. h. seiner römischen Periode hat er sich dem Liede wenigstens genähert, damals, als er im Zweifel war, ob er die schöne Olevaneserin heiraten solle oder nicht. Die „Lieder der Nazarena" und die „Lieder der Untreue" brechen aber durch ihren Dialog gerade den intimsten lyrischen Zauber des ureigensten innersten Erlebens. Sie sind ferner, im Gegensatz zu Waiblingers sonstiger Poesie, allzu persönlich, so sehr, daß sie nur dem gründlichen Kenner der biographischen Daten verständlich sind, ja bis jetzt, wie an andrer Stelle gezeigt worden, zu einer falschen Deutung Anlaß gegeben haben.[129] Es ist nichts, was man singen kann, und daß von Waiblingers Poesie sozusagen nichts komponiert worden, ist auch als ein Urteil zu betrachten.[130] Dazu kommt, daß er nicht plastisch gestalten konnte. Nazarena z. B. bleibt für uns in der gemessenen Entfernung eines Schönheitstypus und unschuldigen

Kindes. Den geheimen Reiz, den sie auf ihn ausübte, schildert uns Waiblinger nicht, er singt nicht mehr die Glut und den Triumph der Leidenschaft. In Deutschland dichtete er das alles als Ziel ungestillter Sehnsucht, jetzt sank ihm beim wirklichen Genuß jedesmal die Leier aus der Hand, und er erzählt uns bloß noch seine Liebe, er verherrlicht sie nicht mehr. Und das rührt im tiefsten Grunde daher, daß er eben Leben und Dichtung nie zu vereinigen wußte. Nicht aus dem eignen, innern Erleben quoll ihm das Lied selbst, sondern seine Erfahrungen gaben ihm nur Stoff zu dem Lied, und deshalb liegt eben der Schwerpunkt seiner Lyrik auf dem an die Epik angrenzenden Gebiet der Ode und Elegie, insofern darin das schildernde Element Platz zu greifen beginnt. Die Dinge, wie er sie sah, wiederzugeben, um andern durch bloße geistige Reproduktion den selbstgehabten Eindruck zu verschaffen, das verstand Waiblinger meisterhaft, aber die Gefühlsessenz dieses Eindruckes, gleichsam die Musik der bloß sichtbaren Dinge, rein für sich zum Ausdruck zu bringen, vermochte er nicht. So hat er zwar sein Bestes in lyrischer Form geschrieben, aber die Hauptwirkung geht eigentlich immer von der epischen Schilderung aus. Und darin besteht ja auch in letzter Hinsicht seine Bedeutung: nämlich dem Norden Italien von einer neuen Seite bekannt gemacht zu haben!

Epilog.

Es war an einem Oktobertage, als ich zum erstenmal in Rom den Cimitero de' Protestanti aufsuchte. Nahe bei der Porta di S. Paolo und der Cestiuspyramide zieht sich der dunkle Cypressenhain zur Aurelianischen Stadtmauer hinauf. Wir treten ein, und ein herrliches Rauschen tost über uns in den traurig im Winde sich neigenden schwarzgrünen Wipfeln, während durch das Dämmer rings die weißen Denkmale leuchten. Hier liegen sie alle, Engländer, Deutsche, Schweizer, Russen, die, teils mit wundem Herzen, der ewigen Stadt zugeflogen waren und dann hier ihre letzte Ruhe fanden. Bei der Mauer oben, in der Nähe eines kleinen Hüttchens für Arbeitsgerätschaften, steht ein nur von wenigen Lilienblättern und Rosensträuchlein umwachsener Säulenstumpf auf rasengrünem Grab. An der Säule ist in Basrelief ein lockiger Kopf sichtbar. Darunter steht geschrieben:

WILH. FR. WAIBLINGER
GEB. ZU HEILBRONN D. 21. NOV. 1804
GEST. ZU ROM D. 17. JAN. 1830
DEM ANDENKEN DES DICHTERS
GEWIDMET VON SEINEN FREUNDEN
IM SCHWABENLANDE.

Das Bild einer Leier darunter verkündet den Sänger. Das Ganze macht einen unsagbar traurigen Eindruck. Wir denken kaum mehr an den Dichter, sondern nur noch an den Menschen. Zuerst die geistigen Güter aller Zeiten und Völker in sich zusammenzuraffen, dann das Leben selbst nach allen seinen Höhen und Tiefen genießend und leidend auszukosten, und das in der kurzen Spanne eines Vierteljahrhunderts, wofür Anderen die zwei- und dreifache Zeit kaum hinreichen würde — das also war das Erdenlos dessen, der nun hier schon lange im Frieden schläft, an der Stätte, die er sich selbst gewünscht und schöner nicht hätte wünschen können! Man sollte meinen, daß einem so tragischen Schicksal gegenüber, wo dasselbe abgeschlossen, der Haß schwinden und die Verleumdung aufhören sollte. Aber die deutsche Heimat verdammte den Unglücklichen bis weit übers Grab hinaus, und noch in der jüngsten Gegenwart war Wilhelm Waiblinger in den für Frömmigkeit maßgebenden Kreisen so sehr verpönt, daß einer der letzten Versuche, seine Biographie zu schreiben, deshalb unterbleiben mußte.

Wie ich an jenem Oktobermorgen an des Dichters Grab stand, zog sein Leben in gedrängten Bildern an meiner Seele vorüber. Der da ruhte, war mir längst lieb geworden wie ein Freund, und als ein Freund, der des andern Vorzüge erkennt und seine Schwächen begreift, beschloß ich, seine Geschichte zu schreiben, um die verleumdungslustige Welt endlich einmal mit den wahren Tatsachen bekannt zu machen. Wo ein Leben so sehr innerlich gesühnt abschließt wie hier, wo irdische Schuld bereits auch schon auf Erden gebüßt worden, da, scheint mir, haben die Frommen keine Veranlassung mehr, himmlische Richtersprüche zu antizipieren. Freilich, die Menschen sind verschieden, und es ist der demütigen Arroganz der sogenannten Gotteskinder noch zuviel unter der Sonne, als daß nicht gerade diese von keiner andern als der Liebe zur Wahrheit geschriebene Biographie ein neues Zetergeschrei zur Folge haben sollte in jenem Lager, das

sich dem Trone des Herrn am nächsten dünkt. Indessen, die Mißklänge dringen nicht über die Alpen, erreichen die ewige Stadt nicht und den herrlichen Cypressenhain, wo der Verketzerte ruht, die dunkeln Wipfel das Lied vom Poeta sventurato singen und drüber hin im frischgebadeten Ätherblau weißduftige Wanderwolken segeln — und wo Demjenigen, der nach stillem Besuch wieder Abschied nimmt von der friedevollen Stätte der Dahingegangenen, die Pforte in goldenen Lettern das verheißungsreiche Wort nachgrüßt:

„RESURRECTURIS“.

Anhang.

I. Diesseits der Alpen.

1. Erste Jugendjahre (1804—1817).

[1] zu S. 1. — Heilbronn, vormalige Reichsstadt, war 1804 der Sitz einer der drei Landvogteien, in welche „Neu-Württemberg" zerfiel. — Die im Text folgende Schilderung der Jugendjahre ist nach Waiblingers eigenen „Erinnerungen aus der Kindheit" (Ges. Werke I, S. 1.) gearbeitet.

[2] zu S. 16. — Tagebucheintrag vom 19. April 1821:

„Mache dich fertig!" sagte eines Tages die Mutter. „Wir gehen heute spazieren!"

„Spazieren, Mutter? Ach, ich gehe nicht mit, ich bleibe lieber zu Haus."

„Nein, Fritz, du gehst mit!"

„Und wo gehst du denn hin, Mutter?"

„Du wirst's schon sehen. Sei doch auch gehorsamer!"

„Ach sieh, Mutter, ich wäre so gern zu Haus! Nicht wahr, liebe Mutter, du läss't mich doch da?"

„Nein, du gehst mit. Des Nachbars Kinder gehen mit und ihr spielt dann. Ich weiß wohl, daß du gern mitgehst, du gehorchst und tust, was die Mutter sagt!"

Kaum hatte die Mutter dies gesagt, als es an die Türe klopfte. „Herein!" rief die Mutter, und da kam die Frau Nachbarin herein und ihre Kinder. Als ich auch Mina'n dabei sah, schlug mir das Herz heftig, und ich wäre jetzt gar gern mitgegangen, wenn ich auch nur nicht gerade mich geweigert hätte. Ich machte allerhand seltsame Geberden und wußte mich gar nicht recht zu benehmen; ich tat gar nicht, als ob ich auch mit auf den Spaziergang wollte, bis endlich die Frauen auf die Türe zugingen, worauf mich meine Mutter fragte: „Du gehst nicht mit, Fritz?"

„Ja, ich gehe doch mit!" antwortete ich, machte mir aber noch vieles zu schaffen, suchte immer was neues und verschob es dann wieder, um es abermals zu suchen, tat gar komisch, denn es war mir seltsam zu Mute. Ich war kaum so keck, Mina'n anzuschau'n, aber das liebe Mädchen schaute mir oft ins Gesicht, wenn es die Mutter nicht merkte, und ich sah es wohl, daß es ihr recht war, wenn ich auch mitginge. Endlich war ich aber doch fertig und wir gingen denn alle fort. Wir waren noch nicht weit von unserem Hause hinweg, in einer neuen Straße, da begegnete uns ein Weib, das uns Kirschen zum Kaufe anbot. Die Mama fragte mich: „Willst du Kirschen? du hast ja eben gegessen!" Da sah ich Mina'n an und sagte: „Nicht wahr, Mutter, du kaufst doch? Wenn wir hinauskommen und so weit gegangen sind, da hungert's uns gewiß!" „Ei," sagte die Mutter, „ißt du doch auch den

lieben langen Tag fort!" Und nun ließ sie sich ein Pfund wägen und tats in ihr Körbchen, worauf Minas Mutter auch kaufte und es in das kleine zierliche Körbchen tat, welches Mina trug. „Nun, so zahl' aus!" sagte die Mutter. „Ich habe mein Geld vergessen!" — „„Ich hab' es auch vergessen!"" Da lachte die Mutter und zahlte. Nun gingen wir langsam durch die Straßen, wie die Frauenzimmer immer gehen. Mina ging immer ihrer Mutter zur Seiten, bis wir endlich an das Tor kamen, wo ich erst sah, daß wir in ein nahes Wäldchen gingen. Alles war so schön auf dem Feld, die Bäume standen im schönsten farbigen Grün in tausenderlei Abstufungen und Mischungen, der Himmel lachte so freundlich blau auf uns hernieder, die Vögel sangen gar niedlich auf allen Gezweigen, in allen Gebüschen, und ach! wie war es, als wir ins Wäldchen kamen! Wir waren nicht sobald daselbst, als die Frauen sich einen hübschen Platz suchten, wo sie sitzen wollten. Sie fanden ihn auch bald; unter einer alten, breiten Eiche, die durch ihre weithinlangenden Zweige eine hübsche Kühlung auf uns warf, setzten wir uns nieder. Man hatte da eine gar schöne Aussicht: gerade vor uns war dichtes verwobenes Gebüsch von Hecken und Tannen, ein paar schön und malerisch gruppierte Eichen und Buchen wölbten sich über dem Gelaube, und mitten durch das wankende, durch Winde bewegte Gegitter lag die Landschaft in ihrer vollen Pracht vor uns, die Stadt war über den Gärten mit tauserderlei Farben, Gestalten und Gruppierungen sichtbar, man hörte wenig von dem Gewoge der Menschen, es war alles freundlich-still um uns her, und über der grünen Ebene eine freundliche Reihe begrünter und bepflanzter Hügel und drüber noch in mannigfachen Formen ein blaues Gebirge, das fast im Dufte wie ein sanft Gewölke aussah. „Gib mir doch die Kirschen!" rief ich gleich, als wir uns niedergesetzt, worauf die Mama antwortete: „Es ist noch zu bald! Wenn du sie so bald gegessen hast, so wird es dich nachher gewiß gereuen. Du warteſt noch ein Weilchen!"

„Ach nein, Mutter, ich will sie eben jetzt essen; ich gehe dann in den Wald vielleicht, und da find' ich vielleicht Erdbeeren."

Hier sah ich Mina'n an, da ward sie über und über rot, und ich ward es auch und sah dann die Mutter an, ob sie es nicht bemerke. Aber sie merkte es nicht, sondern schüttete mir ein Häufchen Kirschen ins Gras hin und sagte dann: „Schäme dich doch auch, du ißt den ganzen Tag, sieh Mina'n an, die ißt nicht halb so viel!" Nun ward Mina feuerrot, sie stand auf, ließ ihr Strickzeug zurück und wandelte in's Wäldchen tiefer hinein, als ob sie Erdbeeren suchen wollte. Die Mutter rief ihr, aber sie kam nicht. Da ward ich froh im Herzen, ich dachte: da kann ich zu ihr kommen, und war nur besorgt, wie ich mich von den Frauen wegschleichen sollte. Ich aß die Kirschen, unerachtet ich gar kein sonderlich Gelüste mehr darnach trug, weil ich mich zu sehr auf das Mädchen freute. Hierauf ging ich zu einer andern Seite in's Wäldchen hinein, und wie ich mich durch's Waldgebüsche verdeckt sah, wandelte ich ängstlich und bang Mina'n zu. Ich fand sie aber nicht. Ach, dachte ich da bei mir selbst, sie ist lange schon wieder bei der Mutter, gib nur Acht, sie hat dich eben nicht lieb, und ich hab' es wohl auch schon so gemerkt: ich begegnete ihr vorgestern, und da sah sie mich gar nicht an, und ich bin doch hingestanden, lange lange, und hab' ihr nachgesehen, bis sie mir aus den Augen verschwunden. Ach ja, sie hat mich eben nicht so lieb, wie ich sie. Ich suchte traurig im Gebüsche, fand da viele und schöne Erdbeeren, sammelte sie und ging wieder an mein altes Plätzchen, stützte da den Kopf auf den Arm und sann lange herzlich betrübt. Ich schrieb ihren Namen in den Sand, und dann zertrat ich ihn zornig wieder und rief aus: „Nein, ich will

sie auch nicht gerne haben – warte, du sollst mir's büßen!" Alsbald hörte ich ein Rauschen und eine Stimme sang:

„„Wüßt' ich doch, wo er wäre,
Ich hab' ihn so lieb,
Ich wollt' ihn umarmen,
Und küssen so warm!""

Ich sah etwas Weißes durch's Gezweige schimmern. Sie ist's, dacht ich, ach, sie ist's, und das Herz hüpfte mir vor Freude. „„Bist du doch da? Ich habe dich so lange gesucht!"" „Ich habe dich auch gesucht!"

„„Du hast mich auch gesucht? Komm, gib mir deine Hand —, aber warum bist du denn so traurig?""

„Ich bin nicht traurig!"

„„Hat dich deine Mutter gezankt, Fritz? Lache doch! — Und immer so trotzig: Sieh, wenn du so bös bist, dann werd' ich auch bös! und ich habe dich doch so gern!""

„Ja, wenn's auch wahr wäre!" sagte ich fast weinend.

„„Wie, Fritz, ich verstehe dich gar nicht!""

„Ja, du willst mich eben nicht verstehen. So neulich — —"

„„Neulich? Du erschreckst mich!""

„O Mina, verstelle dich auch nur nicht! Ja wohl, neulich — neulich — es ist erst vorgestern — da hast du mich nicht einmal angesehen, und ich habe dich doch so freundlich gegrüßt!"

„„Du bist auch so einfältig gleich; dacht' ich's doch, und eigentlich sollt' ich nur über dich bös sein!""

„So?"

„„Ja, du bist so lange hingestanden, und Herrn Hubert's Lene hat's gesehen, und die hat's dann allen Mädchen gesagt, du habst mir lange nachgesehen, und da haben sie mich dann alle recht ausgelacht, so daß ich mich schämte und im Herzen recht bös über dich war. Sieh, und doch kann ich dir nicht bös sein. Schau doch den hübschen Erdbeer! Willst du ihn, Fritz?""

„Ich will ihn nicht!"

„„Mich verdrießt's recht -- du hast mich gar nimmer lieb!"" Mina weinte.

„Du sitzest nicht einmal zu mir her!"

„„Schau doch den Kindskopf! Aber ich will dir auch gar nicht böse sein. Du mußt den Erdbeerstrauß nehmen!""

„Was soll ich auch damit tun?"

„„Ich will dich schon zwingen, ordentlich zu sein!""

„Wenn du's nur auch könntest!"

„„Ich gehe eben!""

„Mina!"

„„Du bist ja trotzig!""

„Gehst du fort, Mina? Du bleibst nicht bei mir?"

„„Wenn du auch nur erträglicher wärest!""

„Ich will ja brav sein!"

„„Nun, so komm!"" Mina sprang auf mich zu und setzte sich zu mir hin. Da hatt' ich schnell auch allen Harm vergessen, ich rückte ihr nah, umfaßte den kleinen Hals, drückte sie stark an mich und küßte sie. Wir sprachen lange Zeit nichts. Sie

lächelte mich an, und ich sah ihr lächelnd in's Gesicht. Dann nahm ich sie wieder bei der Hand, drückte sie wieder an mich und küßte sie wieder. Endlich sagte Mina:

„„Hör' doch, ich will dir was sagen!““

„Und was, liebe Mina?“

„„Du bist so dumm und hast mich letzthin vor meiner Mutter geküßt, wo wir in deinem Hause waren!““

„Darf ich dich denn nicht küssen!“

„„Wenn wir allein sind, wohl, aber ich bitte dich, nur vor meiner Mutter nicht!““

„Warum denn nicht?“

„„Das ist eine Schande, hat meine Muttter gesagt, man müsse sich schämen, und wenn es der Vater erst gewahre, so bekomm' ich Strafe!““

„Deine Mutter küßt ja deinen Vater auch!“

„„Ja, die sind groß und alt und haben Kinder. Sieh, mein Vater hat meine Mutter geheiratet, und meine Mutter hat meinen Vater geheiratet, und der Mann darf seine Frau wohl küssen, auch die Frau den Mann!“

„Hat dir das auch deine Mutter gesagt?“

„„Behüte, das weiß ich von selbst!““

„Aber ich hab's doch auch schon gelesen, daß ein Knabe ein Mädchen geküßt hat!“

„„So?““

„Weißt, ich habe dir vor drei Wochen ein Buch gebracht, Werther's Leiden, das dir so gefallen hat, und der nämliche, der das Buch gemacht hat, hat auch ein anderes Buch geschrieben, wo er dir so nett schildert, daß er auch ein Mädchen gern gehabt habe, welches Gretchen geheißen; er habe sie aber nur einmal küssen dürfen. Glaubst du, daß er sie so oft geküßt hätte als ich dich, wenn sie's nur gelitten?“

„„Kann sein — — —““

„Hör Mina, ich habe schon lange gedacht, wir wollen heiraten!“

„„Heiraten? Ja, das wäre auch recht hübsch. Sieh, da wären wir dann immer beisammen, wir liebten uns und dürften uns küssen!““

„Sieh, da wollt' ich den ganzen Tag nicht von deinem kleinen süßen Mund da wegkommen!“

„„Ja, wir müßten auch schaffen; du würdest da allemal studieren, dann würde ich kommen und rufen: „Zum Essen!“ und dann säßen wir zu einander, ließen's uns schmecken; dann gingen wir spazieren, in einen Garten, da wollt' ich dir pflanzen, säen, stecken, schneiden, alles, und du würdest mir Wasser schöpfen, und hätten wir genug getan, gingen wir wieder nach Haus, du in deine Studierstube und ich in die Küche; Sonntags würdest du dann predigen, ich hörte dir fleißig zu, und wir wären die glücklichsten Leute! Sieh, und dann bekämen wir auch Kinder . . .““

„Ich möchte erst keine!“

„„Aber mir wär's meine Freude, ich wollte sie wiegen, speisen, einschläfern mit Sang und Lied, herumtragen und anziehen!““

„Das kommt eben daher, weil du ein Mädchen bist!“

„„Aber ich will dir was sagen, das leidet der Vater nicht, der ist so bös; die Mutter wollt' ich schon erweichen, aber der Vater!““

„Ja, und es ist so nichts! . . .“

„„Ich denk' auch, wir lassen's bleiben!““ —

„Sieh auch die Sonne!“

„„Sie geht unter, komm, wir wollen eilig fort. Schau die Berge dort in der Ferne, die vorhin blau waren, sind jetzt rot und das Bächlein auch!““

„Mina, ich habe dich jetzt viel lieber! — Komm, Liebe, laß dich noch einmal küssen!“

Ich küßte sie, wir drückten uns die Hände und wollten eben zu verschiedenen Seiten zur Gesellschaft gehen, als die Frauen uns entgegen kamen. Wir erschraken, ließen uns fahren, Mina ward rot; ich hätte sie erdrücken mögen in meinen Armen, wie sie dastand, rot vom Abendsonnenschein und von Scham; die Mütter bemerkten's nicht. Sie hielten uns auch noch viel zu sehr für Kinder, und wir wandelten freudigen Herzens der Stadt zu, wo uns die läutenden Heerden gar erfreuten, die überall über die Wiesen herkamen und sich um uns drückten. Wir schieden, und ich konnte nachts nicht schlafen.“

[3] zu S. 23. — Wer dieser Jugendfreund war, ist nicht mehr zu ermitteln.

2. Leben in Reutlingen (1817—1819).

[4] zu S. 30. — Siehe II. Teil, S. 3 ff.

[5] zu S. 33. — Sie ist verloren gegangen.

[6] zu S. 34. — Terpsichore. Ihr Vorbild haben wir mit großer Wahrscheinlichkeit in der Frau des Rektors Gayler zu suchen, die offenbar mit ihrer Schwester zusammen, jener spröden Französin, d. h. eigentlich Westschweizerin, später für Waiblinger das Modell wurde für seine Corine. (Vgl. 14.)

[7] zu S. 36. — Es geht dies deutlich aus einem Briefe Braitmayers vom 5. März 1820 hervor. „Daß Du zum Studium der Theologie .... nicht zugelassen wurdest, ist mir in der Tat zu ärgerlich und umsomehr, als ich nicht einen einzigen gültigen Grund des Ausschlusses mir denken kann und vielmehr weiß, daß Jünglinge, die weder durch gleichen beharrlichen Fleiß, noch vermöge ihrer geistigen Naturanlagen es zu dem Grad der wissenschaftlichen Bildung gebracht hatten, wie Du, bei der Prüfung dennoch vor Dir für tüchtig anerkannt und angenommen wurden.“

[8] zu S. 40. — Siehe die bereits erwähnten Jugendgedichte, II. Teil, S. 3.

3. Der Hilfsschreiber von Urach 1819—1820).

[9] zu S. 43. —

Reutlingen, den 5. Februar 1820.

L. Fritz!

Gestern schrieb ich Dir, und schon wieder, wozu ich freilich durch Unannehmlichkeiten veranlaßt werde. Ich höre überall her, und zwar von vernünftigen Leuten, daß die schönen Wissenschaften nur ein seltsames Brodstudium seien.

Willst Du es aber jedannoch erzwingen und, wie ich voraussehe, wann Dir es fehlschlagen sollte, so darfst uns keine Schuld geben, sondern Dir selbst.

Tausend Gulden ist vielleicht Dein Vermögen, welches ich noch verwende, weiter aber gebe ich nicht. Ich höre, daß Du öffentlich in Wirtshäusern den Schreiberstand verlästern sollst, ich höre aber auch, daß die Schreiber Dir aufsätzig sind, und daß Du bald so durchgeprügelt werden sollst, daß Dir das Studieren vergehen werde.

Ich warne Dich väterlich, laß die Schreiberei in ihrem Wesen und denke, daß Du noch gar nichts bist.

Du murrest über Deinen Hrn. Prinzipal, liest in Gegenwart seiner, wo Du arbeiten sollst, Gedichte, verlangst von ihm die Sonn- und Feiertage frei, weißt aber

selbst, daß an Sonn- und Feiertag nur selten, und wann die höchste Not erfordert, und an den Werktagen nur etwa fünf Stunden gearbeitet wird.

Du verdienst diesen guten Platz nicht und betrübst dadurch Deine Eltern auf's äußerste. Wo willst denn hin, wann Dich Dein Herr Prinzipal fortjagt, glaub' ja nicht, daß ich Dich noch drei Jahr in ein Gymnasium tue und dann erst noch studieren lasse. Dies vermag mein Vermögen und Einkommen nicht.

Wie schön wäre es, wenn Du dem Rat Deines Hrn. Prinzipal folgen würdest, wenn Du Dir Mühe geben möchtest, bei ihm etwas zu lernen, er würde Dir gerne im dritten Jahr ein Salär geben.

Du könntest dann die Rechtswissenschaft, wozu Du vielleicht nur zwei Jahre nötig hättest, studieren, könntest dann entweder Aktuar oder Referendär werden, mithin Dein Brod schon verdienen, und neben diesem für Dich noch genug arbeiten.

Besinne Dich also wohl, was Du tun willst, selbst Gailer sagt, daß das Lehramt ein seltsames Brod sei, wozu Geld und ganz gute Kenntnisse nötig sind.

Jetzt hast meinen wohlmeinenden Rat, beherzige ihn und tue, was Dir nützlich und nicht so kostspielig ist. Dein

Vater W.

4. Auf dem Obergymnasium zu Stuttgart (1820—1822).

(In diesem wie im folgenden Kapitel sind alle Personen von Wichtigkeit, mit denen Waiblinger in Berührung kam, mehr oder weniger einläßlich charakterisiert und selbständig behandelt; wo dies aus irgend einem Grunde nicht geschehen ist, oder wo sonst irgendwelche Ergänzungen gewünscht werden sollten, sei der Leser auf R. Krauß' Schwäbische Literaturgeschichte (2 Bände, Freiburg i. Breisgau, Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] 1897) verwiesen.)

[10] zu S. 52. — Vgl. 2.

[11] zu S. 53. — Tagebucheintrag vom 12. April 1821.

Man muß sich die Welt vorstellen als eine große Kneipe . . . Unser Herrgott ist der ewige Zecher darin. Sein Rock ist der blaue Himmel. Die Sonne sein Cyclopenaug', das zugleich als Laterne dient. Die Welt ist sein Hosenknopf, rund wegen seiner Liebe zum Antik-Modernen. Sein Tisch ist die Vergangenheit, sein Sessel die Gegenwart, und sein Stock die Zukunft. Oft verschüttet er sein Glas, da kommt Regen; wie die Sündflut kam, lief ihm das Faß aus. Wenn er Feuer schlägt, so blitzt es; wenn er raucht, so entstehen die Wolken; wenn er lacht, hört man den Donner; und wenn ihm das Zwerchfell derb gerüttelt wird, so mag wohl auch das Erdbeben kommen. Ist der Hosenknopf einmal alt, abgenützt und unbrauchbar, so schneidet er ihn ab.

[12] zu S. 54. — Tagebucheintrag vom 25. Mai 1821.

Franz von Sickingen erfüllt meine ganze Seele. Dies war ein Tag der Entscheidung. Wie rasend rannte ich auf und ab: ich war entzückt, von Sinnen, schwärmte in ungeheuren Phantasien, ich sah mein Werk vor mir liegen, sah es gelungen, getroffen, gepriesen, gekrönt. Gott war's, der aus meiner Seele zu mir sprach und mit Donnergewalt mir Welten vorführte, der mich aus all' meinen Fugen herausgebracht, herausgerissen, der mich zu Ahnung, Prophetenblick erhoben, der eine Kraft wie Riesenstärke in mir erweckt, der alle, alle Maßen von Empfindung und Gefühl

entfaltet, der mich zum Höchsten emporgetragen, der mich zum Gott gemacht hat, Gott war es und Gott ist ein Schurke, wenn er lügt, wenn die Ahnung Irrtum ist, wenn meine Kraft versiegt, wenn die Stimme, die mir zusprach, der Teufel ist. Ich schwöre dem Himmel, sterben will ich, durch meinen, ach meinen mißratenen Sickingen will ich den Dolch in meine Brust stoßen, will vor dem Ewigen winseln, will ihm fluchen, daß er mich ganz, ganz verderbe, zerstöre, zernichte, zerquetsche, zermalme, und wenn er's nicht tut, will ich den ganzen Himmel, die Hölle gegen ihn empören, weil meine Kraft versiegen gegangen. Ich bin ein Dichter. Gott im Himmel, du hörst mich, Sickingen muß werden.

[13] zu S. 54. — Wahrscheinlich Philippine Heim, seine spätere Geliebte.

[14] zu S. 57. — Corine. — Taschenbucheintrag vom 30. Juli 1821.

„Corine ist — denn das Äußere ist immer ein bald mehr, bald minder vollkommenes Abbild des Innern und deutet wenigstens auf ein ihm entsprechendes Gewebe ähnlicher geistiger Züge — Corine ist ein Mädchen von schlankem, herrlich gebautem Wuchs, sie ist mittlerer Größe, mehr klein, und ihre wohlabgemessenen und zerteilten Glieder sind ein Bild harmonischer Zartheit und Anmut. Das länglichte Oval ihres nur selten von matt verglühtem Rot gehobenen Antlitzes wird von reichem, dunkelm, langhinwallendem Gelocke eingefaßt, das sich in üppigen Verbindungen malerisch über den schönen weißen Hals und die obern Teile des lebendig-regsamen Busens hinabzieht. In ihrem hold und gefällig aus der Rundung der Augbraunen hervortretenden Auge glüht nur manchmal ein stilles, verzehrendes Feuer, da sonst immer die anmutigste Fülle einer reizenden Bescheidenheit und schwebenden Ruhe den Anschauenden anzieht. Ihr Gemüt ist fast immer in einer schönen Wehmut aufgelöst, erheitert sich nur allmählich wieder zu munterem Spiel und unterhaltendem Scherz. Sie ist in sich gekehrt, schwärmerisch, aufregbar, von äußerst gebildetem, feinem Betragen und wundersamem Anstand in allen Bewegungen und Beugungen, wo sich fast eine reizende Harmonie aller hervortretenden Teile zeigt. Dabei ist sie höchst einfach, unzerstreut, an häuslicher Stille sich erfreuend, nachdenklich, von aufgeschlossenem, umfassendem Gemüt und geradem Gefühl, ohne durch anmaßlich streng wissenschaftliche Bildung zu mißfallen. Besonders ist sie hold der Natur, wie denn ihr ganzes Wesen derselben genugsam gemäß ist. Sie weiß bei wenig geübtem Auge schnell die Schönheit einer vorliegenden Gegend aufzufassen und vollständig in gefälligen Worten wiederzugeben und vergnügt sich sonderlicherweise an malerisch gruppierten Baumschlägen, sowie an duftig kolorierten, ferngestellten Gebirgsreihen und grotesk aufsteigenden Felskuppen, woran auch ihre Geburt und Erziehung in der Schweiz vielen Anteil nehmen mag. Sie ist lebhafte Freundin der Malerkunst, zeichnet selbst nach vorgelegten Musterbildern ziemlich fertig und angemessen, in freien Zügen, leicht, mit wenigen sicheren Strichen angedeutet, und pflegt besonders weit gedehnte Landschaften ungemein sauber und reinlich zu tuschen. Sie singt gerne mit wohlklingender Stimme zum Klavier, liest mittelmäßig, am gernsten gefühlte, lebendige und malerische Darstellungen aus der Lebensweise ihrer Heimat, nach der sie unüberwindliche Sehnsucht fühlt. Sie spricht fertiger französisch als deutsch. Sie nimmt gern Teil an Ereignissen, schließt sich aber nachdenklich wieder ab und lebt im Grunde nur für sich und einer treuen Liebe. Eine immerwährende Blässe bleicht ihr die schönen Wangen. Sie ist das Bild eines zarten, kranken, körperlich schwächlichen Mädchens, und eben durch ihren Gesundheitszustand haben ihre Nerven eine

ungemein gesteigerte Schärfe und Reizbarkeit erhalten, weswegen sie behutsam und ängstlich alles starke Getränk fürchtet und meidet und wenig in bedeutenden Zirkeln und Gesellschaften erscheint. Sie ist sechszehn Jahre alt. Auf eine wundersame Weise liebt sie mich, ihr Auge deutet immer truglos und klar auf ihre inneren Bewegungen und Gefühle, aber sittsam verheimlicht sie die wohlgenährte Glut. Sie reizt und überläßt sich selbst zuweilen schwärmerisch der drängenden Empfindung, wenn innere Neigung, wenn die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche behauptet und wundersam genug sich Gepflegtes und Geflohenes reizend und wonnevoll durcheinander verweben. Nie kommt sie meinem Verlangen entgegen und ist fast immer mäßig und abgemessen. Ich würde mich nie mit ihr verehlichen. Zu schwächlich, zu zart, von zu unterbrochener Gesundheit, könnte sie nie einen Mann in feuriger Umarmung gewähren lassen. Ohne Kälte, ohne abstoßende Härte, gleicht sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt." —

In einem spätern Rückblick (22. Juli 1822) schreibt Waiblinger ins Tagebuch: „Unter den vielen Mädchen, die tiefen Eindruck auf mich machten, ist Corine H...., und meine Neigung hat sich ihr in meinem vierzehnten Jahre auch verraten. Ihre Schwester Florine, die Frau meines Lehrers, war mir das reinste Ideal der Weiblichkeit, und ich phantasierte tagelang über dieses reine Abbild der Mutter Gottes, — denn als solches erschien sie mir." Im 14. Lebensjahre befand sich Waiblinger in Reutlingen, sein Hauptlehrer war Rektor Gayler, und Corine (offenbar Corinne) kann demnach nur die reizende, spröde Französin sein. Vgl. 41.

[15] zu S 58. — Tagebucheintrag vom 31. August 1821.

„Mein Herz neigt sich, du holde Zier,
Du heil'ges Urbild unsrer Frauen,
In stiller Demut stets zu dir,
Verklärt, Maria, dich zu schauen.

Da fällt's wie Schuppen von mir ab,
Ich steige betend zu den Stufen,
Wo du vom Glanzgewölt' herab
Die Edeln pflegest zu berufen.

Dann soll mein Wandel heilig sein
Und deinem Dienste nur geweihet,
Ich wurde durch die heil'ge Drei'n
Zu Engelchören angereihet.

Denn mich beschützt des Vaters Macht,
Verzeiht mir durch des Sohnes Wunden,
Der heil'ge Geist erhellt die Nacht,
Ich habe alle Drei gefunden.

Doch dir vor allem Preis und Lob,
Du Mutter Gottes, die die Guten
Zum Heil'genscheine stets erhob
Und zu den reinen Himmelsgluten.

Die Taub' umschwebte segnend dich,
Maria, auf dem Strahlenthrone,
Den Sohn gebarst du jungfräulich,
Der Vater reichte dir die Krone!"

[16] zu S. 58. — Tagebucheintrag vom 5. September 1821.

„Ich küßte sie und nahm Hut und Papiere und fort hinauf auf die Kanzel. Das Auditorium war groß und feierlich gestimmt: überall Begierde und Erwartung, und ich gesteh' es, es schmeichelte mir nicht wenig, daß manche bloß wegen mir kamen, und alle auf mich am meisten begierig waren. In langer Reihe saßen die Professoren stufenweise da und auf der andern Seite der Studienrat. Die Musik begann, und der Erste trat mit einer abgeschriebenen Rede über die Poesie auf. Ein guter Freund mit Kopf hielt eine gute Rede über Tasso. Nun kam's an mich: ich gefiel mir unstreitig äußerst wohl auf dem Katheder, und wenn ich all' die vielen Köpfe sah, alle auf mich gerichtet und keiner verstehend, was ich spreche, es war ein Triumph für meine Eitelkeit. Wie ich nun schon am Ende meiner Deklamation bin, da erschallen

zumal auf der Straße ein paar verdammte Trommeln — die Tambours hole der Teufel, dacht' ich und hielt inne, und sprach dann vollends zu Ende. Ich war aber so vergnügt geworden, daß ich gerne meine Rede noch sechsmal abgelesen hätte."

[17] zu S. 59. — Tagebucheinträge vom 7.—9. September 1821.

7. Sept. — „Nun nahm ich sie an den Arm, und wir wandelten so, zwei selige Wesen, dem nahe gelegenen Berge zu. Im Schatten gewölbter Fruchtbäume stiegen wir gefühlt den steilen Weg hinan, und alles was ich tat war nur, daß ich ihr in's Gesicht sah, das in einem glühenden Hochrot brannte, dann wieder rückwärts auf die immer mehr hinabsinkende Tiefe, aber das Übermaß meiner himmlischen Empfindung ließ mich verstummen, . . . Nun lag auf einem kleinen, mit Weinbergen bepflanzten Hügel der Tempel* . . . Wir stiegen auf vielen Staffeln empor . . . [Sie betrachten die Kapelle, erfrischen sich hierauf in einem Wirtshaus, gehen schließlich nach Dünheim** hinunter und jenseits den Bergesabhang hinauf zum Pfarrhaus.] Wir klopften an das Tor, und alsbald ward geöffnet. Die Hunde bellten und sprangen auf uns zu, und nur die Worte der heraustretenden Hausfrau konnten sie zur Ruhe bringen. Wir traten in das Haus unter freudigem Willkommen der wackeren Pfarrleute. Als wir uns gesetzt, betrachtete ich erst meine Lage und fand zur größten Freude, daß ich noch nie so sehr Dichter im eigensten Sinn des Wortes, ausübender Dichter, gewesen, als auf diesem ländlichen Spaziergang. Die Leute betrachteten uns wie Brautleute, die es noch nicht wissen, und besonders der Pfarrer hatte seine Freude an uns jungen Leutchen. So waren wir eine halbe Stunde gesessen, und ich war noch voll Gefühl, es drängte mich zu ihr hin, wie mit magischer Gewalt, aber ich schaute sie nur an, wie sie da saß in all' ihrer Liebenswürdigkeit und Unschuld. Endlich eröffnete ich dem Pfarrer meine Bitte um die Erlaubnis, übermorgen in seinem Kirchspiel predigen zu dürfen. Er gab nach einigem Bedenken nach, und ich war nun froh, einmal öffentlich als Kanzelredner aufzutreten. [Sie verabschieden sich.] Ich nahm Valerinen wieder am Arm, und wir eilten nun den schmalen Weg über den mit Weinbergen und einzelnen Baulichkeiten überdeckten Abhang hinunter und gingen vollends durch das Dorf: freundliche Bewohner grüßten uns unter den ländlichen Häusern, und ich bildete mir nicht wenig ein, als Prediger und Seelsorger der lieben Leute gravitätisch, das liebe Mädchen am Arme, durch das Dorf zu wandeln. Am fernen Westen dämmerte ein matt verglühtes Rot, und goldbesäumte Wolkenzüge schwammen in dem unendlichen Blau des Himmels."

8. Sept. — „Früh morgens fing ich an, an meiner Predigt zu studieren, doch, wie ich mich auch bemühte, zur wahren Popularität hab' ich's nicht gebracht. Meiner Wünsche höchster war, daß meine Eltern die Freude erleben möchten, ihren Sohn auf der Kanzel zu sehen. Eine Menge Freunde und Verwandte wollten den folgenden Morgen die Kirche zu Dünheim besuchen. Des Abends machte ich mich nach herzlichem Abschied von Valerinen auf den Weg und memorierte unterwegs beständig die Predigt. Ich gelangte im Pfarrhaus an, Herr Lorenzio trat aus dem Studierzimmer hervor und: „Sie dürfen nicht predigen!" war sein erstes Wort. Ich erschrak, faßte mich aber wieder und hörte nun, daß er bei Nachbarn angefragt, und daß es ihm stark widerraten worden sei. Ich wollte den guten, ehrlichen Mann um einer närrischen Laune Willen nicht in Verantwortung bringen und leistete darum

* Kapelle auf dem Roten Berg.

** Phantasiename für Untertürkheim.

Verzicht. Aber die Leute, die morgen kommen wollen? Eine neue Verlegenheit. Der Pfarrer hatte einen Boten abgeschickt, um es mir absagen zu lassen, bei dessen Ankunft war ich bereits abgegangen, und es ward nun trotz meinem Widerstand ein zweiter abgeschickt. Doch wollte ich wenigstens Kinderlehre halten und hatte einmal die sonderbare ganz gefaßt, unter einem Pfaffenmantel öffentlich zu erscheinen. Der Abend verfloß in vertraulichen Gesprächen."

9. September 1821. „. . . Nach dem Frühstück ging ich der Stadt zu, um jedermann, der etwa kommen würde, wieder nach Hause zu schicken. Es kamen mehrere gute Freunde, die alsobald wieder umkehrten. Der Vormittag verstrich, und man läutete in die Kinderlehre. Meine Vorbereitung war kurz. Eine ungemein große Menge erwachsener und junger Leute strömte den Berg herauf. Ich machte mich fertig und zog den Kirchenmantel und die Umschläge an und schritt über den Garten in die Sakristei. Das Herz klopfte mir ein wenig unter dem schwarzen Mantel, aber es war bald vorbei, und ich trat, als der Gesang zu Ende war, mit festem Schritt in den Altar. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Ich faltete meine Stirne und gab mir ein äußerst gravitätisches Aussehen. Ich fing an, laut und deutlich zu beten, und jetzt war die Aufmerksamkeit der Zuhörer noch mehr gespannt. Die Katechisation ging gut und glücklich von statten, und ich fühlte mich ganz wohl vor der aufmerksamen Gemeinde. Nach dem Gebet trat ich wieder ab, und alles war wieder zu Ende. Der Herr Pfarrer, der durch das Gegitter der Sakristei herausschaute, gab mir das Lob, daß ich es recht feierlich gemacht habe."

[18] zu S. 62. — Tagebucheinträge vom 28. und 29. September 1821.

28. Sept. „. . . Ich stellte mich an eine der Straßen, wo ich die Gesellschaft nach der Verabredung erwartete. Nach langem Warten sah ich sie wieder kommen, und sie war indessen um einige Personen vermehrt worden. Nun war ich wieder bei Valerinen, aber statt daß ich meine Sehnsucht in Genuß übergehen lassen sollte, mußte ich anschauen, wie sie an mir hinging ohne ein geheimes Zeichen einer besondern Gunst. Alsbald stellte sich eine Unheimlichkeit ein, die auf alles Kommende dem Auge des Kenners deutete. Ich hätte lieber in dem tiefsten Kerkerloch in der Türkei sein mögen, als da, wo ich war. Ungeduld, Mißmut, Zorn, Widerwille, eine gewisse Eifersucht und hundert andere widrige Affekte vereinten sich, um den verderblichen, unseligsten Aufruhr in meinem Gemüt hervorzubringen. Wir waren in einem Gasthof angekommen, wo wir uns in einen ordentlich gebauten Garten setzten. Ein gewisser Dietrich, der sich mir hier ganz meiner Vorstellung zuwider als ein abgeschmackter, läppischer Junge vorstellte, ob er gleich schon fast vierzig Jahre hatte, weiser und gescheiter zu werden, strengte alle seine Kräfte an, den anwesenden Frauenzimmern die Zeit recht artig zu verkürzen. Besonders setzte er Valerinen zu, und das Mädchen schien sich gar sehr an den Albernheiten des tollen Kerls zu vergnügen. Nun war ich vollends aus allen Fugen gebracht: ich hätte mögen aufstehen, die Bestie an der Gurgel packen und ihr das Messer in den Bauch stoßen. Wie nun endlich aber noch Unhöflichkeiten von seiten der Gesellschaft — von der sich übrigens sonst nichts erwarten ließ — und spitzige Fragen und Antworten von seiten des Spaßmachers dazukamen, hielt ich es für hohe Zeit, fortzugehen, wenn ich nicht toll werden und dem Kerl die Zunge aus dem Rachen reißen wollte, mit der er so unsinnige Geschwätze, mit der er seine Schmeicheleien gegen Valerinen hervorgebracht. Ich ging ohne ein Wort zu sprechen fort . . ."

29. Sept. „. . . Nach dem Essen war wieder eine wundersame Bequemlichkeit in mein Gemüt getreten, ich trat ruhig vor Valerinen hin; sie saß auf dem Sopha, mit einer häuslichen Verrichtung beschäftigt.* Ich sah sie lange an, auch sie blickte mich unbeschreiblich traurig an. Ich fragte sie etwas. Sie gab Antwort. Ich ging mit raschen, großen Schritten im Zimmer umher, niemand war zugegen, als Valerine, ich deklamierte, dichtete, sah wild umher, ergriff ein Messer und kam zufälligerweise vor das Mädchen zu stehen. „Was haben Sie mit dem Messer!" rief sie erschrocken und bleich. Ich sprach kein Wort, sondern stieß das Messer etlichemal gegen die Brust, ein paar Stöße gingen auf den deutschen Rock und waren ungültig, der letzte auf die Brust. Das Blut floß alsbald. Mir ward schwindlig, ich mußte mich setzen, mein Gesicht war totenbleich. Valerine sprang auf: „Um Gotteswillen, was treiben Sie?" Alles rannte besinnungslos herbei. Die gutmütige Hausfrau trat weinend auf mich zu und rief immer aus: „Warum denken Sie nicht an Gott, daß er Sie vor solchem bewahre!" Ich lächelte, begab mich gleich auf mein Zimmer, legte mich auf's Bett und fühlte bereits ein Fieber, das mir durch all' meine Glieder schauderte. Valerine eilte mir nach, wir befanden uns allein; ich sah sie mit brechendem Auge an und ergriff ihre Hand. „Valerine, geben Sie mir einen Kuß!" — „Ach Gott, wie kann ich es," rief sie blaß und erschrocken, „da Sie mich so erschreckt haben!" Wir wurden unterbrochen. Der Wundarzt trat mit den Hausleuten herein, die alle fast nicht mehr auf den Knien zu stehen vermochten. Der Arzt untersuchte die Wunde und verband sie, sagte aber dabei weder Gutes noch Böses, sondern empfahl mir die strengste Diät und die bewegungsloseste Ruhe."

[19] zu S. 62. — Philippine Heim stand in einem Alter von mehr als neunzehn Jahren, Waiblinger war noch nicht einmal siebzehn.

[20] zu S. 63. — Tagebucheintrag vom 19. Oktober 1821.

„. . . Ich sprang ihr entgegen, lag an ihrem Hals, ein Kuß und wieder ein Kuß, ich war von Sinnen. Sie setzte sich neben mich, ich erzählte ihr, wie ich mich vom ersten Taumel wieder erholt, wieder gemäßigt hatte, alles, was ich erduldet, was ich gelitten, den ganzen Lauf der Begebenheit, und fragte nur immer wieder: „Haben Sie denn keine Hoffnung, daß wir uns wiedersehen!" Aber sie saß wieder in jener Stellung, richtete ihr Auge auf den Boden oder eigentlich auf gar keinen Gegenstand, und da steht es immer ganz offen und in voller Rundung. Ich fühlte mich ganz ins Phantastische fortgerissen, alles war mir bedeutsam. Es ward dunkel im Zimmer, das Licht brannte bald auf, bald löschte es wieder den hellen Glanz, — das Leben eines Menschen, dachte ich, sah mich um und fand es abgebrannt. Es ward immer stiller. Kein Laut mehr in der ganzen Umgegend, die Lichter verloschen; wir hörten die Hausbewohner allmählich zu Bette gehen, wir waren ganz allein in der tiefsten Stille, nur die Uhr wiederholte die gleichen Schläge und war mir ein Bild des Immerbeweglichen. Ich lag an ihrem Busen, kein Wort kam über meinen Mund, ich hörte ihres Herzens Wallung und fühlte jede lebensvolle Regung. Dann sah ich sie wieder an, und Mund an Mund glaubten wir zu vergehen in der Überfülle unserer Wonne. „Ist es denn zum letzten Male, Valerine?" war alles, was ich über den Mund brachte, und seufzte dann wieder: „O es ist schrecklich, es ist schrecklich!" Meine Bücher lagen um uns aufgeschichtet, dort standen sie aufgestellt an einander,

* Sie strickte.

da lagen zahllos beschriebene Papierstöße zusammen- und übereinandergeschoben. „Das ist die kalte Buchstabenwelt, das sind Worte, Valerine, aber in Ihren Armen sind' ich Leben, sind' ich Bewegung, sind' ich ein vollschlagendes Herz!" Sie war immer in Unruhe und Besorgnis, der Vetter möchte noch kommen. Ich hatte den Riegel vorgeschoben und wäre bereit genug gewesen, ein paar solcher Schurken nach einander zu ihren Vätern zu senden. Valerine öffnete oft ihr Auge ganz ungewöhnlich und sah mich starr und bewegungslos an, so daß ich's fast nicht auszuhalten vermochte. Wir bedachten uns, richteten die Gedanken nach allen Seiten, um ein Mittel aufzufinden, das uns auch ferner zuweilen noch zusammenzubringen vermöchte."

[21] zu S. 63. — Tagebucheintrag vom 24. Oktober 1821.

„Ich gestehe es halb und halb, Valerine fängt mir an etwas zu entleiden: nein, nein, hol' der Teufel das Wort — nicht entleiden — ich liebe sie innig, warm, feurig — aber — ich weiß nicht — es ist doch so etwas — wie wenn ich sie zu häufig genösse! — Wurde ich nicht von einem stärkeren Zuge zu ihr geleitet, liebte ich sie nicht weit inniger, weit reiner und verklärter, als ich sie nicht sah, als ich sie nur dachte, als es nur ihr Bild war, das mir vor der Seele schwebte? — Wahrhaftig, es ist, als ob Genuß nicht das Höchste wäre — aber die Erinnerung, die Sehnsucht, wird sie nicht mit dem rasendsten Ungestüm ausbrechen, wenn ich ihr entrissen bin? — Sie liebt mich grenzenlos — ihr einziges Trachten bin ich, der Vielseitige, Wankelmütige. Sie vergißt Stand, Verhältnisse, Aussicht, Alter. Ich bin noch nicht siebzehn Jahre, sie ist neunzehn vorbei. Sie weiß, was ich noch zu ringen, wie ich mich noch durchzuschlagen habe, sie weiß, welch' unruhiges, störungsreiches, ausgedehntes Leben ich vor Augen habe, sie kennt meine Grundsätze, meine Ethik, meinen Katechismus, sie liebt mich doch. O, ich bin ihr ewig, ewig verbunden für die Liebe, die sie mir zu einer Zeit zugewendet, wo mein ganzes Wesen in Sehnsucht, in Wehmut, in dumpfes Hinbrüten aufgelöst war, wo mein Herz nur Liebe, Liebe heischte. Aber das ist sicher: wenn meine Neigung nicht zum Alltäglichen, zum Gewöhnlichen herabgezogen werden soll, ich muß von ihrer Seite gehen, sie nur selten sehen, fast nie sprechen, oder wenn's sein muß, gar nicht mehr — da wird die alte Sehnsucht nach ihr wieder sich regen, ich bete das Bild an, das ich von ihr vor meinen Augen habe. Sogar eine Überzeugung, daß sie mich noch liebe, wird dann nicht mehr nötig sein; ich weiß wohl, daß sie mich nie, in ihrem ganzen Leben nie vergißt, daran hab' ich genug; sie wird mir immer vor dem Sinne schweben, bei allem, was ich tue, wie ein Schutzgeist mir zur Seite stehen, sie wird zum Ideale werden, und das Urbild wird sich in den Schleier der ahnungsvollsten Entfernung hüllen."

[22] zu S. 65. — Mährlin.

[23] zu S. 65. — Walz.

[24] zu S. 65. —

(8. Nov. 1821) Mittwoch, Nachts 11 Uhr

Bester Freund

Heute Abend war ich so glücklich Dich wieder zu sehen, ich saß in der Stube ganz still und nachdenkend als meine Schwester welche in der Kammer am Fenster stand, rief, siehst du den Friz? ich machte geschwind auf und erblickte kaum noch, das erstemal seit Montag, da sah ich Dir gerade in's Gesicht nach 12 Uhr wie ich

im untern Hausehrn* mit Waschen beschäfftigt war und nahm mit Vergnügen wahr daß Deine Blicke auf unser Haus gerichtet waren. Am Sontag Mittag bin ich allein zu Hause geblieben freute mich so zufälligerweise an das Fenster zu kommen als Du vorbey giengest, ich winkte, wollte Dich grüßen bemerkte aber gar nichts daß Du mich kennest war der Meinung du haltest mich für meine Schwester und mochte gar nicht am Fenster bleiben, ich mußte doch wieder aufmachen sahe dann daß Du mich doch kanntest es war mir nachher so unbehaglich weil Du vielleicht glaubtest ich hätte es absichtlich getan.

Heute ist meine Magd da gewesen und hat mir ausgerichtet die nächste Woche soll ich nach Winninnden kommen ich gehe auch aber den Tag hab ich noch nicht bestimmt.

Nein Lieber ich bin keineswegs berechtigt gegen die Meinigen unredlich zu seyn wenn sie mich auch auf alle Weise beleidigten ich brauche auch nicht Unwahrheit zu reden, ich gehe am Sontag Mittag in die Schloßkirche und treffe Dich dann wieder wann ich heraus gehe um 4 Uhr damit ich Dich auch noch sprechen kann ehe ich nach Winninndin gehe wir können dann schon noch einen Spaziergang machen, ich konnte um 8 Uhr nicht hinunterkommen die Hausleute welche gerade unten waren störten mich Dieses Briefchen wollte ich Dir den Mittag durch die Magd zusenden da gab sie mir Deinen Brief, er machte mich ganz bestürzt. Warum bist Du so argwähnisch? so ungestüm ist es möglich daß Du mich so liebest? ich besize ja weiß Gott keine Vorzüge Du meinst ich könne Dich so bald vergeßen ich seye so Gefühllos? das bin ich gewiß nicht, ich liebe Dich ja ich möchte gern Dich oft sehen und sprechen wenn es seyn könnte ich kann es nicht wagen ven Abend unters Haus zu kommen ich würde gewiß verraten aber am Sonntag muß ich Dich sprechen die andere Woche gehe ich nach Wönindin Mein Vater hat mir befohlen

Leb wohl einstweilen Sey tausendmal gegrüßt von
in größter Eile Deiner P.

[25] zu S. 65. — Tagebucheintrag vom 23. November 1821.

„Amalie** fährt fort, mir die nämliche Zuneigung zu beweisen. Ich komme ihr nicht entgegen, und sie ist doch so offen, so freundlich, so teilnehmend! Sie las mir heute vor aus meinen Lehrjahren, und dann drückte sie mir die Hand ganz ungewöhnlich stark." — Ende November 1821 scheint übrigens Waiblinger die Wohnung abermals gewechselt zu haben, denn ein Brief an ihn vom 25. November 1821 bemerkt in der Adresse „bei Registrator Wagner in der Pfarrstraße."

[26] zu S. 66. — Tagebucheintrag vom 19. November 1821.

„. . . Ich wendete mich um, sie sah mir nach, es zog mich mit ganz unendlicher Gewalt noch einmal zu ihr zurück, aber ich bändigte die wilden Triebe und lief mit ungeheuren Schritten wieder den Abhang der Waldung hinunter. Bald fühlte ich mich stärker, als ich glaubte; ich glaubte dem Himmel genugsam dankbar sein zu müssen und war mit allem, was ich genoß, was ich erhielt und pflegen durfte, hinlänglich zufrieden. Auch die Bilder der Zukunft waren heller, lichter Farbe und ließen mich viel Gutes und Schönes, viel Edles und Wonnereiches ahnen. Mein Sickingen schwebte mir vor der Seele, ich arbeitete an der Zusammenstellung des Einzelnen, stellte mir Zeit und Umstände recht lebhaft vor's Auge, und bekam

* Hausöhr = Hausflur.
** Seine Logisfrau.

einige gute und glückliche Ideen über das Ganze. Die Nacht war längst schon eingetreten, gewaltige, regenschwangere Wolken hingen am nächtlichen Himmel, überall Totenstille, nur der scharfe Regenwind strich durch die nackten Zweige oder trieb die abgefallenen Blätter rauschend umher, hie und da klang noch eine Glocke in einem Dorfe, und selten nur ward ich durch einen Wanderer in meinen Betrachtungen gestört. Ich war ganz froher Dinge, trank in einem Dorfe in höchster Behaglichkeit zu einer Pfeife und einer Abendkost ein paar Bouteillen Bier, und ging dann eben so geruhig vollends der Residenz zu, die sich bald durch viele Lichter von allen Seiten ankündigte."

[27] zu S. 66. — Vgl. 21.

[28] zu S. 67. — Tagebucheintrag vom 4. November 1821.

„Ich erzählte heute frühe meinem lieben Freund Schwab den ganzen Lauf meiner Liebe zu Valerinen. Es war ein Kommentar zu den Skizzen, die er im Tagebuche gefunden. Er war ein bischen verwundert, wo ich junger Kerl mit einem solchen Mädchen hinauswolle, und gestand selbst zu, daß er in meinem Alter in der Reise noch nicht so weit, wie ich, gekommen sei. Er beratschlagte sich tief über diese wunderliche Geschichte und bat mich am Ende in dem rührendsten Tone des aufrichtigsten, des offensten Freundes, mit dem Mädchen keinen Schritt zu begehen, der mich und sie in Zukunft unglücklich machen könne. „Lieben Sie sie unschuldig!" Und das sagte er so lieb, so herzlich, so himmlisch mild teilnehmend, es war ihm so heiliger Ernst. „Nicht wahr, Sie tun das?" wiederholte er, als ich im Übermaß der Empfindung schwieg. „Ja!" war meine Antwort, und sie kam aus dem tiefsten Herzen. „Gewiß?" fragte er mich noch einmal, und ich bejahte es ihm. Da stand er vor mir, der liebenswürdige, herzliche Mann, so anspruchslos und so innig, in seiner ganzen Natürlichkeit, nur Herz und Gefühl, das Gegenteil von Pedanterie. O, daß Konvenienz, o daß Alter und Gewohnheit, daß die Schüchternheit des Schülers mir nicht erlaubten, ihm um den Hals zu fallen und den edlen, geliebten Freund ans Herz zu drücken! Das Weinen kam mich an, wie ich sah, daß es ihm so ernst war, ich vermochte fast kein Wort hervorzubringen. Es war einer meiner rührendsten Augenblicke in diesem Leben."

[29] zu S. 67. — Tagebucheintrag vom 12. November 1821.

„So hab' ich auch keinen Schwab mehr. Er gab mir heute morgen meine Tagebücher zurück und damit vier Sonette an mich. Im ersten höhnt er meine Poesien, gibt mir einen Scheidebrief, im zweiten treibt er Possen mit meinem Herzen, im dritten fordert er mich auf, auch solche Blitze von Laune gegen ihn zu schleudern, im vierten gibt er mich zu guter letzt verloren. Der Witz beleidigt nicht — aber es ist kein Witz darin, nur bitt'rer Spott und Hohn. Sie haben einen schrecklichen Eindruck auf mich gemacht und mein ganzes Inn're empört. Sinnenglut, Witzesgaben, Phantasie läßt er mir — vielleicht wär' es auch mehr geworden, wenn's der Reim erlaubt hätte — aber Verstand glaube ich entbehren zu können, und Geist wähn' ich Betörter schon zu haben. Ich will beide kriegen, und wären sie mit Ketten an den Himmel geschlossen. O Schwab, so behandelst du ein Herz, das zu dir so unendliche Neigung fühlte, so lohnst du meine Liebe, mein Zutrauen! — Auch du, auch du, mein Freund — ich hatte dich lieb, aber ich will dich verschmerzen. Du weißt noch nicht mit Herzen umzugehen! Ich habe zwei Sonette gegen ihn gemacht, er soll sie nicht bekommen. Ich will ihn — nimmer besuchen."

[30] zu S. 68. — Tagebucheintrag vom 28. November 1821.

„Früh vom Morgen bis zum Abend
Denk' ich, liebes Mädchen, dein;
Kehrt der Schlummer süß und labend
Nach der Arbeit bei mir ein,
Schließ' ich meine Augenlieder,
Und mich freut ein süßer Traum,
Und am andern Morgen wieder
Geb' ich meiner Sehnsucht Raum.

Denn auf allen meinen Wegen
Schwebst du meinem Auge vor;
Mag ich auch mich fortbewegen
Auf der Straße, vor dem Tor:
Immer träum' ich, dich zu schauen,
Wie du mir zur Seite gehst,
Und auf Wiesen und auf Auen
Liebe mir entgegenwehst.

Weinend streck' ich meine Arme
Deinem lieben Bilde zu,
Du gewährest meinem Harme
Eine süße Himmelsruh'!
Aller Götter Wonne nippen
Darf ich dann im Drangerguß,
Und auf deinen weichen Lippen
Brennt ein langer, heißer Kuß.

Aber wenn ich dann erwache
Und das Sinnengaukelspiel
Immer wieder neu entfache
Mit lebendigem Gefühl:
Ach! da muß ich traurig denken:
Meine Liebe weilet fern!
Mögest du sie ganz mir schenken,
Gott! ich hab' sie gar zu gern."

[31] zu S. 68. — Diese Literatururteile schrieb Waiblinger ausführlich in sein Tagebuch, und H. v. Canitz veröffentlichte sie in den Gesammelten Werken IV. Bd., S. 255, wo sie (im Vorhergehenden ausdrücklich als Aussprüche Weißers charakterisiert!) also beginnen: „Wir haben keine Literatur: *Goethe hat sie verhunzt*, Goethe kann nicht deutsch ꝛc." Einfach unbegreiflich erscheint es da, wenn Dr. Harry Maync in seiner Mörikebiographie S. 79 schreiben kann: „Goethe erschloß sich ihnen [Mörike, Waiblinger ꝛc.] vollkommen verhältnismäßig erst spät. Versteigt sich doch *Waiblinger* in seinem *Tagebuch* zu der ungeheuerlichen Behauptung, Goethe habe die Literatur verhunzt!" Über das Verhältnis Waiblingers zu Goethe ist im Text schon genügend gesagt worden und wird noch mehr gesagt werden müssen. Wenn Waiblinger jemals einen Menschen rückhaltlos verehrt und ganz unter dem Banne seiner Persönlichkeit gestanden hat, so ist es Goethe. Da Maync für *seine* Behauptung schwerlich eine andere Quelle haben kann, als die angegebene der Ges. Werke Waiblingers, so dürfte die Frage, wo die „Ungeheuerlichkeit" liegt, eine andere Antwort finden.

[32] zu S. 69. — Tagebucheintrag vom 16. Dezember 1821.

„Wenn ich an einem Sonntag *aufwache* und stehe ans Fenster hin und sehe die Ruhe draußen, wie alles feiert und sich in den Häusern versteckt hält und nur dann und wann eine Person über die Straße wandelt, in ihren schönsten Kleidern, wenn ich hinausschaue in die Natur, wie die Frühsonne Berg und Tal beleuchtet, das Nächstgelegene in neuer, reger Farbe glüht und ferne Berg' und drüben die Wälder in einen trübdunkeln Flor gehüllt sind, wenn ich auf dem Kirchhof dann meinen Blick ruhen lasse und sehe die Tausend Kreuze und Grabsteine an und die vielen bewachsenen Erdhügel und denke mir: auch du mußt einst am schönen Sonntagsmorgen bei dieser heiligen Stille so unter der Erde liegen, und ein anderes vollschlagendes Herz schaut über die Stätte, wo du ruhest, hinweg und hat die nämlichen Gedanken, die nämlichen dumpfen Empfindungen, wie du ehmals, und weiß doch nicht, wem der Hügel gehört und welch' strebender Geist, welch' warmes Herz,

welch' redlicher Sinn die begrabene Hülle bewohnte — und das alles nun dahin, dahin die Fülle der überschwänglichsten Hoffnungen, die Wonnen einer ewig festen Beständigkeit, zerstört und zernichtet die tausend hohen Entschlüsse, die der Geist mit unendlicher Kraft erschuf, weg all' die Pläne und Gedanken, die die drangvolle, ewig bewegte Seele im Kreise herumtrieben und ewig in ihrem Raume auf und ab jagten — alles geendet mit dem Grabe und mit dem Tode und dem Kirchhof! — Und dann mit Einem bewegt sich der Glockenklang von jenen Kirchen herüber, die im Morgengold eines bescheidenen Sonnenstrahles so friedlich und ehrwürdig über den Halbnebel der Stadt sich heben, und klingen wie eine Hinweisung auf etwas Überirdisches, etwas Göttliches! O daß es mein Geist noch nicht fassen kann, dieses Überirdische, dieses Göttliche, dieses unendlich Herrliche! Und die tausend Erinnerungen aus der Knabenzeit, wo ich unschuldsvoll und harmlos, die Gegenwart genießend, in meinem Betstuhle saß und mit der feiernden Gemeinde zumal mich zu der Gottheit hinaufschwang, von der ich eine leise, verhallende, verschwebende Ahnung hatte, und ewig und unabläßlich jenes wundertätige Bild des Erlösers und der göttlichen Mutter im Herzen und vor dem Auge trug — Und das alles, alles nun vorbei, so schnell vorbei, verflattert, wie gefallene Blätter im Sausen des Herbstwinds. — Ist das nicht wieder so eine Empfindung, so etwas Riesenhaftes, dessen Größe mein Inneres nicht zu fassen vermag und vergeht unter der Herrlichkeit, unter der Gewalt der Erscheinung! Schaffen nicht tausend Kräfte zusammen in meinem bewegten Geiste, wirkt nicht die Fülle der lebendigsten Einbildungskraft in den vielfachsten Bildern, schlägt nicht das Herz so warm und so voll und überwallt von Liebe und allgewaltigem Drange? — Mensch! bist du ein Mensch? Was ist dein Verlangen auf dieser Erde?"

[33] zu S. 70. — Ein gewisser Korsinsky projektierte für Herbst 1822 ein Unternehmen „Ernst und Frohsinn" und ging Waiblinger, der ihm persönlich unbekannt war, um Beiträge an.

[34] zu S. 70. — Tagebucheintrag vom 7. Januar 1822.

Befreie mich aus dieser Kerkerhaft
Und schmett're meine Bande, Tod, entzwei,
Dann jubl' ich in unbändig wilder Kraft,
Und schwelge durch die Himmel rasch und frei.

O Gott, es war so schön, der Jugendtraum,
So göttlich, was ich taumelnd mir erdacht,
Mir ist's, als ständ' ich an des Weltalls Saum,
Wo Stern an Stern und Welt an Welt zerkracht!

Erwürge, Tod, mich, doch in ihrem Arm
Erstarre meines Blutes Wirbelfluß,
Auf ihren Lippen brenne heiß und warm
Zum letztenmale noch ein langer Kuß.

[35] zu S. 71. — **Philippinens Brief.**

(Den Brief hat Waiblinger am 1. Februar 1822 von Winnenden erhalten und in seinem Tagebuch abgeschrieben.)

Vor einiger Zeit hätte ich nicht geglaubt, daß ich wieder die Feder ergreifen würde, um Dir zu schreiben. Ich tu' es aber nicht ohne Bangigkeit. Wohl sagst

Du, ich hätte nichts mehr zu befürchten, aber ich fürchte schon den Tadel Deines Vaters und scheue mich ihn so zu beleidigen, ob er mich gleich auf das empfindlichste beleidigt hat. Auch denk' ich immer, und Du wirst selbst nicht wider diesen Grundsatz streiten, Gehorsam ist mehr denn Liebe.

Ich sage Dir meinen herzlichen Dank für Deinen Ring! Tragen kann ich ihn aber nicht öffentlich, es könnte mich leicht bei den Meinigen verraten, denn sobald sie mich darüber zur Rede stellen würden, müßt' ich erröten, sagen darf ich nicht, von wem er ist.

Du schreibst mir, meine Schwester habe Dich besucht, das freut mich. Sie hat Deine Gedichte mit Beifall gelesen. Bis ich das Trauerspiel zu lesen bekomme, freue ich mich sehr.

Ob ich bald wieder nach St* komme, kann ich noch nicht sagen, ohne besondere Veranlassung ist mir der Weg zu weit, desto öfter bin ich aber in Gedanken drüben, daß ich jedesmal auch bei Dir verweile, wirst Du keinem Zweifel unterwerfen.

Warum ich nicht für Dich tauge? Ich denke, ein Gelehrter hätte mehr an seine Geliebte zu fordern, als man von mir fordern kann. Sieh', ich bin ein Mädchen, das weder Vermögen, noch andere Vorzüge besitzt, der es nicht nur an wissenschaftlicher, sondern leider sogar an der nötigen Bildung fehlt. Es kann mich zwar einigermaßen beruhigen, daß ich nicht selber schuldig bin, aber das wissen andere nicht, die mich nicht genau kennen. Es bleibt mir nichts übrig, als ein unverdorbenes Herz, mit diesem will ich mich dem ergeben, den ich in allem meinem Tun zum Führer erkor, der alle Schicksale, auch das meinige, leitet. Nur seinem Willen will ich unterworfen sein, ob tausend andere meines Geschlechts glücklicher sind als ich, denn tausend andere haben eine bessere Erziehung genossen. Überwinde Deine Neigung zu mir, Du wirst glücklicher werden.

Ich bitte, laß' nur das, was du von mir hast, niemand mehr lesen. Deiner gütigen Nachsicht bin ich schon überzeugt, aber anderer nicht. Überhaupt mag ich durchaus nicht haben, daß es unter anderer Hände kommen solle.

Mit dem innigsten Wunsche, daß Dich dieses Blatt in bestem Wohlbefinden treffen möge

grüßt Dich

Deine Freundin P.

Waiblingers Antwort.

(Den Brief hat Waiblinger am 6. Februar 1822 verfaßt und in seinem Tagebuch abgeschrieben.)

Dank, unaussprechlichen Dank für Deinen Brief, beste, liebste Valerine! Du bist mir wieder, was Du mir warst. Hier mein Bild und ein paar Gedichte, suche mich aus beiden herauszufinden. — — —

Leider hat mich Dein Brief nicht im besten Wohlsein angetroffen, elf Tage schon hüt' ich das Zimmer in den gräßlichsten Schmerzen, ohne Schlaf, der Kopf wollte mir fast zerspringen, es scheint jetzt besser werden zu wollen, und ich mache morgen eine Reise* nach Urach, Reutlingen und Tübingen. Valerine, ich werde an Dich denken!

Doch an Deinen Brief! Hast Du ihn geschrieben, oder hat Dir ein Engel ihn eingegeben? — Du hältst mich für keinen Schmeichler, das weiß ich ja. — Dein

* Kam erst am 9. Februar zu stande.

Brief ist himmlisch — ist der reinste Stempel Deines Selbsts, Deine Seele ist wie ein unbewegter, klarer Strom, in dem sich der Himmel spiegelt, Du bist rein wie die Luft und fromm wie ein Engel Gottes. — Du bist die Einzige Deines Geschlechtes, die ohne Eitelkeit ist. — Sieh'! ich dachte immer, meine Geliebte müsse zum Überfluß auch etwas haben, das alle andern nicht besitzen, Du hast's, und sind wir so nicht beide Sonderlinge? Geliebte! ich mußte staunen, wie ich Dein Selbstbewußtsein, Deine Selbstkenntnis schaute, ein Mädchen, in Deinen Jahren, schön wie ein Engel, und nicht eitel? Ist das möglich! Freundin! Geliebte! Wie ich Dich heißen mag — jetzt lieb' ich Dich anders, ich achte Dich. O werde nie, nie eitel, auch nicht einmal darüber, daß Du nicht eitel bist. Du bist mehr als ich. Ich kann oft meine Eitelkeit nicht bezähmen.

Aber sage mir, ist dies ernst? Liebe mehr als Gehorsam? Kann das sein? Höre mich. Wir sind zum Handeln bestimmt und nicht zum Gehorsam. So lange die Unmündigkeit uns in Schranken hält, müssen wir gehorchen, weil wir nicht handeln können. Aber sage, wenn auf einmal die Liebe, das edelste, das göttlichste, das himmlisch-erhabenste Gefühl, das unsere Brust beseelen kann, wenn die Liebe in uns sich regt, wenn sie mit Einem Alles ändert, unser ganzes Selbst umkehrt, unsere Kraft in so überschwänglich-üppiger Fülle entwickelt, daß wir fast den Kampf mit dem Unmöglichen, mit der Notwendigkeit wagen, wenn unser ganzes Innere, vorher leer, auf kein Ziel gerichtet, plötzlich die ungeheuren Räume mit einer namenlosen Empfindung, mit einer allmächtigen Regung angefüllt sieht — Geliebte! steht der Mensch — in diesem Augenblick ein Gott — steht er noch unter der Botmäßigkeit leitender Menschen? Kann er stehen? Ist die Liebe nicht die Kraft, die alles zusammenhält, ohne die nichts sein kann, die unbeschränkte Regentin alles Seins, alles Wirkens und Treibens, und sie soll sich dem Ungetüm von schlendernder Konvenienz, oder, wenn's ja sein soll, einem schwächern Naturband unterordnen, einem Band, das der Zufall knüpft und nicht die Absicht und nicht die schöpferische Kraft? Nein, Liebe ist unendlich mehr als aller Gehorsam.

Jetzt aber an das „für mich taugen". Was hast Du denn immer mit der verdammten Gelehrsamkeit zu schaffen, mit der toten, ekeln Bücherwelt, mit dem modernden Totengerippe von einem halbgeräucherten Ofenhocker. Wenn ich ein Gelehrter wäre, siehe, so würd' ich nicht einmal lieben können, das ist dem Gelehrten nicht möglich, der unterdrückt jede Regung eines erwachenden lebendigen Gefühls, um nicht aus seiner Totengruft erweckt zu werden, er lebt nur für's Tote, aber der Dichter, liebes Mädchen, der Dichter lebt für's Lebendige, für alles, was aus der Hand des schaffenden Weltgeists ging, von den ungeheuren Planeten am Firmamente bis zum zartesten Blümchen auf dem Wiesengrund, und muß er nicht lieben? was liebt er? ein Herz, und keinen Kopf — ein Herz, o liebste, beste Valerine, und wer hat ein einfach-schöneres, wer hat ein reineres, unverdorbeneres als Du? Ein Herz liebt man, und mit dem Herzen liebt man, da geht's nicht um den Durcheinander einer fruchtlos aufgeschichteten Silbenwelt. Laß das. Ich tat einen Blick in Dich, durch Dein klares Auge schaut' ich Dir in Dein Tiefinnerstes, da fand ich eine gottreine Menschlichkeit, die ist die Zierde, der schönste Schmuck des Weibes. Krone der Schöpfung, Dein Herz, sonst nichts!

Wahr ist's, Deine früheren Jahre waren durch keine planmäßig angelegte und fortgesetzte Überbildung zu einer immerwährenden Schule von eitler Leerheit gebildet, Dir fehlt die immer gerege Bewegsamkeit, die Leichtigkeit in alle Formen des Lebens,

um Dich zu einer Kokette aufzustutzen, wahr ist's, Deine züchtige Einbildungskraft ward durch keine miserable Phantasien mit nichtig-rauschendem Farbenpomp, mit üppig-schwelgerischen Bildern angeschwängert, wahr ist's, Du lerntest nie durch seichten Bildungsschwall die gerade Richtung des Herzens verkümmern, die Lauterkeit, die Fülle unächt und trocken machen, wahr ist's, Du lerntest nie dem Auserlesenen eine Falle stellen und Deine Ehre, Deine Unschuld, Deinen Seelenfrieden zum Speck drin aufhängen, Du wuchsest auf unter keiner feindlich und verderblich einwirkenden Kette von Umständen, Dir und Deinem treuen Sinn überlassen, Du bliebest auf Deiner geraden Bahn, ohne je zu straucheln und zu wanken, Du glittest niemals auf dem Glatteis des Lebens aus, Du wardst nicht fortgerissen von dem brausenden Strom, der in der Welt der Mode und der Fratzenhaftigkeit alles, was nicht bis ins Zentrum der Erde mit tausend diamantnen Wurzeln geschmiedet ist, gewaltsam stürmend mit sich fortwälzt, Du blühtest, eine zarte Blume, von keinem schauernden Windhauch erschüttert, freundlich empor, und hast Dein Herz rein erhalten. Valerine, klage nicht mehr über Erziehung. Liebe, liebe! folge unbegrenzt dem Zuge Deines edlen Herzens, und Du bist die Tochter des Himmels.

Meine Neigung zu Dir überwinden? Liebste! sie wird verklärt! Du schwebst mir ewig, ewig vor dem Sinne, und doch sind's keine düstere Gedanken, keine leidenschaftlichen Empfindungen mehr, die mir meine Ruhe schon im Keim zernichten; ich denke an Dich und bebe im Gefühl der Wonne; wie ich Dich liebe, Du wirst's an manchen Stellen meines Trauerspiels sehen, ich hätte sie nicht ohne Dich dichten können. Darum ist es das schönste und erhabenste Denkmal für Deine Liebe.

Dich bald wieder zu sehen ist der sehnlichste, feurigste Wunsch meines Herzens."

[36] zu S. 72. — In Urach also, nicht in Stuttgart (wie Mayne nach Krauß' Hypothese meint), trafen sich Waiblinger und Mörike zum erstenmal.

[37] zu S. 73. —

Winnindin d. 23. März 1822.

Deine Briefe Lieber Freund habe ich erhalten, und bitte um Verzeihung daß ich nicht bälder darauf geantwortet habe. Der Tod einer ganz nahen Verwandten und andere Ereignisse waren die Ursachen meines Zögerns und daß ich nicht zum schreiben aufgelegt war. Mein Bruder dem allemal diese Briefe durch den Boten zuerst unter die Hände kamen und dem die unbekannte Handschrift auffiel kam nun auf den Sprung wo her sie sind, der welchen mir das Mädchen in unsere bißherige Wohnung brachte, blieb ihm auch nicht verborgen, weil sie ihn öffentlich in der Hand trug und so meiner Schwägerin welche uns besucht hatte begegnete und nach mir fragte, weil wir künftig oben in meines Bruders Hause wohnen so wird was an uns geschickt wird eben unten abgegeben werden, folglich in meines Bruders Hände kommen, er verwies mir ganz ernstlich die Corespondenz fortzusetzen.

Ich kann Dich versichern daß meine gute Gesinnungen gegen Dich fortdauern und daß ich Dich niemals vergessen werde. Übrigens aber will ich durchaus in keinem Verhältniße stehen, das so ganz wider den Willen beiderseitiger Verwandten ist, ja meine eigene Vernunft sagt es mir daß ihre Gründe nicht zu verwerfen sind und ich zweifle nicht daß dieses auch Deine Klugheit rechtfertigen wird. Lebe recht wohl und glücklich.

Tausendmal grüßt Dich Deine aufrichtige Freundin Philippine.

[38] zu S. 75. — Tagebucheintrag vom 5. April 1822.

„Ganz ahnungslos betrat ich Eser's Haus, als er auf mich zutrat, mich in ein einsames Zimmer nahm und mir eine Stelle* aus meinen Lehrjahren zu lesen gab, die eine rasende, unverzeihliche Beleidigung für seine Braut war. Ich stand wie vom Donner gerührt. Verteidigen konnt' ich die Stelle nicht in dem Zusammenhange, aber ich wußte ebensowenig wie ich dazu gekommen war, sie zu schreiben. Ich sah eine gräßliche Kluft urplötzlich zwischen den wärmsten Freunden aufgähnen, nur die vollkommenste Reinigung konnte sie zufüllen. Ich habe das Liebste, das Teuerste, was Eser immer auf der Erde hat, ich habe die Ehre, den Charakter seiner Braut angegriffen — eine einzige Linie ist's, und doch, was sagt sie? Ich habe Esern selbst — ohne es zu wollen, zu wissen, in seinem innersten Mark verwundet — und — Eser — verzieh mir. Wie's in meinem Innern stürmte, das festeste Band das zwei Herzen zusammenschloß, durch einen Leichtsinn, durch eine Unvorsichtigkeit in Gefahr, für ewig zerrissen zu werden! und nun auf einmal das liebende Herz des Freundes in all seiner Fülle zu sehen, zu fühlen, zu schauen, wie er meine Hand ergriff, mir versprach alles zu vergessen, alles wieder ins Gleiche zu setzen, die Tränen traten mir ins Auge, meine Stimme stockte. Was kann ihm die Verbindung mit mir Nützliches gewähren? Wie leicht hätte er in der Aufwallung des gerechtesten Zornes einen Menschen fahren lassen können, der so, wie er glauben mußte, der so scheußlich an ihm handelte — konnte er mir ein größeres Opfer bringen, mich wahrhafter lieben, als, da er noch auf meine Verteidigung wartete, auf mein gutes, redliches Herz baute, die schwarze Schuld vertilgte? Und wie war er nachher — alles war vergessen — nur sein Herz, nur Gefühl — gräßlicher Gedanke, ein solcher Freund getrennt von mir, und durch meine Schuld oder — durch meine Unvorsichtigkeit. Wärmer, feuriger hab' ich ihn nie geliebt, als wie er mir so gegenüber saß."

[39] zu S. 75. — Tagebucheintrag vom 4. Mai 1822.

„An meine Stephanie.

„Welch eine Fülle
Lieblicher Schöne,
Segnender Huld,
Blüht dir im Antlitz,
Lächelndes Mädchen?
Webt nicht dir
Die reichste Liebe
Allwehend
Um deinen Mund?
Welche Ruhe
Blickt durch die Schauer
Kindlicher Wehmut,
Wie die Sonne
Himmelrein
Durch weißer Wölkchen
Blendende Hülle blinkt.
Wie du lächelst
Lieblicher Engel!

Schwellet der Liebe
Heilig Gefühl
Diesen Busen?
Ach welch ein Herz
Muß fühlen
In diesem Busen!
Für alles, was
Menschlich ist!
Wie so innig
Und wie warm
Muß es fühlen!
Ach wie so ganz Seele
Dieses Gesicht!

Willst du meinen Schmerz
Ausweinen mit mir?

Und du fühlst doch
Nicht meiner Lippen

* 10. Februar 1822. ... Auch Eser's Braut erschien. Ich grüßte sie nicht.

Brennende Glut:
Und dein Mund wird
Nicht warm an dem meinen:
Dein Auge
Öffnet sich liebend,
Und du siehst mich nicht,
Und keine Träne
Feuchtet dein Auge.
Um deines Nackens
Zarte Wölbung
Schling' ich meinen Arm,
Und du bleibst kalt.

Ach, wann wirst du mich erkennen,
Stumme Geliebte?"

[40] zu S. 75. — Über diese letzte, eigentliche Trennung berichten die Tagebucheinträge vom 23. Mai bis 1. Juni 1822:

23. Mai. „Mein Gefühl für Philippine regt sich wieder; ich fühle mich neu erwärmt und stellte mit einer namenlosen Wehmut das Einst und das Jetzt zusammen. Geschieden von ihr, die mir das Liebste war! O wüßt' ich, wüßt' ich, daß sie gezwungen den Schritt tat, ich bändigte meinen Stolz und — wollte — Abschied von ihr nehmen.

30. Mai. „Soeben komm' ich von Philippinen. Ich war zwei Stunden bei ihr. Finster und tief in mich gekehrt, trat ich ins Zimmer und machte ein gemessenes, steifes Kompliment. Philippine fragte mich manches; ich antwortete eine halbe Stunde lang gar nicht oder mit einem bloßen Ja. Es war eine fürchterliche Spannung. Philippine verließ das Zimmer. Ich bat Nanetten, mir die Schlüssel zu meinem ehemaligen Wohnzimmer zu verschaffen. Trotz allen Hindernissen geschah's. Ich stand wieder zwischen den vier Wänden, die mich, sie und all mein Glück einst einschlossen. Endlich vernahm ich den wohlbekannten Gang die Treppen herauf, die Geliebte war's, die Türe flog zu, und ich lag an ihrer Brust. Ich bebte wieder an dem schönen Munde, aus dem ich so oft den Taumel der Liebe getrunken, und der auf ewig für mich verloren schien. Und das selige Du von ihren Lippen wieder! Und ganz, ganz was sie war, treu und fest und liebend und unerschütterlich! Gezwungen ward sie, den beleidigenden Schritt* zu tun, das Versprechen mußte sie den Verwandten ablegen, me mehr einen Brief von mir anzunehmen. O Gott, was wird sie gelitten, geduldet haben! Und wie ich sie fragte: „Bist du glücklich?" sagte sie nach langem Stillschweigen: „Ich kann mich in alles schicken!" Und wie ich fragte: „Hast du gelitten?" schwieg sie ganz und blickte nur wieder so wunderbar in die Ferne. Aber ich las die Antwort durch ihr offenes Auge: sie hat gelitten, aber sie hat getragen. Und noch liebt sie! O welch' ein Herz, welch' eine Fülle liebender Gemütskraft! Welch' ein Opfer hat sie mir gebracht! Sie fühle selbst Verlangen, sagte Nanette, mich zu sprechen. Sie hat's beleidigt, daß ich nicht auf sie zugieng, wie ich ihr begegnete. Und wie ich ihr sagte, wie mich der Anblick meines unerbrochenen Briefes gekränkt habe, sah sie unendlich-liebevoll in mein Auge und sagte: „Es wird mir doch vergeben werden!" und dann schlug sie den Blick nieder. Ein ganzer Himmel von Empfindung nahm mich auf. Wie unschuldig, wie redlich war sie und wie wahr? Ein Kuß war die Vergebung. Und doch verlor ich den Kopf nicht. Ich ließ sie oft plötzlich los und fragte mich selbst: welche Folgen wird dieser Auftritt für dein Gemüt haben? Aber die wallende Fülle in mir, das Auf- und Abwogen einer geläuterten glühenden Empfindung und der Anblick dieses reinsten, natürlichsten und liebenswürdigsten aller Mädchen, der Gedanke,

* Ihm den letzten Brief zurückzuschicken.

sie ist noch dein, noch, wie sie es war — ich gab dem Sprudeln der Dranggefühle Raum und hüllte mich mit Absicht in den Nebel einer energischen, männlichen Begeisterung. „Aber wie machen wir's künftig, wenn wir uns wieder begegnen?" fragt' ich sie. Sie schwieg und sah mich nur an. Und dann betrachtet' ich sie wieder und fand eine unbeschreiblich-zarte Weiblichkeit über all ihre Züge gegossen. Sie ist ganz Mädchen, ganz Natur, ganz Wahrheit, ganz Unschuld, wie ein Kind. Und auf einmal kam die Magd und verkündete, der Herr sei drunten. „Wie machen wir's?" fragt' ich, aber sie blieb ruhig. „Es tut nichts," sagte sie, „er ist ja in der Stube." Nun schlang ich meinen Arm um ihren Nacken und las ihr ein gestern auf sie gemachtes Gedicht vor.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Deinen Mund — o rasendes Entzücken —
Mädchen, stöhne nicht und laß' mich zieh'n,
Einen Kuß noch, und wir sind geschieden:
Letzte, letzte Wonne fahre hin!

Ein langer, krampfhaft heißer Kuß. Noch einmal fragte sie, mich zart und lieblich anblickend: „Willst du mein Freund bleiben?" — „Ja!" War meine Antwort. Viermal waren wir von einander, und viermal glühten wieder unsere Lippen zusammen. Ich sah keine Träne in ihren Augen. Sie bot mir selbst noch einmal den Mund. Ich sprang die Treppen hinunter."

31. Mai. „Heute früh um 8 Uhr war ich schon wieder bei der Geliebten. Ich hatte mein Gipsportrait im Busen stecken und gab's nun gleich in ihre Hände, nachdem sie mir heiter und angenehm überrascht entgegengekommen war. Es gefiel sehr gut, ward ähnlich gefunden und mit Vergnügen angesehen, wie es denn auch recht fleißig und glücklich von meinem Freund Wagner gearbeitet ist. Sie gehe vielleicht heute noch nicht, sagte sie und zeigte überhaupt eine bewunderungswürdige Unbefangenheit, die nur aus dem klarsten und seiner Unschuld sich deutlich bewußten Herzen quillen kann. Ich blieb gegen eine Stunde bei ihr. Und als ich endlich Abschied nahm, begleitete sie mich bis zur Treppe: wir waren allein, ich war schon einige Tritte hinabgestiegen, und sie lehnte sich mit verschlungenen Armen über das Geländer her. Mit einem unbeschreiblich milden Blicke, mit einem seelenvollen Auge sah sie mich an und dankte mir, daß ich sie nun beruhigt, weil sie sehe, ich sei ihr nicht bös geworden. O, ein solches Gesicht, was ist eine Stephanie, was eine Pforzheimerin dagegen? Sie war so blühend, so voll, ich sah sie noch nie in der Fülle. Ich sagt' es ihr, sie lächelte und antwortete, sie hab' es seither ruhig gehabt. Ich küßte die rosigen, runden Wangen mit einem wonnereichen Genuß. Wir schieden ruhig und heiter. Sie sah mir durch's Fenster nach."

[41] zu S. 76. — Valerine. — Am 22. Juli 1892, hielt Waiblinger einen Generalrückblick über alle seine bisherigen Liebschaften und schreibt dabei über Philippine: „Seit vier Jahren kenne ich Philippine Heim. Sie blieb mir lange gleichgültig, nur in den ersten Monaten meines Hierseins, also vor mehr als zwei Jahren, näherte ich mich ihr, und da sie meine Liebkosungen nicht annahm, macht ich mich an ihr Bäschen. Bald aber schienen beide vor der Glanzerscheinung meines aus Corine und Florine und eigenen Zutaten zusammengesetzten Ideales [zu verblassen]. Ein Jahr lang hing ich an diesem wesenlosen Bilde mit einer Liebe, die

ich zuletzt selbst für wahr hielt. Alles andere verschwand vor seiner Vollendung. Da fühlt' ich nach und nach schreckliche Lücken: das Ideal genügte mir nimmer, ich wollte eine Geliebte außer mir, nicht in mir haben, mich verlangte Tag und Nacht nach einem Wesen, das mich liebe, das ich wieder liebe. Diese glühende Sehnsucht machte mich unglücklich. Ich starrte halbe Nächte lang hinaus in den Sternenhimmel und jammerte und schluchzte. Ich glaubte nicht mehr leben zu können. Da näherte ich mich Philippinen auf einsamen Spaziergängen: ich fing an, mich zu diesem sanften, ewig ruhigen Wesen hingezogen zu fühlen, ein Schritt und — ich liebte sie. Es war die Entwicklung meiner Mannbarkeit. Aber ich liebte sie nicht nur, ich vergötterte sie ..... und nun seh' ich kalt über diese Neigung meines warmen Herzens hin. Philippine fesselte mich nie so sehr, wenn ich um sie war, als da, wo ich von ihr entfernt war. Denn ich sah hier bald, daß sie meinem Dichterschwung nicht folgen könne ..... — Soeben kommt die Magd und bringt ein Billet, worin Nanette [die Frau Buchhalter] mir anzeigt, daß die Schwester nicht mehr [Modell] sitzen könne, denn sie habe erstens keine Lust mehr dazu, dann werde sie morgen wahrscheinlich abreisen. Es sei alles Sorge um ihren guten Ruf. — Glück auf die Reise!"

[42] zu S. 81. — Tagebucheintrag vom 3. Juli 1822.

„Heute besuchte ich Hölderlin mit Wurm. Wir stiegen enge Steintreppen zum Neckar hinab und trafen da einen beschränkten Straßenwinkel an, zu dem ein ordentlich gebautes Haus den Hintergrund bildete. Die vor der Türe aufgestellten Tischlergerätschaften zeigten uns an, daß wir an unserer Stelle seien. Wir stiegen eine Treppe hinauf, als uns gleich ein wunderhübsches Mädchen entgegentrat . . . Meine Blicke hingen trunken auf ihr, als sie uns fragte, zu wem wir wollten. Die Antwort ward uns erspart, denn eine offene Türe zeigte uns ein kleines, geweißnetes, amphitheatralisches Zimmer, ohne allen gewöhnlichen Schmuck, worin ein Mann stand, der seine Hände in den nur bis zu den Hüften reichenden Hosen stecken hatte und unaufhörlich vor uns Komplimente machte. Das Mädchen flüsterte: „Der ist's!" Die schreckliche Gestalt brachte mich in Verwirrung, ich trat auf ihn zu und richtete eine Empfehlung von Hofrat Haug und Oberfinanzrat Weißer aus. Hölderlin lehnte seine rechte Hand auf einen an der Türe stehenden Kasten, die linke ließ er in den Hosentaschen stecken, ein verschwitztes Hemd hing ihm über den Leib, und mit seinem geistvollen Auge sah er mich so mitleids- und jammerwürdig an, daß mir's eiskalt durch Mark und Bein lief. Er redete mich nun „Eure königliche Majestät" an, und seine übrigen Töne waren teils unartikuliert, teils unverständlich und mit Französisch durchworfen. Ich stand da wie ein Gerichteter, die Zunge starrte, der Blick dunkelte, und mein Inneres durchzuckte ein furchtbares Gefühl. O, vor sich den genialischsten, geistreichsten Mann, die größeste, reichste Natur in ihrem gräßlichsten Falle zu sehen — einen Geist, der vor zwanzig Jahren die Fülle seiner Gedanken so unaussprechlich zauberartig hinhauchte und alles anfüllte mit der Tiefe seines dichterischen Strudels und der jetzt keine einzige klare Vorstellung, auch nicht von den unbedeutendsten Dingen, hat — o sollte man da nicht Gott anklagen? Wurm war gefaßter als ich und fragte ihn, ob er den Hofrat Haug kenne. Er war genau mit ihm bekannt. Hölderlin neigte sich, und aus dem unvernehmlichen Tonmeer klangen die Worte: „Eure Majestät" — hier sprach er wieder französisch, sah einen an und machte Komplimente — „Eure königliche Majestät, das kann, das

darf ich Ihnen nicht beantworten!" Wir verstummten; das Mädchen rief uns zu, nur mit ihm zu sprechen. Wir blieben unter der offenen Türe stehen. Nun murmelte er wieder: „Ich bin eben im Begriff, katholisch zu werden, Eure königliche Majestät!" Wurm fragte, ob er sich an den griechischen Angelegenheiten erfreue — Hölderlin umfaßte einst die Welt der Griechen mit dem trunkensten Enthusiasmus — er machte Komplimente und sagte unter einem Strom von unverständlichen Worten: „Eure königliche Majestät, das darf, das kann ich nicht beantworten!" Das Einzig-Verständige, was er sprach, war eine Antwort auf Wurm's Worte, er habe in seinem Zimmer eine gar angenehme Aussicht ins Freie, worauf er antwortete: „Ja, ja, Eure Majestät, schön, schön!" Nun aber stellte er sich mitten in sein Zimmer und neigte sich unablässig fast bis zum Boden, ohne etwas anderes zu sagen als: Eure königliche Majestät, die königlichen Herrschaften —. Wir konnten nicht länger bleiben und eilten nach einem Aufenthalt von 5 Minuten in die Stube des Tischlers. Da ließen wir uns nun von dem schönen, freundlichen Mädchen und ihrer Mutter seine ganze Geschichte, so lang er bei ihnen ist, erzählen. Er ist schon gegen 16 Jahre wahnsinnig und ist nun gegen 50 Jahre alt. Manchmal kommt er wohl wieder etwas zu Verstand, auch läßt er jetzt von seinem Schreien und Toben nach, aber es ist doch nie etwas Rechtes. Seit 6 Jahren geht er den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab und murmelt mit sich selbst, ohne irgend etwas zu treiben. Bei Nacht steht er oft auf und wandelt im Haus umher, geht auch oft zur Türe hinaus; sonst machte er mit seinem Tischler Ausgänge oder schrieb alles Papier, das er zur Hand bekommen konnte, voll mit einem schaudervollen Unsinn, der aber dann und wann einen unendlich sonderbaren Scheinsinn hat. Ich bekam eine Rolle solcher Papiere und traf hier ganz metrisch-richtige Alcäen ohne allen Sinn an. Ich erbat mir auch einen solchen Bogen. Merkwürdig ist das nach Pindarischer Weise oft wiederkehrende „nämlich" — er spricht immer von Leiden, wenn er verständlich ist, von Oedipus, von Griechenland. Wir schieden. Wie wir die Treppe hinabgingen, sahen wir ihn durch die offene Türe noch einmal, wie er auf und ab lief. Ein Grausen durchschauerte mich; mir fielen die Bestien ein, die in ihrem Käfig auf und ab rennen. Wir liefen betäubt zum Haus hinaus." — Wichtig ist in dieser Schilderung folgende Stelle: „[er] schrieb alles Papier, das er zur Hand bekommen konnte, voll mit einem schaudervollen Unsinn, der aber dann und wann einen unendlich sonderbaren Scheinsinn hatte. Ich bekam eine Rolle solcher Papiere und traf hier ganz metrisch richtige Alcäen ohne allen Sinn an. Ich erbat mir auch einen solchen Bogen. Merkwürdig ist das nach Pindarischer Weise oft wiederkehrende „nämlich" — er spricht immer von Leiden, wenn er verständlich ist, von Oedipus, von Griechenland." Man vergleiche damit die Wahnsinnsfragmente im Phaethon. [II. Teil, S. 22.] Daß sie wörtlich von Hölderlin herrühren, ist wohl zweifellos. Waiblinger, der bereits als Gymnasiast zu einem seiner Dramen Wahnsinnige und Berauschte studieren wollte, hat sich die Gelegenheit, solche echte Dokumente zu verwerten, gewiß nicht entgehen lassen.

4. Im Tübinger Stift.

[43] zu S. 96. — „Wilhelm Waiblinger, geschildert von Moritz Rapp." In den Tübinger Jahrbüchern der Gegenwart, 1847, S. 254—287.

[44] zu S. 94. — Tagebucheintrag vom 20. November 1822.

„Von unserer Stube aus genieß' ich die herrlichste Aussicht über eine grüne, vom Neckar durchwundene, von einer Pappelallee durchkreuzte, in der Ferne durch hübsche Bergrücken und drüber hinein durch einen Teil der malerisch gruppierten, den Tag über in den vielfachsten Farbentönen schwimmenden Alpen begrenzte Wiesenfläche. Des Morgens seh' ich die Sonne aufgehen, die alte, heilige Riesin. Da fühl' ich mich dann so kindlich heiter im roten blendenden Quillen der ersten Strahlen, fühle mich ganz geliebt von Gott, Natur und Menschen. Des Abends seh' ich die fernen Berge erblassen, in Violett sich verwandeln, den Mond am Himmel hervortreten wie ein schwaches Wolkenbild, den Horizont erglühen vom wallenden Gold der untergegangenen Mutter. Des Nachts seh' ich die Gegend im Mondlicht schwimmen, wie ein keusches Auge in wunderbaren Tränen, und sehe die Millionen Welten wie einen ewig bewegten Lichtregen im dunkeln Aether schwimmen, staune, erkenne den großen, tiefen Geist, wie ausgesprochen den Namen Gottes."

[45] zu S. 107. — Über Waiblingers Stellung im Stift schreibt D. F. Strauß: „Zuerst machte sich wohl den meisten Waiblinger bemerklich, und der bescheidene Neuling, der die hohe Gestalt mit dem zurückgeworfenen Haupt und den wilden dunkeln Locken vorüberwandeln sah oder gar gewürdigt wurde, eine seiner geflügelten Reden mitanzuhören, bildete sich staunend von ihm aus die Vorstellung dessen, was ein Genie ist. Daran war so viel jedenfalls richtig, daß Waiblinger überzeugt war, ein Genie zu sein, und dieser Überzeugung nach sich benahm. Schon in den Jahren, in welchen sonst den jungen Dichter ein dunkler, ihm selbst nur halb verständlicher Drang vorwärts treibt, ging bei Waiblinger alles von jenem sehr bestimmten Bewußtsein aus; die Blüten seines Geistes entfalteten sich nicht von selbst in der keuschen Himmelsluft, sondern klatschten auf in der wilden Treibhauswärme bewußter und gewollter Genialität. Selbst seine Leidenschaften, seine Liebschaften wurden von diesem Geniespiegel durchgespiegelt, und dadurch, wie äußerlich gesteigert, so innerlich erkältet. Durch dieses Sichbekränzen vor dem Kampf, durch dieses vorzeitige Aufwühlen aller Knospen des Gemütes hat sich Waiblinger um einen guten Teil der Früchte seines Talents betrogen." (Ges. Schriften, herausg. von Zeller, Bd. 2, S. 203.)

[46] zu S. 113. —

Reutlingen, den 8. September 1823.

L. Fritz!

Nach soeben an mich eingekommenen Briefen wird aus Deiner Reise nichts.

Franckh will den zweiten* Roman nicht, weil er am ersten** Verlust hatte, und der zweite ein und eben derselbe sei.

Auch hat er so wenig Geld als ich, er kann Dir also lediglich nichts bezahlen.

Willst Du aber zu einer Reise Geld aufnehmen, so steht es zu Dir, ich zahle nichts, warne Dich aber, folge meinem väterlichen Rat, und unterlaß die Reise.

Auch der Studienrat ist mit Dir nicht ganz zufrieden, weil Du so viele Kollegien versäumst, immer abwesend seiest, und Dich durchaus der Theologie nicht widmen willst.

---

* Feodor.

** Phaëthon.

Hat dies dereinst für Dich üble Folgen, was ich nicht anders glaube, so hast Du es Dir selbst zuzuschreiben, ich habe Dich ja schon oft gewarnt, es nutzt aber nichts, was großen Einfluß auf meine Gesundheit hat und mir nicht wenig zusetzt.

Nochmalen bitte ich Dich, unterlaß Deine Reise, Dein Romanenschreiben wenigstens für jetzt, und widme Dich doch mehr der Theologie.

Grüße ꝛc. Dein Vater W.

[47] zu S. 113. —

Stuttgart, den 16. Juli 1823.

Ich bin mit Deiner Zumutung, Deinem Vater zuzureden, er soll Dich mehr mit Geld unterstützen, gar nicht einverstanden, und finde Deine Bemerkung „Ich kann und darf das Ungeheure meines Strebens seinen ökonomischen Verhältnissen nicht aufopfern!" dergestalt anmaßend, daß ich sie nur belachen kann. Denn wenn ein Sohn von seinem Vater verlangen kann, er soll sich und seine Familie seinen Neigungen zum wilden Leben, d. h. zum Fressen und Saufen, seiner Lust zum Reisen und was ihm sonst noch in seiner leidenschaftlichen Raserei einfallen mag, aufopfern, so kann ich denselben dieser Verirrung wegen nur bedauern. Bedarfst Du ein eigenes Zimmer, wo Du allein sein kannst, so gib Lektionen, damit Du was verdienst; zum Studieren braucht man wenig Raum, und dazu wird es dann leicht reichen.

Willst Du Dich, wie Du sagst, in den wilden Strudel des Lebens hineinwerfen, so versuche es, aber auf eigene Kosten; die großen Reisepläne und Träume von Hofmeisterstellen werden sich von selbst aufheben; von einem Hofmeister verlangt man hauptsächlich neben seinen Talenten Bildung und Sittsamkeit, Dinge, die von dem wilden Leben weit entfernt sind.

Wenn Du aufmerksam wärest auf die Dich umgebenden Menschen, so würdest Du einsehen, daß nur Bescheidenheit und Höflichkeit den Weg zur Achtung bahnen, und die Exaltados verlacht und verspottet werden. Du siehst wohl ein, daß unsere Ansichten nicht harmonieren, ich sehe aber auch ein, daß, wenn Du mir folgen würdest, Du mir vielleicht in zehn Jahren schon danken würdest, daß ich Dir die Augen geöffnet habe. Herr Franckh konnte mir wenig Erfreuliches von Dir sagen und ist von seiner guten Meinung von Dir ebenfalls zurückgekommen.

Fr. Kohler.

[48] zu S. 115. — **Absagebrief Pfizer's.**

(Veröffentlicht von Dr. R. Krauß in Bettelheim's Biographischen Blättern.)

Stuttgart, den 28. November 1823.

Lieber Waiblinger!

Wenn wir einander gleich nicht mehr schreiben, so bin ich doch von Dir, wie ich vernehme, inzwischen nicht vergessen worden. Vielmehr hast Du Dich, soviel ich mir habe sagen lassen, lebhaft genug mit mir beschäftigt und für gut gefunden, mir eine Rolle in Deinem neuesten Werke zu übertragen.

So gleichgültig mir nun sein könnte, meinen wirklichen Charakter dem Publikum unter irgend einer Gestalt vorgeführt zu wissen, wenn es dabei der Geschicklichkeit des Lesers überlassen bliebe, die Übereinstimmung der Kopie mit dem beabsichtigten Original herauszufinden oder zu mißkennen, so ist es mir doch nicht angenehm, wenn dem willkürlichen Produkt fremder Einbildung meine individuellen Züge und mein Name ausdrücklich gegeben werden. Übrigens kann mich so etwas von Dir auf keine Weise befremden; ich sehe, daß ich mich nie in Dir geirrt habe, und es ist mir eine

Beruhigung, aus einem neuen Zuge die Überzeugung schöpfen zu dürfen, daß ich Dir nicht Unrecht getan habe.

Eine Entschuldigung erwarte ich daher auch nicht von Dir, und Du selbst wirst um so weniger glauben, gefehlt zu haben, als Du es Dir selber am Ende nicht besser machst. Nur die Bitte um Vernichtung meiner Briefe magst Du gegen die Zusicherung gleicher Bereitwilligkeit von meiner Seite noch gestatten; Du wirst deren nicht mehr bedürfen, nachdem Du alles, was Du von mir hast und weißt, Dir so ganz angeeignet und mir selbst ein so bleibendes Denkmal gesetzt hast; aber auch diesen Wunsch gebe ich ganz Deiner stillschweigenden Entschließung anheim.*

Pfizer.

[49] zu S. 115. — Tagebucheintrag vom 13. Dezember 1824: „Es ist ein Jährchen!" [der Bekanntschaft?]

[50] zu S. 115. — Siehe Brief Waiblingers vom 19. August 1825 an seinen Freund Wagner in Rom. (Grisebach II, Reclam-Bibliothek 3351/2, S. 181.)

[51] zu S. 116. — Über ein Abenteuer, das Waiblinger auf dieser Reise hatte, berichtet er erst später, in seinem Aufsatz über Hölderlin, folgendes: „In Stuttgart schon war mir einmal seine (Schelling's) Bekanntschaft entgangen, indem ich sein Hiersein eben erfuhr, als er im Begriff war abzureisen, und Herr Hofrat Haug, der mich führen wollte, mir nur einige für mich sehr schmeichelhafte Worte sagte. Als ich später einmal [eben auf dieser Reise] nach Erlangen kam, wollte ich ihn besuchen. In seinem Hause angekommen fand ich niemand, der mich gemeldet hätte. Alles war totenstill. Ich wußte weder Stockwerk noch Türe und stand lange Zeit in einem Gange, indem ich über dieses sonderbare Warten lachen mußte. Nein, dacht' ich, ich gehe dem großen Philosophen nicht aus dem Hause, bis ich endlich einmal zu seiner Bekanntschaft gekommen bin, und einmal muß sich ja doch etwas Lebendiges hier regen, wo alles zu Hause ist, was sich im Himmel und auf Erden bewegt. Plötzlich hört' ich husten. Das war Schelling! sagte ich mir, das war er! das muß er gewesen sein! und nun keck ohne weiteres auf die Türe zu, von wo der Schall herkam und angepocht. Das geschah. In demselben Augenblicke fast stand auch schon eine Person vor der Türe, deren Physiognomie durchaus mir den Philosophen zeigte. Schelling fragte mich heftig, ob ich ein Fremder sei, und bat mich in ungestümer Schnelligkeit, ihn nach dem Essen zu besuchen, indem er jetzt gebunden sei. Ich schaute ihm ruhig ins Gesicht, empfahl mich und ging. Nun, sagte ich zu mir selbst, habe ich ihn gesehen und gesprochen, aber ich bin ihm doch recht zur Unzeit gekommen! Ich hatte ihm nicht einmal meinen Namen gesagt. Ich weiß nicht, welche Wunderbarkeit mich trieb, meinen Besuch nicht zu wiederholen, sondern augenblicklich abzureisen, zufrieden, den großen Philosophen nun doch gesprochen und eben in einem Moment gesehen zu haben, wo er vielleicht in der Begeisterung seines Weltalls brannte." (Ges. Werke III. Bd., S. 246.) - Die Beschreibung von Waiblingers Person in dem für diese Reise benötigten Paß ergibt, zusammengestellt mit dem im vergangenen Herbst für Mailand ausgestellten Paß, folgendes: Schlanke Statur, ovales, bleiches Gesicht, braune Haare, blaugraue Augen, stumpfe Nase und aufgeworfener Mund, gerade Beine.

* Wie schon das bloße Vorhandensein dieses Briefes beweist, ist Waiblinger dem letzten Wunsche seines ehemaligen Freundes nicht nachgekommen.

[52] zu S. 117. — Auf diesen Ring bezieht sich offenbar eine Stelle im 11. Kapitel des „Olura", wo es heißt: „So übermäßig hatt' ihm Rachsucht und Gemeinheit, Wut und Verworfenheit die Trennung von ihr geschändet und zur unheilbaren Todeswunde gemacht, daß man ihm Juliens Ring zurückforderte und für den seinen, den ihr ein Scheusal, das sie wie eine Schwester ahnungslos pflegte, gestohlen und einer Hure geschenkt hatte, die Alternative ließ, ob er den Wert des Ringes in Geld oder in einem neu zu erkaufenden Ring wolle . . . . . er erbat sich einen Ring, den er fortan zum Schandfleck aller Menschheit und zum Zeichen seines unversöhnlichen Menschenhasses am Finger trug."

[53] zu S. 123. — **Absagebrief Mörike's.**

(Veröffentlicht von Dr. H. Mayne in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" 1900, Nr. 221.)

den 8. April 1824. Nachmittags.

Was ich jetzt zu Dir sagen muß, wird Dir so unerwartet sein! Ich will nur wenig und einfache Worte dazu brauchen. Ach! es ist mir keine Sprache ruhig und freundlich genug, Dir meinen Entschluß gelinde ins Ohr zu sagen. Ich möchte gern meinen eigenen Schmerz dabei, ich möchte meine Liebe, die immer wieder zu Dir hinlaufen will, und zugleich die Notwendigkeit jenes Entschlusses Dir alles auf einmal ins Herz prägen. Ich glaube, lieber Waiblinger, und habe es bald nach jenen ersten Abenden geahnet und immer wieder zurückgedrängt, daß wir uns begnügen müssen, uns einmal erkannt zu haben, und an der Liebe, die jeder vom andern behalten wird. In der Zeit, daß der Gedanke in meinem Innern Raum gewann, stand ich oftmals still und legte die Hand auf mein Herz —: ob ich wohl täte? Aber ich tue wohl und recht. Weder Bequemlichkeit und Leichtsinn, noch daß meine Liebe zu Dir abgenommen hätte seit dem ersten Abend, ist ein Grund; dieses sei versichert. Du sahest meine Freude und meine Rührung, als ich Dich damals fand; ich fühlte unwiderstehliche Neigung und Pflicht, mich Dir ganz und auf immer zu übergeben, aber selbst jene Augenblicke waren nicht leer von Besorgnis, daß wir nicht bei einander bleiben könnten. Ach Gott! muß ich denn solche Worte brauchen, die, wenn Du bitter würdest, so gar gemein lauten müssen? Aber nur weiter. Ich bin ja nicht unredlich dazu gekommen. Weiß der Himmel, ich liebe Dich mit dem vollsten reinen Herzen und habe Gram genug über das, was ich tue. Sieh! ich wäre Dir, Du wärest mir ein Hindernis, ein Aufenthalt unseres Laufes, den jeder für sich nehmen muß. Du sahest dies nur darum nicht früher, weil ich Dir in Deiner Empfindungsart, in der ich mich gar gerne selber wiederholte, nicht entschieden widerstand; dies war mir nicht möglich, denn ich wollte glücklich bei Dir sein, und was wir Gleiches hatten, mochte ich mit Lust genießen. Allein es ist meine alte Erfahrung (und das hätt' ich auch jetzt nicht sollen übersehen), daß ich die Poesie im Umgang mit keinem Zweiten teilen kann, der ihr ihre Unruhe und Leiden um sich verbreiten muß, statt daß er sie rein in sich verwindet oder, wenn sonst keine Auskunft ist, auf einen (nur scheinbar) entferntern Weg sich mit ihr ins Gleichgewicht setzt. Scheint dieser Grund Dir selbstsüchtig (aber mit Unrecht), so bedenke, daß wenigstens Dir bei dieser Schwachheit nicht gedient wäre, und daß ich eben so gut verhüten will, den Gang, den Du der Natur gemäß fortnehmen mußt, unzeitig zu stören oder mit dem meinigen in ein erbittertes Gedränge zu bringen. Liebe Seele! Nimm meine Offenheit nicht für Härte oder sonst etwas Böses. Greife

die Mittel wieder auf, die Du damals fallen ließest, als ich Dich aufs neue wieder ins Ungewisse reizte. Was hab' ich Dir noch zu sagen, das Du nicht selber wüßtest! Eines kann ich doch nicht, es kann's kein Mensch — Dich über Deine Zukunft zu beruhigen! Du kannst es! Ich aber weiß, daß Du mich entbehren kannst und glücklicher bist ohne mich! Und daß eine Zeit kommt, wo wir neu zusammentreten! Leb wohl! Laß mich nicht ohne ein paar Worte und nimm schließlich die Versicherung, mir habe niemand zu diesem Schritte verholfen.

Dein Eduard.

[54] zu S. 124. — Es gibt hiefür drei schlagende Beweise. 1) Stellen aus seinem Tagebuche. 29. Dez. 1824: „Und sie wäre also beinahe schuldig, befleckt, *was ich nicht zu berühren wagte.*" 25. Januar 1825: „O ich Pinsel, ich Laffe, der ich ihrer *schonte*!" 2) Sein Rechtfertigungsbrief an Eser (siehe 93), wo es am Schluß folgendermaßen heißt: „Mein Leben wird unglücklich bleiben, das seh' ich traurig genug nun ein. Seit jener Liebe zu dem verhängnisvollen Weibe will mir nichts mehr von statten gehen. *Und dennoch liebt' ich Julien so rein, als ein wahnsinniger Schwärmer ein Weib lieben kann.* Diese unglückselige, so reine, schöne, fürchterliche Liebe ist die Quelle unsäglichen Elends für viele und auch für mich geworden. Julie blieb unschuldig und wurde von der Hölle zur Messalina verläumdet. Daher kommt mein schlechter sittlicher Ruf. Jener entsetzlichste aller Teufel hat ihn veranlaßt. *So lang ich Julien hatte, war ich unschuldig wie ein Kind.*" Was die Unschuld *Juliens* anbetrifft, so hatte Waiblinger schon einmal anders gedacht. (Siehe I. Teil, S. 126.) Jedenfalls aber haben diese Worte hinsichtlich seiner *eigenen* Person ihre volle, ungeschmälerte Bedeutung. Es ist psychologisch nicht anzunehmen, daß Waiblinger in einem Moment höchsten Elends, wo ihm überhaupt alles gleichgültig geworden, seinem besten Freunde Komödie vorgespielt hätte über ein Thema, das ja schon längst abgetan und der Vergangenheit anheimgefallen war. 3) Eine Stelle aus den Reiseschilderungen: „Es ist vielleicht nicht wohl einem andern Menschen so Verkehrtes widerfahren als mir. Die Welt hat mich verläumdet, hat mich verschrieen, geschmäht und gemieden, *ob ich gleich mich des Gegenteiles von dem anzuklagen habe, was sie mir Schuld gab.* Es glaubt mir's keine Seele, aber es ist doch wahr: *ich war ein platonischer Narr!* Wenn ich meiner Torheiten gedenke, so möcht' ich mich zu tot schämen, zumal da sie so sublim und unsinnig waren, daß man mir's nicht glaubt." (Ges. Werke VIII. Bd., S. 120.) — Diese drei Beweisstellen mögen wohl genügen, um Waiblingers Unschuld endgültig darzutun.

[55] zu S. 124. — Siehe II. Teil, S. 46 ff. Diese Lieder können in mancher Hinsicht als ausgeführtere Illustrationen zum Text dienen.

[56] zu S. 125. — Reutlingen, den 4. Juli 1825.

L. Fritz!

Aus beiliegendem Schreiben kannst ersehen, daß Du für Herrn Dekan Eisenlohr, welcher auf vier Wochen verreist, entweder nächsten Sonntag oder acht Tag später in hiesiger Stadtkirche vormittags 9 Uhr predigen sollst.

Dies ist insofern auch der Wunsch Deiner Eltern, wenn Du anders Dir getraust, bei so einer großen Gemeinde zu predigen, ich rede Dir weder zu noch ab.

Nächsten Sonntag wird zugleich communicirt, wo Du auch helfen könntest.

Sei nur unerschrocken, liefere gute Arbeit. In jedem Fall mußt dann Samstag zuvor hier sein.

Einen guten Fraas* werde ich bestellen. Kannst nicht, so schreibe sogleich, damit Herr Oberhelfer denn predigen kann, in jedem Fall muß ich Antwort haben.

Fritz Kohler ist mit der Tochter des Kaufmann Moll in Stuttgart versprochen, und wir erwarten ihn und die Braut täglich.

Schick' auch Deine schwarze Wasch. Ziehe schlechte Stiefel an, weil hier ein besseres Paar ist.

Besinne Dich wegen der Predigt wohl, trage wirklich schon Sorgen.

Dein treuer Vater

Waiblinger.

Wag' es und predige unerschrocken, mit Anstand und gut.

[57] zu S. 126. — Siehe 50.

[58] zu S. 127. — Kalonasore, Abschnitt 11. Vgl. II. Teil, S. 36.

[59] zu S. 130. — Ob diese Zusendungen Goethe überhaupt nur erreicht haben, ist nicht bekannt.

[60] zu S. 131. — Nach der mir von Herrn Archivassessor Dr. R. Krauß gütigst zur Verfügung gestellten Ergänzung und Lesart des schwer zu entziffernden Originalmanuskriptes.

[61] zu S. 132. — Ganz erschrecklich mögen den Stiftsvätern auch folgende Stellen aus einer seiner griechischen Romanzen, der „Rose von Farsistan", vorgekommen sein:

Der süßen Wangen zartes Rosenfeuer.
Ach, meinem Kusse Wonn' und Lust und Weh,
Mehr als die Hostie meinen Lippen teuer . . . .

Selbst deine Finger, meine zehn Gebote . . . .

Mensch, fürchte du das Weltgericht! —
Nein, Vater, nein, dies fürcht' ich nicht.
Ich sag' es keck, ich sag' es frei,
Das Weltgericht ist schon vorbei,
Denn es verdammte fürchterlich
Zur Hölle dieses Lebens mich.

Mein Auge soll sich nicht mehr feuchten,
Und trägt's mein Herz nicht mehr, so bricht's,
Das Sterbliche hört auf zu leuchten,
Unsterblich aber ist das — Nichts!

„Phaethon." „Lieder der Griechen." „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlandes." — „Anna Boleyn." — „Drei Tage in der Unterwelt." „Lieder der Verirrung." „Olura der Vampyr."

[62] zu S. 133. — Siehe II. Teil, S. 9.

[63] zu S. 134. — Siehe II. Teil, S. 14.

[64] zu S. 134. — Wagner lieferte auch den Buchschmuck des Romans. Auf dem vorderen Deckblatt ist Phaethon, bereits mit wahnsinnsdunklem Blick, und auf

* Festliches Essen. Süddeutscher Ausdruck.

dem hintern Atalanta gezeichnet, beide Köpfe wenig griechisch, denn namentlich Atalanta sieht mit dem dicken Halse plump und mit ihren Löcklein eher französisch aus. Wenn wir diese Leistung mit Wagners vortrefflichem Basreliefporträt Waiblingers vergleichen, so will es uns scheinen, als ob seine Stärke mehr im Nachbilden als im Selbstschaffen gelegen.

[65] zu S. 136. — Vgl. 42.

[66] zu S. 137. — Siehe II. Teil, S. 5 ff.

[67] zu S. 138. — Siehe II. Teil, S. 24 ff. die vollständige Wiedergabe dieser Romanze.

[68] zu S. 142. — Hiermit wäre noch folgende Stelle aus „Olura, der Vampyr" zu vergleichen: „Umarmend flatterte die Bajüte auseinander, so daß ein blendend weißer Busen bis an die Knospen aus der Nacht heraufschwoll. Olura drückte einen Kuß auf die kernichte vorquellende Fülle."

[69] zu S. 146. — So vor allem in „Kalonasore", z. B. in Abschnitt 6.

[70] zu S. 147. — Immerhin möchten wir diesem unserm Urteil das Wort beifügen, das der schärfste aller Theaterkritiker, Lessing, gleich im ersten Stücke seiner hamburgischen Dramaturgie den Recensenten zu überdenken gibt: „Welcher dramatische Dichter aus allen Zeiten und Nationen hätte in seinem sechsundzwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente nicht zweifelhaft zu lassen?" Auch Waiblinger starb ja wie Cronegk, von welchem Lessing hier spricht, in seinem kaum begonnenen sechsundzwanzigsten Lebensjahre. — Friedrich Hebbel (Sämtl. Werke, 12 Band, S. 45, Hoffmann & Campe, Hamburg) sagt zur Anna Boleyn, daß ein lasterhafter König, der seine Majestät mißbraucht, um sich einer Gemahlin, die ihm im Wege ist, zu entledigen, wohl Abscheu und Entsetzen einflößen kann, aber nichts weiter, ist jedoch gleichwohl der Ansicht, daß dieses Trauerspiel noch am ehesten den Abdruck verdiene. Wir haben davon abgesehen, da es weder den charakteristischen noch den aesthetischen Anforderungen entsprach, die bei der Auswahl entscheidend waren, und im Grunde nur eine zwar ziemlich korrekte, aber akademisch kalte Stilübung über ein dramatisches Motiv ist, das in keinem innern Zusammenhang mit dem Dichter steht. Über die novellistischen Arbeiten Waiblingers aus seiner Römerzeit meint Hebbel, daß es eine Sünde gegen die Talente der Gegenwart sei, wenn die Spekulation, welche sich gern hinter Pietät versteckt, sie neu auflege. Also schon damals war von den Urteilsfähigen über Waiblingers in dieser Richtung liegende Produktionen endgültig entschieden worden.

[71] zu S. 148. — Dieser Brief ist eine gelungene Imitation von Goethes Altersstil und lautet folgendermaßen:

Und so käm' ich denn behäglich
Wunderlichst in diesem Falle,
Stets gediegen, nimmer kläglich
Baldigst in die Totenhalle.
Immerfort das Nächste denkend,
Möchte wohl von hinnen scheiden,
Frei gesinnt, mich selbst beschränkend,
Satt von Freuden und von Leiden.

Jedem seine eig'nen Weisen,
Nicht vergöttern und nicht hassen!
Hat die Welt den Dichtergreisen
Treulichst doch gewähren lassen,
Manches ehrend, manches tadelnd,
Bald erhebend, bald verzeihend,
Sittenreiches freundlich adelnd,
Lieblichstes den Enkeln weihend.

Und so rüstet die Metalle,
Wohlgemeint mit reger Liebe,
Daß ich an dem hellen Schalle
Sie erprüf' im Steingeschiebe.
Man kann scheiden, man kann wägen,
Geistiges Naturgebilde
Läßt sich schmelzen, läßt sich prägen,
Und die Seele lebt im Schilde.

Drum verjährt und heilig Streben,
Hochgeschätztest, hold Bemühen,
Leb' es fort in bess'rem Leben,
Lächl' es fort in süßerm Blühen;
Stets bequem und doch geschäftig,
Sicher wird's auch dort gelingen,
Nur erlaubt uns, daß wir kräftig
Unsern Hammer mit uns bringen.

[72] zu S. 148. — Siehe II. Teil, S. 50 ff.
[73] zu S. 150. — Siehe II. Teil, S. 53 ff.
[74] zu S. 150. — Siehe II. Teil, S. 46 ff.
[75] zu S. 151. — An dieser Stelle mag noch auf eine weitere Ähnlichkeit zwischen Waiblinger und Heine hingewiesen werden, nämlich auf ihr Sprachtalent. Waiblinger lernte später leicht und schnell italienisch, und ebenso beherrschte Heine das Französische vollkommen. Auch standen Beide zu ihrem Vaterlande in keinem guten Verhältnis, obgleich sie es sicher in tiefster Seele liebten. Mit Rousseau hatte Waiblinger zwei Dinge gemeinsam: daß er überall Feinde sah und bis zum Exzeß, ja, bis zur Selbstzerfleischung wahrheitsliebend war. Waiblinger ist freilich nie dazu gekommen, seine „Confessions" zu schreiben, wiewohl er eine Autobiographie plante und wenigstens in einem spätern Abriß seiner Jugendzeit eine Probe seiner Absichten gegeben hat. Unter seinen Vorgängern in der deutschen Literatur erinnert an ihn in psychopathischer Hinsicht am meisten Lenz.
[76] zu S. 152. — Siehe II. Teil, S. 57 f.
[77] zu S. 154. — Siehe II. Teil, S. 58 ff.
[78] zu S. 155. — Siehe II. Teil, S. 60 ff.

II. Reise nach Italien.

[79] und [80] zu S. 158 und 61. — Aus dem Gedicht „Abschied auf dem Genfer See". Siehe Ges. Werke VII. Band, S. 255. Erst in Rom 1827 gedichtet.

III. Jenseits der Alpen.

1. In Rom.

[81] zu S. 165. — Aus der Elegie „Campo Vaccino". Siehe II. Teil, S. 118.
[82] zu S. 167. — Aus der Elegie „St. Onofrio". Siehe II. Teil, S. 120.
[83] zu S. 168. — Aus der Elegie „Deutscher Künstler in Rom". Siehe Grisebach II, S. 42.
[84] zu S. 173. — Siehe II. Teil, S. 115 ff.
[85] zu S. 173. — Siehe Grisebach II, S. 26, Schluß der Ode, auf das Grab der Cäcilia Metella.
[86] zu S. 174. — Aus „Francesco Spina". Vgl. dazu II. Teil, S. 73 f.
[87] zu S. 178. — Wir haben Waiblingers Aussprüche über die Dichter, vor allem die italienischen, als biographisch unwichtig nicht in unsere Betrachtung einbezogen, machen aber immerhin auf sie aufmerksam. (Grisebach II, wo S. 45—91 überhaupt die Epigramme Waiblingers zusammengestellt sind.)

2. Tage der Not.

[88] zu S. 180. — „Chankermaler". So (erzählt Waiblinger in einem Briefe an Eser) nannte der alte Koch die Maler, die den ihre Krankheiten kurierenden Dr. Maoseroni mit einem Bild bezahlten.

[89] zu S. 183. — Mayne, Mörikebiographie S. 113. „Waiblinger erfreute den Dichter durch einen so ausführlichen wie liebevollen Reisebrief aus Rom, den Mörike indessen nicht beantwortete; ihn reute diese Unterlassungssünde nicht wenig, als Waiblinger schon im Jahre 1830 „allzufrüh und fern der Heimat" in Elend starb."

[90] zu S. 184. — Siehe II. Teil, S. 82 ff.

[91] zu S. 185. — Siehe II. Teil, S. 74 ff.

[92] zu S. 186. — Noch 1835, also fünf Jahre nach Waiblingers Tode, traf Wolfgang Menzel die von Genelli gezeichnete Karikatur mit der Unterschrift „Der Poet auf klassischem Grund und Boden" in den römischen Bilderläden an. (Vgl. Grisebach II, S. 189.)

[93] zu S. 187. —

Waiblinger's Rechtfertigungsbrief an Eser.

Rom, Mittwoch, den 30. Mai 1827.

Ich bin in der Tat in Verlegenheit, lieber Eser, was und wie ich auf Deinen gestern erhaltenen Brief antworten soll, nachdem sich überhaupt mein im Tiefsten gekränktes Selbstgefühl hat überwinden lassen, zu antworten. Wenn jedoch nur dieses beleidigt worden, so möcht' es noch angehen, leider aber ist's auch einem Ding widerfahren, das man hienieden nie zu achten pflegt, ich meine meinem Herzen und meiner Liebe: Wäre bloß das erste geschehen, so müßt' ich dessen lachen, der mir solcherlei Vorwürfe macht und mich mit Waffen angreift, die nicht treffen und schlagen: da ich aber das letztere mit erfahren mußte, so kann ich's nicht lächerlich finden, vielmehr zwingt mich meine alte, früher nie getrübte Achtung und Liebe zu Dir, Dich aus einem Irrtum zu reißen, der nicht rühmlich für Dich ist und doppelt schmerzlich für mich, weil Du nicht bloß im Irrtum bist, sondern eine Ungerechtigkeit gegen mich begangen, deren ich meinen Eser nie fähig hielt.

Weil Du denn doch vorziehst, statt zu meinem Herzen aus Deinem traulichen Hause zu reden, mir eine Rede vom Katheder zu halten, so wirst Du es zweckmäßig finden, wenn auch ich einen kleinen Lehrstuhl besteige und meinen Brief mit jenem Satze beginne, mit dem Du den Deinen geschlossen: „Ich bitte, Gutes und Schlimmes zu eigenem Frommen sorgfältiger zu unterscheiden." Das bitt' ich allerdings, lieber Freund, und zwar nicht bloß zu eigenem Frommen, sondern auch zu anderer. Wärest Du auch nichts weiter, als was Du in diesen und in vorhergehenden Worten zeigst und merken läßt, mein Gönner und Lehrer und Schutzherr, wärst Du das nie gewesen, ich meine nämlich in der Tat, was ich in Dir zu sehen glaubte, was Du zu sein mir versichertest, mein Freund, so hättest Du selbst als großmütiger Gönner noch Unrecht getan. Erwarte nicht, daß ich mich verteidige, meine Sittlichkeit, meine Handlungen, meine Lebensweise rechtfertige. Das wär' ich etwa dem schuldig, den ich früher in Dir liebte und ehrte, aber nicht dem kalten, schnellfertigen, vornehmen Beobachter, den ich leider zu meinem Bedauern in Dir entdecken sollte. Vergib mir, wenn ich gerade spreche, ich denke, das ist unseres früheren Verhältnisses und meines Vertrauens darauf am würdigsten, wiewohl es dem jetzigen freilich nicht mehr so angemessen sein mag. Ich unterdessen kann nicht anders, Du hast mich schon lange

gekannt, hast mein Streben, meine Beschäftigungen, meine Gemütszustände, meine Irrtümer, meine Schicksale immer mit dem Auge begleitet, und ich kann sagen, daß ich jederzeit offen gegen Dich war, ja offener als klug war. Du weißt, *was* ich erstrebe und *wie* ich's erstreben will. Ich hätte mir vorgestellt, daß man doch nicht geradezu behaupten könne, ich hätte meine Zeit und meine Kräfte vergeudet. Denn ich bin mir bewußt, daß das *nicht der Fall* ist, ich weiß, daß ich viele Kräfte verzehrt, die ich hätte besser anwenden können, aber ich bin der, mein Freund, der dies am lebendigsten anerkannt. Übrigens ist mein Leben nicht ohne alle Arbeit gewesen, und ich sollte meinen, das wäre Dir nicht entgangen. Dir in allen meinen äußern und innern Verhältnissen bekannt, schied ich von Dir, meine einsame Wanderung nach Rom antretend. Sage mir nun einmal: Woher um's Himmelswillen hast Du jene Nachrichten von meinem unwürdigen Lebenswandel in Rom bekommen? Laß mich ganz frei gegen Dich sprechen. Ich will Dir Deine Worte wiederholen, nicht ohne die Hoffnung, daß es Dich gereuen möge, sie geschrieben zu haben: „Wer in Rom, das bei jedem Schritt an Größe mahnt, sich nicht selbst bekämpfen und liederlich sein kann, der sollte kaum noch eines Blickes gewürdigt werden." Als ich diese Worte las, hatt' ich im Sinne, Deinen Brief in Stücke(n) zu reißen und mit jener von Dir auf mich übergegangenen fühllosen Herzenskälte in eine Ecke meines Zimmers zu werfen. Das hatt' ich nie von Dir erwartet, mein Eser! Tiefe Verachtung würd' ich auf einen andern werfen, der mir diesen mehr belachenswerten, als verächtlichen, rein unsinnigen Vorwurf machte. Diese Worte in Deinem Munde aber haben mich blutig geschmerzt, denn Deiner sind sie nicht würdig, und mir sind sie nur ein wesenloser Nachhall jener schon seit langen Zeiten über mein Leben so traurig hereingebrochenen Schicksale und jener nie aufhörenden niederträchtigen Verläumdungen, die mir selbst da, wo ich heilig, rein liebte und fühlte und dachte, durch hundert erbärmliche Menschen fortgepflanzt, mein Bestes, Schönstes und Tiefstes geschändet. Wie ich in Rom lebe? Höre, mein schnell verdammender, liebloser Freund — ich sage Dir beim ewigen Gott, es würde Dir vielleicht schwer fallen, Roms so würdig zu leben, wenn Du mein Schicksal hättest. Ich meine Zwecke hier vergessen? *meine Freunde*? wie vergessen nicht vielmehr diese mich? Besinne Dich einmal, ob Du bestündest, wenn Dir's auferlegt wäre, sechs Monate ohne einen Bajocc Geld hier zu schmachten, wenn Du, von allen Deinen Freunden verlassen, von dem letzten, auf den Du noch vertraut, auf's empfindlichste mißkannt, auf's ungerechteste beschuldigt, auf's harteste und schonungsloseste angefallen, Dich zum Spielball der elendesten Intriguen, der schlechtesten Menschen erniedrigt sehen müßtest, wenn Dir durch gänzlichen Mangel an allen und jedem Lebensbedürfnis selbst die Mittel, zu jenen Zwecken zu gelangen, abgeschnitten wären, wenn Du Dir nicht ein Buch, nicht ein Paar Schuhe kaufen könntest, wenn Dir's unmöglich gemacht würde, nur in guten Häusern zu erscheinen, weil Du keinen ganzen Fetzen Kleid am Leib hast, wenn man Dir das gebrochene Versprechen einer Buchhändlerseele und Deine dadurch veranlaßte Not als bloß abenteuerliche Betrügerei ausgebe, wenn man selbst Deinem Wirt, der Dir noch einen Bissen gibt, damit Du nicht betteln gehen mußt, Dich als einen Schuldenmacher verläumdete, der nicht bezahlen werde und der ausbreite, er werde unterstützt, wenn Du mit den giftigsten Sorgen um die gemeinsten und doch notwendigsten Dinge des Lebens zu kämpfen hättest, statt daß Du Deinen schönen Weg zum Ziele gehen könntest, wenn Du herumlaufen müßtest, fast in Lumpen, und suchen, ob Dir nicht irgend ein, gleichviel ob Deiner würdiges, wenn nur brotbringendes Geschäft gegeben werde, wenn

Du Dich hingestellt sähest zur Zielscheibe des elendesten Künstlerhasses, der gemeinsten Umtriebe, des fadesten Neides, der ausgesuchtesten Engbrüstigkeit, Kleinheit und Bosheit, wenn Du Dich in dieser Not ausböhnen, verlachen sehen müßtest, wenn Du keine Ruhe keinen Schlaf hättest und die furchtbarsten Bilder Dich rüttelten bei Nacht, während Du bei Tag nur durch unablässig betäubend Arbeiten oder durch die Eindrücke und Erinnerungen der dreitausendjährigen Mutter von Großem und Schönem [Dich] erquicken, Dich zu frischem Lebensmut, zur heitern Hoffnung einer bessern Zukunft, zum Vergessen des niedern Augenblicks, der geistestötenden Not erheben könntest, während Du gar nichts mehr auf der Welt Dein nenntest, als Rom, und, wiewohl bettelarm und verlassen von allen, Dich dennoch glücklich fühltest, dennoch hofftest, Deine Zwecke trotz aller Hindernissen durchzusetzen, in hundert großen unvergeßlichen Augenblicken, an hundert heiligen, welthistorischen Stätten vergessen müßtest, wie gehemmt Deine eigenen Hände sind, etwas zu tun, was Dich befriedigte, was Deiner Kraft würdig wäre, wenn Du dennoch den Mut behieltest, Dich ungeschwächt herauszuringen und zu siegen, wenn Du Dich mählich reinigtest und reiftest im Anschauen all der ernsten, großen Welt — und nun, voll vom Stolze dieses schweren Kampfes mit der drückendsten Not, mit der äußersten Armut, voll vom Gefühl Deiner nicht ersterbenden, höher wachsenden Kraft, Dir sagen lassen müßtest, was Du mir gesagt!! Ich muß denken, daß Dir mein Leben aufs schändlichste verleumdet worden, sonst könnt' ich Dir diese Deine Worte nie verzeihen, ja sonst müßten sie die letzten sein, die zwischen uns gewechselt worden, sonst würd' ich Dir keine Zeit zum Besinnen übrig lassen, ob Du Dich auf immer trennen wolleſt von mir, sondern ich selbst würde Dir ein Lebewohl zu eben der Zeit sagen, wo ich **Hilfe — von Dir erwartete.** Diese Hilfe hätt' ich verdient, vorausgesetzt, daß überhaupt ein Freund vom andern so etwas erwarten kann. Denn ich bin in einer Verlegenheit, aus der sich Schwarzes und Unseliges erzeugen kann, aus der ich nun mit diesen Deinen Worten keine Hoffnung, keine Aussicht zu kommen habe. Diese Not aber ist nicht verschuldet durch mich, und wahrlich, Eser, nicht niedrig durch die Art, wie ich sie ertrage, aber vielleicht durch die Weise, wie man mich drin darben, wie man darin meine Zwecke, ja selbst meinen ehrlichen Namen untergehen läßt. Nun leb' ich über fünf Monate ganz ohne alles Geld von draußen. Franckh hat mir noch keinen Heller geschickt. Und wenn auch diese seine 200 f. ankommen, so kann ich nicht einmal alle Schulden bezahlen, geschweige daß ich etwas voraus hätte. Ich habe eingezogen, sparsam gelebt, aber es will hier Geld, wenn man essen und schlafen will, und von außen bin ich nur mit leeren Versprechungen, Hoffnungen und Zusagen gespeist worden. Was soll um aller Welt willen nun heißen: ich vergesse meine Zwecke und meine Freunde? Allerdings kann ich jene nur schwer erreichen auf diese mühsame, trostlose Weise, die Tausenden den Mut nähme den Kampf fortzusetzen. Doch darüber stille. Dieser Vorwurf trifft mich so ganz und gar nicht, daß es mir unbegreiflich ist, wie niedrig Du von mir zu denken gelernt haben magst. Ich berühre nur das Letzte. Meine Freunde hab' ich nicht vergessen, lieber Eser! Ich habe sie um Hilfe gebeten, aber es ist mir keine gereicht worden.

Es ist möglich, daß einer der vielen Elenden, die sich hier herumtreiben, mich bei Kölle,* daß mich Kölle bei Cotta verläumdet. Das will ich mir zu Deiner Ent-

* Württembergischer Geschäftsträger in Rom, derselbe welcher in H. Heines Atta Troll, Kap. 22 erwähnt wird.

schuldigung vorsagen, denn siehe, so schnell will ich noch nicht über Dich urteilen, wie Du über mich, ob ich gleich Dir gestehen muß, daß ein wahrer Freund nicht so voreilig im Verdammen ist, weil er seinen Gegenstand achtet und achten muß, und daß er nie in jenen kränkenden, Gefühl, Liebe und Achtung hintansetzenden und im andern zerstörenden Ton verfällt. Wahrlich, der ziemt sich für jenen Eser nicht, mit dem ich den Plan zu dieser schicksalsvollen Wanderung erschuf, der mich seit acht Jahren kennt und liebt und auf den ich, verlassen von allen andern in dieser immer höher anwachsenden Not, allein noch gerechnet. Ich muß gestehen, daß ich stolz genug war, um zu glauben, Du hättest mich zu lieb und teuer und achtest mich zu sehr, um mich nach so langen Jahren voll der mannigfaltigsten Prüfungen und Erfahrungen nun plötzlich und gerade da, wo ich am meisten geschont, unterstützt, bedauert, kräftig gehoben werden sollte, wo ich am allerwenigsten Mißhandlung verdiente, aber wohl Achtung und vielleicht Hilfe, schwarz auf weiß verdammen zu wollen. Mein Leben wird unglücklich bleiben, das seh' ich traurig genug nun ein. Seit jener Liebe zu dem verhängnisvollen Weibe will mir nichts mehr von statten gehen. Und dennoch liebt' ich Julien so rein, als ein wahnsinniger Schwärmer ein Weib lieben kann. Diese unglückselige, so reine, schöne, fürchterliche Liebe ist die Quelle unsäglichen Elends für Viele und auch für mich geworden. Julie blieb unschuldig und wurde von der Hölle zur Messalina verläumdet. Daher kommt mein schlechter sittlicher Ruf. Jener entsetzlichste aller Teufel hat ihn veranlaßt. Solang ich Julien hatte, war ich unschuldig wie ein Kind. Aber genug davon. Wer mein achtjähriges Streben und Leben und Lieben vor Augen hatte und dennoch, bei aller Liebe und Offenheit gegen ihn, verdammt, wie die Übrigen verdammen, den werden leblose Worte nicht überreden. Du warst noch meine Hoffnung. Du warst mir geblieben. Ich wollte mich Dir malen lassen, das Bild ist halb fertig. Noch gestern, als ich in der Abenddämmerung mit jenem Maler den stillen Weg von St. Giovanni in Laterano auf meinen Monte Pincio wandelte, sagt' ich mit dem wahrsten, tiefsten Gefühl: wie gerne ließ ich mich Wochen, Monate in St. Angelo einkerkern, wenn Eser diesen Gang am Kolosseum vorüber statt meiner hätte machen können. Als ich ins Caffee kam, fand ich Deinen Brief.

Lebewohl! Dein

W. Waiblinger.

[94] zu S. 191. — Siehe II. Teil, S. 86 ff.

[95] zu S. 192. — Siehe II. Teil, S. 124 ff.

[96] zu S. 193. — Henriette. Daß sie und niemand anders unter dem deutschen Lieb gemeint sein kann, ist den bisherigen Waiblingerforschern gänzlich entgangen. Aber eine andere Deutung wäre in der Tat nicht zulässig. Um von dem Idealbilde jener Corine gar nicht zu reden, so ist auch nicht etwa auf Philippine zu raten, denn was vor dem Phaethon liegt, berührt den Dichter überhaupt nicht mehr. Nachher jedoch, in der Zeit seiner eigentlichen Entwickelung, kann neben Julie Michaelis, über welche Waiblinger ja, wie wir gesehen, die Augen zuletzt doch aufgingen, nur noch Henriette in Frage kommen. Ferner scheint Waiblinger auch einzig und allein in diesem Verhältnis je die Möglichkeit einer Ehe bei sich erwogen zu haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er mit einem Heiratsversprechen Abschied von Henriette und Deutschland nahm und sich nun innerlich doch noch gebunden fühlte, Skrupel, über die er sich freilich bald genug endgültig hinwegsetzte.

[97] zu S. 194. — Siehe II. Teil, S. 147.

3. Auf der Woge des Glücks.

[98] zu S. 199. — Siehe II. Teil, Seite 64.

[99] zu S. 205. — Über das Verhältnis Platens zu Waiblinger siehe auch Grisebach II, S. 185—197.

[100] zu S. 207. — Siehe über diesen „Besuch in Olevano" auch II. Teil, S. 89.

[101] zu S. 208. — Von Nazarena, der schönen Sabinerin, wird nun nicht mehr oder nur flüchtig die Rede sein. Über ihre Schicksale habe ich bei persönlicher Nachforschung in Olevano, teils aus dem Munde neunzigjähriger Greise, teils durch die Kirchenbücher, Folgendes erfahren können: Nazarena hieß mit vollem Namen Nazarena Siléi (Waiblinger schreibt einmal ganz englisch Silley!) und war 1804 geboren worden, mit Waiblinger also gleichaltrig. Aus dem Verhältnis mit ihm scheint sie ein Kind gehabt zu haben. Das ist wohl der Grund gewesen, daß sie sich erst 1835 verheiraten konnte, mit einem Römer Alessandro Martucci. Sie ist gestorben 1856 nach langer Krankheit (dopo lunga infirmità). — Noch lebendiger in der Erinnerung der Dorfbevölkerung ist das Schicksal ihrer Schwester Clementina Siléi. Es wird erzählt, daß eines Tages auf prächtigem Pferde ein vornehmer Herr vor die Fenster ihres Hauses geritten gekommen; darauf hätte die Unglückliche ein Kind geboren, dasselbe aber, da sie sich von ihrem Verführer bereits verlassen wußte, aus Verzweiflung getötet. So habe sie ihr Leben hinter den Mauern eines römischen Gefängnisses beschlossen. — Jetzt noch spricht man von der Schönheit der Schwestern, die für beide Mädchen der Grund ihres Unglücks wurde. Damals war Olevano und überhaupt das Sabinerland der Fremdenkolonie in Rom eben erst bekannt geworden. Der seither langsam aber sicher fortschreitenden Rassenvermischung wird wohl mit Recht auch die überall sichtbare Degeneration zugeschrieben. — Erwähnt mag noch werden, daß der jetzige deutsche Kaiser den oberhalb Olevano gelegenen Felskamm der Serpentara gekauft und eine „Kaisereiche" drauf gepflanzt hat. Sein Profilporträt findet sich daselbst reliefartig auf einem Natursteine. In der Nähe sieht der Besucher, ähnlich angebracht, eine Bronzetafel mit Kopfrelief zu Ehren J. V. v. Scheffels, der oft hier weilte. Außerdem trifft man noch einige kleine Denkmäler für deutsche, einst in Rom lebende Maler.

[102] zu S. 209. — Übersetzt: „Ja! mein Herz! ich bin glücklich! Das erstemal kann ich es sagen ohne Furcht mich zu täuschen! Denn dies mein Glück wurzelt nicht in der blinden Glut einer rasenden Leidenschaft oder in einem mehr nur poetischen Traume, sondern in der innern Harmonie, die mich mir und der ganzen Welt zurückgibt, wollte Gott für immer!"

[103] zu S. 209. — Übersetzt: „So, mein Herz, kann ich sagen, daß, obwohl mir das Genie Goethes mangelt, mir doch sein römisches Glück nicht fehlt!"

Der Almanach.

[105] zu S. 211. — Siehe II. Teil, S. 71.

[106] zu S. 213. — Siehe II. Teil, 122.

4. Reisen und Wandern.

[106a] zu S. 216. — Siehe II. Teil, S. 139 ff.

[107] zu S. 216. — Siehe II. Teil, S. 76 ff.

[108] zu S. 218. — Der diese Angabe enthaltende Brief ist datiert vom 28. Februar 1829.

[109] zu S. 222. — In diesem Werke finden sich Waiblingers hauptsächlichste Gedichte. Ihre Besprechung fällt zusammen mit der Betrachtung von Waiblinger als Lyriker überhaupt. Siehe das Kapitel „Waiblinger als Lyriker", I. Teil, S. 243.

[110] zu S. 224. — Die Briefe über Pompeji siehe Ges. Werke IX. Band, S. 247—277. Von den Gedichten siehe II. Teil, S. 137 f.

[111] zu S. 224. — Siehe II. Teil, S. 94 ff.

[112] zu S. 224. — Siehe II. Teil, S. 141 ff.

[113] zu S. 229. — Zu dieser Reise in Sizilien siehe Grisebach II., S. 139—164, auch II. Teil, S. 145 f.

Der zweite Almanach und die übrigen Prosaschriften.

[114] zu S. 230. — Siehe II. Teil, S. 76 ff.

[115] zu S. 230. — Siehe II. Teil, S. 136 f.

[116] zu S. 232. — Siehe II. Teil, S. 104 f.

[117] zu S. 233. — Hermann Fischer in der Allg. Deutschen Biographie.

5. Ausgang.

[118] zu S. 235. — **Waiblinger an seine Eltern.**

Rom, den 22. Dezember 1829.

Liebe Eltern!

Ich schreibe Euch durch die Hand eines Freundes, dem ich diktiere. Mein Unglück wißt Ihr schon durch Eser, und nun, ich weiß nicht ob Ihr beruhigt oder beunruhigt seid, vermag ich endlich, Euch selbst Nachricht über mich zu geben. Wenn ich früher Euch nicht schreiben ließ, so ist es hauptsächlich die Lebensgefahr, in der ich schwebte, welche mich dazu bestimmte. Denn erst jetzt, nachdem ich acht Wochen auf einem Flecke, auf einer Seite zu Bette liege, höre ich von den Ärzten, welch' entsetzliche Gefahr ich bestand. Hätte mich diese Krankheit nicht in Rom befallen, ich wäre rettungslos verloren gewesen Meine Genesung, wenn ich anders den traurigen Zustand, in dem ich noch seufze, so nennen kann, verdanke ich dem sanften Klima und der Jugend. Aber gehe ich zurück zum Anfang meines Unheils; ich weiß nicht, ob Ihr durch Eser ein Detail über meine Krankheit erfahren; sei dem wie ihm wolle, so wißt, daß ich zu wiederholten Malen unter konvulsivischem Husten halbe Waschbecken voll Blut aus Mund und Nase hervorgab. Dreizehn Aderlässe samt einer Anzahl Blutegel wollten das aufgeregte Blut nicht kühlen. Ich traf einen guten Chirurgen, und der preußische Minister schickte mir bald auch seinen eigenen Arzt. Die Kur war im Grund die einfachste auf der Welt; gänzliche Enthaltsamkeit von Speisen, wenige Getränke für die Brust, Schnee* und dgl.; aber die ewigen Aderlässe! Ich fristete mein armseliges Leben mit nichts als kalter Fleischbrühe. In einer Nacht — sie ist mir unvergeßlich — ward es mir und meinen Freunden fast Gewißheit, daß ich aus diesem Leben scheiden müsse. Ich hielt mir's reiflich vor Augen, betrachtete es hin und her, und fand, daß ein Entkommen unmöglich sei. Ich übersah demnach meine letzten übrigen Tage, entschloß mich für dieses und jenes, und bedauerte, daß es dereinst von mir heißen würde,

* Eis, Glace.

ich sei so arm gestorben, daß ich nicht einmal Geld zu Leichenkosten hinterlasse. Denn in der Tat, meine ganze Krankheit durch zehre ich von dem Beutel eines Freundes.* Bald jedoch nahten wieder Lebenshoffnungen, und mein heiterer Humor drängte sich da und dort mit Gewalt ins Freie. Schon war ich in einem Zustand der Genesung, das Fieber war gewichen, ich hatte so heitere Tage, daß ich selbst dichtete, als ein bisher nur kleiner Husten allmählich so schrecklich anwuchs, daß ich mich völlig von einer neuen Krankheit belastet fühlte. Denn dieser entsetzliche Husten, der erst nur unregelmäßig kam, zuletzt des Morgens und immer einige Stunden anhielt, hatte immer eine solche Entkräftung des Leibes zur Folge, daß ich häufig meinen Leib um keinen Schuh weit fortbewegen kann. Die Gefahr scheint vorbei, und es sind Wochen, daß die Ärzte nur selten kommen; aber meine Genesung ist voll unbeschreiblicher Leiden. Niemand kann mich berühren; er erregt mir Schmerz; so viele Glieder, so viele Schmerzen, und da ich unglücklicherweise immer zur Rechten liegen muß, sind alle Gebeine aufgeschwollen. Seit acht Tagen ist es mir zwar erlaubt zu essen, leichte Dinge wie Fische, Lerchen; aber ich fühle mich noch nicht im geringsten dadurch an Kraft gehoben. Hört erst der Husten auf, so mag die Genesung doch schneller gehn, und es scheint, daß er nachlasse. Aber nicht bloß die Krankheit an sich selbst und das körperliche Leiden ist es, was diese Blutauswürfe zur Quelle von Unheil macht; meine vollkommene Genesung erwarte ich vor dem Februar nicht; und dies ist die Zeit, da ich meinen Almanach fertig haben, anstatt anfangen sollte. Anstrengung jeder Art ist mir für den ganzen Winter durch versagt. Wie soll ich also dies Unternehmen fortsetzen, auf das sich eben meine Existenz gründet? Ich hoffe noch zu Gott, es zu Stande zu bringen. Übrigens ist's immer ein Gewinnst im Lotto; diese Brustkrankheit wird mich wohl noch einige Jahre in dies Klima fesseln. Denn in Eurem rauhen Norden hätte ich's nicht durchgebracht.

Ihr ersehet demnach, daß Ihr unbesorgt um mich sein dürft. An Pflege fehlt's mir nach keiner Seite. Freilich fehlt manche Bequemlichkeit, welche man in Deutschland genießt; so ist die italienische Küche zu einfach, und die guten Sachen, die mein Rabenmütterchen mir machen würde, sind hier bei aller Überfülle der Pflanzen nicht. Indessen geht's leidlich. Tröstet Euch mit mir. Ich habe jene himmlischen drei Monate auf dem Eiland schwer und beinahe mit dem Tode bezahlt. Nur Hoffnung und Lebensmut! Möge Euch diese Nachricht von meinem Jammer bewegen, mir schleunigst zu schreiben. Wie ich meinen Geburtstag gefeiert, werd' ich auch das neue Jahr beginnen — im Bett. Bleibt nur Ihr gesund, und ich hoffe, wir sehen uns wieder.

Euer Sohn W. Waiblinger. (W.'s Handschrift.)

Gleiches Datum weist auch ein Brief Schluttigs an Eser auf. Siehe Grisebach II, S. 201.

[119] zu S. 237. — Entnommen aus „Briefe eines Lebenden. Herausgegeben von F. F., Berlin, Duncker und Humblot 1831". Band II, S. 443. — Die Entdeckung dieser charakteristischen Episode verdanke ich speziell Herrn Dr. Friedrich Noack, der mich auf dieses in der Bibliothek des deutschen Künstlervereines befindliche Buch hinwies. Diese Schilderungen sind auch sonst kulturhistorisch sehr wertvoll. Interessant ist, wie anderseits der betreffende Brief Schluttigs, in welchem er einen Hofrat

* Schluttig, dem W. diesen Brief diktierte.

Förster erwähnt, die Autorschaft des verschollenen Büchleins feststellen half. — Zum Text ist zu bemerken, daß es statt Olevano im Original Oliveto heißt, was aber jedenfalls nur ein Mißverständnis seitens des Autors ist.

[120] zu S. 238. — Siehe II. Teil, S. 143.

[121] zu S. 238. — Vgl. 118.

[122] zu S. 239. — Übersetzt: „Dies ist das letzte Mal, daß ihr das Bett macht — ich sehe nur zu gut, daß ich sterben werde!"

[123] zu S. 240. — Das Blättchen befindet sich noch in Familienbesitz, und der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, es selbst einzusehen.

[124] zu S. 241. — Diese Einsicht ist noch sehr vielen bis auf den heutigen Tag nicht gekommen. Elender, kleinbürgerlicher Haß hat vielmehr gerade den Tod des Unglücklichen benutzt, um sein Andenken zu beschimpfen. Platen berichtete unterm 6. Februar 1830 an Fugger: „Waiblinger, wie du schon wissen wirst, ist an der Schwindsucht gestorben. Es ist keine italienische Krankheit: aber er hat sie sich, während seines hiesigen Aufenthaltes, durch — — zugezogen. So versicherten wenigstens die Ärzte." Darauf stützen sich alle verblümten Anspielungen solcher, die nicht einmal den sittlichen Mut haben, ihre Beschuldigungen klar und bestimmt vorzubringen: nämlich daß Waiblinger an der Syphilis zu Grunde gegangen sei. Grisebach nennt dieses Gerücht grundlos, seine Auseinandersetzung ist aber nicht stichhaltig (vgl. Grisebach II, S. 204), denn daß in jenem Winter auch noch andere an der Schwindsucht gestorben sind, will nichts heißen. Allein es handelt sich hier gar nicht um die Wahrheit oder Falschheit jener Anschuldigungen, sondern bloß darum, ob, *wenn* sie zu Recht bestünden, Waiblingers Persönlichkeit alsdann „moralisch vernichtet" wäre. Der Frage des Pöbels: *woran* starb Waiblinger? sei die Frage entgegengestellt, deren Beantwortung einzig und allein moralisches Schwergewicht hat, die Frage: *wie* starb er? Seine letzten uns dokumentarisch überlieferten Worte lauten: „*Lebet wohl, geliebte Eltern! Ich sterbe auf römischem Boden.*" Also dieser verworfene Mensch sah dem Tode ins Auge mit dem stolzen Glücksgefühl, dort sterben zu können, wo einst die Ideale erwachsen waren, die ihn durch sein sturmbewegtes Leben führten! Aber noch mehr steht ja auf diesem vergilbten Blättchen, Worte, die bis jetzt noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sind: „*Bezahlt doch das Geld von 70 Scudi. Dieser Freund lieh mir's.*" Den allerletzten Rest seiner zusammenbrechenden Kräfte benutzte Waiblinger also dazu, die Eltern *angelegentlichst zu bitten*, seine Schulden zu bezahlen, damit niemand durch seinen Tod Schaden litte! Ich meine, auch einem Philister sollte doch wenigstens dieser letztere Zug ans Herz greifen. Genug, Waiblinger starb groß und brav, das Pathos seines Daseins ist erschütternd, und wenn er auch von wirklicher Schuld nicht freizusprechen ist, so büßte er sie ja mit der schwersten irdischen Buße, er büßte mit seinem Leben. Woran er gestorben, ist Nebensache und *auf keinen Fall* mehr definitiv zu entscheiden.

[125] zu S. 242. — Durch gütige Vermittlung von Herrn Kunstmaler Cröber, derzeit in Rom, konnte festgestellt werden, daß die Tagebücher Waiblingers sich nie in Schluttigs Nachlasse befunden haben.

[126] zu S. 245. — Siehe I. Teil, S. 165, 167, 172.

[127] zu S. 246. — Siehe II. Teil, S. 141.

[128] zu S. 246. — Siehe II. Teil, S. 139 ff.

[129] zu S. 247. — Siehe I. Teil, S. 192 f.

[130] zu S. 247. — Edmund Zoller sagt in seiner Vorrede zu den „Briten in Rom", ein Stubengenosse des Stifts, L. Hetsch, habe die Musik zur Anna Boleyn komponiert. Hetsch ist auch der einzige, der je ein Gedicht Waiblingers in Musik setzte.

II. Teil.

Ausgewählte Werke.

Vorbemerkung.

Vorliegende Auswahl bezweckt, dem Leser das Wichtigste aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß (mit * bezeichnet) und das Wertvollste dessen, was bereits gedruckt worden, in die Hand zu geben. Bei der Sichtung des bereits Gedruckten mußte, um das Buch nicht allzusehr zu belasten, sehr streng vorgegangen werden, und es konnte dies auch ohne anderweitige Nachteile geschehen, da die hier gegebene Zusammenstellung leicht von jedermann ergänzt werden kann durch Beiziehung der in Reclams Universalbibliothek erschienenen Ausgaben, die zum Teil von Edmund Zoller (Die Britten in Rom. Novelle von Wilhelm Waiblinger Nr. 1326), zum Teil von Eduard Grisebach (Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien. I. und II. Nr. 1470 und 3351/2. In einem Bande) besorgt wurden. Auf die Grisebach'sche Publikation sei auch an dieser Stelle noch einmal aufs nachdrücklichste hingewiesen, da sie anhangsweise eine ausführliche und zuverlässige, bis auf den letzten Zeitungsartikel sich erstreckende Bibliographie gibt, die als eigentliche Ergänzung zu dieser Monographie angesehen werden mag.

Diesseits der Alpen.

I. Erste Jugendgedichte*.

1. Der Abend.

Phöbus taucht ins Meer die Rosse,
Triefend von dem Meeresschaum,
Sehnt sich nach der Thetis Schoße,
Müde von dem weiten Raum.

Purpurn strahlt der Meeresspiegel
Titans Fackelglanz zurück;
Und es glänzt der Tannenhügel
Rot von Eos letztem Blick.

Safranfarb'ge Schimmer glimmen
An des Himmels fernem Rand;
Silbergraue Wölkchen schwimmen
In des Aethers Goldgewand.

Blauer Nereiden Scharen
Und der Nymphen buntes Heer
Scherzen in der silberklaren
Flut im Reigentanz umher.

Träufelnd hebt sich der Najade
Schilfbekränztes Haupt empor;
Auf des Wassers stillem Pfade
Scherzt der Potamiden Chor.

Fröhlich treibt der Hirt die Herden
Von der anmutsvollen Flur;
Singt sein Liedchen; von Beschwerden
Frei, entzückt ihn die Natur.

Lieblich schimmert schon im Dunkeln
Phöbes heit'res Angesicht,
Und die klaren Bäche funkeln
Schon zurück der Sterne Licht.

In der Dämm'rung finst'rer Hütte
Sterben schon die Melodie'n
Philomelens, nur die Grille
Zirpt noch durch's betaute Grün.

Wenn der Pilgerstab mir sinket,
Wenn auch mir der Abend naht,
Wenn der bleiche Tod mir winket
Und mich bald das Grab umfaht —

Sterben möcht' ich, wenn er winket,
So in seinem Arm alsdann,
Wie in Thetis' Arme sinket
Phöbus nach vollbrachter Bahn.

(Reutlingen) 20. März 1819.

2. An die Aphrodite.

Paphos' Königin, dir, Göttin von Amatheut,
Golgis' himmlischem Schutz, opfr' ich im Myrthenwald
Purpurglühende Rosen
Und ein girrendes Taubenpaar.

Deiner Göttergestalt himmlische Zaubermacht
Wirkte, Cypria, schon, als du in deinem Reiz
Aus dem Schaume des Meeres auf
Deine Muschel dich feurig schwungst.

Sieh', das träufelnde Haupt hebt der Tritone auf,
Reibt die Augen sich aus: plätschernden Tanz vergißt
Die Najad' und der blauen
Wassernymphen bekränzter Chor

Priams lockiger Sohn, Paris, der schöne, gab
Dir den göttlichen Preis, als er auf Idas Höh'n
Schafe hütete, reichte
Dir den goldenen Apfel hin.

Knidos Königin, selbst Himmlische opfern dir!
Deine Zaubergewalt bändigt des Orkus Macht:
Um den Gürtel der Reize
Flehte Saturnia Juno selbst.

(Reutlingen) 29. August 1819

3. Eos.

Glücklich, o holder Knabe, Sohn Cytherens,
Wenn du lächelst; die Myrthe säuselt stiller:
Sanfter rauscht die Quelle, die Zephyrs schwingen
Leiser die Flügel.

Wehe den Schönen aber, wenn Cupido
Schalkhaft schüttelt den Köcher, seine Augen
Flammen sprühen, wenn er der künftigen Siege
Boshaft sich freuet.

(1819.)

II. Aus den „Liedern der Griechen".

1. Der Knabe und die Mutter.

Knabe.
Mutter, wo der Vater?

Mutter.
Glücklicher Knabe,
Der du lächelnd träumest,
Wonneworte lallest,
Nicht denkst, daß wir
Bald entwandern dem Lande,
Das all' uns wiegt,
Dich, mich, den Vater,
All' uns nährte,
Wie ich dich!

Knabe.
Ach Mutter, wo der Vater?

Mutter.
Hinaus
Mit wilder Wehr,
Mit Lanz und Schwert,
Dem Feind entgegen!
Hinaus!
Weit über die Berge,
Die steilen, felsumtürmten,
In die Ebene,
Wo du nie warst, Knabe,
Da ist der Feind,
Da ist der Vater!

Knabe.
Und bringt er Blumen
Aus den Tälern,
Wenn er wiederkehrt,
Bringt er mir?

Mutter.
Nein, Knabe!
Hinabgestiegen von den Felsen
Ist der Vater,
Nicht zum Fest
Im grünen Eurotastale,
Blumen dir zu bringen,
Mit wilder Kampflust,
Schwert und Dolch zuckend,
Der Hohe!
Flecht' ihm
Aus Lorbeerreisern
Und weißen Rosen
Einen Kranz!
Des Vaters Kampf
Ist hart!

Knabe.
Ich tu's!
Wind' ihm den Kranz
Um die Locken, wenn er kehrt,
Küss' ihn! —
Ach Mutter,
Bist böse?

Mutter.
Komm in meine Arme,
Weine nicht!
Wie dieser Busen
Einst dich nährte,
Nähre Gott dich,
Der Alliebende,
Denn ich kann's nicht!

Knabe.

Eine Träne bebt dir
Im düstern Auge,
Finstere Mutter!

Mutter.

Dort an der Linde!
Bringe mir das Schwert!
Aus den Bergen
Wandeln wir hinab!
Das Kind am Busen
Kämpft die Spartermutter,
Verzweifelt.

Knabe.

Dort nah'n sie —
Mutter!

Mutter.

Armer, die Männer!

Knabe.

Hörst du's dröhnen und krachen?
Wie die Flamme schlägt
Aus dem Hause!
Flieh!

Mutter.

Komm!
In meine Arme!

Knabe.

Schreckliche!
Wie deine Locken wirbeln
Im Winde!

Mutter.

Fort!
Und nun schütze,
Schütze die Verzweifelten,
Deine Waisen,
Gott!

2. Wechselgesang.

Alle.

Alles Volk der Griechen hebe
Hand und Herz zu Gott empor!
Grieche räche, Türke bebe!
Kühne Stärke, brich hervor!
Geist der Freiheit, steige nieder,
Du, der alles wirkt und schafft!
In die Herzen kehre wieder,
Alte, stolze Riesenkraft!

Chor der Jünglinge.

Wie die junge Terebinthe
Hoch auf grünem Hügel blüht,
Schreiten wir durch Wies' und Gründe,
Weil in uns die Stärke glüht:
Ohne Schwanken, ohne Bleiben
Eilen wie durch's Leben hin:
Überall ein reges Treiben,
Überall ein starker Sinn!

Chor der Mädchen.

Wie die reine, zarte Quelle
Durch die Blumenufer wankt,
Wiegt uns sanft die Lebenswelle:
Keine weinet, keine krankt!
Und des Jünglings Stirne kröne
Unsre Hand in Liebeslust!
Und du liegest, holde Schöne,
Lächelnd an der Stärke Brust!

Chor der Männer.

Schwimmt die schöne, heit're Jugend
Wie die Wolk' im Morgengold,
Übt der Mann die Kraft und Tugend,
Regelt, was die Liebe zollt!
Stark und tätig, nichts versäumend,
Lenkt er ernst und schützt und schirmt,
Wenn im Sturm auch, donnernd, bäumend,
Sich auf Woge Woge türmt.

Chor der Weiber.

Und am keuschen Busen nähren
Liebend wir das holde Kind.
Mag der Mann dem Sturme wehren,
Wirken, daß er viel gewinnt:
Weich, wie Kuß und Blume, leiten
Wir den Stürmenden zur Ruh',
Aus den Fernen, aus den Weiten,
Führen ihn den Schranken zu.

Chor der Greise.

Und wie über'm jungen Tale
Alte, weiße Bergeshöh'n
In der Sonne heiter'm Strahle
Ruhig-mild zum Himmel seh'n,
Heben die verklärten Augen
Ahnend wir ins Ätherblau,
Die wir nicht zur Erde taugen,
Gottes ausgequoll'ner Tau!

Alle.

Alles Volk der Griechen hebe
Hand und Herz zu Gott empor!
Grieche räche, Türke bebe!
Kühne Stärke, brich hervor!
Geist der Freiheit, steige nieder,
Du, der alles wirkt und schafft!
In die Herzen kehre wieder,
Alte, stolze Riesenkraft!

3. Die Jungfrau unter den Propyläen.

Wie wunderbar umfängst mich,
Alliebend,
Heiliges Licht!
Aus jungem Grün hebt
Dunkel-einsam, wie ein Geist,
Grau verwittert Gestein,
Säul' an Säule
Sich empor,
Webt um alte Wölbung
Weich schwellend, umstrickend,
Wie ein lächelnd Kind
Um den ernsten Vater,
Liebend-innig Epheugeblätter
Drängt hinan,
Flüsternd zu alter Trümmer
Ehrwürdigen Gipfeln:
Und die Sonne faßt
Alliebend, umquillend,
Laubgrün, Säulengrau,
Füllet alles
Mit Liebe, mit Liebe!
Fort drängt mich's
Im schwellenden Busen!
Ach, wohin?

Wie du wehst
Auf luftiger Höh'
Um Wang und Locken,
Lieblicher Wind!
Ahnest du, weinest du,
Liebend Herz?
Bist so lauter und mild
In deines Blau's
Unendlicher Fülle,
Heiterer Himmel!
Alleinig liebt und webt
Und treibt und keimt
Alles, deine Kinder alle,
Die dich schauen, lieben
Heilige Sonne,
Auge des Himmels,
An der alten Erde
Keuschem, wärmendem Busen.

Du bist's! du bist's!
Bildende! Liebende!
Fassest mich, ziehest mich
Ganz zu dir!

Hinüber!
Über das Hellgrün
Und graue Trümmer,
Über Berg und Meer,
Über die blauen Inseln!
Hinüber! hinüber!
Ach — verschwimmen
Ganz in dich,
Du heiterer Himmel!

III. Fragmente aus „Phaëthon“.

(Stimmungsbilder.)

Des Abends wandl' ich den Hügel hinan. Wie ein Riese steht droben eine alte, lange Eiche und streckt, wie starke Arme, die breiten Äste auseinander. Mir ist's, als ob mich zarte, liebe Geister umwehten, wann der Abendwind durch die Blätter säuselt. Da hab' ich meine schönsten Stunden. Ich lese meinen Homer oder auch einen Chor aus den alten Tragikern. Ach! und wenn's dann still wird umher und immer stiller, und durch die dunkle Eiche der letzte Strahl der warmen, heil'gen Sonne meine glühenden Wangen küßt, wie der Mund eines Mädchens, wenn die grauen Wölkchen im gold'nen Meer der Abendröte schwimmen, wie zarte verfließende Bilder der Vergangenheit, und das linde Weh'n der kühlen Lüfte so zärtlich liebend in meinen Locken spielt, und wenn dann allmählich im blassen Duft auch die fernen Berge zusammenschwimmen mit dem Himmel, wie eine Seele mit der andern, und der Nebelflor auch über dem Tale wallet, und die Abendglocken so voll, wie mein schwellend Herz, aus der Ferne klingen, ach! da wein' ich wie ein Kind und drücke den lieben Homer an meine Brust und benetz' ihn mit meinen Tränen, und die Natur, die Ewige, die Liebende, lächelt mich an, wie eine Mutter. Dann füllt sich mein Inn'res an mit einer unendlichen Wonne, und ich fühle jeden Pulsschlag der lebendigen Natur und wandle dann wieder so hinunter. I. S. 8. ff.

O, im Freien ist mir so schmerzlich wohl. Und ist's nicht natürlich? Du reine heilige Luft, du umsäuselst mich ja, Ewige, Endlose! In deinen Armen ruhet die Erde wie der Säugling im Schoß der Mutter! Du küssest die jähen Riesenstirnen einer Felswand wie das bescheidene Blümchen, das um eine Quelle wankt. Du bist's, die tausendjähr'ge Eichstämme mit starkem Arm an ihrer Krone faßt und aus der Wurzel die Gewalt'gen wirbelt, du bist es, die in kindisch-heiter'm Spiel um eines Mädchens Locken wie um eine volle Rose wehet, Mutter! Alliebende! Du kühlst mir, wie das Flüstern einer fernen Ahnung, oft die heiße Stirne und legst dich schmeichelnd an meinen glühenden Busen. Nach dir dürsten alle Wesen, du Allernährende! Ach! und sie* hast du liebend schon umfangen, als sie, ein harmlos lächelnd Kind, an ihrer Mutter Brüsten lag und in der Wiege mit farbigen Blumen spielte — und jetzt noch küssest du die vollen Wangen der Jungfrau, und sie errötet nicht, denn deine Lippen sind keusch! du Reine! Du bist ja die erste, die den Menschen mit freundlichen Armen umfaßt, wenn er eintritt in die Welt, und du bist's die den letzten verklingenden Seufzer von seinen Lippen nimmt, Göttliche! Anbetungswürdige! I. S. 86. ff.

Oft an heiter'm Vormittage drängt mich's, mein Zimmer zu verlassen, und ich wandle dann hinaus ins Freie. Ach welch' ein Gefühl, zu irren durch die stillen Wiesen und Gründe, wenn alles so stille ist umher, und nur selten ein Mensch

* Atalanta.

geschäftig seinen Weg vorüberwandelt! Da leg' ich mich dann am Fuß eines kleinen Abhangs nieder mit einem Buche. Theodor, wenn ich dann aufschaue und hinüberblicke über die schweigenden Dörfer, und die liebe Sonne bald ins Gewölke sich hüllt, bald in all' ihrem Lichte wieder heraustritt, und zu meinen Füßen eine Quelle mit tiefbescheid'nem Rieseln durch die Gräser sprudelt — wenn's dann immer stiller wird und feierlicher, nur hie und da ein reifer Apfel vom belad'nen Aste tönend auf den Boden fällt oder ferne Stimmen erklingen und wechselnd sich antworten — wenn dann mein ganzer Busen sich füllt und ich fühle das geheime, glühende Leben, Hügel und Berge, Quellen und Wiesen, Bäume, Blumen und Gräser bis ins Tiefste wie von einem Geiste der Fülle und Ruhe beseelt sind — wenn dann die Erinnerungen aus den Tagen meiner Kindheit, wie blasse Wolkenbilder, in heiligem Schweigen heranschweben, mich linder und süßer umwallen, und alle jene Wünsche meines Innern sich erneuern, jene Träume von Glück und seliger Zufriedenheit — die Welt wieder vor mir steht, wie ich sie damals mir geschaffen, und meine Brust anschwillt und es klingt wie eine Ahnung, du wirst noch glücklich werden — Bruder! wenn dann mein Buch mir aus der Hand fällt und mein Auge verschwimmt in den grundlosen Aether . . . . . heilige, heilige Natur! Mutter! Allbeseelte! deine ewige Wärme fühl' ich, deine Ruhe, und ich komme mir vor, wenn ich unter den Gräsern und Blumen sitze, als sei auch ich dein Kind und dein — liebstes Kind. I. S. 108. ff.

(Mondscheinromantik.)

Heut war eine schöne Mondnacht. Ich wandelte mit Atalanta durch den Garten. Ich hatte meinen Arm um sie geschlungen und sah mit Entzücken, wie unsere langen Schatten auf der Erde sich vermählten. Von ungefähr standen wir am See: der Kahn schaukelte sich vor uns am dunkeln Ufer.

„Besteigen wir den Kahn nicht, Atalanta?" sagte ich. Sie lächelte: „Ja." Ich sprang hinein, löste die Seile und gab ihr die Hand. Die Schüchterne hüpfte in den Kahn.

Ich nahm das Ruder zur Hand und plätscherte damit in den Wellen. Ein kühler Abendwind trieb uns bald aus den Uferschatten.

Theodor! was war das für eine Stunde! Wie Träume umschwebten zartgehauchte silberne Wölkchen den Vollmond, der in seiner lieblichen Fülle, wie das Angesicht eines keuschen Mädchens, herabquoll auf die zitternden Gewässer. Die Tannen am Ufer drüben schienen sich mit ihren Riesenschatten in der kühlen Flut zu baden. Wie ein dünngewob'ner Schleier von Duft, umwallte die Gegend umher ein blaues Licht, und die Berge schwebten, wie die verklungenen Wünsche unserer Kindheit, aus ihren Fernen herüber. Der Garten mit seinen dichten Ufergebüschen ward wie eine dunkle Wolke: nur die drei Säulen ragten in schwachem Licht aus dem Dunkel, wie geheimnisvolle Trümmer einer entschwundenen Urzeit.

Die Geliebte lag an meiner Brust und hatte zärtlich ihren Arm um meine Schultern geschlungen. Ihr blasses Antlitz blickte aus den Locken, wie der weiße Mond aus dem dunkeln Aether. Wir schwiegen: nur manchmal drückt' ich die Liebende wärmer an meine Brust und küßte die milchweißen Wangen.

Kein Laut aus der Ferne, nur das melodische Plätschern des Wassers beim Schlage des Ruders. Da begann ich endlich:

„Atalanta, fühlst du den stillen Geist, der über der ruhenden Gegend schwebt?"

Sie drückte meine Hand und blickte mich an mit dem Auge voll namenloser Liebe und lispelte seufzend: „Ich fühle!“ und dann schwiegen wir wieder, und manchmal nur bebten unsere Lippen: „O Gott!“ Unsere Seelen wurden wie das klare, reine Gewässer, unser Leben wie ein einziger Hauch der Liebe.

„Ja, Atalanta,“ sprach ich wieder, „wie die Mondnacht ist unser Leben, wann es am schönsten ist. Ist nicht die Gegend wie ein Traum? Wir schweben umher; der Wind kühlt unsere heißen Wangen und lindert das brennende Sehnen unserer Brust. Die Pfade sind eben und glatt, wie die Wasser. Ferne liegt die Wirklichkeit, wie das Ufer, mit ihren finstern Gestalten. Und wenn sie nicht so ferne lägen, ach! da wär' unser Leben auch nicht so schön.“

„Kannst du,“ sagte Atalanta, „kannst du ein Ende denken dieser Wonne? Bricht endlich nicht die Morgenröte von Osten her und beleuchtet jene Gestalten, die so schön sind aus der Ferne?“

„Unendlich, ewig, Atalanta, ist die Liebe, wie deine Seele. Tod wäre das Ende der Liebe, und die Seele stirbt nicht. Die Liebe ist ewig jung und wandelt ewig unter Blumen.“

„Ach! aber die Blumen welken, Phaethon!“ seufzte Atalanta mit einem unaussprechlichen Schmerz im Auge.

„Ewige Jugend . . . du zarter Engel! Die Liebe kennt kein Alter, wie der warme Sonnenstrahl, der auch um graue Mauertrümmer quillt. Und einst, wie die jungen Geister sich lösen aus der alten ehrwürdigen Hülle und frei sind und dahinschweben können durch den Aether und zum erstenmal als Geister sich küssen . . . Atalanta . . . ein Kuß der Geister . . . Und wenn sie nichts mehr hindert, ineinander zu fließen, und eine Umarmung wird die Ewigkeit . . .“

Atalanta blickte in das Wasser und dann hinauf zum Mond, als wollte sie ihn bitten, den Lieben, Sanften, sie hinauf zu nehmen zu seinem reinen Licht. Dann sagte sie: „Phaethon, ach hier ist's schön, doch dort . . .“ Die ewige Vollendung glänzte in ihrem feuchten Auge; ihre Brust hob sich unter dem Gewande. Mir war, als weinte sie nun die letzte Träne, als sei dieser sehnende Blick der letzte, den sie dem Sterblichen zuwerfe, und sie schwebe aus meinen Armen, ein göttlich Wesen, in der schönen Mondnacht zum Himmel, dem ewigen Ziel ihrer heißen brünstigen Sehnsucht. Mein Mund verstummte, ich schloß sie heftiger an die Brust, ihr Auge wandte sich auf mich, und unsere Lippen waren glühend aneinandergeschlossen.

Da hörten wir aus der Ferne eine Flöte. Wie zarte, liebende Geister klangen die schwebenden, empfindungsreichen Töne zu uns herüber. Unsere Seelen selbst waren wie zusammenschwimmende Akkorde, voll unendlicher Harmonie, voll schwellender Empfindung. Sie lösten sich auf in ein stilles, aber überschwänglich seliges Anschau'n unseres Innern und verschwammen endlich hinüber, wie die blauen Bilder der Berge. Nur „dein, dein“ seufzten unsere Lippen, „hier und dort.“ I. S. 128 ff.

(Homer.)

Ich lebe wie zu den Zeiten Homers. Die Wirklichkeit berührt mich kaum, wie die Flut den Fuß des Gebirges, dessen wolkenumwob'ne Scheitel weiter reichen, als das Auge trägt.

Ich saß vor dem Bilde Homers auf der untersten Stufe. Atalanta saß neben mir. Sie spielte mit den Epheublättern, die um ein altes Architrav sich schlangen.

Die Sonne war nahe am Untergehen. Durch die wilden Rosengebüsche blickte der blaue See mit seinen grünen Ufern. Da zog ich den Homer heraus. Atalanta sah mich an und lispelte, die Hand mir drückend: „Lesen wir?" Ich sagte: „Ja. Wie feiern wir schöner den Abend? Und welche Rhapsodie schlag' ich auf, Atalanta? Da hast du das Buch!" „Nausikaa!" klang's von ihren Lippen.

Sie las. Theodor! wie die griechischen Worte wogten von den zarten Lippen, die Worte des Mäoniden. Jeder Laut war wie aus tiefster, innigster Seele.

Das Saftgrün der Blätter und die Glut der Rosen und der Abendsonne . . . die grauen alten Säulen . . . die Trümmer um uns her . . . und drüber hinein das Himmelblau . . . und das Mädchen, vom quillenden Strahl der Sonne geküßt, mit ihrem Engelauge, mit ihren Rosen in den dunkeln Locken, mit ihrem Homer in den Händen . . .!

Da rief ich endlich aus:

„Atalanta, denke dir den Sänger, wie er stand auf dem grauen Felsen von Chios, wann die warme Morgensonne seine weißen Locken umwallte, wie das Haupt eines Heiligen, und um ihn her saßen im Kreise die Schüler auf den steinernen Bänken — wie der alte Lehrer hinüberblickte über die lachenden Fluren des Eilands von der jähen Klippe und sein Auge von den grünenden Buchten und dem frischen Gestade hinüberdrang, wie ein Lichtstrahl, in die grenzenlose Weite des Meeres und endlich verschwamm in der Flamme des aufsteigenden Sonnengottes, wie nun seine Brust sich hob und eine Träne bebte im Auge des Alten, Ehrlichen, wie er da lehrte und seine Lippen überquollen von der Fülle seines Herzens, wie von Strahlen der ewige Lichtquell der Sonne, er, der Sohn des Himmels, auf dem Felsen, und um ihn der endlose, im Morgenrot wallende Aether, rein, wie seine Dichterseele . . .

Atalanta war mir an die Brust gesunken: ich blickte hinab auf das jugendliche Haupt und fühlte mein ganzes Wesen überwallen, wie ich sie so nah mir sah, diese unaussprechliche Schönheit. Ihr dunkles Auge voll ewigem Frieden weinte verklärt zum blauen Himmel hinauf, und ich drückte, von der Seligkeit der Götter durchschauert, einen heißen Kuß auf ihre keuschen, unentweihten Wangen. I. S. 140 ff.

(Phaëthons Traum.)

Höre meinen Traum.

Ich trat in ein elysisch schönes Land. Durch fette Wiesengründe wälzten Bäche sich. An ihren Ufern stiegen im Schatten des Lorbeers und der Myrthe Säulentempel in die Lüfte. Unendlich klar war das Blau des Himmels. Der linde, warme Hauch eines ewigen Mai's war über Wiesen, Wälder, Hügel und Himmel gegossen.

Da hört' ich ein unterirdisch Dröhnen, als ob die Erde wollte Riesen hervorstrudeln aus ihrer Tiefe. Die Bäume wankten, und die Felsen bebten. War es so, als aus dem gestaltlosen Chaos mit Brausen und Donnern die Elemente sich schieden, aus dem kochenden Wirbel der Urkräfte, wie das gestaltete Eisen aus der Flamme, die Welten sich lösten und die alten Riesengötter im Kampfe lagen mit den neuen, wie der gewaltig genialische Geist in seiner schrankenlosen Erhabenheit, in seiner überschwellenden Größe, in seiner unermeßlichen Pracht, wenn die Kunst ihn zwingen will in gerundete Formen, in vollendete, harmonische Bildung, ins Ebenmaß?

Ein Mann stieg aus der Erde. Sein Auge sprühte Begeisterung, wie Funken die Sonne: die wilden, langen Locken umwallten in regellosem Wirbel die hohe ge-

faltete Stirne und den unbeugsam männlichen Nacken. Er ergriff die alten Eichen und wuchtete die Ungeheuer mit Stamm und Kron' und Wurzel aus der Erde, daß sie, laut dröhnend, mit entsetzlichem Gekrache, wie vom Himmel geschleuderte Giganten, niederstürzten. Dann riß er Felsen aus dem Boden und warf wie leichte Steine sie empor und türmte einen auf des andern Gipfel. Dann schwang er sich hinauf und stand auf dem himmelragenden Geklippe, daß seine Haare, von den Winden gewirbelt, wie Schlangen in den Lüften flogen. Darauf stieg er nieder, und eine Flamme zündet' er an auf einem Altar am Fuß des Felsgeklüftes und betete an die wechsellose Riesenmacht des allgebietenden Geschicks und die Grundkräfte der lebendigen Natur, die alten Urgötter, und flehte, Gerechtigkeit walten zu lassen auf Erden und Heil und Fülle zu verleihen dem heißgeliebten, göttlichen Vaterland. Es war Aeschylos.

Nicht weit von ihm quoll nieder eine Flamme, daß Tempel umher und Myrthen und Blumen von dem Lichte glänzten. Es war die ewig heilige Flamme der Religion. Aus ihr trat, wie geläutert, hervor ein Mann in himmelblauem Gewande. In seinem Antlitz küßten sich, wie Bräutigam und Braut, der Ernst und die Sanftmut, die Würde und das Gefühl, die Hoheit und die Liebe, die Kraft und die Anmut, und wie Lilien blühte darin der Geist der Reinheit und der Ahnung der Gottheit in ihrer höchsten Fülle. Sein ganzes Wesen war Harmonie und Ruhe. Er war ein Greis, aber jugendliche Schöne schwebte noch in den edeln, würdig milden Zügen. Er trat vor einen Altar und kniete nieder und betet' an die alten Gesetze, die ewigen, aethergeborenen, in denen der Gottheit nie alterndes Wesen wohnt, und blickte mit einem Antlitz voll anbetender Liebe, voll frommen, seligen Vertrauens empor zu dem Geiste der Welt. Es war Sophokles.

Nahe bei ihm war ein Myrthengebüsch. Ein Duft von Salben, Blumen, Räuchereien strömte mir entgegen. Zugleich vernahm ich den Klang einer Flöte und ein laut-frohlockend Rufen, ein bacchantisch Getümmel. Es teilte sich der Myrthenbusch. Ein Mann lag auf einem grünen Rasen in den Armen einer Flötenspielerin. Ein Kranz von Epheu und Violen und festlich schmucke Binden waren ihm um's Haupt gewunden. Üppige Weinreben, das Bild der Freude, wuchsen empor aus der Erde, und wie volle Kinderwangen lächelten schwellende Trauben aus dem dunkeln Laube. In seinem Feuerauge blinkte die süße Begeisterung des Dionysos, um seinen Mund schwebte ein spöttisch-süßer Zug, aber aus seiner Stirne sprach ein strenger, tiefer Ernst, eine unaussprechliche Weisheit, eine unglaubliche Stärke, eine unbeugsame Kühnheit. Sein ganzes Wesen war ein Rätsel. Denn während er ohne Zucht und Scheu, mit wilder Lust, mit kecker Derbheit alles, was um ihn war, Götter und Menschen, zu höhnen schien, strahlte doch aus ihm die Anmut und jede Gabe der Huldinnen in einer unerschöpflichen Fülle. Sie schienen von ihm abhängig, nicht er von ihnen. Man mußt' ihn anstaunen und doch lieben, den Wilden, Zügellosen. Mit der einen Hand schwang er bald mit lautem Jubel einen vollen Weinbecher, bald eine klingende Handpauke, und bald eine Maske der Thalia, während er mit der andern den Hals des Mädchens umschlang und mit dem Verlangen der Liebe ihren blendend weißen Busen küßte. Dann sprangen beide auf mit wildem Gelächter und opferten den Charitinnen und der Aphrodite. Es war Aristophanes.

Die Flamme des Aeschylos schlug gewaltsam auf vom Felsenaltar in lodernder, dunkelroter Säule: die Flamme des Sophokles schwebte in milchweißer Klarheit empor, wie ein ausgehauchtes Sehnen unserer Brust: die Flamme des Aristophanes flatterte knatternd in die Lüfte und duftete von süßer Geruchesfülle.

Und plötzlich sah ich über den Dreien einen Wagen schweben auf einer Wolke. Amarynthen, die Blumen der Unsterblichkeit, hingen in schwellenden Kränzen um ihn. Unendliche Fülle des erhabenen Gesichts! Anbetend sank ich nieder. Ein wunderbarer Mann stand auf dem Wagen, wie ein Lichtgeist, dessen Körper zart gewebt war wie Aether und um und um eine Hülle trug von unzähligen Flügeln. Um sein Haupt bewegten sich dreimal drei Sterne, aber der reinste, klarste, der Stern der Weisheit und der Schönheit, brannte wie eine Sonne über seiner Stirne. Zwei Rosse lenkte der beflügelte Mann an seinem Wagen: weiß war das eine, wie frischer Schnee im Glanz der Sonne, mit schwarzen Augen; sein schlanker Hals war gebogen wie der Hals eines Schwanen, er war zart und voll züchtiger Scham und strebte nach oben. Aber neben ihm flog ein schwarzes Roß, von häßlicher Mißgestalt, mit kurzem steifem Hals: seine Nase schwoll von Wut und Ungestüm: sein blutig Auge wälzte sich wild im Kreise. Unaufhörlich blickte der Beflügelte nach oben; sein Auge war trunken, wie das Auge des Seligen, der die Schönheit schaut in ihrem reinsten Lichtglanz: und immer heftiger regten sich die Federkeime um seinen Körper und schwollen und strebten hinan. Wie von heiliger Scheu war das eine Roß durchdrungen, das schwarze aber schüttelte die wogende Mähne mit wildem Schnauben und bäumte sich wiehernd empor und keucht' an dem zurückgezog'nen Zügel. Da riß der ergrimmte Führer am Gebiß, daß Blutstropfen träufelten vom Mund des Rosses, und laut dröhnend, mit entsetzlichem Geschnaube, das Ungebändigte zu Boden stürzte. Da schossen gewaltig die Flügel aus dem unendlich verherrlichten Körper des Wagenlenkers, sein Auge ward wie Morgenrot, er ward verklärt zu lauter Seele, lauter Geist. Platon war der Wagenlenker.

Es ward stille. Da hört' ich die fernen Töne klingender Saiten. Und immer näher kam der wunderbare Klang von oben. Ein milch-weißes Wölkchen bemerkt' ich niederschweben aus der blauen Luft, und heller immer ward's und größer und blieb am Ende stehen über dem Haupt des göttlichen Wagenlenkers. Jetzt verklangen die Laute: es teilte sich die Wolke, und ein Greis trat hervor in blendendweißem Lichtgewand, mit langsam-feierlichem Tritt, eine Harfe in der Hand. Um ihn wälzte sich in undurchdringlichen, immer beweglichen Strömen das reinste Licht: ein hellgrüner Kranz wand sich mit frischem Laub um seine grauen Locken; Ruhe taute sein ernstes Auge und vollendete Harmonie, und in reicher, unermeßlicher Fülle quollen die Strahlen, wie melodische Quellen, herab aus seiner Wolke unter die Betenden unter ihm. Die Flammen ihrer Altäre wurden gewaltiger von dem Lichtregen, und der aufwallende Rauch sammelte sich zu einer dichten Wolke unter den Füßen des Greises. Wer war es anders als Homeros?

Und auf einmal ward's noch klarer um uns, daß die Tempel umher der Götter erglänzten und die Bäume im Hellgrün. Der Greis verschwamm fast in das wogende, lautere Licht. Da hört' ich eine Stimme . . . sie kam von ihm . . . „Schaut empor, ihr Reinen, daß ihr die Schönheit, nach der ihr verlangtet auf Erden, schauet in ihrer wahren Göttlichkeit, ohne Farbe und ohne Gestalt, ohne Anfang und ohne Ende, die Schönheit in Gott, in der ich wohne!" Sie schauten empor: auch ich wollte mein Auge hinanheben . . . da erwacht' ich. I. S. 144 ff.

(Catons Erzählung.)

Ich bin ein Nachkomme der alten Spartaner und ward geboren in einem der Täler des Taygetos. Mein Vater war ein wilder Maniate. Die Freiheit liebt' er, wie die andern rauhen Männer in den Schluchten des Gebirges, und verteidigte sie kühn im Kampfe mit dem Pascha.

Von Jugend auf ward ich gewöhnt, die Waffen zu führen. Schon als Knabe kniet' ich mit den großen Hunden an den lohen Feuern, wann sie brannten durch die schwarze Nacht, den Muselmann von unserm Dorf zu schrecken. Meine Mutter war mir früh gestorben, und bald fiel auch mein Vater im Gefecht. So war ich früh allein auf der Welt.

Ich kam nach Misitra. Hier ward mein Geist genährt mit den Riesenbildern des alten Sparta. Die Vorwelt stieg, wie ein Schatten, aus den Gräbern: ich ward mit ihr befreundet und fühlte meinen Busen anschwellen von großen, erhabenen Entwürfen.

Mein Mausoleum ist ein Bild des Hauses, worin ich wohnte. Es hob sich dunkel aus Platanen und Orangen, wie ein alter, schauriger Geist aus der jungen, blumenvollen Erde. Doch mir war es immer zu eng' im Hause; hinaus trieb's mich mit ungestümer Kraft, wo ich die große Natur in ihrer Fülle sah und die mütterliche Erde, und weinend dankt' ich oft meinem Gott, daß er mich werden ließ in Griechenland.

Die Spiele meiner Kindheit waren die Spiele der alten griechischen Jugend. Um die Zeit, als der erste Flaum noch um mein Kinn blühte, war ich immer Sieger im Wettlauf und beneidete die ältern, die schon den Diskus werfen oder den Gegner im Ringen zu Boden werfen konnten. Auf meinen wilden Sinn wirkte bei den Tänzen wenig die Hymne, wann die Leier erklang am Fest und die baskische Trommel, aber da glühte meine Brust, wann im Pyrrichischen Tanz* die Männer wie starke Löwen mit den Waffen sich entgegenschritten.

Oft saß ich bei Nacht, wann der Mond am Himmel schwebte, allein unter den Trümmern der persischen Säule, oder an dem dunkeln Gemäuer des alten Tempels der Venus Armata, oder auf den steinernen Sitzen des Dromos,** und dachte an die Zeit, wo die Väter noch wandelten in diesen Räumen und der ernste, eiserne Sinn sich bildete, der mich in düstern Schauern anwehte aus den finstern nächtlichen Gestalten.

Die Gegenwart verschwand vor'm Heldenglanze der Vergangenheit. Ich wiegte mich in Träumen, wie die Biene in Blumenkelchen, und war gesund an Geist und Körper.

Da sprach aus meinem Innern eine Stimme. Sie hieß mich mein Vaterland durchwandeln. Allein mußt' ich gehen: meine Geliebten waren ja tot. Ich nahm Abschied von meinen angebeteten Trümmern, von den Lorbeerufern des Vasilipotamo und wandelte von Misitra. Damals war ich siebzehn Jahre alt.

Ich kannte den Menschen noch nicht. Ich liebte bloß den Griechen und haßte den Türken.

* Ein zur Flöte aufgeführter Waffentanz (besonders am Panathenäenfeste).
** Laufbahn, Rennbahn.

Meinen Weg wandt' ich auf Arkadien zu. Bald umfingen mich die Täler des schönen Hirtenlandes. Ich streifte tagelang durch die rauhen, waldbewachsenen Gebirge, wo ungeheure Felsenklüfte wechseln mit wild emporstarrendem Geklippe und um die kahlen Riesenstirnen nur einsam Moos und Farrenkraut sich ranket. Dann stieg ich wieder hinab in die grünen, lachenden Tale.

Da setzt' ich mich dann auf ein altes Säulenstück am Abend, wann zarte, volle Wölkchen im glühendreinen Gold des Himmels sich badeten, und sah, wie die Bienen um duftende Blumen, um Lorbeer und Myrthe schwebten und die raschen mutigen Rosse an den lachenden Ufern des klaren Flußes sprangen: dann flog mein trunkener Blick hinweg über die fetten Gründe mit ihren Platanen und Maulbeerbäumen und irrte um dunkelgrüne Hügel, wo die weißen Schafe hüpften und ihren Quendel und Thymian suchten. Und weiter hinaus schweifte mein Auge, wo auf den breiten Höhen Tannen, Fichten und Therebinthen ihre unermeßlichen Wälder bilden und über hundertjähr'ge Eichenstämme die Felsen ihre grauen Häupter türmen, und blieb endlich stehen auf dem hohen Pholoë, der über den grünen Thälern mit seinem ehrwürdigen, in den schneegewob'nen Schleier gehüllten Haupte stand, wie auf der jungen, beblümten Wiese der Priester des Sonnengottes.

Dann dacht' ich an die schönen Zeiten, wo der fromme, dankbare Mensch alles, was um ihn war, Wälder und Fluren, Quellen und Flüsse, Täler und Berge mit dem Geist einer Gottheit belebte, wo die Nymphen, die heitern Töchter der Natur, durch Blumen und Fluren irrten, in jedem Baume eine Dryas webte, über dem klaren, spiegelnden Wasser der volle Busen einer Göttin schwoll und der muntere Pan Gebirg und Wald mit seinem Flötenklang erfüllte. Da schwebte das ganze Gewimmel der alten Götter an mir vorüber, und ich sah sie um mich wirken und lächeln als die Kräfte der heiligen, wirkenden Natur.

Ich wandelte durch die Ebene Mantineas und suchte das Grab des Epaminondas. Nie vergeß' ich diesen Morgen. Die Sonne war eben aufgestiegen und schien in ihrem wandellosen Licht herab auf die Erde, das ewige Spiel der Zerstörung und Umwandlung. Ich wand mich durch das Rosmaringesträuch, das um die Gräber meiner Väter sich wob wie der Blumenkranz um das Haupt eines abgeschied'nen Greisen, und irrte traurend durch die Ruinen und las die Inschriften auf dem alten Gesteine. Dann setzt' ich mich nieder. Frisch blinkte der Tau auf den Blättern, im Glanz der Sonne, die durch Lorbeer und Oliven ihre zitternden Strahlen auf mich warf und mit warmem Kusse mir um die Wangen spielte. Über den Rebenhügeln lag vor mir der Mänale mit seinen Fichten, der Ar[illegible]ios und der waldige Parthenios stand zur Seite, und in weiter Ferne dämmerten, wie ein Traum, im rötlichen Morgenduft verschwimmend die weißen, schneeumwob'nen Riesenstirnen des Taygetos. Da kniet' ich nieder auf die geweihte Erde und betete die Sonne an und schwur in Tränen bei den Geistern meiner Ahnen, würdig zu werden ihrer erhabenen Heldengröße und zu sterben, wenn die Zeit kommt, für mein unterdrücktes Vaterland.

Nun ging ich durch die Haide von Tegea, wo traurig um die ungeheuern Trümmer der gelbe Grashalm wanket, und bald lag das verarmte Korinth vor mir, dem hohen, von zwei Meeren bespülten Geranion die Füße küssend.

Umsonst suchte mein Auge die Tempel der Freude, wo einst die schöne Jugend der Macht der Aphrodite ihre Opfer brachte und die Hetären, mild, wie ihr sanfter Himmel, im Arm der Wollust in tausend schwelgenden Genüssen die Triebe freier

Männer wiegten. Einst war's der Sitz der Schönheit, Kunst und Freude: der Reichtum warf seine Fülle wie Apfelblüten über diese jugendliche Stadt . . . jetzt hatte die Armut die gefall'nen Brüder gebleicht wie zu Schatten und Gespenster. Alles, was die Menschen gebaut und geordnet, ist verschwunden: wie ein Fremdling klimmet der späte Nachkomme um die Trümmer seiner Väter, und doch lächelt der Himmel noch so rein wie vordem, und das Meer rauscht ewig an seinen Ufern, und die Berge schauen ewig jung über die verwandelte Erde.

Von Korinth schiff' ich nach Athen. Dort saß ich tagelang auf der Höhe der Akropolis und sah durch die grauen Säulen und die jungen Lorbeere hinüber zum bienenreichen Hymettos. Ich wandelte an den verlassenen Ufern des Ilyssos und des getrockneten Kephissos . . . und durfte mir nicht sagen: auch du bist ein Grieche.

Nun kam ich durch das alte Böotien, durchwandelte die Wälder und Haiden des dürren Aetoliens, weinte über die Raubhorden der Schluchten von Manina und goß meine Tränen in den alten weißen Acheloos. Wie eine Furie trieb mich der Geist des alten Hellas durch die Länder, eine wilde Unruhe jagte mich über die Berge, und mein Volk stand in seiner ganzen Niedrigkeit vor meiner Seele. Ich schiffte ab von Oeniadä, stieg zu Dyma ans Land und wandelte ins schöne Elis. Kinder! da ward vollendet das schöne Bild! Wildverwobenes Gesträuche, Säulenstümpfe, Mauerstücke, zerbroch'ne Basreliefs, Schilder, Trophäen bedeckten das Tal von Olympia. Der Alpheus wälzte sich wie eine blaue Schlange mit kühner Windung durch die Eb'ne, wo nur der Tod und die Zerstörung wehte, die Wölfe des Pholoë und des Erymanthos in der Wildnis hausen und nur hie und da ein einsamer Mann in der schweigenden Gegend gräbt, dem Boden seine Schätze abzugewinnen.

Mein Leben war ein Schmerz geworden. Ich versank in Schwermut wie der Mond in Wolken, und die Freiheit war mir zu einem fernen, verschwebenden Luftbild geworden.

Die Donner, die wilden Vorboten des Winters, erschollen am Himmel, und ich war wieder in Arkadien.

Die Blumen der Tale waren gestorben, wie meine seligen Träume. Ich suchte sie vergebens. Der Schnee umhüllte die Erde, wie die Silberlocken das Haupt eines Greisen, und die hochstämmigen, breitästigen Eichen standen da, wie die Geister ihrer Frühlingsblüten. Das Pentedaktylon glänzte mit seinen Schneehäuptern wie eine milchweiße Wolke im blauen Aether.

Da half ich nun den armen Brüdern die unbändigen Wölfe verscheuchen von den Dörfern, wann sie herunterkamen in heulenden Scharen von den Waldgeklüften des Lyceus, und des Abends saß ich am Herde, wärmte mich an der Flamme und horchte träumend den Märchen von Sylphen zu, die der Aberglaube von Mund zu Mund geleitet.

Der Frühling kehrte wieder. Das Veilchen blickte, wie der bescheidene Wunsch unsers Innern, aus dem Schnee. Die Fluren wurden frei, und die Störche kamen wieder von Libyens Gestaden und bauten ihre Nester auf alte Mauern, auf hohe Säulenkapitäle. Es grünten und blühten Platanen, Feigen und Maulbeerbäume. In meine Seele kehrte kein Frühling.

Da wandelt' ich wieder am königlichen Eurotas und sah die Schwäne ziehen in seinem blauen Gewässer im Schatten des Lorbeers. Die Burg von Sparta lag vor meinem Auge. Von den weißen Höhen des Taygetos rollten donnernd die Schneelawinen in die Täler.

Ein alter Mann mit langem Barte saß am Ufer unter einer jähen Felswand. Er schien in tiefe Gedanken versunken.

Ich wünscht' ihm einen guten Abend. Er schaute auf. Ich sah aus langen, grauen Locken ein altes, ehrwürdiges Gesicht mit hoher, freier Stirne, mit feurigem Auge, voll edler Würde blicken. Ein tiefer Gram schwebte, wie der Schatten einer Wolke, um seinen Mund.

Er schaute mich lange unbeweglich an und schien sich zu erfreuen an meinem Wesen. Dann fragt' er mich: „Wer bist du?"

Ich antwortete mit kühnem Stolz: „Ein Grieche!"

Der Alte stutzte. „Woher kommst du?"

„Von den Ruinen meiner Väter."

„Was suchst du hier?"

„Einen Spartaner."

„Wo bist du geboren?"

„Zu Sparta."

Das Antlitz des Greisen verklärte sich, wie die grauen Bergesscheitel, wann die Wolken über sie hinwegwandeln und die Sonne heiter sie beleuchtet.

Dann sagt' er: „Und wenn du einen Spartaner findest, Jüngling mit dem Feuerauge?"

„O dann will ich an die Brust ihn pressen und den Bruderkuß ihm auf die Lippen drücken und mit ihm beweinen mein Vaterland."

Das Antlitz des Alten trübte sich. Er sagte: „Beweinen nur?"

„Nein!" rief ich mit Leidenschaft, „leben und wirken für mein Vaterland, daß es emporsteigt aus den Trümmern, wie die Morgensonne, und noch einmal, wie sie, die Riesenbahn durchwandelt. Aber ach! ich werde keinen finden. Die Spartaner liegen im Grabe."

„Jüngling, du hast einen gefunden!" rief der Greis mit Entzücken und sprang empor und schloß mich in die Arme.

„Ehrwürdiger Vater," erwidert' ich, aus seinen Armen mich befreiend, „deine Haare sind grau. Bald wirst du in's Grab steigen wie deine Väter: es braucht Jugend und Kraft, die Ketten zu lösen von unsern Brüdern."

„Fahre du fort, wo ich begonnen!" rief er aus, „und pflege du, was ich gepflanzt. Du wirst dich um mich schlingen, wie der junge Epheu um den alten Eichenstamm, und wir wollen, Arm in Arm, dahinschweben über die Lande, wie Engel des Weltgerichts, daß die Völker sich emporheben, wie frische Akazien über den Gräbern, und die Heldenbrust schwellen fühlen vom Donnerworte: Freiheit!"

Ich staunte ob der Begeisterung des Alten. Ich glaubte, es sei ein Geist, der wieder heraufgestiegen, die Nachwelt zu erwecken, zu befeuern.

Sein Auge blickte sinnend hinüber auf die Inseln und ihre Rosen und Myrthen im Gewässer des Eurotas und wandelte dann über das Pentedaktylon und den waldigen Tornika.

Ich wußte nicht, was er wollte mit diesem Blick, als er sagte: „Ist ja doch das Land noch schön, wie vor drei Jahrtausenden, als an den lorbeerbeschatteten Ufern man die Blumen pflückte zum Brautkranz für die schöne Helena und auf dem Taygetos die Opferflammen brannten dem gefeierten Gotte!"

Dann ward er wieder ein wenig still und sagte endlich: „Folge mir in meine Wohnung!" Ich folgte schweigend.

Unterwegs erzählt' ich mein früheres Leben. Der Alte ward immer heiterer, fiel mir wieder in die Arme, rief: „Du mußt bei mir bleiben!"

Wir wandelten so unsern Weg. Unvermerkt stand ich unter hohen Felswänden, die ein finsterer Geist in regelloſem Wurf gestaltet zu haben schien. Aus verwobenem Myrthengesträuch sprudelt' eine frische Quelle und wandelte mit melodischem Murmeln durch die Felsen.

Im Schatten hoher Cypressen und Lorbeerbäume stand ein freundlich Häuschen, auf dem der beruhigte Blick sich erholte von den wilden Gestalten der Felsklippen.

„Es ist mein Haus," sagte der Alte. „Es ist auch das deine."

Wir traten hinein. Ein gewölbtes Zimmer umgab mich. Ich mußte mich niedersetzen. Der Alte saß mir gegenüber.

Wir sprachen noch eine Zeit lang, als er rief: „Theone!"

Bald ging die Türe auf, und ein Mädchen trat herein, weiß wie die Schwäne des Eurotas, mit langen, braunen Locken und einem Auge voll Unschuld und Frieden. Lächelnd und unbefangen grüßte sie mich und den Alten. Ihr Anblick machte einen wunderbaren Eindruck auf mein Herz: ich fühlte etwas quillen in meinem Innern, das ich noch nie gefühlt.

„Bring uns das Abendbrot, Theone!" rief freundlich der Greis, und das Mädchen flog wieder durch die Türe.

„Es ist meine Tochter," sagt' er zu mir, wie sie draußen war.

Bald war sie wieder da und stellte einen Korb voll frischer Früchte und einen großen steinernen Krug voll Wein auf den Tisch. Dann entfernte sie sich wieder.

Wir sprachen noch einige Stunden. Dann wies mir der Greis ein Zimmer an, drückte mir herzlich die Hand und schied. Ich setzte mich an's Fenster. Der Mond blickte in seinem blassen Licht zwischen zwei Felsen, die ihre Riesenschatten weit über die Fläche warfen. Unerklärbare Schauer zogen durch meine Brust. Der wunderbare Greis mit seinem Feuer und das Gefühl meiner Bestimmung lag feierlich vor meiner Seele, wie die schlummernde Natur. Das Bild des zarten Mädchens umschwebte mich wie eine stille lindernde Ahnung und spielte mir heiter wie das Mondlicht um die gekühlten Wangen. So schlummert' ich ein.

Kaum war die Sonne aufgegangen, da stand Hilarion — so hieß der Alte — an meinem Lager und sagte: „Wir wollen nach Sparta wandeln!"

Wir gingen. Unterwegs sagte Hilarion: „Aus den Kampfspielen holten unſ're Väter ihre Stärke. Aus ihm entsprang jene Vollkraft, jene erhabene Gesinnung jene Großheit und Fülle des Lebens, jene Harmonie des Geistes und des Körpers. Da galt kein Stand, kein Rang: die angebor'ne Stärke siegte. Da waren sie Menschen im vollen Sinn, Kinder der allbeseelten Natur, frei wie der Vogel in den Lüften und lebenskräftig wie die frischbetaute Blume. Da entstand jener Gemeingeist, der alle beseelte. Das ist der Fehler unserer Zeit, daß der Einzelne sich trennet vom Einzelnen und darum nie ein Ganzes waltet. Würde jeder sich sebst vergessen und alle zusammenwirken zu Einem Zwecke, da würde ein Volk entstehen groß wie das untergegangene und stark genug, den Erbfeind zu vernichten. Darum sollen sich unsere Jünglinge üben in jenen Spielen, die Geist und Körper stärken, und das wird der Keim sein, aus dem der ewig-kräftige Heldensinn entsproßt, jenes Zusammenweben Aller für Eines!"

Unterdessen waren wir nach Misitra gelangt. „Laßt uns vorher zu meiner Tochter gehen," sagte Hilarion, indem er auf ein Haus deutete, das nahe vor uns stand. „Sie lebt hier bei einem Verwandten. Sie ist die ältere."

Hier lernt' ich Cäcilien kennen, die du für deine Mutter hieltest, Atalanta!

Drauf gingen wir zu vielen wackern Männern und sprachen über unsern Plan. In wenigen Tagen waren unsere Wiesen voll von Knaben, Jünglingen und Männern. „Jetzt ist es deine Sache," sprach Hilarion, „zu ihnen zu reden."

Die Brust schwoll mir von Begeisterung. Auf einem Rasen redet' ich zu den Spartanern.

Meine Worte waren wie der Gießbach, der von Felsenhöhen in die Täler strudelt, die Eichen aus den Wurzeln reißt, und alles faßt und wogend mit sich fortreißt. Die Ungestümen rissen Zweige von den Lorbeerbäumen und warfen sie mit lautem Rufen über mich. Hilarion drückte mir schweigend die Hand.

Von nun an kamen sie täglich zusammen zum Ringen, Laufen und Werfen. Und wenn ich schweißbedeckt am Abend nach Hause kam, trat mir Theone entgegen und gab mir mein Abendbrot. Da ruhte die wilde Kampflust und der tobende Sinn: aus ihrem milden Auge quoll ein sanfter Friede und wehte kühlend und besänftigend durch meine Seele.

Ich fühlte mir ein neues Leben entstehen; meine Seele war gestillt, erweitert, angefüllt, war frisch wie das Tal, wann die Morgensonne über'm Hügel schwebt.

Oft drückten wir uns die Hände, wann wir allein waren, und küßten uns die Lippen, und wenn der Vater kam, wand sie errötend sich von meiner Brust. Der Vater lächelte.

Oft auch saßen wir am Ufer des Eurotas, wo über uns sich Lorbeer und Platanen wölbten und die Trauerweiden in die klare Flut sich tauchten.

Die Schwäne spielten um Myrthen- und Rosengesträuch zu unsern Füßen, und der Seidenbaum würzte die Luft mit balsamischem Geruche.

Veilchen waren durch Theonens dunkle Locken geflochten, die herabwallten über den jugendlichen Busen. Sie war zart und mild wie das freundliche Schneeglöckchen.

Ewige Gesundheit sog ich aus ihrem keuschen Munde. Ich sah in ihr das Bild der ewigen Jugend. Das Leben fühlt' ich in seiner höchsten Fülle, im Vollgenuß meiner Kraft und Stärke.

Unser Gefühl war rein wie das weiße Licht der Sonne. Die ganze Schöne des griechischen Himmels hatte sich abgedrückt in Theonens Körper und Seele.

Und wenn dann der Mond hervortrat und die beschneiten Gipfel des Taygetos im blassen dämmernden Lichte glänzten, wie zartgehauchte Wolkenbilder, da schwiegen wir und lauschten der Nachtigall, die ihre Lieder in den Akazien aus der melodischen Kehle wogte, und wandelten Hand in Hand wieder unsern Felsen zu.

Einsmals nahm Hilarion mich an der Hand und führte mich zu Theone. Dann ging er schweigend mit uns aus dem Hause. Die Sonne stand am Mittagshimmel. Der Alte blickte die junge Tochter an und dann mich und sagte: „Liebe Kinder! ihr liebt euch!" Das Mädchen errötete, mein Auge glühte. Ich warf mich zu des Vaters Füßen; auch das Mädchen sank auf ihre Kniee. Hilarion legte unsre Hände ineinander, gab uns seinen Segen und ging ins Haus. Dann sahen wir einander an auf den Knieen, und unsere Lippen küßten sich zum ewigen Bunde.

Zu Sparta wurden wir getraut. Meine Brüder kamen zusammen auf der Wiese und feierten unser Fest. Die männliche Jugend strebte in dem Wettkampf nach den

Preisen, die wir ausgesetzt, und nach dem Mahle begannen Tänze und Spiele, wo sich die frohen, von Wein und Gespräch trunkenen Jünglinge mit den blumengeschmückten Mädchen bis zum Morgen unterhielten. Theone sank mir weinend an die Brust. Sie war mein, ganz mein.

Selig verlebten wir den Sommer. Auch den Winter hindurch dauerten uns're Spiele. Ich war im Ringen und im Laufen der erste. Die Greise sorgten für die Ordnung und bestimmten die Preise. Hilarion ward wieder jung.

So kehrte der Frühling wieder, und meine Theone fühlte sich Mutter. Von nun an ward sie mir heilig, das Kind und Abbild der erzeugenden Natur. Da gebar sie, und du, liebe Atalanta, betratest die Welt.

Überschwenglich war deines Vaters Wonne. Die Worte starben ihm auf den Lippen. Er drückte mit stummem Entzücken die geschwächte, blasse Mutter und dann dich an seine Brust. Mein häuslich Glück war nun vollendet.

Da ward auf einmal Hilarion geheimnisvoll. Ich drängte mich an sein Herz, und er sagte mir, von Norden segle eine Macht herbei, den Muselmann auf seinem Boden anzugreifen. Ich staunte, ich ward entzückt. „Gott!" rief ich begeistert, „der Tag ist gekommen, auf den wir gewartet!"

Ich stürzte auf die Wiese, verkündet' es den Brüdern; alles eilte von einander.

In einigen Tagen war Misitra unter Waffen. Die Nachricht erscholl durch die Täler des Taygetos. Die Völker standen auf.

Vor meinen Sinnen war nichts als das Geschnaube, das morddrohende Gerassel anrennender Kriegsrosse, das Feld und Stadt durchhallende, dröhnende Waffengetöse der geharnischten Brüder, das einherwogende Gebrülle vom Atem des Ares geschwellter Männer — der furchtbare, vom Widerhall zurückgetrieb'ne Donner der Geschütze — die stöhnenden Seufzer und Gebete hilfeflehender, das Bild der Panagia umfassender Jungfrau'n, himmelanwirbelndes Staubgewölke; — die Flamme des allzerstörenden, männerzermalmenden Schlachtgewühls — Mordende und Gemordete — Weinende, den furchtbaren Gesang des Ais und der Erinnyen Singende . . .

Ich feuerte meine Genossen an: sie rasten in Kampfeslust. Der Bey von Misitra ward gemordet.

Kinder! ich nahe nun dem unglücklichsten Teil meines Lebens! Laßt mich kurz sein in meiner Erzählung! . . . O, sie schmerzt mich.

Achaia, Arkadien und Argos hatten die Fesseln abgeworfen. Orlow war mit sechs Schiffen erschienen. Wir Mainotten wollten nach dem Isthmos ziehen.

Noch wußte meine Theone nichts.

Den Tag vor dem Abzug trat ich vor sie hin. Die junge, schöne Mutter saß auf einem Stuhle und säugt' ihr Kind am weißen Busen und blickte so schmerzlich süß auf das Kleine herab, als wenn sein Trinken sie verletzte. Dann drückte sie mir die Hand und lächelte.

Ich fiel ihr um den Hals. „Theone!" rief ich, „wir müssen scheiden! Das Vaterland ruft. Bald werd' ich wieder in deine Arme eilen und frei die Freie an den Busen drücken!"

Sie war heftig erschrocken: ihr Auge war überfüllt mit Tränen. Sie lag halb ohnmächtig an meiner Brust. Der Alte tröstete sie. Aber ihr schönes Auge blieb naß noch den ganzen Abend.

„O Caton . . .!" rief sie einmal, wie zerfließend, matt an meinen Lippen bebend. Ich verstand sie, weinte mit ihr.

Mein innerer Kampf war fürchterlich.

Aber der Geist der Freiheit stieg vor meinem trunkenen Auge wie ein Riese aus der Erde. Ich hatte überwunden, preßte die Geliebte noch einmal an meine Brust, drückte den letzten Kuß auf ihre nassen Wangen und eilte durch die Felsen.

Hilarion konnte nicht folgen. Die Nacht hindurch versammelten wir uns. Mit Anbruch des Tages nahm ich Abschied von Hilarion und eilte mit meinen Scharen gegen den Isthmos.

Überall hatten die Griechen sich erhoben und ergriffen wütend die Waffen.

Am Isthmos standen wir den Türken gegenüber.

Ich lag auf meinen Knieen, wie die Sonne emporstieg, und flehte zum allbarmherzigen Gott, Richter zu sein des entscheidungsvollen Kampfes.

Wir stürzten in die Schlacht und wurden geschlagen.

Ich weinte blutige Tränen, aber noch verzweifelt' ich nicht. Der Seraskier war bis nach Messenien gedrungen. Ich eilte durch den Peloponnes: neue Scharen kampflustiger Mainotten strömten zusammen.

Wir kämpften wie Rasende.

Umsonst. Die geschlagenen Brüder flohen auseinander und verloren sich in den Gebirgen des Pentedakthylon.

Da stand ich allein wieder auf der Erde, allein in meinem Vaterland, wie einst, als ich den Peloponnes durchwandelte.

Überall hört' ich von dem Rauben und Morden der zügellosen Griechen. Ich eilte auf ein Schiff, landete am Vorgebirge Tänaros. Mit Grauen sah ich die schwarzen, schaurigen Felsen, auf deren jähen Gipfeln, wie Adlernester, die Dörfer der Cacovouniotten schweben. „Die Ungeheuer," sagten die Schiffer, „haben fürchterlich gehaust. Die Albanier haben in Misitra gewütet."

Mich faßte Schrecken. Ich eilte der Heimat zu, erreichte die Ufer des Vasilipotamo, und der Alte saß auf derselben Stelle unter dem Lorbeer an der Felswand, wo ich ihn einst getroffen. Ich flog auf ihn zu. Er starrte mich an. Sein Angesicht war blaß, das Feuer seiner Augen erloschen.

Er fragte dumpf: „Jüngling, was suchst du hier?"

„Trost!" rief ich, „Trost am Busen meines Weibes!"

Er stand auf und führte mich zu den Felsen. Kein Wort kam über seine Lippen. Eine schreckliche Ahnung fuhr mir eiskalt durch die Seele.

Ein Grabhügel war vor der Hütte; Rosen, Akazien und Myrthen schlangen sich um ihn.

„Wo ist Theone?" fragt' ich zitternd.

Der Alte sah mich an und sagte dumpf: „Ihr Leib liegt unter diesem Hügel, ihre Seele ist bei Gott!"

Ich stürzte besinnungslos über den Hügel. Der Alte hob mich auf und sprach finster: „Du kommst vom Grabe deines Vaterlandes und verzweifelst am Grabe deines Weibes?"

Ich verstand ihn, aber umsonst. Vaterland und Weib waren mir Eins geworden.

„Wo ist mein Kind?" rief ich jetzt, von neuem schaudernd. „Es lebt," erwiderte Hilarion. Cäcilie trat aus dem Hause, brachte mir mein Kind.

Ach, erlaßt mir, zu erzählen, wie meine Theone starb!... Albanier mordeten sie: ich darf, ich kann nichts weiter sagen.

Den andern Morgen fand ich den Alten nicht im Bett. Ich eilte ans Fenster: er saß auf Theonens Grabhügel. Ich stürzte auf ihn zu, er hatte nur noch wenige Kräfte: sein Leben war wie die balderlöschende Lampe.

Ich sank zu seinen Füßen. Er sprach: „Mein Leben ist zu Ende. Meiner Träume schönster war, frei zu sehen mein Vaterland. Aber wo nicht Einigkeit herrscht, wo alle sich nicht opfern für Eines, da wird nichts Großes werden. Die Acht verfolgt dich, mein Sohn. Fliehe aus Griechenland. Lebe gar nicht darin, wenn du nicht frei darin leben kannst. Wand're nach Deutschland!"

Cäcilie eilte aus dem Hause. Er ergriff ihre Hand. Auch sie sank weinend zu seinen Füßen. „Caton," sprach der Greis, „sei du meiner Tochter Schutz. Nimm sie mit dir nach Deutschland. In einem Gewölb' unter dem Hause findet ihr Reichtümer genug, bis ans Ende des Lebens zu gelangen. Gebt euch die Hand!"

Dann brach er noch Rosen und Akazien von dem Grabe und sagte, zum blauen Himmel hinaufblickend, mit einer Träne: „Das Leben ist schön in Griechenland. Dank dir, Gott, daß ich in ihm ward, in ihm sterbe!" Dann blickt' er uns noch einmal liebend an und verschied.

Wir begruben ihn den andern Tag. Ich öffnete das Grab und den Sarg meiner Theone. Ich sah noch einmal ihren schönen Körper. Dann schloß ich ihn auf ewig. Des Nachts brachten wir unsere Schätze samt dem Sarg auf einen Wagen. Zu Calamata schifften wir uns ein.

Mit heißen Tränen sah ich die schönen Ufer im Meer verschwimmen, tröstete Cäcilien und hatte für mich keinen Trost.

Unsere Reise war glücklich. Wir wählten uns diesen Platz und bauten unsere Häuser.

O Kinder, ich konnte nicht leben ohne Begeisterung, und hatte doch nichts mehr, das mich begeistern konnte.

Mein Schmerz war unermeßlich.

Cäciliens zarte Seele versteht ihn: eine wundersame Freundschaft schließt unsere Herzen zusammen, seit wir unser Griechenland verließen. In diesem Gewölbe betrauert' ich mein Vaterland und meine Theone. Ihre Hülle ruht im Sarkophage.

Du wuchsest auf, liebe Atalanta, und wußtest nicht, daß ich dein Vater bin und Griechenland deine Heimat. Ich wollte dir den Schmerz ersparen und lieber eine Mutter dir geben als einen Vater. Du solltest, durftest es nicht wissen. Frage mich nicht.

Ich wollte dir ein Abbild schaffen des schönen Landes in unserm Garten.

Nun weißt du ja, du Liebe, du bist meine Tochter, eine Griechin. II. S. 22—50.

(Wahnsinnsfragmente.)*

In lieblicher Bläue blühet mit dem metallenen Dache der Kirchturm. Den umschwebet Geschrei der Schwalben, den umgibt die rührendste Bläue. Die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech, im Winde aber oben stille krähet die Fahne. Wenn einer unter der Glocke dann herabgeht, jene Treppen, ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgesondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen. Die Fenster, daraus die Glocken tönen, sind wie Tore an Schönheit. Nämlich, weil noch der Natur nach sind die Tore, haben diese die Ähnlichkeit von Bäumen des Waldes. Reinheit aber ist auch Schönheit. Innen aus Verschiedenem entsteht ein ernster Geist. So sehr einfältig aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben. Die Himmlischen aber, die immer

* Diese Fragmente rühren sehr wahrscheinlich, ja gewiß, wörtlich von Hölderlin her. Vergl. I. Teil S. 81 und die Beweisführung dazu im Anhang unter 42).

gut sind, alles zumal, wie Reiche, haben diese, Tugend und Freude. Der Mensch darf das nachahmen. Darf, wenn lauter Mühe das Leben, ein Mensch aufschauen und sagen: So will ich auch sein? Ja. Solange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit. Ist unbekannt Gott? Ist er offenbar wie der Himmel? dieses glaub' ich eher. Des Menschen Maß ist's. Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnet der Mensch auf dieser Erde. Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch, der heißet ein Bild der Gottheit.

Gibt es auf Erden ein Maß? Es gibt keines. Nämlich es hemmen den Donnergang nie die Welten des Schöpfers. Auch eine Blume ist schön, weil sie blühet unter der Sonne. Es findet das Aug' oft im Leben Wesen, die viel schöner noch zu nennen wären als die Blumen. O, ich weiß das wohl! Denn zu bluten an Gestalt und Herz, und ganz nicht mehr zu sein, gefällt das Gott? Die Seele aber wie ich glaube, muß rein bleiben, sonst reicht an das Mächtige auf Fittigen der Adler mit lobendem Gesange und der Stimme so vieler Vögel. Es ist die Wesenheit, die Gestalt ist's. Du schönes Bächlein, du scheinest rührend, indem du rollest so klar, wie das Auge der Gottheit, durch die Milchstraße. Ich kenne dich wohl, aber Tränen quillen aus dem Auge. Ein heiteres Leben seh' ich in den Gestalten mich umblühen der Schöpfung, weil ich es nicht unbillig vergleiche den einsamen Tauben auf dem Kirchhof. Das Lachen aber scheint mich zu grämen der Menschen, nämlich ich hab' ein Herz. Möcht' ich ein Komet sein? Ich glaube. Denn sie haben die Schnelligkeit der Vögel; sie blühen an Feuer und sind wie Kinder an Reinheit. Größeres zu wünschen kann nicht des Menschen Natur sich vermessen. Der Tugend Heiterkeit verdient auch gelobt zu werden vom ernsten Geiste, der zwischen den drei Säulen wehet des Gartens. Eine schöne Jungfrau muß das Haupt umkränzen mit Myrthenblumen, weil sie einfach ist ihrem Wesen nach und ihrem Gefühl. Myrthen aber gibt es in Griechenland.

Wenn einer in den Spiegel siehet, ein Mann, und siehet darin sein Bild, wie abgemalt: es gleicht dem Manne. Augen hat des Menschen Bild, hingegen Licht der Mond. Der König Oedipus hat ein Auge zu viel vielleicht. Diese Leiden dieses Mannes, sie scheinen unbeschreiblich, unaussprechlich, unausdrücklich. Wenn das Schauspiel ein solches darstellt, kommt's daher. Wie ist mir's aber, gedenk' ich deiner jetzt? Wie Bäche reißt das Ende von Etwas mich dahin, welches sich wie Asien ausdehnet. Natürlich dieses Leiden, das hat Oedipus. Natürlich ist's darum. Hat auch Herkules gelitten? Wohl. Die Dioskuren in ihrer Freundschaft, haben die Leiden nicht auch getragen? Nämlich wie Herkules mit Gott streiten, das ist Leiden. Und die Unsterblichkeit im Neide dieses Lebens, diese zu teilen, ist ein Leiden auch. Doch das ist auch ein Leiden, wenn mit Sommerflecken ist bedeckt ein Mensch, mit manchen Flecken ganz überdeckt zu sein! Das tut die schöne Sonne: nämlich die ziehet alles auf. Die Jünglinge führt die Bahn sie mit Reizen ihrer Strahlen wie mit Rosen. Die Leiden scheinen so, die Oedipus getragen, als wie ein armer Mann klagt, daß ihm etwas fehle. Sohn Laios, armer Fremdling in Griechenland! Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben. II. S. 153 ff.

IV. Kalonasore.

(Aus den „Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands“.)

I.

Auf dem kleinen Hausbalkone
Sitz' ich in der Morgenfrühe
Täglich bis zum kühlen Abend.
Drüben steht in roter Farbe,
Tief im Grün des Oleanders,
Eines reichen Griechen Wohnung.
Um die neue Balluſtrade
Und zur langen Säulenhalle
Heben ſich ans bunte Dach
Kannelierte Marmorſäulen;
Duftig in bemalten Vaſen
Blüht die bunte Farbenpracht
In des Daches Sommerſchatten;
Und der Maſtix ſchlingt die Zweige
Und das junge friſche Laub
Hüllend um die kleinen Fenſter;
Auf antiken Marmorſtufen
Wandelt nah der Muſelmann
Durch der Pforten ſchlanke Säulen,
Zur Moſchee, die hell und ruhig,
Mit der Mauerzier der Blenden,
Und der heil'gen Schrift der Weiſen
In der milden Sonne glänzt.

Geſtern ſaß ich ſo und fühlte
Wieder meiner Wunde Schmerzen.
Weggeworfen auf dem Boden
Lagen Byrons Zauberlieder.
Schlummernd in der Mittagsſonne
Breitete das Morgenland
Seine Häuſer, ſeine Straßen,
Seiner Bazars laute Räume,
Seiner Tempel Kuppeltürme,
Palmen- und Orangenhügel,
Und die fernen blauen Meere
Vor des Fremdlings Augen aus;
Selten ging ein Morgenländer
In der Häuſer Schatten hin:
Nur der Brunnen der Moſchee
Goß das friſche heil'ge Waſſer,
Nieder aus dem Rohre plätſchernd,
In das volle Marmorbecken.
Und ich legte Kopf und Arme
Nieder auf das Steingeländer,
Drückte wild die Augen zu,
Und der finſt're Geiſt erwachte,
Der vom Abend bis zum Morgen,
Der von einem Land ins and're,
Stürmend, mit gewalt'gem Drange,
Unbefriedigt etwas ſuchend,
Was ihn feſter könnte halten,
Wie ein namenlos Geſchick
Auf den Flügeln ſeiner Stärke,
Seiner Sehnſucht fort mich trug.
Ach ihr ſel'gen Menſchen, dacht' ich,
Die ihr in der Bahn geduldig
Bleiben könnt, worin des Schickſals
Fremder Wille, oder eurer,
Euch auf ewig eingelaſſen!
Die ihr lächelnd eure Tage,
Von der fremden Macht ergriffen,
Euch gefallend, überblickt!
Die ihr mit zufried'nem Sinne,
Mit den wohlverteilten Kräften,
Was die Hand euch gab des Schickſals,
Emſig anbaut, und damit,
Wo ihr könnt, geruhig wuchert!
Sel'ge! die für Weib und Kind,
Tätig in dem engern Kreiſe,
Ihre Pflicht erfüllend wirken,

Die in dieses Lebens Tiefen
Sichern Grund und Boden finden
Und des Daseins schwankend Schiff
Fest mit ihrem Anker knüpfen.
Aber selig ihr vor allen,
Denen in das stille Herz,
Wie der Mond in eine Quelle,
Sich des Glaubens Himmel senkt.
O die ewig reinen Kinder!
Von der zarten Mutterbrust
Nimmt der Vater euch, der ew'ge,
Schirmend in die Retterarme.
Und wie weiße Mutterlämmer,
Die am grünen Hügel weiden,
Brecht' ihr mit bescheid'ner Liebe,
Fromm und schuldlos nur die Blumen,
Die euch keinen Schaden bringen;
Und wie zarte freud'ge Bienen
Sich in Rosenkelche tauchen,
Fliegt ihr um den Baum des Lebens,
Sauget nur aus gold'nen Früchten,
Die das Herz mit Honig füllen.

Aber wie die Morgenblume
Schon am heißen Mittag welkt,
Blätterte das wilde Feuer
Meiner Kindheit Glauben ab,
Und die Freuden und die Ruhe,
Und das all', was Kinder haben,
Wie die erste Sonnenröte
In die trüben Wolkennebel,
Schwand es trauernd in die Nacht
Eines fürchterlichen Grames.
Und nach seinem ersten Lichte
Sehnt das matte Herz sich ewig.

Einst von Freude hin zu Freude
Flogen die berauschten Sinne.
Alles, alles, was das Leben
Seinem mut'gen Jünger gibt,
Wollt' ich in die Brust mir fassen,
Schwelgt' in Wonne wie in Schmerz,
Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung,
Wechselten wie Licht und Schatten,
Rasch von Tiefen auf zu Höhen
Ging's in ungekühltem Glühen,
Und ich wollte noch ein Ende
Finden dieses Menschenstrebens.

Aber ach, die Erde hatte
Keine Grenzen; nirgends fand ich
Wo ein Ende dieses Kreises,
Und nach jahrelangem Irren
War ich wieder, wo ich schied.

O warum glaubt' ich, die Menschen
Werden geben, was ich suchte.
Daß ich sie noch hassen könnte!

Menschen sucht' ich, unter Menschen
Fand ich das nur, was ich floh,
Hätt' ich dieser Sehnsucht Rasen
Mit mir selbst im Keim erdrückt,
Was der Norden mir versagte,
Gab's der schöne Süden mir?
O der Wahnsinn! tief im Busen
Trug ich über Meer und Berge,
Unvertilgbar, mit mir fort,
Dem ich wähnte zu entfliehen!

Nicht die öde Grabesstille
Ew'ger Hoffnungslosigkeit,
Nicht die kindlich fromme Demut,
Die des Glaubens Wange rötet,
Wärmt die starre Seele wieder,
Wenn sie, ach! hinab zum Abgrund,
Der noch keinen Steg geduldet,
Wütend bis zum Wahnsinn blickt!
Nimm die Freuden, nimm die Wonne,
Nimm die Hoffnung und die Ruhe,
Nimm mir Menschen und Geliebte,
Zünde selbst den letzten Faden,
Der mich an die Welt noch knüpft,
In der Asche meines Friedens
Schwarz und kalt und fühllos an!
Schicksal! Schicksal! und ich bete
Dennoch deine Macht nicht an,
Höhne bis zum letzten Hauche,
Der lebendig, dir zum Trotze,
Im verletzten Herzen atmet,
Deiner blinden Schattengröße;
Schlage selbst die Welt zu Trümmer,
Die ich aus mir selbst erschuf,
Werf' es alles, was die Arglist
Einst mir schenkte deiner Gunst,
Lachend dir zu deinen Füßen,
Und zernichte mit mir selbst,
Armer Gott, auch deine Reiche.

Dacht' es und die heiße Stirne
Macht' ich frei von meinen Händen,
Schloß die Augen düster auf,
Willig, dieses Lebens Bürde
Länger nicht mehr zu ertragen.
Aber o du großer Geist,
Der du oft des Lebens Regung
Herrlich, mit dem Gotteshauche,
Wie aus Gräbern eine Seele
Aus der Brust mir steigen ließest,
Unaussprechlicher, ich fühlte
Wieder deiner Allmacht Fülle.
Drüben in dem Griechenhause
Tat sich auf ein Fensterflügel
Zwischen Oleanderblüten,
Und zwei engelschöne Mädchen
Sah ich mit den Seidenfäden
Blumen in die Leinwand sticken.
Rund und schmachtend sah ein Köpfchen
Mit dem schwarzen Wollustauge
Aus der blauen Tücher Fülle,
Die, von Blumen reich durchwoben,
Sanft die schwarzen Locken drückte
Und in wunderzarten Falten
Üppig auf des jungen Busens
Weiche Hügel niederwehte.
Ruhig bückte sich der Engel
Auf den farbenbunten Rahmen,
Und zwei rund gelockte Flechten
Senkten über nackte Schultern
Auf die Leinwand sich hinab.
Doch die And're, kleiner, schneller,
Trug um ihre gold'nen Haare
Einen reichen Purpurturban,
Und die ew'ge Jugend lachte
Blühend aus den blauen Augen,
Aus den muntern Pfirsichwangen.
Lange schien mir jede schöner,
Als die and're. Schwelgend flogen
Meine Blicke ungesättigt
Von der Blonden, Blaugeaugten,
Zu der Bleichen, Schwarzgelockten,
Und vom Himmelblau zum Purpur,
Und von Hülle weg zu Hülle,
Bis sie endlich, liebefühlend,
In der Nacht der milden Augen,
Auf den blassen Rosenblüten
Zarter Wangen, zarter Lippen
Des Verlangens Honig sogen.

Kühn im Sturme meiner Seele
Blickt' ich unverwandt hinüber,
Strich die wilden Männerlocken
Von der Stirne, gab die Stellung
Meinem Leib der Überraschung:
Und als einmal gar herüber
Beide von der Leinwand blickten,
Grüßt' ich, schnelle mich bewegend
Und zur Brust die Hände drückend,
Beide lieblichen Geschöpfe.
Und die Schwarzgelockte schlug,
Ach! mit leisem Überwallen
Schamrot ihre Augen nieder:
Doch das volle Purpurköpfchen,
Mit den blonden Lockenblüten,
Lächelt' aus den blauen Augen,
Nickte freundlich mir herüber.

Wie ich stets im rauhen Norden
Kühn die Fesseln alle sprengte,
Die mit kalter Form die Welt
Waltend um die Geister legte,
Fand ich Smyrnas Sittenbräuche,
Wie mein Ungestüm sie wünschte.

Und ich nickt' und nickte wieder,
Und die Schöne warf das Auge
Dunkel schauend auf und nieder;
Rosen über Rosen flogen
Durch die weißen Lilienwangen,
Und ein weich und liebend Lächeln
Schwebte, wie ein Morgenwind
Um ein paar gefüllte Blumen,
Schmachtend um die vollen Lippen.
Doch wie gern ich ihr allein
Meine Sehnsucht zeigen mochte,
Konnt' ich doch der lieben Kleinen,
Die so oft aus ihren Tüchern
Zärtlich und verstohlen blickte,
Eine Neigung nicht versagen,
Aber in den Quell des Herzens
Tauchte sich in heißer Liebe
Ihrer Schwester Himmelsbild.

Öfter wollt' ich's auch versuchen,
Wollte sie mit Worten grüßen,

Doch dem Ungeübten fehlte
Meist der Ausdruck einer Sprache,
Die er nur mit Moreoten
Halb und dürftig sprechen lernte,
Aber nicht mit zarten Mädchen
Aus dem schönen Morgenlande.
Aber wenn ich auch geschwiegen,
Schien ich ihnen doch nicht schüchtern;
Und als mir der Türkenknabe,
Den ich von dem Albaneser
An Ypsaras Ufern kaufte,
Mir mit Mandeln und Zitronen
Pfeif' und braunen Kaffee brachte,
Nickten lächelnd mir die Mädchen,
Und die Blonde nahm die Rose,
Die ihr aus Orangenblättern
An dem schönen Busen blühte,
Warf sie in der Unschuld Scherz
Durch das Fenster auf mich zu,
Und die zarte Schwester zankte
In dem Wohllaut ihrer Sprache
Mit der Losen, und ich drückte,
Als sie beide fertig waren,
Das Geschenk an meine Lippen.

2.

So drei lange Sommertage
Saß ich auf dem Hausbalkone
Neben einer Marmorsäule;
Und die alte Kugelwunde
Schmerzte nicht mehr in den Schultern.
Mich auf's Steingeländer stützend,
Schaut' ich zu des Griechen Haus,
Und Kalonasore Korai
Saß an ihrem off'nen Fenster.
Morgens grüßt' ich sie und legte
Dann mein Buch auf die Trapeza.
Oft in einem Wörterbuche
Las ich, um die zarten Worte,
Die sie hold herübersandten,
Zu verstehn und schnell den Mädchen
Alle schicklich zu erwidern.

Wie ich sie am Fenster sah,
Da vergaß ich meine Leiden,
Meine Leib- und Seelenwunden,
Vaterland und meine Liebe,
Mainas wilde Räuberrotten,
Scios Gräuel und Istambols
Rache, Ypsilantis Ketten,
Und Kolokotruni's Herrschaft,
Und Europens kalte Mächte,
Selbst die Leichen, die des Morgens
Smyrna's blut'ge Straßen röten.
Aber wenn sie einmal wieder
Hinter'm Fensterlaub verschwand,
Lagerte, wie Donnerwolken
Um die roten Felsenhöhen,
Sich der Gram mit seinen Wettern
Und die heißen Tränenströme
Finster sich im Aug' und Stirne.
Und die lachend heiter'n Blüten,
Die am Frühlingsstrahl der Liebe
Mutig aus den Keimen sprangen,
Und die üppig vollen Trauben,
Die schon aus dem Laube blickten,
Denen schon der frische Geist
In gewaltigem Verlangen
Seines Lebens Feuerströme
Bis zur Trunkenheit entsog,
Schlug der Hagelsturm zu Boden,
Den der Kampf der Leidenschaften,
Gleich der Elemente Hadern,
Allzerschmetternd niederstürzte.

Meinen schönen Türkenknaben
Rief ich gestern, auf dem Bazar
Schnell ein kostbar Taschentuch
Mir von Mousselin zu kaufen,
Das mit Seide reich und Gold
Blumenmalereien färben.
Ich versprach ihm zwei Piaster,
Wenn er's heimlich mir und sicher
Meiner Korai überbringe,
Und mit zartem Anstand sage:
O erlaubt, daß dies mein Herr
Euch, Kalonasore, schenke.

Und am vierten Tage saß ich
Wieder an der alten Stelle,
Und vergebens bis zum Mittag
Harrt' ich auf die schöne Griechin.
Tausend marternde Gedanken
Wälzt' ich in des Herzens Unruh',
Und was je von Wut und Liebe,

Von Verzweiflung, Kampf und Schmerz,
Mir die Flammenseele trübte,
Raste leuchtend mir und nächtlich
Durch des Busens Wetterschwüle.

Aber o wie jauchzt' ich staunend
In der Lebenswonnen Meer,
Als zur heißen Mittagsstunde
Endlich doch die Schwarzgelockte
An das liebe Fenster trat;
Und die Freude strahlte kühn,
Wie im Wirbelwind die Flamme
Flatternd in der Leidenschaften
Allgewalt'gem Siegessturme:
Denn ein wunderlieblich Lächeln
Sah ich auf dem schönen Munde,
Und sie drückte still die Hände
Auf die Lippen, neigte sanft
Unter seiner blauen Hülle
Das umlockte Köpfchen, winkte
Mit der Morgenröte Glut
Auf den Wangen mir herüber.
Jubelnd sprang ich auf und stürmte
Rasch ins Zimmer, riß den schwarzen
Griechenrock von seinem Nagel,
Warf ihn um dies pochend Herz,
Band das bunte Wehrgehenke
Mit dem Dolch um meine Lenden,
Sprang hinab die Treppen, raste
Durch die Tür', und in das Tor
Lief ich meines reichen Korai.

Unten in dem Mauerhofe
Unter grünem Karobbaum,
Saß er selbst, ein schöner Grieche,
Kaffee schlürfend in dem Schatten,
Und aus bärt'gen Männerlippen
Des Tabakrauchs Säule stoßend.

Halb erschrak ich; unwillkürlich
Nähert' ich die Hand dem Dolche;
Aber in dem trägen Schlummer
Schien er kaum mich zu bemerken;
Und ich flog hinauf die Treppen
Meinem schönen Liebling zu,
Über's steinerne Geländer
Stand sie lieblich hingelehnt:
Aus des Turbans Falten fielen
Auf die halb enthüllte Brust
Glänzend schwarze Locken nieder:
Sie erhob sich, drückte schüchtern
Auf die linke Brust die Hand,
Und ins weiße, weiche Grab
Sank hinein das reine Auge.

Aber gleich der Meereswelle,
Die vom Blitze widerleuchtend
Brausend auf zum Himmel springt,
Hüpft im sturmgefüllten Busen
Tobend das erfaßte Herz,
Und gleich einem Riesen stieg
Meine Liebe aus der Wiege.
Meine Arme streckt' ich wütend
Nach dem schönen Wesen aus,
Faßt' es um den weichen Nacken,
Drückt' es an das heiße Herz,
Küßte seine vollen Lippen,
Und mit grenzenloser Liebe
Ruhten ihre nassen Augen
In des blauen Tuches Schatten,
Weinend, brechend auf den meinen,
Und ein Wollusthauch entstieg
Ihren vollen Lockenflechten,
Lind im Öl des Lorbeers wallend.

Und ich trat hinein ins Zimmer,
Sah voll Wonne den Balkon
Drüben durch das off'ne Fenster,
Und die bunten Seidenfäden
In der Leinwand Malerei,
Drauf ich sonst die schönen Hände
Kunstreich bildend spielen sah.

Mitten auf den Marmorplatten
Sprang aus einem Wasserbecken
Plätschernd in den kühlen Strahlen
Eines Springquells reine Säule,
Und benetzte mit den Tropfen
Einer Myrthe Blätterzweige,
Die hinein im Zimmerdunkel
Über'm Wasserspiegel grünten.

Auf den roten Divan setzten
Wir vor einen Teich uns nieder.
Wohl erschien's mir wunderbar,
Wie das sittig zarte Mädchen

Solches mit mir wagen konnte,
Und ich war besorgt, der Vater
Möcht' noch aus dem Hofe kommen.

Da erzählt' ich der Geliebten,
Wie ich aus dem Abendland
Hergekommen, für die Griechen
Mit dem Muselmann zu kämpfen.
Wie mich vor Patrasso blutig
Eine Kugel niederstreckte.
Und sie konnte nicht begreifen,
Wie ich Eltern, Freunde, Heimat,
Alles so verlassen konnte,
Fragt' auch wohl nach meinem Lande,
Ob es denn so ferne wäre?
O mit welcher Anmut legte
Sie die Finger auf die Stirne,
Fragte mich, ob ich die Heimat
Und die Meinen gar nicht liebe?
Und in rasendem Vergessen
Nahm ich von der Lockenstirne
Ihre Hand und drückte schluchzend
Einen Kuß auf's Lippenpaar,
Stammelt' in der Muttersprache:
Kindisch Mädchen! ach du wirst
Dieser Seele Kampf nicht fassen!

Und ein holder Griechenknabe
Kam mit einer Kupferkanne,
Goß das frische Brunnenwasser
Kühlend über meine Hände,
Brachte dann auf weißen Tellern
Trauben noch im grünen Laube,
Und Rosinen und Kastanien,
Und Liqueur und starken Kaffee
Zu der langen Türkenpfeife.

Wie ich ihrem Munde lauschte,
Daß ich all' die Schmeichelworte
Recht genau und schnell verstünde;
Wie ich oft mit Hand und Blicken,
Wenn ich keine Worte fand,
Die Gedanken ihr bezeichnet!

Und zuletzt ganz unbefangen,
Als zu schwül die Hitze wurde,
Legte sie das Oberkleid,
Drauf vom Halse bis zum Gürtel
Gold'ne Perlenreihen liefen,
Auf den Divan, und die Brüste
Wallten nun mit weichem Regen,
Jugendlich die Hülle schwellend,
In des Seidenhemdes Fülle.
O dies Leben, diese Schöne
Schwebte wie ein Morgenrot
Wärmend über Geist und Sinnen!
Doch auf einmal sprang sie hurtig
Von dem Divan auf und lief,
Wie ein schlankes Reh, zur Türe,
Und die Tücher flatterten,
Hell die weiße Haut enthüllend,
Über Brust und Hals und Nacken,
Und mit kindisch bangem Klagen
Rief sie: ach, Marito kommt!

Schnell mich fassend, drückt' ich einmal
Noch die warme zücht'ge Brust
An mich, küßte Stirn' und Wange.
Morgen schon, Kalonasore!
Kehr' in deinen Arm ich wieder,
Und die Treppen rasch hinunter
Flog ich: unten stand Marito,
Junge Oleanderblätter
In den aufgewund'nen Haaren,
Neben ihr ein lächelnd Kind,
Das in einem kleinen Körbchen
Prangende Zitronen trug;
Hastig grüßt' ich sie und dachte:
Was du willst, das kannst du glauben!

3.

Einen Trunk, Kalonasore,
Reinen Cyprer aus dem Keller,
Und vom grünen Gartentore
Feigen auf dem Silberteller!
Denn es war des Tages Schwüle
Meinem Feuerblut zu drückend,
Darum, Freudenwein, o kühle
Mich mit deinem Geist entzückend!

Eure Weisheit, arme Toren,
Mögt ihr nur bei euch behalten,
Wein, dir und Kalonasoren
Sind die höheren Gewalten!

Mögt ihr statt des wahren Lebens
Euch am bloßen Abbild freuen,
Ich will's nicht und nicht vergebens,
Wahrlich mich soll's nicht gereuen!

Weg mit diesen Torengrillen,
Die sich Weisheit ausgeboren,
Laßt mich meinen Becher füllen,
Einen Kuß Kalonasoren!
Staubbedeckte Bücherbände
Möge mancher gern drin blättern,
Aber ohne Maß und Ende
Will ich, Leben, dich vergöttern.

Kommt nur her, ihr Schmeichelwinde,
Über meine Blumentöpfe,
Und Kalonasore binde
Über'm Herzen sich die Zöpfe!
Und ihr Mund ruht auf dem meinen,
Und ich spiel' in Lock' und Kamme!
Möchte wer sich weiser meinen,
Wär's Kalonasorens Amme.

4.

Wenn das Frührot naht, da tumml' ich
Unter Öl- und Seidenbäumen,
Über Bäche hin und Brücken,
Korais Roß hinauf, hinunter,
Bis es schnaubt und lebensmutig
Seiner Sonn' entgegenwiehert.
Dann werf' ich die Kleider nieder
An der Küste, spring' ins Wasser,
Lasse mir die kühlen Wellen
Über'm Haupt zusammenschlagen.
Bläuer wird des Tmolus' Schatten
In der reinen Flut, und plötzlich
Glüht die Höh' im Sonnengolde.
Hastig jag' ich nach dem Bilde,
Such' es kindisch zu erreichen,
Rud're rascher in den Wellen,
Sehne mich im wasserkühlen
Morgenrot den Leib zu baden,
Lache wild der Sonn' entgegen,
Wenn des Berges Bild zurückweicht;
Schwinge wieder mich zu Pferde,
Tumml' es durch die Tempeltrümmer,
Durch die mächtigen Ruinen,
Sporn' es über Heck' und Sträuche,
Bis die Mittagshitze nahet.

Draußen hab' ich eine Hütte,
Die sich an des Meer's Gestade
Arm und freundlich aus den Ranken
Sorglich hingewund'ner Reben
Mit zwei kleinen Fenstern zeiget,
Eine arme Griechin nährt sich
Kummervoll mit ihren Töchtern,
Jungen, wohlgezog'nen Kindern,
In dem kleinen Hüttenraume.
Täglich bin ich hier und sehe,
Wie die guten Mädchen spinnen,
Lass' ein Mahl aus einem Kahne
Vor die nied're Hütte bringen,
Fühle Hunger, lasse wieder
Mich das menschliche Bedürfnis
Erd' und Menschen näher rücken,
Fühle halb mich ausgesöhnet,
Und genieße lebensheiter
Und geduldig mit den armen
Griechinnen das Mahl vom Kahne.
Unter meiner Aufsicht spielet
Hübsche Lieder schon die jüngste
Auf der kleinen Mandoline,
Und die Mutter läßt's, ich kaufte
Jüngst ihr eine Kuh ins Haus
Und dem Mädchen feine Seide.

Abends bin ich eine Stunde
Mit Kalonasore droben
Auf dem teppichbunten Dache.
Und das schuldlos zarte Mädchen
Bringt in seiner leichten Anmut
Mir herauf die Marmortreppe
Meinen Moccatrank zum Schlürfen.

Naht die Nacht sich, kehr' ich wieder
In mein Haus, die Türe schließ' ich,
Und den Überdruß des Lebens
Raf' ich aus in schwarzen Träumen.

5.

Rasend, eine Wetterwolke
In dem Himmel meiner Liebe,
Mit entsetzlichem Entschluß,
Stürmt' ich zu Kalonasoren.

Wie der Herbstwind durch die Zweige
Allverheerend tobt und raschelnd
Sie des frischen Schmucks entblättert,
Rief's und klang's durch alle Nerven:
Adamanta! Adamanta!

Auf der Treppe saß die Amme,
Und der kurz verstorb'nen Mutter
Knäbchen hielt sie an dem Busen,
Wiegt es singend mit dem muntern
Katabaucalesen ein.
Und aus ihrer Badestube
Trat das liebliche Geschöpf,
Rein und weiß, wie des Kayster's
Junger Schwan, und schwarz und üppig
Ruhten voll von Salbenduft,
Perlen in dem Schmuck der Kämme,
Ihre Rabenlocken alle
Auf der koisch-dünnen Hülle
Ihres weich gefüllten Busens:
Wie zwei wundersame Sterne
In des Himmels Nachtblau zittern,
Bebten, auf und nieder glänzend,
Helle Stern' in schwarzen Augen:
Und in einem Purpurtuche
Hielt sie mit den nackten Armen
Unter Myrth' und Lorbeerlaub
Honig, Mehl und Opferkuchen,
Der Maria, wie sie sagte,
Opfernd sie zur heil'gen Grotte
Für mein Wohl und Glück zu senden.

Abergläubisch Kind! so rief ich,
Nieder mich zum Divan werfend,
Und die Hand ins Auge drückend,
Das in Todesgluten brannte —
Gibst du selbst dir nicht dein Glück,
Wird es auch kein Gott dir geben.
Und sie schlang die weißen Arme
Schmeichelnd mir um meinen Nacken,
Koste mir mit warmen Händen
Lächelnd um die heißen Wangen;
Reichte mir die Rosenlippen
Mild und willig hin zum Kusse;
Und sie bat und weint' und sagte:
Ach du unbarmherz'ger Franke,
Warum trauerst du und trübest
Auch mein Herz mit deinem Grame?
Denkst du wieder an die Heimat,
Oder hast du gar noch eine
Über'm Meere, die du liebest?
Warum schweigest du und öffnest,
Kalter, nicht dein Herz der Liebe?
Nein! du bist ja nur nicht gläubig,
Bist so gut und doch nicht fromm,
Gib die Hand mir frei, und lass' mich,
Der Telonia Macht zu stillen,
Weihrauch der Maria bringen,
Und die Heil'ge, die den Morgen
An dem Gold- und Rosenbande
Herrlich aus der Nacht heraufführt,
Wird, wenn kindlich wir's erflehen,
Auch ihr Licht ins Herz dir geben.
Und sie wollte sich erheben,
Doch ich faßte mit den Armen
Sie noch wilder, drückte mächtig
Sie zur Brust und legte glühend
Meine Stirn' auf ihre Wangen.
Bleibe, bleibe, gib mir Antwort!
Rief ich, und mit heißen Küssen
Deckt' ich weinend ihre Wangen.

Doch sie trocknete mir's Auge,
Eine Kälte, die mir eisig
Durch die starre Seele zuckte.
Ist der Löwe nicht allein?
Geht das Lamm und geht die Taube
Mit dem Ungeheuer um?
Welch' Geschöpf kann sich erkühnen,
Vor sein Angesicht zu treten,
Ihm sich an die Brust zu werfen?

Und sie zitterte, mit beiden
Armen faßt' ich ihre Wangen,
Hielt das schöne Köpfchen staunend
Mir entgegen, blickt' ihr lange
Stumm ins schuldlos klare Auge.

Kind, ach Kind! du bist verloren!
Denn ich bin ein Vampyr, muß
Allen, allen, die mich lieben,
Leben, Blüte, Blut, Gesundheit,
Schönheit, Jugend, Kraft entsaugen!
Und ich küßte, küßte wieder
Ihre stammelnd bleichen Lippen,
Riß die Kämm' aus ihren Locken,

Barg mich in die langen Haare,
Küßte drunter Aug' und Wange,
Weinte, fluchte, knirschte drunter!

Etwas Furchtbares erfuhr ich,
Was sich bleich und schaudervoll
Wie ein Geist aus off'nem Grabe
Mahnend aus der Nacht gehoben!

Ach, was ist's? o sprich! o ende
Deine Qualen! rief sie, machte
Sich aus meinen Armen los.

Unglückselige, was hast
Du bis daher mir verschwiegen?
Adamanta ist dein Gatte,
Jener wilde Albaneser,
Der zum Kampf vor Tripolizza
Vor zwei Jahren ausgezogen!

Und mit einem lauten Schrei
Stürzte sie an meinen Busen,
Warf die engelschönen Arme
Ungestüm um meine Schultern,
Daß der Schmerz der Kugelwunde
Kalt mir durch die Nerven zuckte!
Aus der Augen Mondeshelle
Floß der Tau der reinen Tränen
Über Wang' und über Lippen
Heiß in die bewegte Brust,
Und mit lautem Jammer drückte
Sie das nasse Seidentuch
Über Aug' und Mund und Stirne,
Tauchte still die weißen Arme
In des Springquells reine Wasser,
Weinte Trän' an Trän' hinein,
Hob die Hand empor und schluchzte:
Heil'ge, heil'ge Mutter Gottes!
Ach, dein Kind, es ist nicht schuldig!

Bist du, bist du seine Gattin,
Bist du Adamantas Gattin?
Rast' ich, und das zarte Wesen
Hielt ich unsanft in den Armen.

Auf die Kniee sank sie nieder,
Und das schwarze Lockenköpfchen
Legte sie auf's Purpurpolster,
Und verhüllt' es mit den Händen,
Und gebrochen, schwach und weinend
Klang ein Ja aus ihren Lippen.

Wütend faßt' ich sie von neuem
Um den schlanken Leib und hob
Sie gewaltsam in die Höhe:
Ich bin schuldig, und dafür
Geb' ich selber mir die Strafe!
Ihre beiden Händ' ergriff ich,
Drückte stammelnd sie zusammen,
Legte sie auf ihre Brüste,
Küßte das gebroch'ne Auge,
Küßte weg die warmen Tränen,
Ließ die Hände wieder los:
Bist du Adamantas Weib? —
Ach ich bin's! bei meinem Auge!
Weint' und rief die Bleiche, Bange —
Nie Kalonasore, siehst du
Den befleckten Flüchtling wieder! —
Wand mich los, sprang an die Türe,
Blickte drauf noch einmal um,
Sah die wankende Gestalt
Mit verhülltem Angesichte
Langsam auf die Erde sinken.

6.

Fluch, Erde, deinen kleinen Freuden,
Womit du Menschensinn betörst!
Fluch deinen Schmerzen, deinen Leiden,
Womit du Menschenkraft verzehrst!
Fluch dir, wenn du mit Sinnenreizen
Des Lebens Lust und Fülle zeigst,
Wenn du mit ewig kaltem Geizen
Ins Tiefste unerbittlich steigst!
Wenn du für karge Bettlergaben
Dem Armen Ruh' und Frieden nimmst,
Wenn du, statt liebend ihn zu laben,
Hinab zum Todesseufzer stimmst!
Fluch dir, wenn deine Morgenhelle
Des Abends Heiterkeit verspricht
Und, dürstend nach der Lebensquelle,
Matt des Betrog'nen Auge bricht!
Fluch, wenn mit deiner Bäche Lodern,
Die, stäubend durch bewölkte Luft
Auf Felsen, die im Tale modern,
Hinunter stürzen in die Kluft!

Wenn du mit Blüt' und Blumenglocken,
Mit deiner Eichen stolzem Bau,
Mit deiner Sternenheere Flocken,
Mit Sonn' und Mond und Himmelblau
Zur ew'gen Urkraft willst uns bringen,
Die frei in ihren Tiefen webt,
Zu der wir nie hindurch uns ringen,
Wie heiß der kühne Geist auch strebt.
Fluch, wenn mit namenloser Liebe
Du das getäuschte Herz durchströmst,
Wenn du die göttlich zarten Triebe
Mit kalten Lebensfratzen zähmst!
Fluch sei den sel'gen Kinderwonnen,
Die selbst nicht fest der Glaube hält,
Der gold'nen Zeit, die uns zerronnen,
Der reinen, ungetrübten Welt.
Fluch sei dem Licht, das diesen Jammer
So unbarmherzig still bescheint!
Verflucht sei jede Lebensklammer,
Die Geister noch mit Geistern eint!
Verflucht die lügenhafte Seele,
Die einen Erdengott sich fühlt,
Und froh, daß sie der Gram nicht quäle,
Im Bilderbuch des Schicksals spielt!
Fluch sei den Totengräberinnen,
Der Ruhe, der Zufriedenheit,
Fluch, wenn sie selbst ein Herz umspinnen,
Das blutend eine Schuld bereut!
Fluch jedem Donner, jedem Blitze,
Der das verhöhnte Glüh'n nicht dämpft,
Und Fluch sei noch der letzten Stütze
Für's Herz, das mit dem Tode kämpft!

7.

Weinst du noch, du schöne Seele,
Schmerzt dich noch das zarte Feuer?
Frommer bist du ja und treuer,
Als wir beide, die dich liebten.

Ach, von meines Irrens Kummer
Ruht' ich aus an deinem Herzen,
Und ich mußte dir nur Schmerzen
Für die Liebeswonne geben.

Lebe wohl, Kalonasore!
Keine Ruhe krönt das Sehnen,
Keine Flamme stillt die Tränen,
Keine Träne kühlt die Flamme.

8.

Ach, du klagst, daß schon die Wolke
Dir die jungen Tage trübe
Und der Morgenhauch der Liebe
Schon der Unschuld Blumen töte?

Wie ein Fels von Riesenhöhen
Stürzt' ich fühllos auf die Quelle,
Draus in frischer Jugendhelle
Dir das reiche Leben wallte.

Lebe wohl, Kalonasore!
Bist ja du die ewig Reine,
Doch die Schuld, die ich beweine,
Welch ein Opfer wird sie sühnen?

9.

Wer begreift das zarte Leben,
Das in jugendlicher Hülle
Aus der Rose Purpurfülle
Unberührbar quillt und keimt?

So aus deinen schwarzen Augen
Bebt in heißen Wollustschauern
Einer Seele schmachtend Trauern,
Weh ihr, wenn die Scheue liebet!

Lebe wohl, Kalonasore!
Kennst du nun mein sanftes Klagen?
Ach, dich lieben ist Entsagen,
Und Entsagen ist dich lieben.

10.

Welch ein Klaggeheule stöhnt herüber?
Langsam aus begrüntem Tor gezogen
Kommt die Schaar der schwarzen Trauerweiber,
Ihre Schleier über's Haupt geworfen,
Ihre florbehang'nen Hände ringend,
Schauervolle Grabgesänge schluchzend.
Und in priesterlichem Festgewande
Folgen, sich bekreuzend, die Caloyer.
Feierlich im golddurchwirkten Mantel,
Mit des Kirchenrockes heil'gen Binden
Naht im ernsten Schritt der finst're Papa!
Aber auf den Schultern schwarzer Träger
Ruht ein bleiches Bild im off'nen Sarge:
Aus der Fülle köstlicher Gewänder
Reich besetzter, blendend schöner Decken

Steigt in seid'ner, schwanenweißer Hülle,
Hell im Schmuck der farbenvollen Steine,
Sanft und weich geschwellt ein junger Busen.
In der Wiege morgenländischer Blumen,
Aus dem Blau und Grün und Rot der Kränze,
Aus der Locken üppigem Gewinde,
Mit der Zierde perlenreicher Bänder,
Schaut ein blaß Gesicht, dem Monde gleich,
Wie in Wolken, eingehüllt in Tücher;
Auf der Schöne zugeschloss'ner Augen,
Auf der Lippen und der Wangen Anmut,
Scheint des Lebens innig warme Fülle
Mit des Todes Lieblichkeit zu spielen.

Du bist's, o Kalonasore!
Du bist diese Todesbleiche!
O ihr kalten Meere alle
Von des Nordpols Eisgebirgen
Zu des Südpols Flammenhimmel,
Spült das Blut des Riesenschmerzes
Aus der Seele Feuertiefen!
O noch einmal aus dem Grabe,
Einmal, unbarmherz'ger Tod,
Gib sie warm und lebensinnig
Mir an's Herz, daß ich die Schuld
Aus an ihrem Busen weine!
Lösch' in deinen dunkeln Himmeln,
Weltgeist, deiner Sternenwesen
Ewig Licht und Schimmern aus!
Aber einmal laß ihr Auge
Mit dem sel'gen, schönen Licht
Sich der keuschen Liebe füllen!
Aber ach, du wandelst ruhig
Und erbarmungslos durch's Inn're
Deiner selbstgeschaff'nen Werke,
Und ich fluche dem Gesetze,
Das die ewige Natur
Knechtisch zwang in Grenz' und Schranken,
Fluche, daß kein Stein vom Boden
Aufspringt, wenn's im Buche nicht
Steht des wandellosen Gottes.

An das Haustor wird der Nagel
Schon von dem Cypressensarg
Mit Gebeten eingeschlagen.
O ihr Sel'gen, o ihr Toren,
Mit dem Nagel glaubt ihr wohl
Wilde, schaurige Gespenster
Aus dem Hause zu verscheuchen!
Daß ich so doch auch die Schatten
Meiner abgestorb'nen Wonnen,
Daß ich so den Geist des Jammers,
Der zerdrückenden Verzweiflung
Aus dem Herzen bannen könnte,
Wie ihr abergläub'schen Toren!

Langsam zieh'n sie durch die Menschenmenge,
Schauerlich erklingt das Klaggeheule;
An des Vaters Armen wankt die Tochter,
Ach, die letzte, hinter'm Blumensarge.
Aus den langen, schwarzen Trauerflören
Flattern durch die Luft die blonden Locken,
Losgewühlt vom jungfräulichen Schleier.

Aber jetzt in dem Gedränge
Rasch durch Muselmann und Grieche,
Durch Armenier und Jude,
Fort durch Neger und Tartaren
Rast' ich die Moschee vorbei,
Drängte, schalt und stieß und wand mich
Sicher bis zum Trauerzuge.

Und die Kirche öffnet ihre Tore;
Mitten zwischen zwei Cypressen schwankend
Klang die Glock' in dem metall'nen Tone.
Auf dem golddurchschlung'nen Purpurteppich
Ruhte schon vor des Altares Stufen,
In dem Brautschmuck ihrer seid'nen Schleier,
In den Tüchern, auf den Blumenkränzen,
Auf dem Marmorgrund die schöne Leiche.
Durch die Säulenhalle dampfte heilig
In den Duftgewölken schon der Weihrauch.
Des Gesanges Grablaut war verklungen,
Und der Papa sprach Gebet und Segen.
Näher trat der Vater mit der Tochter
An das heißgeliebte Kind und lüpfte
Von dem Engelsangesicht die Hülle,
Kniete nieder, küßte noch die Wange,
Küßte weinend noch das liebe Auge.

An der Treppe des Altars
Hielt ich mich an einer Säule,
Trocken waren meine Augen,
Keine Träne konnt' ich weinen, —
O, mir war so fürchterlich.

Selbst die heiligen Gebräuche
Dieser glaubensvollen Menschen
Faßten wieder mit der Kindheit
Reinen Schauern mein Gemüt,
Das in freudelosem Bluten,
Das in Lassen und Entsagen,
Lieben, Sehnen, Kämpfen, Irren
Längst von seinem schönen Glauben
An das Ew'ge sich entwöhnet. —
Stürz' ich nicht zu ihren Füßen,
Küß' ich nicht die blassen Lippen,
Wie der Vater, wie die Schwester,
Einmal noch in meinem Leben,
Eh' sie in die Erde sinkt? —
Nein, klang eine finst're Stimme
Aus des Herzens Höllentiefen, —
Du erschräkest, wenn der reine
Milde, sel'ge Geist ihr wieder
Heiligend die Lippen wärmte.
Nein — — —

Das Marmorgrab war offen;
Nieder in die Schattenkühle
Senkte man mit ihren Blumen,
In die weißen, weichen Tücher
Eingehüllt, die zarte Leiche.

11.

O Leben, das mit deinem Überdruß,
Mit Ekel, Kleinheit, Enge, Zwang und Spiel
Mein Herz, so wie des ew'gen Eises Vater,
Der Aetna, schaubende Titanen, drückt, —
O Leben! wie veracht' ich, haff' ich dich!

Es jagt der Träume furchtbares Gebild
Den Schlummernden vom heißen Lager auf,
Und ungebändigt tobt der alte Gram
Zerreißend in der Brust, die ihn am Abend
Mit sich hinübernahm ins Reich der Träume.
In wandelloser Schöne geht sie auf
Und geht sie wieder unter, meine Sonne,
Im Tale liegt der Schatten, auf dem Berg
Durchglüht das Gold noch lange mir mein Auge.
Ich liebe sie, ich sehne mich ihr nach,
O, und verachte, Leben, deine Armut!

Wenn mich dein Geist, unsterblich Element,
Auf leichten Wellen auf und niederschaukelt,
Wenn's kühl und frisch, in lebensregem Druck,
Um meine Brust mir spielt und nun hinein,
Hinein ins Allunendliche mich trägt,
So ganz allein im Schönen Element —
Wenn mich der Rosse jugendliche Kraft
In Sturmsprung, unermüdet, auf und ab
Durch Wälder, über Berge, Bach und Tal,
Im kühnen Sausen deiner Winde, Luft,
Behend von Abgrund hin zu Abgrund tummelt,
Ha, dann wohl fühl' ich wieder meinen Stolz,
Und unbesiegt, im innerst Innern tief,
Des Lebens junge Feuerströme rauschen.
Doch ach, wie bald vom göttlichen Entwurf,
Woran das Herz mit aller Brunst gehangen,
Seh' ich verflucht mich wieder in den Staub
Von diesen Bettlerföhnen hingeschleudert,
Und Scham und Wut und Trotz umschwärmen sie,
Mit Rabengier, die hingesunk'ne Leiche.

Unselig wirkt die ewige Natur!
Aus jeder Palme, jeder Pinie Laub
Haucht mich's beschämend an! der leise Wind,
Der Wald und Gras und Meereswellen kräuselt,
Er spottet meiner Unmacht, und der Mensch,
Der arm und schwach, ein willenloser Knecht,
An meinem finstern Blick vorüberwandelt,
Den ich nicht lieben und nicht hassen kann,
Ist mir ein Vorwurf, der mich quält und martert.
Unsterblichkeit, dein ew'ger Name war's,
Der einst zu großen Planen mich gefordert,
Und eine Schöpfung stand vor meinem Geist,

O der Gedanke schon war selig! doch
Die herrliche Vollendung sah ich nicht!

Ich wollte helfen, wollte Segen schaffen;
Wohin ich kam, verbreitet' ich Verderben
Mit dieser Hast, mit diesem kühnen Feuer,
Womit ich das Begegnende gefesselt,
Und in die Brust mir das Geliebte drückte,
Da tötet' ich, die schwächere Natur
Vermochte nicht der heißen Kraft zu stehen.

Verzweifelt schlug ich in das Meer der Sünde,
Durch alle Bäche rast' ich, alle Sümpfe,
Wie weit das Meer, unendlich, sich verzweigt.
Zwei Mädchen, die mit aufgelöstem Herzen
So ganz mir hingegeben, schön und schwach,
Unschuldig noch wie's Laub, das donnernd
Der Sturm aus seiner milden Ruhe schüttelt,
Hab' ich geliebt, hab' ich zu Tod geliebt,
Und selbst die Reue, dieser schönste Schmerz,
Der wunderbar beruhigt und entzückt,
Ist meiner Brust versagt, die stumm und starr
Den sanften Trost der Liebe von sich weist,
Den Mantel um sich hüllet ihrer Schuld
Und still verachtend ihren Tod erwartet.

Und warum zauderst du, erflehter Tod?
Ich suchte dich im wilden Schlachtgetümmel.
O eine Welle, eine Feuerkugel,
Ein starker Hieb des Mordstahls hätte mich
Der Zukunft Langeweile schnell entrissen.
Doch was ist Tod, wie weit erstreckt die Nacht
Des schwarzen Heilands sich ins and're Leben?
Wär' sie das Ende dieser Erdenqual,
Die einzig leichte Handlung dieses Sterbens!
Ha! warum schreckt mich der Gedanke so,—
Der Übergang zu längern, heißern Martern!

Und sterben sollt' ich, wenn er mit mir kämpft,
Der Arm des unerbittlichen Geschicks?
Ich sollte diesen Stolz in meiner Brust,
Dies Unbesiegte, diesen Gott sollt' ich
Der fremden Macht in Demut unterwerfen?
Ich kenne keine Demut, kenne nicht
Die Hingebung in einen andern Willen.
Ich kenne nur die seelenlose Not,
Und nur ein Etwas in mir, das ihr trotzt.
Als ich noch glücklich war, da wünscht' ich oft
Im schönen Rausch der Freude zu vergehen.
Da ich nicht glücklich bin, so will ich leben.

Und dürft' ich tauschen mit den Menschenkindern,
Die noch Geduld, die noch Zufriedenheit,
Für dieses Lebens Bettlerbürde haben,
Die glücklich sind und ruhig, wie ich's war,
Als ich noch nicht durch's uferlose Meer
Der Sterne ging und mich hineingewünscht
Zum letzten Fixstern, der im Lichte schimmert —
Ich tauschte nicht, verschmähte dieses Glück.
Ich *will* den Schmerz, der mir im Busen rast;
Ich flehe keine Stunde mir zurück,
Die glücklich war und ruhig; möchte selbst
Der Kindheit schöne Zeit nicht mehr durchleben!
Hier steh' ich einsam in der fremden Welt,
In eines Erdballs göttlich heit'rer Mitte,
Und habe nichts und rufe kühn und stolz:
Ich will und wünsche nichts, du kannst nichts geben!
So ehr' ich meinen Richter in mir selbst,
Ich hasse mich, weil ich so heiß mich liebe!
Mir selbst noch einmal zu entfliehn, das ist's,
Was ich gewünscht seit jenen Kummertagen,
Wo in des Jünglings Brust das frohe Kind
Im zehrend starken Feuerstrom verbrannte!
O diese Seligkeit, die Gott nur fühlt,
Im werdenden Gedanken könnte sie
Den wild verwirrten Menschensinn zerstören.
So leb' ich jeden Augenblick zu sterben,
Und sterbe jeden Augenblick zu leben.

12.

Du bist entflohn nach kurzem Erdenwallen,
Schwarzäugige, dich hielt kein liebend Flehen!
Der Mond ist oft in schöner Nacht zu sehen,
Doch flieht er, wenn die Morgennebel fallen.

Und darf der Sterbliche die Worte lallen,
Oft, wenn der Sterne Milchgebild' entstehen,
Scheint mir in weicher Fülle, sichtbar allen,
Dein lockig Haar durch's Himmelblau zu wehen.

Und einsam auf des Lebens Wasserspiegel
Erblick' ich trauernd in den tiefen Wellen
Der Himmelskinder funkelndes Gewimmel.

Den Strahlen gleich, die aus dem Monde quellen,
Sinkst du herab und rufst auf lindem Flügel:
Dir bleibt die Erde, — laß mir meinen Himmel!

13.

Herrlich Land, du schöne Mutter,
Die des Aethers Feuerregen,
Mit dem ew'gen Gold und Blau,
Mit der Wollust eines Gottes
In die milden Arme drückt,
Der die ewig jungen Kinder,
Inseln, Berge, Täler, Blumen,
Selbst wie aufgeblühte Götter,
An dem warmen Busen hangen!
Herrliche mit deinen Wassern,
Mit den wunderblauen Bergen,
Die durch's Lichtgrün der Orangen,
Durch den Purpur der Granaten,
Durch die Königspracht des Lorbeers,
Wie der Vorwelt schöne Sagen
Durch das Gegenwärt'ge, dämmern!

Dein gedenk' ich, Heldentochter,
Deines schönen Vaterlandes,
Du, der Pfortendragomane
Marogeni Enkelin,
Junge Pallas mit den Waffen
Um die schmerzgefüllte Brust,
Deiner Söhne Heldentod
Blutig an den Muselmannen
Mit dem eig'nen Arm zu rächen!

Dein gedenk' ich, wenn Marito,
Korais blaugeaugte Tochter,
Mir am kühlen Sommerabend
In des Mastixlaubes Schatten
Eine kleine Mandoline
Lächelnd in die Arme legt.

Neben mich setzt sie sich nieder,
Greift mit weißer Hand die Locken,
Die ihr auf den Nacken wallen,
Fächelt mir mit lindem Kosen
Kühlung um der Stirne Falten,
Legt die kleine Wange schmeichelnd
Auf die Brust mir, fragt mich ängstlich,
Warum blickst du nur so finster?
Denkst du an Kalonasore?
An der Heimat ferne Lande?
Willst du nie denn heiter werden,
Öffnest du mir nie den Kummer?
Spiel' ein Lied von Lieb' und Freude!
Und ich rausche wild und mächtig
Durch die Saiten auf und nieder,
Zürnend wie das Schaumgewässer,
Das an kalte Felsen schlägt.

Hast du, sagte jüngst Marito,
Nie ein Mädchen warm geliebt,
Drüben, mitleidsloser Franke,
Drüben, wo du hergekommen? —
Ach, wie fragst du, kleines Täubchen? —
— Und sie liebte wieder dich? —
Treu und schön wie du, Marito. —
— Ach, sie starb dir auch? — Du irrest!
Ich verließ sie. — Und das tatest
Du? — Ja, Mädchen, und noch mehr. —
Blieb sie nicht so schön wie früher? —
Töricht Kind, du kennest nicht
Diese Tat des wilden Herzens. —
Kehrst vielleicht zu ihr zurück,
Smyrna und Marito lassend? —
Träumend schüttelt' ich den Kopf,
Dachte viel und dachte wenig,

Legt' ein klein Citronenblättchen
Spielend auf das liebe Mäulchen.

Selbst du, alte Heimatsprache,
Bist mir längst schon fremd geworden,
Und romaisch dacht' und sprach ich,
Vor den schönen Griechinnen
Lernt' ich bald den Herzenskummer,
Kühne Liebesworte stammeln.

Und wie lacht das lose Mädchen,
Wenn ich rasch und feurig werde,
Und den Kampf um Tripolizza
Und um Nauplis starke Feste,
Oder das Entzücken schild're,
Als ich aus dem blauen Meere
Hellas ferne Dorerberge
Einst des Morgens tauchen sah;
Wenn im stürmenden Gefühle
Ich die Worte nicht erreiche,
Und die drängenden Gedanken
Und der letzte Rest der Sprache
Schnell in einem heißen Kuß
Ihres Lippenpaars verflattert.

Oft an einem kühlen Abend,
Wenn die Sonne längst geschieden,
Lagern wir uns auf den Teppich
Droben auf des Hauses Dache,
Schauen nieder auf das Treiben
All' der Menschen, die geschäftig
In den vollen Straßen wandeln.
Ich verachte sie, und kam,
Sie zu retten, doch herüber;
Ich verachte sie und scherze
Doch mit ihr, die ich noch liebe.

Hat der herzensgute Vater
Doch kein Aug' auf unser Kosen;
Kommt er Mittags von dem Bazar,
Oder Abends aus dem Kahne,
Setzt er wohl im Mauerhof
Unter'm Karobbaum sich nieder,
Trinkt den Kaffee, raucht und schlummert,
Und vor vielen Tagen bat er
Selbst mich, in sein Haus zu ziehen.
Und so leb' ich wie ein Grieche;
Komm' ich aus dem Morgenbade,
Leg' ich mich auf's Purpurkissen
An das Mittagsmahl mit Korai.
Auf dem Polster liegt das Mädchen
Mit den blauen Pflaumenaugen,
Ohne Turban, Seidentücher
Züchtig über'm Busen haltend,
Und den Nacken voll von Locken,
Die die reine Haut bedecken.
Und genügen an den Fasten
Mir die Muscheln und die Austern,
Die gebrat'nen Zwiebeln nicht,
Nun so bringt der Griechenknabe
Dem gescholt'nen, lieben Raya
Im Citronensaft den Reis
Und ein Stückchen Schöpsenfleisch
Unter Mandeln und Rosinen.

Drauf sitz' ich zum Flügel nieder,
Den vom Bazar mir der Grieche
Heimgebracht und ras' und wirble
Durch die Tasten hin und locke
Aus den Tiefen wilde Töne,
Die mir Hölle wären, schaffte
Nicht Musik sie um zum Himmel.
Meine Nerven zittern, wütend
Rütteln mich die kranken Geister,
Und die Blonde legt den Finger
Still auf meine Schulter, neigt sich
Über mich hinein, und decket
Mit den Händchen mir die Augen:
Halb bewußtlos stürm' ich auf,
Drücke nieder sie zum Sitze,
Lehre Hand und Ohr, die Tasten
Nach dem Gleichklang anzugreifen.

Und so schläfr' ich mir den Gram,
Wie ein riesig Ungeheuer,
Oft mit diesen Zauberspielen
Im gestillten Herzen ein.
Aber will ich einmal mutig
Ihn im Zauberschlaf erdrücken,
Steigt er wütend wieder auf,
Und mit zügellosem Grimme
Reißt er Wunden auf an Wunden.

14.

Ich ging den Lichtweg der Antiken
Durch Marmortrümmer und Altäre,
Durch Tempelstücke, durch Gebälke,
Wo aus des Meles reinen Wassern
Der Vorwelt stolze Säule taucht,
Und in dem Spiegelbad der Fluten
Ihr einsam Bildnis trauernd schaut.
Die alten, starken Riesenbrüder,
Der Tmolus und der Pagus lagen,
Wie wilde Wächter, kühn und schirmend,
Um Smyrnas schiffgefüllten Busen.

Da hört' ich Stimmen, hörte Glocken
Und Knall und Knall, ein schreckend Rufen,
Und über eines Hauses Dach
Erhob in ungeheurem Rauche
Sich eine bleiche Feuersäule.
Jetzt dröhnt ein Donner vom Kastell,
Fliegt aus der türkischen Kanone
Die Marmorkugel in das Becken,
Ein griechisch Schiff mit vollen Segeln
Stürmt pfeilschnell in die weite Rhede;
Die Ufer füllen sich mit Männern,
Der springt ins Schiff und spaltet kräftig
Noch einem Muselmann den Scheitel,
Der wird gefaßt und ringt im Wirbel,
In Rauch und Feuer unter Feinden,
Und schwingt mit Heldenkraft den Säbel,
Und wälzt sich blutend auf der Erde.
Dort wogt's und fliegt's und läuft's hinan,
In bunten Farben, eine Masse,
Mit Jammerklagen, Weiber, Kinder,
Dem Pagus zu, und Türkenscharen,
Und schonungslos, mit nacktem Säbel,
Der Spahi furchtbar schnelle Reihen,
Mit zügelloser Mordgier rasend,
Bald da, bald dort, und stoßen nieder
Den armen Flüchtling der zurückbleibt;
Die Griechen sterben, Fluch den Rayas!
So tobt's aus den Barbarenkehlen;
Und mordend durch das Wutgetümmel
Siehst du den schwarzen Geist der Rache
Mit ungestillter Blutgier streben,
Und Leben haucht sich aus an Leben,
Und tausend blut'ge Quellen sprudeln
Ein furchtbar Opfer seinem Zorne.

Was beginn' ich? Mir entgegen
Wälzen sich die wilden Rotten!
Flieh' ich auf des Berges Höhe?
Werf' ich mich ins Meer, ein Schiff
Noch der Griechen zu erreichen?
Aber drinnen, drinnen sie,
Wenn die Flammenzunge leckend
Über Dächer hin und Gassen
Korai's Haus zerstörend faßte!
Wenn die Ottomanenhunde
Raubend durch die Tore stürmen!
Und dem schändlichen Verlangen
Unbarmherziger Barbaren
Nun die Arme, Schöne, Schwache
Eine grenzenlose Lust,
Eine freche Sinnenbeute!
Wenn der wilde Männerarm
An des Vaters blut'ger Leiche
Brennend um die keusche Brust
Sich des schönen Lieblings schlingt,
Und den Räubern hingegeben,
Sie, dem Widerstand zu schwach,
Weinend, bebend ruft: wo bist —
Ach wo bist du, teurer Fremder?

Nein! zur Stadt ins Mordgetümmel!
Ha, ich kenn's, wenn Elemente
Sich in Not und Haß ergreifen,
Wenn die grollenden Gewalten
Sich im Kampf, wie Riesenschlangen,
Mordend in einander ballen! —
O, nun jauchzte gährend wieder,
Wie ein fesselloser Löwe,
Springend aus dem off'nen Busen
Mir das jugendliche Leben.
Frisch und heilend tränkte mir
Mit gesundem Saft die Hoffnung,
Regung überall verbreitend,
All die trock'nen Lebensadern.
Mit gewalt'ger Siegerstärke
Klammert' ich das feste Dasein
An die wechselvolle Welt.
Von des heitern Jugendmutes
Überird'schem Blitz gespalten,
Sank der marklos morsche Baum
Meiner Trauer donnernd nieder;
Und in freudig heller Flamme
Schlug aus ihren schwarzen Wurzeln

Das Titanenkind des Himmels,
Meine jugendliche Freude.

Den entblößten Degen faſſend,
Ein gelad'nes Terzerol
Einem Juden aus der Hand
Mit gewalt'gem Schlage raffend,
Lief ich ſo durch's Tor hinein.
Leer war's in den erſten Straßen,
Türen, Läden zugeſchloſſen.
Unter einem Mandelbaum
Bluteten drei junge Griechen,
Zweien war das Haupt geſpalten,
Doch der dritte, faſt ein Knabe,
Faßte noch beſinnungslos
Seine letzte Kraft zuſammen,
Zuckte mit der einen Hand
In der off'nen Kugelwunde,
Und die and're ſchlang er wütend
Um den toten Ottomanen,
Der am Stamm des Baumes lag.

Jetzt aus einer kleinen Gaſſe
Sprangen mit gezücktem Säbel
Plötzlich, einem Emir folgend,
Von verſpritztem Blute dampfend,
Drei der tobenden Barbaren.
Eh' ich wußte, ob ſie nur
Feindlich mir begegnen wollten,
Sank der eine ſchon zu Boden,
Vom Piſtolenſchuß getroffen.
Ha, der Franke! brüllten alle.
Schnell an eine Mauer floh ich,
Daß ſie mir den Rücken decke.
Furchtbar durch die Lüfte ſauſen
Hört' ich ſchon das Heidenſchwert,
Doch es ſtreifte nur die Schulter.
Meinem Hiebe fiel der zweite,
Doch der dritte floh; nun galt es
Mit dem löwenwilden Emir.
Hilf, Profete! ſchrie er, hilf!
Schlug mir aus der Hand den Degen,
Aber, eh' er wieder ſchwang,
Lag ich ſchon an ſeinem Leibe,
Faßt' ihn um die Rieſenbruſt,
Drückte, daß ſein Odem ſtockte,
Nur ein gräßlich dumpfes Stöhnen
Rang ſich noch aus ſeiner Kehle.

Schnell den Dolch mir aus dem Gürtel
Riß ich, und in ſeinem Herzen
Stak der Mordſtahl bis zum Hefte;
Wie der Stier der Schlachtaxt fällt,
Stürzt' er rücklings auf die Erde,
Und ich zog den grünen Turban
Ihm vom alten Haupt, und warf ihn
In die Lüfte; meinen Dolch
Steckt' ich warm noch in's Gehenke.

An dem Ufer ſprang ein Franke
Mir entgegen, und zwei and're
Folgten mit gezückten Degen,
Brave, mut'ge Philhellenen
Forderten ſie meine Hilfe.

— Mit dem einen, einem Finnen,
Schifft' ich einſt von Hydras Felſen. —
Und ein Griechenkapitano
Folgte raſch uns nachzueilen.
Nah' am Ufer trieb ein Schiffchen,
Eine junge, ſchöne Griechin,
An die Bruſt zwei Kinder drückend,
Rang im Wolluſtarm der Türken
Hilfe-ſchreiend ihre Hände.
Und die Ungeheuer riſſen
Ihr mit frevelndem Beginnen
Die Gewänder von dem Buſen.
Folgt mir! rief ich den Gefährten,
Stürzte mich ins Waſſer, ſprang
Mit des Degens Schwung mich ſichernd,
In den Kahn, die Brüder folgten.
Wütend ſchwang der junge Finne
Seinen Yatagan, der brave
Kapitano fiel von einem
Säbelhieb hinab ins Waſſer.
Zwei der Muſelmannen ſanken
Unſerm Hieb ins Meer, da ſchwang
Einer den gewalt'gen Säbel,
Hieb des Säuglings Haupt entzwei,
Daß ein blutend Stück der Mutter
In die Arme ſank, das andre
Riß er lachend ihr vom Herzen.
Raſend faßt' ich ſeine Gurgel,
Warf den Bluthund auf die Bretter,
Riß der Philhellenen einem
Die Piſtole vom Gehänge.
Und die Kugel fuhr dem Mörder

Schmetternd ins Gehirn; das Kleine
Zog ich rasch aus seinen Armen,
Warf's der Mutter an die Brust,
Schlang den Arm um ihre Hüften,
Hob sie mächtig in die Höhe,
Sprang mit ihr hinab in's Wasser.
Gott! wie sie bewußtlos, zitternd
Nur ihr Kleines an sich faßte,
Und die kalten, bleichen Wangen
In den Schauern des Gewässers
Auf die off'ne Brust mir legte,
Und die braunen Seidenlocken,
Aufgelöst in lange Wellen,
Mir Gesicht und Schultern näßten!
Die Gefährten schlugen tapfer
Mit dem Feind sich auf dem Schiffchen,
Schwammen siegreich an das Ufer,
Einer seines Arm's beraubt.
Die Gerettete lag weinend
Mir zu Füßen, küßt' ihr Kind
Mit den schönen Lippen, dankte
Schluchzend, mir die Knie' umschlingend;
Doch ich ließ sie den Gefährten,
Rannte schnell in eine Straße,
Die Moschee erreicht' ich, vor mir
Stand verschlossen Korais Haus,
Eine Kugel, niedersausend
Von den Dächern eines Türken,
Flog zerschmetternd in die Türe.
Hurtig auf mein Schrei'n ward
Sie geöffnet, und Marito
Schlang die weißen Arme jauchzend
Um den heißgeliebten Kämpfer.

Ach, Panagia! wo warst?
Wilder, Guter! bluteſt heftig
Auf der Stirn', und deine Kleider
Triefen! Ach, Maria, Heil'ge,
Dank, daß sie dich nicht gemordet. —
War't ihr sicher in dem Hause?
Fragt' ich. — O, die Türe wollten
Sie erbrechen, rief Marito,
Doch der Vater schoß durch's Fenster
Und Kephalides, und beide
Trafen ihren Mann, daß alle
Feig in and're Straßen liefen.

Abgemattet auf den Divan
Sank ich nieder, legt' auf's Kissen
Meinen Kopf, Marito legte
Mir Citronen, Trauben, Feigen
Sorgsam in ein Blumenkörbchen;
Kniete nieder auf die Erde,
Hüllte mir die warmen Kleider,
Die sie sich vom Busen nahm,
Um den Hals, und hielt die Lippe
Endlich lang auf meinem Munde.

15.

Aus dem tiefen Abendhimmel,
Aus des Meeres zartem Blau,
Aus dem frischen Laubgewimmel,
Aus der Berge Riesenbau
Flammt das Gold in warmem Wallen,
Das den Glanz der Blätter hebt
Und mit Steigen und mit Fallen
Über Tal und Hügel webt.

Weiche, kühle Lüftchen säuseln
Durch den jungen Seidenbaum,
Und die klaren Wellen kräuseln
Hüpfend sich im Farbenschaum.
Lachend blickt die Goldzitrone
Wie ein Kind aus Wiegennacht,
Und des Tmolus Purpurkrone
Glüht in sanfter Abendpracht.

Durch des Lorbeers dunkle Fülle,
Aus dem Traubenlaub hervor,
Hebt sich in erhab'ner Stille
Strahlend die Moschee empor.
Tausend gold'ne Lichterflocken
Tanzen um das Kuppelrund,
Und von Kranz und Blumenglocken
Blüht die Pforte farbenbunt.

Reiner als der Mond und bläſſer
Kniet sie unter'm Myrtengrün,
Bückt sich über's Lichtgewässer
Einer klaren Quelle hin;
Morgenrote Rosen schweben
Um das Zauberangesicht,
Und ein wundermildes Leben
Haucht hinein das heil'ge Licht.

Von dem Blumenkranz durchzogen
Glänzt ihr Haar in blonder Glut,
Und in üppig weichem Wogen
Fällt's hinab zur kühlen Flut,
Und die Hülle sinkt herunter,
Und in sanfter Liebesluft
Spielt die Welle süß und munter
Um die reine, volle Brust.

Schmachtend taucht sich ein die Wange,
Und in heller Tiefe schwillt
Halbgehoben, wollustbange
Schon das weiße Zauberbild;
Höher spielt die Freudenquelle
Schon hinauf im Jugendscherz,
Und die laute, mut'ge Welle
Überschlägt das heiße Herz.

16.

Nacht war's, auf den stillen Straßen
Hatte sich die schwarze Mordwut
Schon vertobt in blut'gen Opfern.
Selten unterbrach das Schweigen
Noch ein Ruf, ein ferner Schuß,
Oder eines Mörders Fußtritt.
Aus Maritos Armen war ich
Über eine Marmortreppe
Meinem Zimmer zugewandelt,
Nieder auf das Polster streckt' ich
Schläfrig meine matten Glieder.

Langsam schien der Geist des Kummers
Über meinem Haupt zu weichen.
Ich vergaß des Wahnsinns Macht,
Die mich aus der Heimat stürmend
In des Aufrufs Schlachtfeld rief.
Ich vergaß die Lieben alle,
Die zu Haus noch um mich weinen,
Dachte nicht mehr der Gefahren,
Die mein rasendes Beginnen,
Wie der Sturm um Berg' ein Wetter,
Über meinem Haupt gesammelt,
Und die Mordgestalten schwanden
Gleich dem bleichen Licht der Sterne
In die Nebelnacht des Schlummers.

Einmal sah ich noch hinauf
An die Wand, wo schwarz der Kriegsrock
Niederhing, auf's blut'ge Schwert,
Das im Dunkel bei mir ruhte,
Sah noch durch die off'ne Türe,
Die ich nicht verschloß, daß kühlend
Mich die frischen Lüftchen wiegten.
Und ich weiß nicht, wacht' ich noch,
Oder war's im ersten Schlummer,
Als ein blaues Licht das Dunkel
Des verklärten Ganges hellte;
Wie der stille Mond aus Wolken
Mitternächtlich blickt, so tauchten
Halbgelichtet all' die Bilder
Aus der Nacht hervor, das Blut
Leuchtete so hell am Schwerte,
Daß ein Schauder mich durchzuckte,
Und das blaue Licht ward weißer,
Und herauf die Treppen kam
Ein bekanntes Bild gewandelt;
Milchweiß flossen die Gewänder
Von dem jungen Busen nieder,
Um der Locken Lichtbraun wob sich
Über den geschloss'nen Augen,
Wunderbar im Lichte grünend,
Helles Laub in einem Kranze.
Und die schwankende Gestalt
Lehnte sich auf's Steingeländer
Mit den schwanenweißen Armen,
Wie sie's einst getan, als ich
Sie zum erstenmal umfangen.
So in regungsloser Ruhe
Stand sie lange, bis sie endlich
Eine Hand zur Brust bewegte,
Und zumal aus weißer Wiege
Sanft das schwarze Auge schaute.

O Kalonasore! rief ich,
Unbegreifliche, verlässest
Du den Himmel mir zu Liebe
Wie die Erde du verlassen?
Liebst du wieder meine Erde,
Hassest wieder deinen Himmel?

Schweigend zog sie aus dem Busen
Einen Eichenzweig und endlich
Eine dunkle, braune Locke.
Und ich wußte, was sie meinte.
Meine naßen Augen hielt ich
Wütend in das heiße Kissen.

O mein Vaterland! so schluchzt' ich, —
Seh' ich deine Wälder wieder?
Und du, armes, deutsches Mädchen,
Weinest du in deinem Tale
Noch um die verlor'ne Liebe?

Als ich mich emporgehoben
Sank das feuchte, schwarze Auge
Schon hinein in seine Tiefen,
Und mit engelschöner Beugung
Richtete das blasse Haupt
Sich zurück, daß seine Locken
Voller auf den Nacken hingen,
Und die kleinen Hände hob sie
Fromm und betend an die Brust,
Und die zarten Lippen schienen
Sich zu regen wie zum Kusse.

O da stürmt' ich mit dem Wahnsinn,
Der wie ein gewalt'ger Adler
Mir im Herzen seine Brut nährt,
Über's Lager, streckte sehnend
Arm und Brust dem teuren Bilde
Der Gestorbenen entgegen.
Doch sie sank in jener Stellung,
Betend ihre Hände schließend,
Noch mit einem kleinen Strahle
Aus dem Augenlid zum Himmel,
Langsam auf die Knie', und heilig
Schlug das Licht um ihre Wangen
Und — sie schwand hinein — und schaudernd
Starrt ich in das öde Dunkel.

17.

Doch ich blieb drei schöne Tage
Noch in Korais Haus und lag
Eben auf derselben Stelle,
Wo das wundersame Wesen
Vor drei Nächten mir erschien.
Längst schon hatte mir Marito
Scheidend an der Brust gelegen,
Und das helle Mondlicht schien
Freundlich durch Johannisbäume
In mein Schlafgemach herein.

Sieh, da hört' ich auf der Treppe
Einen starken Fußtritt gehen.
Wer ist's, der so spät im Hause
Nach der Mitternacht noch wandelt?
Also dacht' ich und des Schauers
Konnt' ich bald mich nicht erwehren.

Eine mächtige Gestalt
Schritt herauf die finstern Treppen
Und blieb oben am Geländer
Vor der off'nen Türe stehen.

Hastig fuhr ich auf und griff
Nach dem Schwert, das noch am Bette
Frei von seiner Scheide lag.
Doch der Mann blieb ohne Regung
Harrend auf der Schwelle stehen;
Halb in Mondeshelle sah ich,
Wie er die gewalt'gen Arme
Unter'm Wollenmantel trug,
Und das Hemd, das unter'm Gürtel
Weiß herabhing, und die Schiene
Von Metall um seine Füße
Kündeten den Albaneser.
Aber Hals und Haupt und Schultern
Barg der Türe Schatten noch.

Jetzt empor vom Lager sprang ich
Angekleidet, wie ich lag:
„Mann, wenn deine Brust dem Stahl
Noch die Blutesquelle öffnet,"
Rief ich, „so gib Antwort mir,
Wie kommst du in dieser Stunde
Ruhestörend in dies Haus?"

Jetzt bewegte die Gestalt sich,
Und der Mond schien auf das Haupt,
Auf die üppig langen Haare
Und die Mütze, die sie deckte.
Furchtbar faßt' es mich zumal,
Als ob Geister aus den Gräbern
Lang und racheforderndend stiegen,
Wie ein schreckhaft Meteor
Zuckt aus meiner Seele Dunkel
Flammend die bewußte Schuld —
Adamanta, Adamanta!

Ha, du kennst mich! rief der Grieche;
Und ich bebt' im tiefsten Herzen, —
Bringst du bald Kalonaforen
Ihre heilige Colyva?
Weiß ich doch, wie man in Korais

Starkes Haus bei Nacht kann steigen!
Ha Kerata, o Kerata!
Schurke, bist kein Mann des Kreuzes!
Und dabei aus dem Gehenke
Zog er die Pistol' und drückte,
Und die Pulverflamme zuckte,
Doch es traf nicht, rasend warf er
Nieder die Pistol' und riß
Seinen Dolch sich von der Seite.

Da ergriff ich mit der Kraft
Meines Arms den Degen, rief:
Gott, du weißt, dies Herz ist gut,
Wenn's auch furchtbar irrt und blutet!
Und mit hastiger Bewegung
Sprang ich gegen Adamanta,
Fing den Hieb auf seines Säbels,
Mörder! ihm entgegendonnernd,
Schwang ich den gewicht'gen Degen,
Und ein rasch geführter Hieb
Traf die Schulter durch den Mantel,
Daß der Unglückselige brüllend
Mir zu Füßen niederstürzte.
Liegend, sich im Blute wälzend
Bäumt' er sich empor und faßte
Meinen Fuß, ich sank zur Erde;
Gräßlich schlang er seine Arme
In der Wut der letzten Kraft
Um die Brust mir; so um's Leben
Rangen wir, der Odem stieg
Schwer noch aus gedrücktem Busen,
Arm in Arm und Brust an Brust,
Keiner siegend, keiner sterbend,
Bis mit ungeheurer Kraft
Ich aus seinem Arm mich riß
Und den Dolch aus seinem Gürtel
Ihm in's Herz stieß.

O vergib!
O vergib, Kalonasore!
Engelskind der Mutter Gottes! —
So die blutbefleckten Hände
Betend in einander drückend,
Und das heiße Auge deckend,
Kniet' ich weinend an der Leiche.

18.

Noch einmal im Glanz der Sterne
Hing die Kleine, Blaugeaugte
Halb mit Weinen, halb mit Lächeln
Unter einer jungen Palme
Bei des Zuckerrohrs Gelispel
Spielend, kosend mir am Halse:
Kannst du denn nicht länger bleiben?
Labt dich keine Herzensruhe?
Ach, du gehst doch nicht zum Kampfe
Mit den bösen Ottomanen
Wieder zu Moreas Scharen?
Bist so wild, dein schrecklich Sehnen
Wird dir einst den Tod noch bringen! —
Nein, Marito, wenn die Türken
Meine Flagge nicht mir nehmen,
Steuern fort wir nach Italien,
Und von Rom in rascher Eile
Wandr' ich wieder Deutschland zu. —
Einmal aber kommst doch wieder,
Wenn der grausige Muselmann
Nicht mehr herrscht im Land der Griechen?
Doch in Smyrna triffst uns nicht,
Denn der Vater flieht nach Zante.
Wenn dereinst nach langen Wintern
Uns die vierzig Heiligen
Neue Frühlingsblumen bringen
Und die Nachtigall ins Grüne,
Dann will ich an jedem Morgen,
Den Maria schenkt, die Mutter,
Mich auf einen Hügel setzen
Und hinein ins ferne Meer,
Weit hinein ins Blaue schauen.

Und ich blickte zu den Sternen,
Sah die göttlichen Geschöpfe
Über Mandelwäldchen beben,
Sah die sieben Sterne freundlich,
Wie einst in den Eichenwäldern
Deutschlands, über'm dunklen Meer
Unter Trauerweiden strahlen.
Drüben, drüben, ach mein Norden!
Und die Seele hing sich wieder
An die Millionen Lichter,
An den bleichen Staub, der wimmelnd
Unter'm Gange durch den Himmel
Des Allmächtigen entwallet,
Weinte blutend und verzweifelnd
Ihre Wunden aus und fluchte,
Daß sie all' das Schöne, Große,
Daß sie all' den Riesengeist

Des Unendlichen nicht faßte.
Und es sprang und klang das Wasser
So lebendig an den Ufern,
Und zuweilen hüpften Fische
Plätschernd in den kühlen Wellen,
Und es rauscht' in stillem Laub
Abendlich ein mut'ger Vogel;
O da wandt' ich mich hinab,
Und die schöne Asiatin
Hauchte Lieb' aus ihren Blicken,
Hatte naß die blauen Augen,
Drückte schmerzhaft ihre Wange
An den Mund mir, und ich küßte,
Flammenglut auf meinen Lippen,
Ihrer weichen, nassen Brust
Wütend ab die heißen Tränen.
Gott! rief ich, ich weiß ja nicht,
Ob ich einstmals wiederkehre, —
Bist so heftig, liebes Kind,
Machst so schwer die letzte Stunde!

Schütze, heil'ger Nikolas,
Schütz' ihn mir vor Wind und Stürmen,
Gib ihn seiner Heimat wieder,
Bring' ihn einst in deinen Armen
Zu den ewig schönen Inseln!
Kuß auf Kuß und Herz an Herz!
Trän' an Trän' und Lebewohl!
Heiß und matt und hoffnungslos,
Tochter du des Morgenlandes,
Unglückselige Liebende,
Sag' ein ewig Lebewohl!

19.

Verschwunden seid ihr, alte Fabelauen,
Ach, eurer Schöne freut' ich mich nicht lang!
Euch sehnte sich das mut'ge Kind zu schauen
Und trauernd, wie ihr war't, erstirbt der Drang.

Es glänzt der Mond nach kurzem Abendgrauen
In ihrem Licht, wenn auch die Sonne sank,
So labt sich die Erinn'rung noch am Scheine
Der Jugendlust, die ich umsonst beweine.

Das Schiff seh' ich auf dunklem Pfade gleiten,
Es wandelt übers Meer der Geist der Nacht,
Die Welle jauchzt und strebt sich auszubreiten,
Und funkelnd glänzt die wunderbare Pracht
Der goldnen Flammen an den hellen Seiten,
Zum Wechseltanz im Meeresblau erwacht,
Und wohlbekannte, flehende Gestalten
Seh' ich im Spiel der Lichter sich entfalten.

Ach, lebet wohl, ihr Wonnen, die ich träumte,
Ihr Freuden alle, die mein Herz gefüllt,
Du Kelch des Lebens, der mir lockend schäumte,
Du hast den Durst der Seele nicht gekühlt!
O und ihr Wunder, die ich oft versäumte,
Wenn in der Brust der Kummer mir gewühlt!
Lebt wohl! und weinen darfst du nicht und klagen,
Du weichverwöhntes Herz, du wirst entsagen.

Und sieh'! welch' rote Strahlen dort sich heben,
Ach, kennst du ihn, der so viel Ruh' erschließt?
Der Mond, der Mond! wie schön dein Licht und Leben,
Das du auf blaue Dorerberge gießt!
Du bist mir wieder, göttlich Land, gegeben,
Wie hell der Mond durch weiße Nebel fließt!
O hüpfend Herz, noch einmal darfst du's trinken,
Das reine Licht, und — du mußt untersinken!

V. Aus den „Liedern der Verirrung“.*

(1.)

Was mir einst ganz besonders, Liebchen,
In deinem Angesicht gefallen,
Und was bei Tag mir und bei Nacht
Der Seele nie entwichen,
Das sind ein paar Augen so ganz und gar
Voll Strahlen, so feucht, flammig und durchsichtig,
So ein paar helle Augen, wie's
Niemand sonst hatt' als du,
Und die schönen, quellaugigen Schlangen.

(3.)

Wie schön war sie, ich wünsche
Ich wünsche nichts Schöneres jemals mehr zu sehen;
Es schlummert keine solch' im Grabe!
Ihr Auge, das war dunkel und immer
Voll Weh, und die Seele sah rein
Durch seine feuchte Klarheit vor
Wie durch zitternde, glänzende Wasser
Helle Kieselchen quillen und blinken.
Aber ihres Gesichtes Farbe
Glich, hast du Schöneres je gesehen?
Glich dem bleichsten Leichengewand,
Das je eine süße, himmlische Tote
Umwickelt hat im Grabe.
Nun weiß ich weit und breit nichts Schön'res,
Als wenn auf der Stirne,
Von königlicher Hoheit
Aus dunklem Gelock
Melancholische Veilchen herab,
Über's kranke, wollüstig kranke, bleiche,
Süße, schwarzaugige Gesicht herab,
Gleich düstern Träumen blühten und lächelten,
Um die volle Lipp'
Schmerz sich in reizenden Zügen legte,
Und blaurötlich um's Auge dir's
Weich und schmachtend dunkelte,
Und du sagtest: Du Lieber,
O mein Süßester, Süßester, o mein
Herz, meine Seele du, mein Geliebter,
Wirst mich noch töten, du liebst mich,
Gott, du liebst mich zu Tod!

(6.)

Seh' ich, wie diese Rosen,
Des Frühlings Lieblinge,
Wie sie lächeln* in Glut und Jugend,
Süß duftend wie der Odem
Des Liebchens, wie sie schmachten
Aus grünem, knospendem Laube,
Wie geheimnisvoll und schwellend
In Flammenfülle so sehnend
Der Purpurbusen aufbricht —
Nicht wahr, diese Rosen scheinen
Des Frühlings Lieblinge?

* Hs. = lächelnd.

Die faß' ich und drück' ich, hahaha,
In die Faust, und werf' sie zu Boden —
In den Kot, in den Kot mit Rosen!
Zerstampft, zerwühlt, zerblättert!
Der jauchzende Fuß auf den Rosen!
O Himmel, welche Wonne,
Welch' wütige Leidenschaft,
So Rosen in Kot zu treten!

(13.)

Eine ganz besondre Liebe
Hab' ich zum Morgenstern,
Seit ich dich, Liebchen, kenne.
Und da ich dich nun verloren
Auf so ganz gräßliche Art,
Da hab' ich ihn noch lieber,
Den heiligen Morgenstern.

Ich las in Persiens Sagen:
Zwei Engel kamen vom Himmel
Zur Erd' einmal herunter,
Da fanden sie ein Weib,
Wie's Paradies so reizend,
Dem sie der Herr entsandte.
Die wollten sie nun verführen,
Doch es wies die keusche Suhre
Die Liebenden beide zurück,
Und zum Lohne nun der Tugend
Nahm Gott sie von der Erde
Und gab ihr den Morgenstern
Zur heilig himmlischen Heimat.
Dort spielet Suhre die Laute,
Nach ihren Klängen schweben
Der gold'nen Sterne Reigen!
Daher wohl mag es kommen,
Daß ich den Morgenstern liebe.
Denn wenn's am schwarzen, duft'gen,
Am sammt'nen Saume des Berges
So frisch und morgentlich blühet,
Das Wasser dampft und der Nebel
In bläulicher Wallung es decket,
Und drunten im feuchten Laube
Sich Chöre regen von Vögeln,
Und vom blauen Wald herüber
Die Morgenglocke tönt,
Wenn nun im lichten Himmel
Der Morgenstern im kühlen,
Im sel'gen Bade schwimmet —
Dann denk' ich wohl, mein Liebchen
Ist nun nicht mehr auf der Erde,
Den Qualen der Verzweiflung,
Der Schand' entrissen und Bosheit
Und allem Wust der Hölle,
Der Sünd' und bösem Gewissen
Und teuflischer Verleumdung.
Zwar ist sie nicht ganz wie Suhre
Denn sie hat auf Erden geliebet
Und o, wie fürchterlich tief,
Doch ist sie keusch, wie Suhre,
Und spielet im Morgenstern
Beethovens Geisterakkorde,
Nach den Klängen der Laute nun schweben
Der goldenen Sterne Reigen.
Ich habe nun eben die Meinung
Vom ihrem keuschen Leib,
Von ihrer besondern Treue.
Manch' anderer lachet mich aus,
Und sieh — ich dachte schon selber,
Ich sei im Grund doch ein Narr.

(14.)

. . . Wie warst du groß, wenn du sagtest:
„Dein Weib ich, dein auf ewig,
Sie sollen mich all' nicht reißen
Von diesem Herzen hier!
Doch ach, du willst groß und herrlich
Vor allen Sterblichen werden,
Bist nicht zufrieden, du Wilder,
Was diese Lippen dir geben,
Und mein Mund und mein flammender Kuß,
Das fesselt dich nicht; zerrissen
Und melancholisch bist immer,
Oder brünstig, daß ich zitt're!
O weh ihr, wie liebt sie dich,
Die an Deinem Herzen hier schmachtet —
Du kannst nicht schonen, du wirst mich
Aufzehren, o Süßer, hab' Schonung!"

Sie sollen mich all' nicht reißen
Von deinem Herzen, du Lieber —
Hahaha! Du falsche Seele,
Sie haben dich von mir gerissen
-- — — — — — — — —

Einst sagtest's wohl, ich bleibe
Die Deine in Ewigkeit.
Du hast dein Wort gehalten,
Das Schicksal selbst bezwungen:
Die Ewigkeit ist vorüber —
Ich glaube, nun ist Nichts.

(16.)*

Vor allen Menschen auf Erden
Hat mich das Schicksal am meisten,
Am zärtlichsten wohl geliebt.
Es ließ mich nicht im Staube,
Es hielt mich wert, mit ihm selber
In verzweifeltem Kampf zu ringen.
Es hat mir alles genommen,
Es ist dies freilich wahr,
Denn aller Besitz ist des Schicksals;
Was ich pflegte mit liebendem Sinn,
Das zertrat's im sprossenden Keim,
Nahm alle mir meine Geliebten,
Drei Riesenfreunde vom Herzen mir,
Und ließ mir selbst nicht den Glauben,
Ja nicht einmal den Wunsch,
Bald wieder geliebt zu werden;
Auch Ruhm und Ehr' und Lorbeer
Ward mir nur wenig gegönnt,
Und hätt' ich doch dem zu lieb'
Einst selbst mein Liebstes geschlachtet.
Es haßten mich die Menschen,
So wie ich selbst sie haßte,
Mich plagt' und martert' und quälte
Fast jedes Menschengesicht.
Doch seit das Schicksal alles
Was ich berühre, mit Schauern,
Mit dem Geist des Weltgerichts
Hartstrafend erfaßt, mein Himmel
In ganz unseligem Kot liegt,
Seit die Flamm' zweimal mein Liebchen
Mit feurigen Armen umfing,
Und die Glock' auf dem Turm hinschallte,
Sturm kündend und Tod und Verderben,
Seit man's ohnmächtige Liebchen
Zweimal dem Feuer enttragen,
Ja, seit die zärteste Seele,

Wie Veilchenduft so zart,
Von Schand' und Greu'l ist umfangen,
Seit sich die Einsame, Stille
Verbannt von allen Menschen
Und 's Wasser nur sieht vor den Fenstern,
Und Pappeln und Wiesen am Wege,
Vor'm laubigen Fenster gar niedlich
Ein Taubenhäuschen — und nahe
Der hohe Steg über's Wasser,
Und drauf viel wandelnde Menschen,
Seitdem man die Ungetaufte
Dich, die Verworfene, nannte,
Verführerin dich und Verführte,
Rebekka dich schimpft und endlich
Gar noch Kindsmörderin hieß,
Seitdem Prozeß' und Gerichte
Nun über uns fürchterlich liegen,
Und, ach, süß Liebchen von allem,
Von all dem gar nichts weiß,
Wohl bis in's Tiefste zerrissen,
Mit Schauderbildern und Träumen
Von endlosem Jammer ringend,
Absiechend, gleich der Lilie
Verwelkend, ach, und schwärmend
In reuigen Gefühlen,
Seit meine Seele der Hölle
Ganz ist anheimgegeben,
Und ich nun von dem allen
Soll Schuld und Ursache sein,
Seitdem mein Castor mich schaudernd
Einen bösen Menschen nannte
Und mir mit Gottes Geißel,
Mit dem ewigen Schicksal drohte,
Seitdem er's Herz mir verschlossen,
Und ich ihn höhnt' und haßte,
Und ich erkannt, daß es Wahnsinn,

* Das ganze Lied ist durchgestrichen.

So einen Menschen zu lieben
Und einem Menschen zu trauen —
Hat sich das Schicksal tragisch
An mir geoffenbart.

Jetzt aber hat's ein Ende.
Denn was ich hab' und tue,
Darüber hat das Verhängnis
Wohl schlechterdings keine Macht:
Denn ich hab' nichts, glaub' nichts, lieb' nichts,
Ich verachte dies Geschlecht
Und schleppe mein Leben hin,
Das mich anekelt, und höhne
Des Fatums, das mich ereilen,
Mich plagen nicht mehr kann:
Denn Herz und Geist es wahrlich
Am Ende mir lassen muß!

(Gänzlich durchgestrichen:)

„O, welcher Arm enttrug den Flammen,
Ohnmächtig armes Liebchen, dich?
Warum nicht zehrte sie dein Wesen,
Den kranken Leib nicht mächtig auf?
Du weißt, es läutert ja die Flamme —
Gott, welchen Tod wärst du gestorben!
Da ich dich lang nicht mehr geseh'n,
Da mich der Schmerz, der Lebensekel
Nach einsam fürchterlicher Trennung
In der Citrone Heimat führte,
Da ich vom Meere wiederkehrend,
Ein düst'rer, ein verschloss'ner Pilger,
Das Vaterland betretend hörte,
Es habe Flammenwut dein Haus
In schwarzen Schutt gebrannt und Trümmer:
Wie war mir da, ich könnt's nicht sagen,
So etwas läßt sich ja kaum fühlen.

Du flohst nun in ein ander Haus,
Der Schrecken bracht' an's Grab dich hin,
Doch aß mit dir aus einer Schüssel
Der Böse, der des Feuers Funken
Dir unter deine Füße legte,
Die Schlange, die seit langer Zeit,
Geliebt, gepflegt von dir und mir,
Um uns'rer Liebe Rosen spielte.
Da hört' ich plötzlich einmal wieder
Vom Turm die Feuerglocke schallen,
Es tobt' und stürmt' und lief und stürmte
Wie Windsbraut durch die volle Stadt;
Ich sah die Flamme hell zum Fenster
Des Liebchens schlagen, durfte ja
Den Eid nicht brechen, mußte sehen,
Daß sie ein fremder Arm gerettet.

Nun wollte gar kein Menschenwesen
Dich, die Verfolgte, Besinnungslose,
In schützend Obdach nehmen — weh ihr,
So schrie es durch die Stadt, es warnte
Der Himmel vor dem Höllenkind,
Der Sünderin, der Ungetauften,
Der Kindesmörderin, der schönen,
Des eig'nen Bruders Buhlerin.

So trug man das Mädchen zur Stadt hinaus,
Und ich dacht', es schonte das Schicksal selbst
Die Stätte nicht, wo wir glücklich waren.
Seitdem jedoch lieb' ich mit Wahnsinn
Das Opfer meiner Leidenschaft.

VI. Aus „Drei Tage in der Unterwelt“.

1. Die Romantiker in der Unterwelt.

Ach, nur schade! fuhr er nach einer Pause in heftigem Kampf mit einem Schmerz fort, der ihm das Auge feuchtete, ach, nur schade! daß eben besagte Romantiker ein unbegreiflich trauriges Schicksal hier in der Unterwelt erleiden. Freund, machen Sie sich auf einen Anblick gefaßt, der ihnen unfehlbar das Herz zerschneiden wird. Bewaffnen Sie Ihren Geist mit einer Geduld und Stärke, als müßten Sie Wunderhorn, Genoveva und Nibelungenlied —

Gar noch einmal lesen?

Nein, o nein! Sie spotten über das Heilige — Blatt für Blatt in den Abgrund werfen sehen. O das Verhängnis, das abscheuliche, heidnische Verhängnis, auch Dichter, auch Christen, auch christliche Dichter und dichterische Christen erfaßt es mit unerbittlicher Strenge; umsonst, daß sich Verteidiger und Kritiker wie ich, für die gute Sache mit dem despotischen Verhängnis in Kampf legen und das Kreuz predigen im Reiche der Poesie; umsonst, daß wir Maler und Musiker, Ritter und Knappen, Vehmrichter und Minnesänger, Undinen und Ahnfrauen zu Helden und Heldinnen in unsern Romanen, Gedichten und Trauerspielen machen, umsonst, daß der reinste Hauch der Lyrik, das süßeste, unverständlichste, tiefste Weh, das schlechterdings himmlische und unbegreifliche Sehnen und Lieben, umsonst, daß das Göttlichste, was wir haben, die Wehmut in unsern Liedern schluchzt und weint, umsonst, daß wir jenen prosaischen Philister, ich meine den Verstand, ohne alle Ausnahme verdammen und verleugnen, daß die ganze Natur und in ihr der Geist des Unendlichen, Überschwänglichen im Säuseln und Klingeln und Klimpern und Lispeln und Singen und Flöten der Abendwinde, Lauten, Frühlingslauben, der Küsse, Wasserfälle, der Bäche und der musizierenden Vögel des Waldes einklingend und liebäugelnd in's Weh der wunden Brust, die in stillster, zärtester, namenlosester Liebe verblutet und zerfließt und umschwebt und verschwimmt — daß dies Ein und Alles in der Welt in unserer Poesie, wie in ihrer Heimat ist, rücksichtslos — mein Herr! — hier stürzten ihm abermals einige Tränen aus den Augen — ach! unabwendbar sind sie hier in's Tollhaus gesteckt.

Gefühlvoller Mann, erwiderte ich, nicht ohne einige Rührung und Mitleid mit ihnen, führen Sie mich getrost in dieses traurige Gebäude der Romantik.

O ihr Verblendeten, Kurzsichtigen! rief mein ergriffener Franz in immer steigender Ekstase aus, ihr elenden Helleniſten — ha, Gedichte schreiben, die jeder auf den Augenblick versteht! Welch' eine Schmach um ein Schiller'sches Lied, um eine Goethesche Romanze, jener plagt mit entsetzlich unpoetischen Abstraktionen, und dieser

glaubt uns Balladen aufbürden zu dürfen, ach, ohne nur einen, nur einen altdeutschen Gedanken aus den Minnesängern, nur ein Wörtchen, ein Reimchen, ein Assonänzchen, ein Klingklangchen, dem ganzen Wunderhorn und allen Meistern alter alleinseligmachender Schule zum Trotz, zu brauchen. Was will's mit der Dichtkunst werden, wenn sie nicht wieder so einfältig wird, wie vor Jahrhunderten, wenn das absolut Unpoetische, die Klarheit, diese elende, gemeine, heidnische Klarheit so fürchterlich überhand nimmt, ja, wenn man karfunkel- und gewissenslos jene schaalen, griechischen Heiden zum Muster nimmt, die eine unausstehlich künstlerische Form haben, da wir's doch endlich einmal glücklich soweit gebracht, daß uns zu unsern Tränen und Seufzern, zu unserem Ach und Weh, zu Minn' und Mai durchaus keine Form mehr nötig ist. Was ist denn so ein Aeschylus gegen den Walter von der Vogelweide, so ein Sophocles gegen den Hans Sachs, so ein Pindar gegen Flemming? O, und was ist der ganze Homer gegen das einzige:

Es ist in alten Mähren gar wunderviel gesait.

Hat das ganze griechische Altertum nur ein, ein Sonett aufzuweisen? und ihr Wahnsinnigen wolltet es nur eines flüchtigen Blickes würdig achten? Herr! es ist schändlich, wohin sich der Geschmack verirren kann. Jene philiströse, wohlgefällige, barbarische Gesundheit unserer himmlischen, wehmütigen, sehnsüchtigen, tränenden, hinschmelzenden, zerfließenden, seligen Krankheit vorzuziehen! Was ist die heilige Dunkelheit in unsern Gesängen? was lassen wir nicht alles den Lesern zu denken übrig? Nein, nicht doch, nein, ich wollte sagen, was geben wir ihnen zu fühlen? Der Gedanke gehört nur der Prosa, das Gefühl der Romantik, ja bei Gott, je unendlicher, unbegreiflicher, je gedankenloser dieses überschwängliche Gefühl, desto höher, erhabener, romantischer die Poesie!

Erinnern Sie sich, wo wir sind, fiel ich ihm hier mit donnernder Stimme ein; ein Schauder lief meinem Franz durch Mark und Bein, und wir gingen durch ein verwittertes Tor, aber o, du herzdurchbebender Anblick menschlichen Elends und menschlicher Verirrung! In einem Hofraum, in den wir traten, ertönte plötzlich durch vergitterte Fenster ein so brausendes Geräusch von Sang und Klang und Zetergeschrei, daß mir der kalte Schweiß über die Stirne lief.

Herr Jesus, schrie ich, wo sind wir? Ach, seufzte mein Begleiter, sehen Sie den Unglücklichen in's Gesicht und lassen Sie mich schweigen.

Da hört' ich einen singen:

Brausende Lilien, glühe Karfunkel
lilienweißes Morgenrot,
singende Bäch' und gestirntes Dunkel,
Lieb', o mein Lieb, in Mai und Tod!

Einen andern:

Maid, o du Maid mit dem kußlichen Munde,
Äuglein, Sternelein, minniglich bunte?

Einer vorzüglich interessierte mich lebhaft, er schien mir ein vortrefflicher Reimer:

Ich armes Mez — in
setz' — groß G'fahr.
stets mein' Sinn — Zwar, gar

entbrennt,
kömmt
diese Treu aus edler Art,
hart ward
mir so weh;
sieht
dich
wie ich mich
halt
bald
erwerben
erben
dein Gnad.
Mein Schad
und Schmerz
wär noch ein Scherz
herzliebster Gesell!
stell
wieder her,
ich begehr
nit mehr
dann dich freundlich zu drücken,
schmücken
an meine Brust,
als etwa was deines Herzens Lust
Mut
tut
die Treu
nach Reu
sich auch wenden,
aus der Liebe Brunst
zu Gunst
betracht'
acht
Wacht,
Kraft
schafft
straft
und treibt
bleibt
unverzagt
wagt
alles Ungefäll.
Schnell Gesell!
Ich bin
in
Liebesfrist,
sonst ist
keine List,
die mich
an dich
mög stärken,
merken
ich das kann,
mein Herz dir aller Ehren gan.

Das unvergleichlich Zarte in diesem Minnelied entging mir nicht, so wie ich den äußerst kunstreichen Reim und die liebenswürdige Klarheit, auch den unerschöpflichen Reichtum der Ideen darin bewundern mußte. Eben wollte mir mein Begleiter seine Freude darüber zu erkennen geben, als ich eine Romanze anfangen hörte, die abermals meine ganze Aufmerksamkeit fesselte,

Es wohnet Minn' bei Minne,
dazu groß Herzeleid,
eine edle Herzoginne,
ein Herzog wohlgemait
sie hatten einander von Herzen lieb
und kunten vor großer Hute
zusammenkommen nie.

Leider wurde mir der Genuß dieser herrlich beginnenden Romanze versagt, indem ich einen Menschen ächzend und heiser schreien hörte:

O rosenvarw'ne Wangen,
herzallerliebst Verlangen,
viel wonnigliche Wib
wie rein ist dein Lib!

Alsobald begann wieder eine andere Romanze:

Es hat ein Schwab ein Töchterlein,
o du mein fein's Eselein.

Eben hatte ich darauf die Ohren gespitzt, als ich einen Mann auf dem Kopf stehen sah 2c. Ges. Werke IV., S. 137—143.

2. Christentum und Kunst.

. . . . Ich geriet sofort mit meinem Begleiter in ein Gespräch über deutsche bildende Kunst überhaupt und zwar in lauter Aphorismen, die ich seinem logischen Kopf zur Verbindung überließ.

Die deutschen Maler aus der ältesten Schule, sagte ich, scheinen oft davon ausgegangen zu sein, das Übergewicht des Geistes über das Fleisch in den Heiligen- und Christusbildern, die sie malten, dadurch anzudeuten, daß sie dieselben dürr und mager zeichneten. Wenigstens wüßte ich wohl keinen andern Grund für die ausgehungerten, bleichen, verbläuten und zerknirschten byzantisch-niederrheinischen Gerippe zu finden, die wir so oft auf gestempeltem Goldgrund mit plattem Heiligenschein am Kreuze hangen sehen.

Es fragt sich vielleicht, ob überhaupt die christliche Religion der Kunst günstig ist. Als reinste, geistige Lehre der übersinnlichsten Gedanken einer unmittelbaren Offenbarung und eines wunderlich übernatürlichen Zusammenhanges menschlicher Natur mit göttlicher schließt sie schon vermöge der einzigen Mittel, durch die der Mensch zu ihr gelangen kann, durch unbedingten Glauben, durch Sehnsucht, Ahnung und Liebe, alles Bestimmte und Sinnliche aus.

Wie sie sich zur Poesie verhält, davon habe ich Ihnen schon früher etwas geäußert. Klopstock ist auf den einen Abweg geraten, sie episch aufzufassen und darzustellen, und ist mir darum viel zu protestantisch-dogmatisch, als die Poesie ertragen kann. Aber ebensowenig will sie mir im Geist Novalis künstlerisch zusagen, der im Gegensatz zu Klopstocks verständig-dogmatischem Glauben in überschwänglicher Sehnsucht, in wundem Weinen um ein Etwas, das wir selbst nicht begreifen, sondern nur glauben, das wir verloren und mystisch wieder erhalten, ein heilendes, tröstendes, auf den andern Abweg gemütlichen Kränkelns geraten ist. Wohl und ausschließend aber wäre durch Verbindung der Kraft und Klarheit aus jenem und der süßen, tiefsinnigen Sehnsucht aus diesem eine christliche Lyrik möglich, wie denn das Christentum selbst eine heilige, religiöse Lyrik ist.

So wären denn sonst auch nur die Zweige der Kunst vom Christentum begünstigt, die lyrischer Art sind. Diese sind Malerei und vor allem Musik. Allerdings ist die Malerei lyrisch, denn im Spiel von Licht und Schatten, von Helldunkel und Widerschein, in den Tönen und Tinten des Kolorits, im Perspektiv, im Wesen des Ganzen, tritt immer ein äußerst subjektiver Geist hervor, und Glut und Seele sondert sich hier nicht so gänzlich als objektive Schöpfung, als selbständiges, für sich bestehendes, vom Künstler ab, wie bei der Plastik. Diese ist absolut dem Christentum fremd. Klarheit und Ruhe, Sicherheit und Bestimmtheit, lauter gediegene, gerundete Form, nichts als Gestalt und Gruppe, objektiv wie kein anderes Kunstprodukt, ohne den lieblichen Reiz, der in der Malerei durch die Farbe bezaubert, ist sie dem schönen, plastischen Griechenland eigen, dessen Gesänge selbst eine Art immaterieller Basreliefs sind, ja

sogar das höchste Ideal weiblicher Schönheit und Wohlgestalt, die Mediceerin, reizt nicht, sondern wird erst nach und nach in langem, stetem Beschauen die Göttin der Liebe.

So in allem bei den Alten, aus deren Werken aller fremdartige, nicht wesentliche Reiz entfernt ist, die nichts als ruhige, natürliche Form, Harmonie aller Teile, die sichersten und gediegensten Umrisse, zuerst fast mehr an den Verstand sprechen, als an das Gemüt, aber eben darum einen desto unwandelbarern Eindruck im Innern zurücklassen. Denn was wir bloß mit Phantasie auffassen, davon erlischt der Eindruck mit der Glut, in die wir beim Beschauen des Gegenstandes geraten. Wir Neuen sind das Gegenteil, wir bilden nur die Zweige der Kunst mit Glück aus, wo Reiz, Lyrik und Subjektivität, das Prinzipat hat, und Canova ist das leuchtendste Beispiel für unsere Unmöglichkeit, im wahren Sinn antik-plastisch zu sein, denn er haucht seinen Figuren allen einen fremdartigen üppigen Reiz an, der von wahrer Schönheit immer geschieden ist; er ist ein Maler in der Skulptur, aber kein Plastiker.

Wenn ich aber sage, Malerei werde durch die Christusreligion begünstigt, so muß ich leugnen, daß die deutsche Schule, besonders die frühere, überall wahrhaften Kunstanspruch erfülle, oder auch nur das Christentum auf eine erfreuliche Weise aufgefaßt habe. Denn jener aus allen Gruppen und Gestalten, oft sogar aus den Kompositionen der bessern und besten Maler sichtbare Geist kriechender, ängstlicher Demut vor der Heiligkeit des Gegenstandes, die übertriebene Bescheidenheit und knechtische Frömmigkeit, die aus dem Künstler selbst und seinen Figuren hervorleuchtet, ist einmal aller Kunst fremd. Wenn wir das Göttliche darstellen wollen, dürfen wir es nicht noch ungöttlicher darstellen, als wir Menschen selbst sind, denn der Künstler, der sich ihm nähert, steht durchaus auf einen höheren Standpunkt, als daß er sich vor der Größe des Unendlichen gebückt fühlen dürfte. Seine Bestimmung ist ja keine andere, als gerade diese Größe des Unendlichen, das Göttliche, den Sinn und Geist, der in der Natur zerstreut und verweht ist, uns nach seinem Ideale in ein einzig Bild zusammenzunehmen und vereint zu geben, was wir in der Natur zersplittert finden.

Lassen wir jene traurigen Phänomene winselnder, kriechender Demut, die schon im gemeinen Leben empören, um wie viel mehr aber in der Kunst, die uns doch die ewige Sehnsucht nach dem Unendlichen durch ein Bild desselben auf Augenblicke beschwichtigen, uns gleichsam durch eine übernatürliche Anschauung das Einzelne und Besondere vergessen, ich möchte sagen, im Absoluten ruhen lassen soll. Ich will damit keinen Heiligen fett gezeichnet wissen, aber es ist ein nur zu trauriger Beweis unserer Entfernung vom wahren natürlichen Zustand, in dem der unsterbliche, herrliche Grieche war, daß wir unser bestes Leben nicht mehr in die vollendete Harmonie des Körpers und der Seele setzen, sondern lauter Geist und Herz, lauter Gefühl und Empfindung, lauter Sehnsucht und Ahnung sein wollen. Wahrlich, wodurch gibt sich denn die Seele kund? Warum malt ihr nicht lieber eine Seele ohne Körper? So muß es denn doch wohl ein Leib sein, der im innigsten Zusammenhange mit ihr, ich will annehmen von ihr geschaffen, in allen Verhältnissen und Proportionen rein vollendet die Hoheit und Schönheit der Seele zeigt, die sich durch ihn ausspricht, und so nichts anders ist, als ein Ebenbild der großen Weltseele, die die Hoheit und Schönheit ihres unkörperlichen Wesens, das Alles bewegt und dennoch ruht, in den schönsten und vollkommensten Verhältnissen der Materie darstellt; mit einem, die Kunst hat keinen andern Zweck, als uns zu erheben, im begrenzten Bild das Unbegrenzte schauen zu lassen;

ich soll mich auf Augenblicke dem Absoluten, dem Allgemeinen nahe sehen, soll mich darein verlieren. So etwas kann ich aber nicht, wenn ich vor ihm zurückschaudere, wenn ich winsle und krieche, sondern nur mit klarem, freudigem Blick, mit freiem, frischgehobenem Gemüt. Wenn die Kunst erheben soll, so kann sie also jene Demut nicht zulassen, oder mit andern Worten, statt ausgehungerter Gerippe und kriechender Narren will ich freie, schöne, blühende, heilige Menschen sehen.

Nicht aber, als ob alle Demut christlicher Kunst fremd sein müsse. Ich will nur jene absolut unwürdige, gänzlich unkünstlerische, unästhetische, jene hündische nicht. Wie wäre ein zärterer, heiligerer, hellerer Geist der Ergebung und des Glaubens zu denken, als in Raffaels himmlischen Gebilden, nur daß hier die Demut die süßeste, jungfräuliche Gespiele einer heiligen Hoheit ist, die zugleich rührt, erhebt, beseligt, läutert und zur Anbetung stimmt, und daß beide in einem Himmel von Ruhe schweben. Was sind so viele altdeutsche Madonnen anders, als gutmütige, stille, sanfte, hübsche, dumme Geschöpfe, in denen sich durchaus kein anderer Gedanke, als der einer unbedingten Unterwerfung unter den Willen eines Gottes ausspricht, der's so wunderbar mit ihrer Jungfrauschaft verfügte.

Welche stille Kraft aber in dem Himmelsangesicht einer raffaelischen Madonna, welch' eine große, heilige Seele im unschuldigsten Lächeln einer Jungfrau, die, halb verletzt und halb beseligt im seltsamen Gefühle ihrer Mutterschaft, eine unbegrenzte Scheu in jedem Gemüt erweckt, das sich bei langem Beschauen solcher Schöne und Reinheit allmählich selbst in die fromme, hohe, ruhige Welt der Mutter Gottes hineingewiegt fühlt. Wie stand ich vor der ersten raffaelischen Schöpfung, die ich sah, vor der Vermählung Josephs und der Maria in der Brera zu Mailand! So anspruchslos und einfach, so gänzlich nur auf die unendliche Tiefe und Seele und sonst auf kein Mittel zum Eindruck in der Menschenbrunst vertrauend, die wenigen Gestalten in der ungezwungendsten Gruppe, beinahe ohne alle perspektivische Umgebung, gleicht dieses Wunderbild der Erscheinung des heiligen Jesus selbst, der in der stillsten Anspruchslosigkeit sein Werk für Jahrtausende gegründet, und die jüdische Sage wird in Raffaels Werken himmlisch versinnlicht, daß nicht im Sturm, sondern im Wehen des Westwinds der Geist Gottes nahe.

So bildete sich Raffael in blühender Gesundheit und Klarheit und Ruhe, so Giulio Romano in idealer, herrlicher Größe, in rein lebendiger, unsterblicher Fülle. Glauben Sie mir, ich verkenne die Deutschen nicht, aber sie treten weit zurück mit ihren verkümmerten Heiligen, mit ihrem bänglichen Fleiß, mit ihrer Kleinheit und Engbrüstigkeit in der Ausführung von Nebendingen, mit ihrem frommen, gebückten Wesen, ihrem sklavischen Kopieren der Natur im Einzelnen ohne Ideal, ihren Portraits und was sonst noch solcher kleinlichen Vorzüge mehr sind, die ich alle missen wollte, wäre Schwung und Kraft und Größe und schaffender Geist da.

Um aber den Faden wieder aufzunehmen: daß das Christentum in protestantischer Form der Kunst gänzlich abgeneigt sei, ja, nicht den mindesten Stoff hergebe, braucht nicht ausgeführt zu werden. Ich will übrigens nichts weniger, als dem Katholizismus in seinen Legenden und Heiligen und Märtyrern das Wort reden, ja, dieser kommt mir oft vor wie ein christliches Heidentum, nur daß die kleinen Götter darin, die Heiligen, ein ziemlich uninteressanter Schlag von Menschen sind und unendlich hinter jenen gewaltigen personifizierten Naturkräften zurückstehen. Aber hätten wir ihm auch nur die Idee der Maria zu verdanken, so wäre wenigstens sein künstlicher Wert schon ziemlich gerechtfertigt. Einen Christus übrigens, und das

wäre die erste und letzte Aufgabe der christlichen Kunst, habe ich noch nie gesehen. Ich fand nur da und dort Eigenschaften und Züge aus seinem Charakter, aber nirgends ihn selbst.

Darum möcht' ich glauben, das Christentum begünstige nicht sowohl die Kunst im Raum, als vorzüglich die Kunst in der Zeit — die Musik. Hier ist nichts von Bild, von Anschauung und Gestalt die Rede, hier können wir durch den geistigsten unserer Sinne, das Gehör, jene übersinnliche Welt in Gefühlen, in Schmerz und Sehnsucht, in Wehmut und Ahnung, in Glauben und Liebe mit ungestörter Fülle werden hören und unbegreiflich, ohne Trennung und Scheidung, als ein Ganzes in uns aufnehmen. Doch genug, mein Franz! Ges. Werke IV. S. 179—185.

VII. Bruchstücke aus „Olura, der Vampyr".*

(Satirische Vision.)

„Ich sehe," erwiderte die Somnambüle,* „ich sehe das Frauentaschenbuch vom Jahre 1825. Himmel, wie wird mir! Welch' ein lieblich erhabenes Bild! Ich sehe die christliche Muse schlummernd, ich meine die Cäcilia. Der Ausdruck einer unendlichen Sanftmut und Milde spricht aus ihren Zügen, eine überschwängliche Lebendigkeit aus ihren geschlossenen Augen, etwas Vertracktschnippisches aus der in einer schönen Linie etwas langgedehnten und unten äußerst schlau gespitzten Nase; die Lippen vollends zieht sie so ganz eigentümlich hinauf, daß man wohl sieht, in dem Gemüt der h. Cäcilia wohnt kein Mißlaut, alle Saiten des zartempfindenden Herzens sind rein gestimmt, das Antlitz ist der ungetrübte Spiegel der Seele, kurz, sie ist ein rechtes dummes Phlegma. Ein wunderbarer Pfannkuchen schwebt als Heiligenschein um die hübsche Visage. Man erwartet jeden Augenblick, daß die Heilige aufstehen und den Jungfernkranz singen werde. Kurz, man dürfte wohl den Ausspruch wagen, daß die Patronin der Musik hier selbst Musik geworden sei. Nein, wenn es eine Muse war, die unsern unsterblichen Weber zu einem Freischütz begeisterte, so muß es diese deutschtümliche Heilige sein. Ewiger! — was gewahrt mein Auge! Im Hintergrunde steht die himmlische Jungfrau selbst! Eine viereckigte, hagere Person, schon etwas bei Jahren, eben in dem Alter, wo die Jungfern gesetzt zu werden anfangen. Durch das überirdische, den langen Leib hinabfließende Aethergewand gewahrt man in der demütigen Beugung genau den Provinzialism, Sebastian Knieschwapper. Ihrem Gesicht sieht man's deutlich an, daß sie mit keiner derben irdischen Frucht genährt wird, sondern recht bei Aether und Luft und Nebel Hunger leidet, trotzdem daß auch um ihr Haupt der heilige Pfannkuchen gebreitet ist. Zum Zeichen ihrer spärlichen Almanachskost ist ihr am Himmelsschleier ein lieblicher Zimmtstern eingenäht, und auf dem Arm hält sie ein Christusknäbchen, das so naiv dasitzt und in die Welt hineinguckt wie ein Äffchen oder Eichhörnchen, bei all seiner Jugend — der Größe nach kann es ein Vierteljahr alt sein — schon Haare genug zu einem Zopf hat und sich recht bequem auf Windeln in den Armen der Mama befindet, die übrigens nicht zum ersten Mal mit obgemeldetem Filius niedergekommen zu sein scheint. Zwei Engel [stehen] zu ihrer Seite, die in der schlummernden Cäcilia durch Gesang und Spiel, wahrscheinlich durch einen romantischen Liederkarfunkel von Hans Georg Nägeli, eine altdeutsche paradiesische Wonne erregen. Zu bemerken ist noch, daß diese

---

* Olura's Katze Mariane.

beiden Engel, von denen der vordere mit zwei großen Gänseflügeln versehen ist, der Himmelsjungfrau so ausgezeichnet ähnlich sehen, daß man entweder einen geheimen mystischen Zusammenhang in ihrem geistigen, oder einen offenbaren unmystischen in ihrem physischen Dasein erraten möchte; daß sie samt und sonders eine gefährliche Anlage zur Schwindsucht verraten; und daß sich von dem Heiligenschein der Mutter ein Stück, das wahrscheinlich nicht recht angebacken war, losreißt und auf den legitimen Sohn herabfällt. Die Mutter Gottes selbst und der Engel zur Rechten treten etwas scharf auf, so daß die Wolke, auf der sie stehen und knien, halb über die Schenkel des letztern hinaufgedrückt wird. Das Ganze aber ist echt altdeutsch. Ich sehe durchaus nichts von dem verdorbenen italienischen Geschmack, dem man immer die Antike anmerkt: es ist ganz in jenem bescheidenen frommen Ton, der sich immer hübsch in der Niedrigkeit hält." (3. Kapitel.)

(Aus der Selbstbiographie des Floh.)

„Unser Geschlecht ist wie das der Juden und Zigeuner. Wir betreiben alle dasselbe Handwerk und sind meist auf's strengste geschieden von andern, wenn nicht gar in offenem Krieg mit ihnen. Nur wenige größere Geister überspringen die Schranken, die ihnen das Vorurteil entgegenstellt, verlassen den niedrigen Kreis, den ihnen Gewohnheit angewiesen, und folgen dem innern Drang, der sie zu erhabenen Taten und endlich zur Unsterblichkeit führt. Zu dieser Klasse bin auch ich geneigt, mich zu zählen, weil ich zuerst vor allen meines Geschlechtes die Gabe des Denkens und Sprechens erhalten habe.

Mein Vater war ein ganz gewöhnlicher Floh und hatte nichts mit mir gemein, als daß er vollkommen wie ich am Hinterhauptbein das Organ des Fortpflanzungstriebes hatte. Meine Mutter mochte in ihrer Jugend eine der reizendsten Flöhe gewesen sein, wenigstens haben sich bis zu der Zeit, wo ich geboren wurde, noch unverkennbare Spuren davon erhalten. Ihr Profil ist mir noch lebhaft im Andenken, so wie ich mich noch vieler Auftritte erinnere, wo ihre Reizbarkeit und Empfindlichkeit oft in Strömen von Tränen, meistenteils aber in heftigen Ausbrüchen der Wut gegen meinen Vater und unsere ganze so früh zerstörte Familie ausbrach. So tolerant die Ansichten meines Vaters über das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander waren, so gesteh' ich doch, daß ihm meine Mutter, deren lebhaftes auf mich vererbtes Temperament zu manchem unvorsichtigen Schritt verführte, vielfachen Anlaß zur Eifersucht gab. Sie lebten übrigens äußerlich nie getrennt bis an ihr Lebensende, und ich war schon zu einem tüchtigen Springinsfeld herangewachsen, als sie beide in Einem Strumpf gefangen und nebst zwei meiner Brüder von einer alten Pfarrfrau hingerichtet wurden.

Ich war bisher munter über alles Maß gewesen und hatte auf keinem Fleck auch nur eine Sekunde Ruhe gehabt. Da befiel mich bei dem Tode meiner geliebten Eltern das Gefühl der Niedrigkeit und des Elends, worin wir schmachten, mit solcher Gewalt, daß ich in die tiefste Melancholie versank. Ich entfremdete mich meinen Genossen, und dies um so mehr, da ich frühe genug die Erfahrung gemacht hatte, wie wenig überhaupt auf Freunde zu rechnen sei. Ich suchte Ruhe, um mein wundes Herz zu heilen, weil ich denn doch nie hoffen konnte, diese ewige Sehnsucht ganz zu befriedigen, die mich von Jugend auf vor allen meinen Gespielen auszeichnete.

So gelang es mir nach langen harmvollen Tagen, wo ich stündlich in Gefahr stand, durch einen frühzeitigen Tod meine höhern Zwecke für dieses Leben zu verlieren, zu der berühmten Dichterin Johanna Schopenhauer zu kommen. Da fand mein krankes Herz die Ruhe, die es so lang in dumpfem Drang ersehnt hatte, und wenn mich auch die große Menge von meinen Mitbrüdern zuweilen störte, so lief ich doch wenigstens in den Kleidern der großen Dichterin keine Gefahr, gefangen zu werden. Ja, ich kann sagen, daß mein Geist auf diesem literarischen Leibe die ersten stärkern Eindrücke empfing und in der heiligen Dunkelheit seiner Gewänder zum erstenmal in den Dunstkreis der Poesie gelangte.

Allein die ungestörte Ruhe bei dieser Dichterin war's nicht, was meinen strebenden Sinn beschwichtigen und beruhigen konnte. Der ersten Liebe war es aufbehalten, mich zu einer Wonne und Entzückung zu erheben, deren ein Floh nur fähig ist, ach, leider aber auch, die süßen Träume auf ewig zu vernichten, die für die Zukunft in meinem jugendlichen Gehirn entstanden waren. Ich liebte eine Floh, der an Schönheit und Jugend keine ihrer Gespielinnen gleich kam, und meine Leidenschaft blieb nicht unerhört. O, Mariane! Wir liebten uns mit einer Innigkeit, mit einer Kraft, mit einem Feuer, als wären wir für alle Ewigkeit für einander geschaffen. Da entstanden nun, freilich verworren und dunkel, aber doch in überschwänglich seliger Fülle, jene platonischen Gedanken von Erinnerung aus einem früheren Leben, von Schönheit, Liebe und Unsterblichkeit, und nur die Sprache war's, die uns fehlte, um das Vollgefühl meines unendlichen Glücks zur höchsten Vollkommenheit zu machen. Wie zärtlich hingen wir an einander und kosten, und lagen uns wonnetrunken und weinend am Busen, während unsere Dichterin, unbekümmert um uns, da wir ihr auf dem Rücken saßen, ihre „Gabriele" schrieb.

Doch leider nicht lange sollte unser Glück ungetrübt sein. Wir waren tagelang beisammen, und in den süßesten Wonnegenüssen der ersten Liebe, im Taumel der seligsten Gegenwart verschwand die Zukunft mehr und mehr vor unsern Augen. Wir lebten nicht mehr in der wirklichen Welt, wir träumten uns damals schon in jene großen, nur so wenigen Augen erschlossenen Sphären hinüber, in denen ich erst jetzt durch den Magnetism und die Kraft des Glaubens vollkommen einheimisch geworden bin. Ich setzte alles, mein ganzes künftiges Lebensglück in ihre Liebe, eine Trennung schien uns unmöglich, wir nannten unsre Liebe Ewigkeit. Ach, wäre sie rein geblieben! — vielleicht. Das Schicksal hätte uns nicht getrennt, wenigstens nicht so geschieden, daß ich die Idee der Liebe, die Achtung vor ihrem Gegenstand, kurz allen Glauben an Treue und Weiblichkeit auf eine entsetzliche Weise verlieren mußte.

Es war eine himmlische Frühlingsnacht, wo der Mond, dieser holdselige Zeuge unserer Freuden und Leiden, mit überschwänglicher Klarheit auf die Blütenbüsche herabschien. Unsere Dichterin erging sich in einem nächtlichen Spaziergang und pflegte der sublimsten Sentimentalität. Auf ihrer vom frischen Abendwind abgekühlten und vor Sehnsucht und elegischem Schmerz hoch aufatmenden Brust saßen auch wir und dankten der Mode, welche die Damenkleider an jener Stelle so weit ausschneidet, die reizendste Aussicht auf die mondbeglänzte Landschaft. O, wie himmlisch wohl war's uns in dieser störungslosen Ruhe! Denn unsere Dichterin, weit von der sichtbaren Natur in unsichtbare Sphären hinüberblickend, bemerkte die beiden Liebenden an ihrem Busen nicht, die mit stumm freudetrunk'nen, feuchten Augen zum Himmel blickten und so gern ihre Gefühle in glühenden Worten ausgeströmt hätten, wenn ihnen das Schicksal die Gabe des Sprechens nicht versagt hätte. Da genügten Blicke,

Küsse nicht mehr, uns're Herzen waren zu weich gestimmt, uns're Nerven zu gereizt, die Welt und uns're Zukunft versank im Abgrund dieser Gefühle, die Sinne gewannen die Oberhand über die Stimmen der Vernunft und Sittlichkeit, und ach! meine Unvergeßliche fiel."

Hiebei hielt der Floh inne und mußte heftig weinen; auch Mariane weinte, und erst nach einer langen Pause fuhr Siegwart wieder fort:

„O, daß wir uns so täuschen können! Ich stand so hoch in meiner Liebe, träumte mich in alle Himmel und hätte mein Blut für die Angebetete vergossen: Treue, Hoheit, Würde, Reinheit, Unschuld, Aufrichtigkeit, unerschütterliche, ewige Liebe und der Name des andern Geschlechts war mir dasselbe. Ein Kuß von ihr entschädigte mich für die Qualen langer Nächte, eine Berührung schauerte mir schon durch's Innerste, ich hielt sie heilig, wie einen Engel, und seit jener unseligen Nacht, wo mich das Jugendfeuer der Liebe übermannte, peinigte ich mich mit der bittersten Reue und glaubte, die Ruhe, den Frieden, ja, das Leben der Unglückseligen zerstört zu haben.

Ich bin an die Periode meines Lebens gekommen, wo alle Träume von Treue, Ruhe, Liebe und Wahrheit vor dem fürchterlichsten Sturm wie die Sterne vor Gewitterwolken verschwanden. Laßt mich so kurz sein als möglich, damit mich die Sache nicht zu tief herabstimme; laßt mich's euch mit Einem Wort sagen: ich wurde von der Geliebten auf die schauderhafteste Weise auf ewig getrennt. Man nannte sie falsch, nannte sie eine Buhlerin, ihre Liebe zu mir war vor der Welt zügellose Unzucht, sie sollte eine Kindesmörderin sein; ja, sie sollte selbst mit ihrem Bruder Blutschande getrieben haben. Ein undurchdringliches Geheimnis schwebt über dieser gräßlichen Trennung, und nur dem Geist des Schicksals ist das Rätsel enthüllt. In mir ließ es Qualen der Hölle zurück, der Name Weib wurde mir eine Furie, die Erinnerung an das verlorne Glück eine Nemesis; ich fing an, mein und ihr Geschlecht zu hassen und zu verabscheuen, ich durchschaute mit Schauder seine entsetzliche Niedrigkeit, ich rettete mich nur durch die zügellosesten Ausschweifungen, ich wühlte mit Wut und Raserei im Pfuhl der Sünde. Was ich sonst heilig geachtet, gleich den Sternen des Himmels, das verlacht' ich als ein Spiel erfahrungsloser Toren und wahnsinniger Träumer, ich floh den Ort, wo mir die Welt zum Grab geworden war, und tief im Innersten fühlend, daß mir kein Glück wie andern Erdengeschöpfen beschert sei, mit den kargen Bettlergaben mich nicht genügend, mit denen andere sich befriedigen, auf das Verhängnis zürnend, mit Gott und der Welt und mit mir selbst zerfallen, wandert' ich in der wilden, allbeweglichen Welt umher; ich floh meinen Schatten, wie mein Gespenst, und schauderte bei dem Gedanken, daß er mir ewig folge: mit einem Wort ich war grenzenlos unglücklich." (7. Kapitel.)

(Leichenrede.)

„Erhabene Allmacht! Wie schrecklich zeigt sich oft deine Hand, mit der du in das irdische Getriebe hineingreifst! Wie unerforschlich ist dein Wille, mit dem du Leben gibst und Leben nimmst und die Lose verteilst unter dem sterblichen Geschlecht. Du führst uns mitten durch die höchsten Gefahren, die Leib und Seele den Untergang droh'n, durch das Grauen des Unglaubens, durch die Nacht der Sünde, durch die Finsternis der Gottesleugnung, durch die Abgründe der Verzweiflung, durch die

Hölle des Menschenhasses, über den Kirchhof unserer Geliebten, durch die Schreckniſſe der Nemeſis, die der Liebe folgt, durch die Täuſchungen der Freundſchaft und die Feuerqual ihres Verluſtes, durch die öde Wüſte, in der dem lechzenden, wiſſensdurſtigen Geiſte die Quellen verſiegen, in der der Samum des Schickſals über ihn herweht und ihn austrocknet, verſengt und ſeine Kraft ausbrennt, in der das Heuſchreckenvolk der Alltagswelt auf ihn zuſtürzt, in der er keinen ſaftigen Boden findet, der ſeine Saat aufnähme und Früchte daraus erzeugte, in deren dürrem Sand er untergehen und verſinken kann mit allen Plänen und Hoffnungen — du führſt ihn mitten durch all das hindurch und zernichteſt ihn erſt, da er nach unbegrenztem Irren und Streben dem Ziel ſich nahe glaubt!

Dieſes edle, dem Menſchen an Flüchtigkeit und Vergänglichkeit ſo unwiderſprechlich ähnliche Geſchöpf, deſſen Leichnam hier auf meiner Hand liegt, hat alle Schulen des Lebens durchlaufen, in denen ſich der ſtolze Geiſt des Menſchen, ſeiner göttlichen Abkunft vertrauend, ſeinen Träumen und Wünſchen folgend, der Unſterblichkeit und des Einsſeins mit Gott gewiß, dem Unendlichen entgegenarbeitet, in denen er ſeine großen Werke für die Ewigkeit gründet und voll von Mängeln und Unvollkommenheiten ſeine mangelloſe und vollkommene Schöpfung der Nachwelt überliefert. Wie ergreifend hoch* war ſeine Beſtimmung, endlich nach unermüdetem Beſtreben, im Gewühle des mannigfaltigen Lebens, im Wechſel aller Verhältniſſe und Lebensanſichten, im Schwanken alles Zeitlichen und Einzelnen ſichern Halt zu finden und ſich als ein würdiges Glied an die große Kette zu reihen, die alle Weſen, vom Seraph bis zum Floh, verbindet, und deren Mittelpunkt das Unendliche, Unwandelbare, der Weltgeiſt iſt. Und dennoch, was iſt der weitfliegende Geiſt mit ſeinen Gedanken, die er weit über unſern Geſichtskreis, in alle Sphären hinaus, ja, nicht bloß in die Weite des Raumes, ſondern in alle Zeiten, ſelbſt in Jahrtauſende hinausbaut, der Geiſt, der mit unermeßlicher Kühnheit ſich ſelbſt anſchaut und ſein eigen Weſen erklärt und, wie er dem wandelnden Sternſyſtem Geſetze vorſchreibt und Kreiſe, innerhalb deren ſie ſich bewegen müſſen, wie er den Kometen die Bahnen ausmißt, ſo die ganze Trias, die den Menſchen ausmacht, alles Denken, Fühlen, Wollen auf unumſtößliche Geſetze gründet, der Geiſt, das Ich, deſſen bloßes Produkt, deſſen bloße Konſtruktion die Welt, deſſen armſeliger Widerſchein und Reflex die Natur iſt — hier liegt er in kläglicher Niedrigkeit in der Schnupftabaksdoſe des Poſtknechts, aller Hoheit jämmerlich entledigt! O das große Ich, wie leicht wär' es möglich geweſen, daß es vom Nicht-Ich, das heißt, von der Naſe des Poſtillons geſchnupft worden wäre!

Was ſind die unſterblichen Welteroberer anders als dieſer Floh vor unſern Augen? Wer erweckte Alexander aus dem Schlummer? Wer heilte Cäſar'n die blutenden Wunden zu? Sind ſie nicht unſichtbar geworden wie der Staub, der uns geſtern das Auge geblendet, den heute ſchon ein kleiner Regenguß zu Dreck verwandelt? Hielte wohl jemand Alexander'n und Cäſar'n, Tamerlan und Napoleon für mehr als dieſen Floh? Welchen Unterſchied findet ihr zwiſchen dem Tod auf dem Schlachtfelde, mit Krone und Purpur, und dem Tod in einer Schnupftabaksdoſe? Ein Tod iſt wie der andere, und Gott gebe, daß alle eine fröhliche Urſtünd** erhalten mögen!

---

* Hs. = hoh.
** Auferſtehung.

Und ach, welchen Tod starb die liebende, zarte Mariane, teuerste Freunde und Zuhörer? Gehet mir zurück in die früheſten Tage, wo der chriſtliche Glaube noch lebendiger wirkte unter der beſſeren Menſchheit und die edelſten Verfechter des Evangeliums, voll heiligen Geiſtes, unter allen Martern und Qualen des Leibes, ihren Glauben nicht verleugneten, ja, als Märtyrer, deren Gedächtnis uns noch heilig iſt, deren Schutz wir noch anflehen, ſogar auf's grauſamſte zu ſterben ſich nicht entblödeten. Iſt es ein anderer Tod, den meine Mariane ſtarb, büßte ſie nicht ohne Schuld und Sünde ihre grenzenloſe Liebe zu mir Unglückſeligen, mit dem ſie mit aller Tiefe ihres weichen, fühlenden Gemütes hing. Iſt die h. Chriſtina verehrungswürdiger, die, einen Stein um den Hals, für ihren Chriſtusglauben in das Waſſer geworfen wurde, als meine Mariane, die der rohe, tieriſche Kellner am Schwanz in den Bach warf? Was war ihr Leben anders, als ein ſtetes Ringen des Geiſtes mit dem Fleiſch, des Sinnes mit dem Trieb, der Seele mit der brutalen Sinnlichkeit? Hatte ſie nicht alle Eigenſchaften ihres Geſchlechtes in der liebenswürdigſten Lauterkeit? Wer vermißte an ihr die Reinlichkeit, mit der ſie ſich putzte und ſäuberte? die Süßigkeit der Geberden, die Grazie der Bewegung, mit der ſie ſich bei Jedem einſchmeichelte? das koſende Schnurren mit dem Mund, das wie Liebesliſpeln klang, das Schlecken mit der Zunge, das dem zärtlichſten Kuß einer Daphne nichts an Wolluſt nachgab? die unendliche Furchtſamkeit, dir wir an Damen bewundern, ſogar die kleinen Mängelchen und Fehlerchen, die uns das ſchöne Geſchlecht ſo unwiderſtehlich machen? Das Naſchen und Schmarotzen, die ſüße Heimtücke, die ſich in der feinſten Miene gleichſam verklärt, die ſchneeweißen Händchen, die wir drücken und in denen doch Krallen verborgen ſind, überhaupt die Waffen, mit denen ſich die Schönen verteidigen, die Zähne — ach, und endlich die unvergleichliche Weichheit und Empfindſamkeit der Seele, wenn ſie der Gewalt des Körpers durch das magnetiſche Fluidum entnommen und in himmliſcher Clairvoyance vergeiſtigt wurde, wenn ſie ſich im ſanften Gefühle der Liebe wiegte und, rein und überirdiſch wie ſie war, nicht vom groben Stoff des männlichen Geſchlechts, dem ſehnſüchtigen Verlangen folgte und den ſchmachtenden Trieben des hinſchmelzenden Herzens in ſublimſter platoniſcher Schwärmerei huldigte — o, das iſt dem zarten Geſchlecht ja ſo eigen: wenn wir rohe Naturen nur in plumper Sinnlichkeit Befriedigung ſuchen, da finden wir bei den Weibern nur Seele und Seele, und nichts als Seele, Seelenfreude, Seelenliebe, Seelenküſſe, Seelenblicke, Seelenſprache, und ſelbſt im Umfangen der äußerſten ſinnlichen Luſt nur Seele, Seele!

Ewige Gerechtigkeit, welch' einen Fluch haſt du herabgeſchleudert auf mein Haupt!? In den Abgrund des Verderbens ſoll ich alle meine Geliebten ziehen und aufreiben und zerrütten alle, die mich lieben und mir nahe kommen! Ich bin das Ungeheuer, deſſen wahnwitzige Mordluſt zwei unſchuldigen Geſchöpfen das Leben koſtete — deſſen Liebeskraft nicht bloß die große Schickſalsgeliebte, ach, nicht Julien allein, auch meine letzte Erdenfreude, meinen letzten Troſt unter den Schreckniſſen der Verzweiflung und dem Furiengefolge der Schuld, meine teure, unvergeßliche Mariane und ihren ewig getreuen Siegwart in's Grab ſtürzte! Menſchen, erſchaudert vor mir, die ihr mit ſtarren Augen um mich herumſteht und den Mann nicht kennet, der euch mit abgewendetem Geſicht dieſen Leichnam vor's Auge hält; bebet zurück, ſchon der Blick, der euch trifft, wird euch wie eine Hölle, wie das Bewußtſein einer gräßlichen Schuld Nächte lang martern. — Eure Haare ſtehen zu Berge, eure Wangen werden fieberblaß — erſchaudert, und eure Kinder führt her zu mir und deutet auf mich und rufet: hier iſt die Verzweiflung und hier die Schuld! Erzählt es aller Welt, und

eure Enkel erzählen sich's nach, ihr habt ihn geseh'n, den Blutsauger — ich bin ein dreifacher Mörder, ich habe meine Geliebte gemordet, meine Katze gemordet, meinen Floh gemordet, drei Todsünden! Todsünden, meine teuersten Zuhörer, die kein Weltgericht vergeben und kein Erlöser mit seinem Blut auswaschen kann! O seht den Punkt hier auf meiner Hand! Hier, hier, den Leichnam, der bald in Verwesung übergeht — fordert er nicht Blutrache? Hahaha, Leutchen, die Abschiedsstunde ist gekommen. Olura ist fertig, und alles Gebet ist umsonst, und alles Gebet, das zum Himmel stieg, seitdem die erste kindliche Seele mit heißen Tränenschauern um Vergebung ihrer Sünden flehte und der erste Verzweifelte sich von Gott abwandte. Kein Licht hienieden! Denn sie starb ohne Ja und Nein und nahm das fürchterliche Geheimnis in's Grab, entweder in den Himmel oder in die Hölle! — Rein oder nicht rein — was hat das zu sagen — Engel oder Blutschänderin Heilige oder Kindesmörderin — das sind hohle Worte und Phrasen, und ich wette die Prise Schnupftabak, die meinen Floh tötete, daran, ob's nicht gleich wäre, wenn man den Teufel einen Engel und eine Heilige eine Hure nannte! Heissa, Floh, nun will ich dich begraben! Ein Rosenstock soll über dir blühen und Juliens Lieblingsblume, das Veilchen, ach, das düstersüße Bild des Frühlings und der Melancholie! Und alle Flöhe, die fortan zu finden sind, will ich in die Gruft legen und Nächte lang den Rosenstock anstarren, wenn der Mond durch seine Stengel und Blätter scheint und eure Geister aufschweben aus den Gräbern und die geheimnisvollen Totenreigen tanzen. Du aber, himmlische Mariane, bist meine Heilige, an dir will ich hangen mit aller Herzensglut, denn du allein hast mich nicht verlassen. O, alles, alles, was ich hatte in dieser Welt, selbst die Gewaltigen, mit denen ich Freundschaft schloß für die Unsterblichkeit, selbst die Geliebte, die mir den ersten Lorbeer um's Haupt flechten sollte und von meiner Lippe nehmen den Kuß des ewigen Nachruhms, verloren sind sie und meinem Herzen nicht treu geblieben. Nicht einmal leben wollten sie für mich, und ihr, meine Angebeteten, seid in den furchtbarsten Tod für mich gegangen! Ich bin versöhnt mit dem Leben, versöhnt mit dem Himmel, ich habe Treue gefunden und Wahrheit, unerschütterliche Liebe bis zum Tod! Menschen sind Verräter und Schwächlinge! Auf Menschen ist kein Verlaß! Wer Liebe und Treue sucht für die Ewigkeit, der magnetisiere Katzen und Flöhe. Amen! (Letztes Kapitel.)

Jenseits der Alpen.

A.

I. Das Abenteuer von der Sohle.

Ach, um's Himmelswillen! war mein erstes Wort, als ich heute früh erwachte. Mein Freund Scaramuzza, der auf meinem Zimmer sich bereits rasierte, sah mich erschrocken an, und es fehlte wenig, so hätte er sich empfindlich in's Kinn geschnitten. „Du beginnst deinen Tag," sagte er, „mit einem hübschen Augurium. Was fährt dir denn schon durch den Kopf, daß du seufzest, als ob du heute noch eine Stunde vor Ave Maria, das Cavalletto vor allen römischen Künstlern bekommen, und in drei Tagen auf dem Corso in Effigie auf dem Pranger paradieren solltest?" — O Freund, rief ich, warum sollte es nicht mein erster Gedanke sein, was gestern Abend mein letzter war und was mich peinigend in's milde Reich der Träume hinüber begleitete. — „Ich weiß nicht was du hast, es scheint mir, als wärest du reif für die Longara!" — Ach nein, noch nicht! O um's Himmelswillen! — „Du bist nicht bei Trost? Was fällt dir ein!" — Was mir einfällt? O, mir fällt ein schrecklicher Gedanke ein! Ich muß heut' einen Besuch machen! — „Und sonst nichts, du bist ein Narr!" Das ist gleich gesagt, ein Narr! Aber du weißt nicht, was das für lange Auftritte kosten wird. — „Und warum denn?" — Du fragst närrisch, stelle dir vor, ich muß mich in Putz werfen! — „Und das ist Alles?" — Alles leider! o das ist so viel, als wenn man ein altes römisches Ruinenstück modern anweißen, mit Jalousieläden und einem Wetterableiter dekorieren wollte! — „Aber sage mir denn bei Gott und allen Heiligen, warum?" — Kurzsichtiger Mensch, warum? Wo werde ich ein weißes Halstuch, wo eine Weste, wo Chapeau und Vatermörder, wo all' das Zeug finden, das ich nötig habe? Und wer wird mich anziehen? Du bist im Vatikan, und die Padrona hat ein zu häßliches Gesicht, als daß ich's so lange vor mir leiden möchte, bis sie den Walter Scottknoten in's Halstuch geknüpft! O Scaramuzza! es fällt mir manchmal so ein, es wäre doch gut, wenn ich eine Frau hätte; ich meine, alsdann hätte ich doch nicht mehr so viel zu denken und meine Frau müßte im Gedächtnis behalten, wie viel ich Tücher in die Wäsche gebe. O Lieber verlaß mich nicht in dieser Not, stehe mir bei und hilf mir mit deiner Geschicklichkeit und deinem Wissen! ich will dich dafür geduldig anhören, wenn du pfeifst und singst einen ganzen Abend lang, und wenn du mir vorliesest und ich schlafe, so will ich dir dennoch aufmerksam zuhören! — „Du

bist ein Unverschämter!" — Nein, mein lieber Cecchino, höre mich an, ich will eine ganze Komödie von Goldoni aushalten. —

„Wann hast du denn diesen so wichtigen Besuch zu machen?" — Ach, heute Abend, Cecchino, so um 23 Uhr muß ich mich ankleiden! — „Und wohin gehst du dann?" — Zum Herrn von X. auf's Kapitol! Du weißt, es ist der vorzüglichste Herr und der humanste auf der Welt! Aber das Ceremoniell, und es ist wegen den andern! Er, glaub' ich, nähm es gleichgültig! Aber die andern, wie würden sie die Nasen rümpfen, wie auf mich herabblicken, du kennst sie ja, wie sie sind. Die Vornehmen selbst sind oft zehnmal weniger ceremoniell als die, welche ihnen den Hof machen. — „Nun, ich komme bis dahin aus dem Vatikan zurück." O du Parmegianer Engel, o Idolo del mio Cuore, Nume adorato! Ist's wahr, daß du mich nicht in dieser grenzenlosen Bedrängnis verlassen willst? — Er versprach's und ließ mich allein. Nun war ich zufrieden.

Der Tag zerfloß mir im süßesten Genuß der Muse. Noch erfüllt von den Wonnen der Sabinergebirge und meines verborgenen Elysiums, träumt' ich mich in etlichen Liedern, die ich schrieb, wieder in jene Fernen hinüber und baute mir dort unter dem Schatten von Limonien und Feigen eine Hütte, wo ich nicht allein, wie bisher auf diesen unglücklichen Wanderungen durch's wilde Leben, sondern mit einem Wesen lebte, in dem sich die ganze Milde und Schönheit des hesperischen Himmels, die ganze Fülle und aller Reiz italienischer Natur abspiegelte. Schon hab' ich meine Lieder geendet und bleibe noch lange versunken und vertieft in diesem unendlichen Rauschen und Wogen von Gedanken und Empfindungen, in's Meer dieses unüberschwänglichen Glücks, das ich träumend und dichtend genieße, als mein Freund mich weckt, indem er mit gewaltigem Geräusch in mein Zimmer herein kommt.

Eccome qua, ruft er, hast du Alles gerüstet? — „Was gerüstet?" — Cospetto di Bacco, du erfreust mich! Wo ist Hemde, Halstuch, Ghilet, wo — „Hemd, Halstuch, Ghilet?" — Ich glaube du schläfst noch? — „Mein Kind, ich schlafe nicht! Aber was willst du denn von mir?" — Was ich von dir will? Wirst du denn die Visite nicht machen? — „Ach ja, mir fällt ein, ich wollte eine Visite auf dem Kapitol machen, ich wollte es heute früh! Aber sieh, ich denke nun, daß ich's auch morgen tun könnte, wenn das Wetter günstiger ist. Es ist so ein weiter Weg dahin, und es ist auch schon zu spät!" — Zu spät? Eine Stunde früher, als du gehn wolltest, das beste Wetter auf der Welt, aber du der nachlässigste und trägste Mensch! — „Du hast Recht, ich bin zuweilen etwas träg, besonders wenn's an's Putzen und Anziehen geht, aber siehe, Freund, ich bin nun auch nicht gestimmt, ich bin zu sehr in Gedanken, ich könnte eine zu schlechte Figur machen — es wird mir wohl besser sein, wenn ich ein andermal gehe." — Aber der Herr v. X. reist ab! — „Es ist wahr, daß er abreist, es fällt mir nun auch ein, allein was machen wir?" — Bist du doch wie von Leim! Du ziehst dich augenblicklich an, und machst die Visite. — „Aber lieber, lieber Freund, bedenke." — Hier ist nichts zu bedenken! Schnell, hast du einen weißen Hemdekragen? — „Nein, Freund!" — Laß sehen! — Damit machte sich mein lieber Hausgenosse an die Kommode und suchte nach. — Ei, rief er, du hast ja Hemd- und Hemdkragen! — „Desto besser, Scaramuzza, so brauchst du mir nichts zu borgen."

Nun ging's an ein Bürsten und Falten und Steifen und Legen, daß mir noch die Pein davon im Herzen geblieben. Das Hemde hatte den Knopf verloren, und der Helfer fragte nach der Tuchnadel: Bester Freund, antwortete ich, du fragst mich nach etwas, was nicht vorhanden ist; ich wollte mir eine kaufen, aber sie sagten mir,

ich würde sie doch nur verlieren, und so hab' ich's unterbleiben lassen. Jedoch wird die Padrona der Stecknadeln genug haben, und so eine ist, denk' ich, gut genug für mich. Die Padrona brachte in der Tat auch eine herbei, und sie wurde sofort von meinem servierenden Freund angeheftet und mit vieler Kunst verborgen. Nun ging's an's Halstuch. Das erste wollte ihm nicht gefallen, das ist ja voll Tintenflecken, behauptete er, und es wird Mühe kosten, die Seiten zu verbergen, wo es durch deine Unreinlichkeit beschmutzt ist! — „Nenne nicht Unreinlichkeit, mein Teurer, was sich mir von irdischem Stoff in der Stunde der Begeisterung an meine Kleider und an alle meine Umgebungen ansetzt. Es ist das bloß ein sympathetisches . . ." — Schweige und gib ein anderes Halstuch, denn das ist unbrauchbar. — Zum Glück fand er ein anderes und besseres, und so wurd' es mir um den Hals gedreht und gewunden, daß ich ausrief: „O Lieber, soll denn das durchaus meine letzte Stunde sein? willst du ein Assassinium an mir verüben, und mich erdrosseln?" Aber da war keine Hilfe. Kaum war es angeknüpft, als mein Amicus ausrief: O, du hast dich ja nicht rasieren lassen! so kannst du nicht auftreten, ich muß dir das Halstuch wieder abnehmen.

Aber jetzt in der Todesangst begann ich: „Ich beschwöre dich bei dem Heiligsten, was du kennst, bei Allem was im Himmel und auf Erden ist, ich beschwöre dich bei dem ersten Bart, den Du mir abnahmst, laß mich ungeschoren!"

Diese vehemente Bitte machte Eindruck und erweckte Teilnahme, denn ich hatte mit einer humanen Seele zu tun. Die Weste wurde jetzt gesucht, aber vergebens. Die Padrona kam herbei, um Hilfe zu leisten. Nach langem Forschen ward sie glücklich entdeckt, sie war von meinem Dante breitgedrückt. Wiewohl das geübte Auge meines Garderobeserviteur da und dort Stellen entdecken wollte, welche mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuten lassen, daß besagte gelbe Werther'sche Weste dem Dichter schon mehrmal am Leib gelegen, während er begeistert war, so wurde doch dahin abgestimmt, daß er sie wohl tragen könne und daß sie zum übrigen Kostüm ohne weiteres passe. Jetzt kam aber ein wichtiger Punkt, ich meine die Modesten. Hier hatte man so viel auszusetzen, daß man schlechterdings sie für untauglich erklärte und nach andern suchte. Allein die übrigen waren teils nicht gewaschen, und teils zwei Paar, die sich der Dichter gekauft, waren, als er sie anzog, um einen Schuh zu kurz, und die schwarzen Winter- und Galahosen sahen schamrot aus, nicht über ihr Alter, sondern über ihre Strapazen und den unordentlichen Herrn. Dennoch blieb nach reifem Überdenken nichts übrig, als mit denen, die ich am Leibe hatte, oder lieber gar als Sanscülotte den Besuch zu machen. Das erstere wurde vorgezogen und dabei als ein wichtiger Grund angeführt, daß es der Nacht zugehe und, bis ich vorgelassen werde, bereits Lichter angezündet seien. Die Padrona jedoch bemerkte am linken Fuß noch ein kleines Loch von etlichen Zollen, was sie vermeinte vorher zunähen zu müssen, und es fiel mir ein, daß mir's auch vor einigen Wochen in den Sabinergebirgen eine Frau bemerkte. Ich gestattete ihr also, meinen Fuß auf einen Sessel stellend, es pünktlich zuzunähen, während ich meinem Freund sagte: Wahrlich, nun bringt mir dieser kleinliche Umstand wieder das ganze Bild jenes Zauberlebens zurück, das sich in jenen echt dichterischen Tagen in und außer mir bewegte, ich spann mir in jenen arkadischen Bergen ein Gedicht aus, das, wenn es zustande kommen sollte, gewiß an Leben, Frische und Wahrheit alle übertreffen sollte, die von seiner Art Italien bereichert: denn mich bedünkt, man kann noch etwas ganz Neues, Niegesagtes für dieses Land tun, man kann es noch in einem großen Lebensgemälde darstellen, in welchem nach Shakespeare's Weise auch das Pöbelhafte seine Stelle

finden müßte, man könnte sich dadurch auf's ruhmvollste auszeichnen, sich einen bleibenden Namen erwerben, und es wäre eine würdige Vorarbeitung in betreff der Selbstüberwindung auf die dramatische Laufbahn, ja, denke dir, daß ich schon den Plan gemacht, daß ich meine ganze Fabel bis auf's einzelnste ausgesponnen, eine Fabel, die an sich schon auf jedem Boden interessierte, und die noch dazu Gelegenheit gibt, italienische Eigentümlichkeit in Natur und Leben auf's vollkommenste anschaulich zu machen — ja, mein Lieber, ich darf nur beginnen — hier ist die Skizze, die ich dir in's Deutsche übersetzen will. Damit eilt' ich an den Tisch und wollte eben ein Buch aufschlagen, als die Padrona in ein Zetergeschrei und der Freund in ein Gelächter ausbrach, das meine Eitelkeit zuerst auf meinen poetischen Plan setzte. Allein ich merkte bald den unwürdigen Grund dieses Geschreies, indem die Frau nach ihrer Nadel rief und ich mich erinnerte, daß ich im Begriff war, meine Hosen von ihr flicken zu lassen. Ich mußte also nachgeben, wiewohl ich versprach, jene skizzierte Komposition nach abgelegter Visite in's Italienische zu übersetzen, und es entstand nun, nachdem das kleine von den Sabinergesträuchen vierzig Miglien von hier zustande gebrachte Loch auf's anmutigste zugeflickt war, die ernsthafte Frage, was ich zu meiner Fußbegleitung wählen müsse. Es wurde also nachgesehen, und man fand zwei Paar Stiefel vor, welche seit Jahr und Tag übrigens, und wenn mir recht, in Genua oder Florenz vor grauer Zeit so unbrauchbar und häßlich geworden, als meine Padrona.

Die Schuhe betreffend, so fand man ein Paar noch von gutem Leder, allein sie waren seit der Gebirgsreise weder getragen noch geputzt worden, und man hatte deswegen den klassischen Boden daran zu tadeln, welcher sich dergestalt an sie angesetzt hatte, daß ich selbst sagte, die halbe Via Praenestina hange noch daran. Man machte also Gebrauch vom andern Paar, woran aber das Band zerrissen war. In dieser Not, wie schon so oft in meinem abenteuerlichen Leben, erschien unversehens eine Hilfe, die alles in's Reine brachte. Scaramuzza trug seine grauen Stivaletti herbei, welche die vom Unglimpf der Zeit getroffenen Teile der Schuhe vollkommen bedecken und dem Auge der schadenfrohen Landsleute entziehen konnten. Allein zuvor mußte von der Padrona ein Lederriemen angenäht werden, und als dieses Geschäft beendet, war auch der ganze Mann fertig. Ich befahl also der Alten, den Spiegel etwas zu reinigen, damit ich meine ganze Figur von Kopf zu Füßen in verschiedenen Bewegungen betrachten und mit dem Ideal vergleichen konnte, das ich von meiner Person und überhaupt einem Galant-homme im Kopfe habe. Es ward fast alles auf's beste angeordnet gefunden, nun der schwarze Frack angezogen und, weil er auf dem Rücken von gestern Abend weiß war, durch den Freund säuberlich gebürstet. So war denn der schwere Strauß überstanden, und ich wurde ermahnt, mich auf den Weg zu machen. Wiewohl ich behauptete, daß ich mich auf einige Zeit vor dem Fenster vor den Nachbarn und Nachbarinnen seh'n lassen müsse, um sie durch meine gänzliche Verwandlung in Verwirrung zu setzen, so schob man mich doch zur Türe hinaus, wünschte mir Glück zur Reise, und ich ging nun wie ein aus dem Türkischen oder Taprobanischen in's feinste, moderne Französisch übersetztes Heldengedicht aus dem Hause. Nichts natürlicher, als daß ich den kleinen Umweg über den Korso machte, wo ich sehen oder gesehen werden konnte, und wo ich meine Figur mit dem ersten Stutzer zu messen und zu vergleichen gesonnen war.

So oft ich den Korso auf und ab wandle, und wenn's Jahre lang geschieht, macht der Hintergrund des Kapitols und die pittoreske Masse von alter Architektur,

der Turm und die Kirche Ara Coeli einen tiefen Eindruck auf mich, und ich fühle stets das Glück, das so wenige fühlen, das Glück in Rom zu sein, mit einem Feuer von Empfindung und einer Fülle von Gedanken, die alle meine Leiden, selbst all' meine wenigen Freuden aus der Seele hinwegweht. So war ich denn auch diesmal ganz dem Eindruck des Kapitols hingegeben, dem ich entgegen wandelte: ich entzückte mein Herz an der Riesensäule des Antonius und langte auf der Piazza di Venezia an. Jetzt schlug ich meinen Weg gerade der Façade des Kapitols zu ein, schon hatte ich um die Ecke gebogen, und die Treppen führten vor meinem Auge zwischen den Löwen auf den einst mit seinen Göttern, Helden, Lictoren und Triumphatoren so viele Jahrhunderte die Welt beherrschenden Hügel hinauf. Schon gewahrte ich oben die Reiterstatue des Marc Aurel und die kolossalen Gestalten der Dioskuren und die Trophäen des Marius und die Paläste des Senators und der Konservatoren, und die alte Fassade von Ara Coeli mahnte mich melancholisch an den Tempel des Jupiters Kapitolinus und jener Schar von römischen Göttern, deren halb aristokratische Regierungsform Rom größer machte als die streng theistische Monarchie, unter der es jetzt lebt. Eine Schar Mönche stieg die Treppe hinauf, wo einst die Sieger von Gallien, Spanien, Germanien, Afrika und Asien mit gefangenen Königen emporzogen, und eine Menge andächtigen Volkes rutschte auf den Knieen die Treppe nach der Basilika in die Höhe, wo Jupiter einst getront.

So mit aller Seele und allen Gedanken der Gewalt dieses nie geschwächten, immer wieder neuen Anblicks und der stürmischen Folge so herzerhebender Erinnerungen von drei Jahrhunderten hingegeben, wach' ich jetzt auf und glaube mit Schrecken im Schlaf gewandelt zu haben. Wie es uns oft geträumt, daß man einen wichtigen Besuch bei vielbedeutenden Männern zu machen habe, und wie man sich plötzlich vor ihnen in Pantoffeln findet, so erging mir's diesmal in der Tat. Ich hatte Not mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Denn, verwundere sich alle Welt, unter meinen Füßen hörte ich ein solches Klappen, daß ich des Gedankens nicht los werden konnte, meine Pantoffeln anstatt der Schuhe angelegt zu haben. Aber, o ihr Götter des alten Kapitols! ich überzeugte mich schrecklich von der Wahrheit, daß es wirklich meine guten, besten, durch die Kamaschen von meinem Freunde bedeckten Schuhe waren, von denen sich die Sohle dermaßen losgerissen, daß sie nur noch in der Nachbarschaft der Zehen an einem Fetzen Leder hing. Voll Entsetzen hielt ich also einen Augenblick still, in mir beratschlagend, was in diesem kritischen Moment für ein Auskunfts- und Rettungsmittel gefunden werden könne. Es ist noch nicht alles verloren, sagt' ich mir selbst, das beste ist, ich mache mich nun in jene Ecke, wo der Weg zum Palast des Herrn von *** und zum tarpejischen Felsen hinauf führt, und versuche daselbst, mir die verwünschte Sohle vollends ganz abzureißen. Alsdann tret' ich nur desto graziöser und feiner auf, weil ich fast auf den Strümpfen gehe. Gesagt, aber — getan! Langsam, mit äußerster Vorsicht, daß mich niemand klappen hören sollte, gelangte ich in obgemeldete Ecke und begann nun daselbst mit aller ersinnlichen Heftigkeit an der Sohle zu reißen. Aber all' mein Bemühen war vergeblich! Sie war so fest an dem übrigen Leder angeklebt, als mein Fuß am Leibe. Nun, sagt' ich, warte nur, du spitzbübische vermaledeite Sohle, dich will ich schon hinweg kriegen, ich nehme mein Messer heraus und habe dich im Moment hinweg und schmeiße dich den tarpejischen Fels hinab, wie's auch in alten Zeiten den schlechten verräterischen Lumpen geschah. Dies gesagt, such' ich in meinen Taschen, aber ich finde nur Bajocchi drin, ein Schupftuch, Tabak, eine alte Poesie, aber kein Messer.

Nun wird der Handel ernst, begann ich für mich hin! O du miserables Federmesser, warum bist du zu Haus geblieben! Du, das ich doch also schone, daß ich nur alle Vierteljahr meine poetische Feder mit dir accommodiere, du willst mir nicht einmal diesen kleinen Dienst tun! Du liegst nun vielleicht im trägen Müßiggange unter meinen Büchern und Papieren, oder auf dem Kamin, oder bei den Stiefeln, oder trennt meine Padrona ihre alte Haube mit dir auf, poetisches Federmesser! Ist denn keiner der Götter, Halbgötter, Heroen, Märtyrer oder Heiligen, der mir in dieser wahrhaften Seelenangst beistände und sich meiner erbarmte, indem er gewahrte, wie ich reiße und zerre, um die lästerliche Sohle weg zu kriegen, und wie sich bereits die Arbeit zweier Menschen und zweier Stunden, meine Hals- und Brustdekoration, verschiebt und zerdrückt, und wie mir schon der Schweiß auf der Stirne steht? Muß ich denn hier absolut zur Schmach und Schande des deutschen Parnasses stehen und die verdammten Menschen, die das Kapitol hinauf laufen, mit meiner Schusterarbeit belustigen? Hat nicht ein abgefeimter, witziger Kopf dich schon als Repräsentanten der deutschen Literatur karikiert und auf vielfache Bestellung gemalt? Denkst du nun gar daran, daß er jetzt nicht mehr bloß seine Schulden, sondern auch eine kleine Schuld, ich meine eine poetische Nachkommenschaft, bezahlen muß, o, um wie viel mehr wird er jetzt dir aufpassen, ob du ihm nicht einen neuen Broderwerb schaffen könntest? Wenn mein böser Dämon ihn hieher führte! Würde nicht schon morgen früh das ganze deutsche Rom um die Geschichte wissen und dich verlachen und verlästern, dich an die Wände zeichnen! Was würden sie sagen, die Maler, Architekten und die ehemaligen Servitoris, die nun als Bildhauer servieren? Ist denn hier kein Pizzicarol in der Nähe, der mir geschwind sein Wurst- oder Käsemesser leihe, hier, wo einst Virginius durch jene heldenmütige Tat mit dem Messer eines Macellaro die Tugend und Ehre seiner Tochter gerettet! und ist nicht auch meine in Gefahr? ich, der ich herausgeputzt bin, wie der erste Paino, ich ohne Sohle! Und wann wird meine Visite angehen? die Minuten entfliehen — o Jupiter Kapitolinus! — Mit diesem Ausruf zog ich mit aller Macht an der Sohle, aber umsonst!

Ich entfernte mich also aus der Ecke in Desperation und völliger Ratlosigkeit. Ich versuchte einige Schritte zu machen, aber klapp, klapp, klapp, wie in einer Bürgerschen Ballade. Indem zeigte sich ein Herr im Fenster, der, wie es schien, meiner Not auf die Spur gekommen war und ein Frauenzimmer — der Himmel lasse sie nie den Pantoffel führen — auf den Balkon rief. Es war also nichts Besseres zu tun, als einige Zeit in dieser Ruhe hinzustehen und das Kapitol anzuschauen, als wenn ich's heut zum ersten Mal sähe. So nach und nach, scheinbar in die Herrlichkeit des Anblicks versunken, mach' ich einen, zwei, drei Schritte und werde nicht gehört. Aber nun grade klappt's entsetzlich, und ich bleibe still, wie eine Statue. Das Ärgste ist, daß ich um die Ecke und die Löwin zu traversieren habe und unglücklicherweise ein rechter Vasallo und Pancianero auf dem Eckstein sitzt. Mit wahrer Strategik komme ich also an diesem vorüber.

Ich suche, während ich die heißesten Wünsche und Gelübde zu den kapitolinischen Göttern schicke, die Sohle mit sympathetischer Kraft am Fuße zu halten und, denselben hoch und leicht wegschwingend, nicht an die klassischen Steine anzustoßen. Das geschieht und glückt nicht übel, außer daß der Tagedieb und Spitzbube von Pancianero mir mit einem Gesicht auf die Füße schaut, als wollte er fragen, ob denn der Karneval schon anfange.

Nun entsteht die Frage, welchen Weg soll ich einschlagen? So stand ich lange,

aufmerksam die antiken Statuen betrachtend, und endlich erschien mir ein Gedanke, der ohne weiteres durch übernatürliche Einflüsse und die Bekanntschaft mit Vater Bacchus, die jeder Dichter haben muß, oder, wie sich der Materialist und der gemeine Mann ausdrücken würden, durch ein Gefühl von Durst in mir rege geworden war. Allein die Frage nur, wie da beikommen? Geh' ich das Kapitol hinauf und auf der anderen Seite nach Campo vaccino hinab? Das ist zu gefährlich, der bergige Weg gibt zuviel Veranlassung zu klapp, klapp. Also bleib' ich unten. Schon gut, wenn ich nur dort an der Obsthändlerin vorbei wäre und, o, dort an der Ecke liegen gar ein Paar Kerle auf dem Boden! Also links, und nur fein langsam, nach jedem Schritt gewartet, und wieder einen Blick der Beobachtung und Verwunderung auf das Campidoglio geworfen. So komm' ich herrlich durch diese Charybdis, außer daß die Citronen- und Feigenhändlerin lachte. Ich bin nun in der engen Gasse, die gegen die Trajanssäule hinführt. Hier ist es nun freilich zu Ende mit Stehenbleiben, denn da ist nichts von Altertümern zu sehen, als Kot. Allein, fällt mir ein, ich kann ja tun, als ob ich auf einen Freund warte oder auf eine Freundin, wenn ich an eine gefährliche Stelle gelange, und dieser pfiffige Einfall däuchte mir so anwendbar, daß ich alsobald stehen blieb, als ich an eine offne Bottega kam, wo eine Menge Menschen an der Türe standen. Ich schaute also herum, und wartete und wartete, und als er endlich nicht kam, machte ich, die Sohle mit aller Gewalt anziehend, einen Schritt, der mich über die Tür hinüberbrachte und dergestalt klappte, daß die Gesellschaft erschrak. Jetzt war's Zeit zum Aufbrechen, und ich machte Schritte zum Entsetzen, indem mich die Verzweiflung blind oder vielmehr taub machte und jeden Funken von Ehrgefühl in mir auf einige Momente erstickte. Das gab mir ein gewaltig Stück. Ich war wenigstens fünfzig bis sechszig Fuß vorwärts gekommen, als ich mich wieder stellte und sofort mit steigender Kunstfertigkeit in die Winkelgasse einbog, die am Abhange des Kapitols nach dem Triumphbogen des Septimius Severus führt. Ich dachte mit Schmerzen an meinen so wenig triumphähnlichen Marsch und ging die Gasse empor, wohl wissend, daß hier wenig Volk ist.

Jetzt stand ich an der Bottega eines Schuhmachers. Ich habe schon bemerkt, daß der Schuhmacher dem Vorübergehenden eher auf die Füße, als in's Gesicht schaut, und diese traurige Erfahrung regte in mir den Gedanken auf, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn ich Mut faßte und keck in die Bottega hineinginge und mir die Sohle abschneiden ließe. Aber es war ein wichtiger Grund dagegen. Ich war nämlich entschlossen, sie mir schlechterdings nur an einem gewissen Orte abzuschneiden, und somit ermanne ich mich und gehe leise, wie ein Geist, das heißt ein Geist mit Pantoffeln, vorüber. An einem abgelegenen, melancholischen Eckstein versuchte ich abermals die Sohle abzureißen und wenn der ganze Schuh drauf gehen sollte, aber ich brachte nichts zustande, als daß ein Mädchen, das neugierig war, zu wissen, wer denn da unten stöhne und einen Corpo del Diabolo und Bacco nach dem andern hören ließe, mich tüchtig auslachte. Also unverrichteter Dinge setzte ich die Reise fort. Schon ist's Ave Maria geworden, und die Nacht ist da. Allein diese schützt keinen Poeten in zerrissenen Schuhen vor fremden Augen und Ohren. Denn just um diese Zeit laufen die Eminentis wie besessen herum, und die Weiber sitzen alleweil vor dem Hause und säugen ihre Kinder.

Aber wo die Not am größten, da ist die Hilfe am nächsten. Es kömmt ein Kardinalswagen angefahren, und ich höre nicht sobald den schweren Tritt der Hengste, als ich gleichsam in Begeisterung gerate und die Straße hinrenne, als wären die

Sbirren hinter mir. Gesegnet seist du, rief ich dem Kardinal zu, der du vermöge deiner trefflichen, kräftig beschlagenen Rosse meine Seele aus dem Fegefeuer rettest, und siehe, schon ist das Paradies vor meinem Auge, sie hören mich nicht, o wie einzig, sie glauben, meine Schuhe seien so gut wie neu, ein Sprung über die Via dell' Arco Pandani, und ich bin am Paradiese, wo mich St. Peter in Gestalt eines Cameriere empfängt und sich erkundigt, ob ich gedeckt haben wolle.

Mit einem Wort, ich bin in der uralten, berühmten Osteria, wo Michel Angelo Buonarotti trank und heutzutage noch im Frühjahr vorzügliche Carciofoli und das ganze Jahr ein herrlicher Wein zu haben ist. Wer kann sich meine Freude denken, als der Camerieri die schwarzfunkelnde Foglietta und — ein Messer brachte! Eh' ich einen Bissen genoß, schnitt ich die verhängnis- und unheilsvolle Sohle ab, und sie vor's Auge haltend sprach ich voll Verachtung die Worte zu ihr: Niedrige, elende Tochter einer Bestie! du Niedrigstes vor allem, was ich wert halte, an meinem Leibe zu sein, fahre hin, du Verruchte, die einen armen Poeten im Angesicht des Kapitols, wo die fromme Vorwelt einen Petrarca krönte, in die verzweifelte Notwendigkeit versetzte, sich von Pancianeris, Vasallis, Obsthändlerinnen, Schuhflickern und dererlei Volkshefe, auslachen zu lassen, die du mich heute um eine Visite gebracht, welche mich Qualen der Tortur gekostet und mein ganzes Haus und alle meine Garderobe in Bewegung gesetzt hat! die du mir den peinigendsten Traum, barfuß in der Stadt herumzulaufen, beinahe wörtlich verwirklicht hast, und die du mich sicherlich wieder zum Gegenstand des Spottes und Witzes, Fürwitzes, Aberwitzes und Künstlerwitzes machen wirst, wenn anders dieser unselige, gleichsam rutschende Gang nicht im Schleier einer wohltätigen Dunkelheit bleibt! Fahre hin — und damit warf ich sie voll tiefer Verachtung in eine Grube vor der Osteria.

(Ges. Werke II. S. 280—295.)

II. Der Improvisatore.

(Aus der Novelle „Das Blumenfest".)

Der seltsame Schäfer befand sich außen auf dem Felde, und der Prinz mußte ein gutes Stück über die Wiesen und Weinberge hingehen, bis er ein kleines, halbzerfallenes Häuschen erreichte, worin Cecco wohnte. Es hatte eine äußerst lachende Lage am Abhang eines Hügels und bot eine entzückende Aussicht über ein Stück der Campagna, die grünen, üppigen Anhöhen von Civita la Vigna, die blauen, duftigen Gebirge der alten Volsker gegen Neapel hin und das schöne Meer dar. Der Improvisatore lag unter einem Olivenbaum und schien sich in behaglicher Ruhe zu befinden. Als er Giulio kommen sah, rief er ihm ein Willkommen! zu, blieb aber liegen und bat ihn, sich ebenfalls niederzulassen. Die Menschen, fing er an, sind doch oft unvernünftiger, als das liebe Vieh. Statt der Hochzeit ein Leichenzug, statt des Brautbetts ein Sarg! Wer hängt auch sein Glück und seinen Frieden an ein hübsches Frauengesicht! Was hat der arme Teufel, der Cerbero, nun davon? Wahrlich, so wenig als Minicuccio! Man muß sein Wohl an kein anderes ketten; allein muß man sein und Ruhe haben, dann genießt man das Leben. Ihr seid zu einer guten Zeit hieher gekommen, junger Herr. Wer Ihr auch sein mögt, Ihr könnt Euch die beste Lehre von der Welt draus abnehmen: Laßt's Euch wohl sein, und wenn

Ihr Euch Euren Leidenschaften nicht hingebt, so ist's Euch immer wohl, auch wenn Ihr keinen Bajocco mehr in der Tasche habt.

In dieser Predigt fuhr Cecco lange fort und rührte sich nicht, bis ihm die Sonne in's Gesicht schien und er sich weiter zurück in den Schatten wälzte. Nach einiger Zeit kam ein Junge und sagte: Herr, gebt mir Geld, es ist kein Öl und kein Brod mehr da. — Hier ist ein halber Paolo, gab der Schäfer zur Antwort. — Aber das reicht ja — — Kaum für dich hin, rief Cecco ruhig; so tu was du willst, ich habe keinen Quattrino mehr. — Da seht Ihr's nun, schrie der Junge, gestern hattet Ihr noch einen Scudo, und habt Alles verputzt und vertrunken und verschenkt! Jetzt könnt Ihr Eure Bücher essen, wenn Ihr Hunger habt!

Seht diesen Jungen an, versetzte der Dichter ganz gelassen, wie er mir das Leben sauer machen will. — Einen Tag im Vollauf, fuhr der Bursche fort, und den andern nichts. — Cecco sang:

Viel oder wenig
Was kümmert's mich?
Bettler und König
Plagen sich.
Wem ohne Sorgen
Für heut und morgen
Lustig das Leben verstrich,
Nennt man am Ende noch liederlich.

Ich wollte, daß Euch der Krebs — der Junge wollte fortfahren, da erhob sich der Schäfer und rief dem Schmähenden mit tragischer Deklamation zu:

Entfleuch, du schnöde Mißgeburt der Zeit,
Du Unglimpf der katholischen Christenheit,
Geh' nach der heil'gen Stadt der Cynthia,
Die mich nur hungern, doch nicht murren sah,
Und kauf' dir Brod für einen halben Paul,
Und fülle deinen Wanst und halt dein Maul!
Dahin sind nun der Vorwelt Wundertage,
Dahin die Göttinnen vom alten Schlage;
Begnüge dich mit Brod, und laß die Wurst,
Sie stillt den Hunger, doch sie reizt den Durst.

Der Prinz brach in lautes Lachen aus, zog den Beutel und bot dem Improvisatore Geld an. Behaltet das Eure, gab dieser zur Antwort, wenn Ihr besser damit Haus gehalten, als ich. Es hat keine Not, ich dank' Euch. Es tut mir leid, daß ich Euch heute nicht zum Mittagbrot bitten kann, aber morgen essen wir gewiß zusammen.

Damit führte er unsern Giulio in das Häuschen. Hier, sagte er, ist meine kleine Herde. Diese bleiben mir immerhin — er wies den Dante, den Boccaccio, den Ariosto, den Tasso vor — das ist meine Habseligkeit, und der Esel dort an der Türe ist auch noch mein — er deutete auf ein Tier, das außen angebunden war und graste. Der Prinz war nur gekommen, um sich bei Cecco nach den Verhältnissen der Genzaneserin zu erkundigen, und hatte eben begonnen, darüber zu sprechen, aber der Schäfer erwiderte: Lassen wir's, junger Herr, von solchen Dingen ist nicht gut reden; wäre irgendwo zu helfen, so müßte man's freilich tun, aber die Toten können wir nicht lebendig machen. Michaele wird sie schon gerettet haben, und Vittorien ist ebenfalls nicht zu helfen, wenn nicht etwa Ihr sie heiraten wollt. Der Prinz mochte sich bemühen, wie er wollte, er brachte den wunderbaren Garavaglia auf kein

Gespräch und mußte sich's gefallen lassen, daß ihm der enthusiastische Dichter unter dem Olivenbaum, unter dem er schon Jahrzehnte zubrachte, einen Gesang aus dem rasenden Orlando auswendig rezitierte. (Ges. Werke III., S. 104—107.)

III. Römischer Karneval.

(Aus dem Roman „Francesco Spina.")

Schon tobte der Karneval. Schon glänzten die farbigen Teppiche von allen Fenstern und Balkonen, und eine unübersehbare, wütende Menge von Menschen in tausend Trachten und Masken rauschte und wimmelte, schrie und wogte zwischen unzählbaren Wägen voll reizender Damen vom Obelisken des Platzes an bis zum uralten Bau des venetianischen Palastes und zum Fuße des hochhereinragenden Kapitoles hinab. Hundert Pulcinella's treiben sich herum, da und dort eine lustige Szene veranstaltend, sich auf Wägen schwingend, alles Volk äffend und neckend. Doktoren mit riesenhaften Perrücken schleppen alle Fakultäten, die Rechte, die Medizin, die Theologie, in gewaltigen Folianten herum, greifen hier einem artigen Mädchen den Puls, halten dort eine Vorlesung, werfen umher mit gelehrten Brocken und empfehlen sich überall als Muster von Gelehrsamkeit. Trachten des Orients wimmeln mit ihrem farbigen Pomp unter Bettlerfiguren, alten Weibern, ungestalten Krüppeln. Hier läuft ein Schuhputzer mit seiner Bürste, dort ein Fleischer mit einem Kübel voll Würste, hier ein vergnügter Fresser mit einem Vorrat von Maccaroni für Dutzende, dort geht einer auf Stelzen, bald erscheint ein Stutzer mit Segeltüchern statt Hemdkragen, dann folgt ein Junge als verliebtes, liebäugelndes Mädchen, dort erblickt man einen dicken Wanst in Weiberkleidern, hier ein hübsches Kind in Ritterkostüm und wallenden Locken. Ein unermeßlich Geschrei ertönt, und ein Poet rast heran, mit Lorbeer gekrönt, und eine Schar junger Leute stürzt ihm mit einem Lebehoch nach. Maler und Bildhauer mit ihrem Portefeuille durchkreuzen das Gewühle. Dort tritt ein Hanswurst auf einen Kutschentritt und bespricht sich mit einer hohen Dame, vielleicht ist es ein Sackträger. Ein schmächtiges Frauenzimmer steht als Bedienter auf jenem Wagen. Eine furchtbare Glocke ertönt, und ein Narr zeigt sich mit ihr. Schäferinnen, wie Sylven so leicht schwebend, drängen sich in weißen Blumengewändern durch, und nun naht gar der leibhaftige Satan mit Hörnern und Schweif. Platzregen von Konfetti's stürzen von allen Seiten und Ecken, aus allen Wägen, von Fenstern und Balkonen, und den zartesten Damen fliegt eine Handvoll ziemlich unsanft in's Gesicht. Wie Schneeflocken wimmelt's herab, und arme Buben suchen's auf dem Boden auf. Hier schreien hundert Stimmen, welche einen Sitz anbieten, dort eben so viele, welche Konfetti verkaufen. In zwei unübersehbaren Reihen rollen die Karossen entlang, und die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Frauen fällt gleich sehr in's Auge, tausendmal schnaubt einem ein Paar Rosse in den Nacken, man ist keinen Moment des Lebens sicher, und dennoch hilft man sich immer durch. Da fliegt ein Schwarm allerliebster Mädchen heran, in mannigfach reizender Tracht, sie halten dich an, sie schlagen wohl auch ein wenig auf dich, reißen dich ungestüm herum, spotten dein, sie sagen dir, daß du häßlich, daß du alt, daß du linkisch seist, oder auch wohl einen freundlichen Gruß, ein keckes Wort, das ein römisches Mädchen nur heute wagen kann, und sie schenken dir Veilchen und andere Blumen. Sie fliehen, und du

kennst sie vielleicht nicht. Jetzt wälzt sich ein kolossaler Wagen voll Lorbeer wie eine lebendige Laube heran, und eine Musik erschallt aus dem frischgrünen Tempel. Jetzt siehst du einen Wagen in der Gestalt eines Schiffes mit Mast, Segel, Tauen und Matrosen. Zu beiden Seiten des engen, brausenden, tobenden Korso sind drei- und vierfache Reihen von Frauen und Mädchen in tausend verschiedenen Masken. Ihr Schrillen und Lachen, ihr Jubeln und Schreien betäubt dich mit Sirenengewalt: wer ihnen gefällt, den halten sie an, dem sagen sie etwas, den necken sie lustig: die höchste Fülle aber, die äußerste Pracht, das wildeste Gewimmel, das bezaubernste Mädchengeschrei ist in der Gegend des Palastes Ruspoli — bald erschallt dir die Musik auf dem Platz Colonna und verrauscht im Rasseln der Wägen, im Hufschlag der Rosse, im Toben des Volks: du blickst jetzt zu den Balkonen empor, wo schöne Frauen in Menge deine Sinne erfreuen, jetzt in die vorüberfahrenden Karossen, worin bald der hohe Adel in seinem Glanz dir die Augen blendet, bald lustige Figuren und tolle Masken dich unwillkürlich zum Lachen reizen, bald ein antikes Profil dich entzückt, bald ein Gesicht mit der Hoheit der Niobe, mit der brennenden Farbe Tizians, bald eine Albaneserin in königlicher Nationaltracht deine Einbildungskraft mit Feenbildern erfüllt! Ges. Werke II., S. 14—17.

IV. Das Miserere in der Sixtina.

(Aus der Novelle „Die heilige Woche".)

Eduard ist zwar ein Protestant, aber er kann sich eines tiefen Eindrucks nicht erwehren, wenn er den Statthalter Christi plötzlich mitten unter seinen Kardinälen vor sich sieht. Es ist seiner Einbildungskraft ein erhebender, ergreifender Gedanke, in diesem einzigen Greise, den er gern sich selbst zu lieb in diesem Augenblicke für heilig hält, den Mittelpunkt der ganzen katholischen Christenheit zu sehen, und ein noch mehr begeisternder, in jene Zeiten des Mittelalters zurückzukehren, aus dem sich noch das sichtbare Oberhaupt der Kirche unter denselben ewigen Formen erhalten; sich die Geschichte zu vergegenwärtigen, deren Seele in jenen zauberischen Jahrhunderten der Nachfolger Petri war; sich der großen Männer zu erinnern, die sich von hier aus die Erde unterwarfen, Könige sich zu Füßen legten, Kaiserkronen verschenkten, den Bannstrahl über mächtige Reiche schleuderten, Herrscher willkürlich absetzten, ja, zwei Jahrhunderte hindurch den Kampf der hohenstaufischen Kaiser aushielten, von einem Barbarossa sich den Steigbügel halten ließen und den großen Friedrich bis an's Ende seines Heldenlebens beschäftigten. Er denkt der Kreuzzüge, die beim Anblick des hereintretenden, nun vor dem Hochaltar auf das purpurne Polster niederknieenden Papstes lebendig werden, und entschwindet der Gegenwart, mit den Hunderttausenden zum heiligen Grabe nach Jerusalem pilgernd. Er dünkt sich im Heiligtum der Religion, der Weltgeschichte, der Malerei und — was sollt' ihm noch der Himmelsgesang des Miserere bringen?

Nun erhebt sich der heilige Vater und besteigt den Thron. Zu seinen Seiten setzen sich auf niedere Sitze zwei Kardinäle, zu seinen Füßen auf den Stufen des Thrones der Senator und die Konservatoren. Fünfzehn Lichter brennen auf einem hohen Gestelle. Diese, sagt unserm Eduard ein Kapuziner, diese bedeuten die fünf-

zehn Psalmen, die abgesungen werden; sobald einer zu Ende ist, wird eines ausgelöscht, und wenn alle zu Ende sind, beginnt das Miserere.

Nun erhebt sich zumal die Stimme der Kastraten. Dem Past wird ein Buch in die Hand gegeben, so wie auch die Kardinäle die Lamentationen, Psalmen und geistliche Diskurse nachlesen. Der Canto fermo macht unsern Eduard ungeduldig. Der dritte Psalm aber ist unsäglich schön komponiert, alter, einfacher, seelentiefer Gesang. Jedesmal nach drei Psalmen erhebt sich der Papst auf dem Throne, ein Kardinal besteigt seine Stufen und nimmt ihm die hohe, gold'ne Mütze ab; die Schar der Kardinäle steht auf, und ein stilles Gebet wird verrichtet. Sofort beginnt wieder der Gesang.

Nur langsam will er vorwärts! Eduard wird immer ungeduldiger; so oft ein Licht ausgelöscht wird, zuckt eine freudig ängstliche Regung durch sein Innerstes. Er sucht sich mit tausend Gedanken zu unterhalten, die er diesem erwartungsvollen Augenblick, die er diesem großartigen, heiligen Schauspiel entnimmt. Es tut seinem Auge wohl, so wie er's auf den Gemälden der alten, frommen Meister oft gesehen, noch in gleichem Gewand, in gleicher Ordnung, in denselben Handlungen und Zeremonien, die farbenreichen Reihen der Kardinäle und an der Seite des jüngsten Gerichts von Buonarotti den Herrn von Rom selbst auf dem Thron zwischen seinen Großen zu erblicken.

Von Zeit zu Zeit blickt er an dem hohen Fenster der Kapelle hinauf, ob nicht die Sonne bald untergehe. Schon ist sie längst vom Weltgericht des Angelo gewichen. Es kann nicht mehr weit von ihrem Niedersinken sein. Es brennen auch nur noch drei Lichter. Nun beginnt's wieder durch ihn zu wühlen, und eine Empfindung wie Angst, wie Ahndung, fühlt er, gleich einem Quell, in sich kochen und sprudeln. Nun ist's nahe, nahe dieses lang ersehnte Klagelied, dieses Einzige, nie noch Gehörte! Er zittert und bangt, die Sonne ist verschwunden von dem Fenster, es fängt an durch die Kapelle zu dämmern. Angelos Propheten hüllen sich nach und nach in einen dünnen Nebel, das jüngste Gericht wird undeutlich und zerfließt zu blauen, hellen und dunkeln Massen, stille, ungeduldig harrt alles, und schon ertönt der letzte Psalm.

Da wurden allmählich auch die sechs Lichter am Hochaltare, auch die sechs über dem Gegitter ausgelöscht, und der Papst richtet sich empor und steigt vom Throne. Vor dem Altar kniet er nieder auf das Polster, sein Gesicht verhüllend. Ihm folgen alle Kardinäle, auch sie bedecken sich. Da verstummt der Gesang, und — das letzte Licht ist ausgelöscht.

Totenstille. Welch' ein überschwänglicher Augenblick! — Siehe, da fängt es an aus unsichtbaren Fernen plötzlich weit, wie aus dem Himmel, und leise, leise herüberzutönen. Keine Sprache hat Worte, keine Empfindung, keine Begeisterung Ausdruck für diese Laute; sie schienen nicht Stimmen der Menschen, sondern der Lüfte, die ein Seufzer des Allmächtigen bewegt. — Was ist die Aeolsharfe dagegen, und dennoch naht's aus unermeßlich seligen Fernen, wie in ihr, langsam und mit unaussprechlichem Weh, mit heiligen, überschwänglichen Weisen, und verstärkt sich, sanft in magnetischen Strömen anschwellend, bis es bricht, wie ein aufgelöstes Herz, das verschwimmt in Tränen, das vergeht im Gefühl, das zerrinnt im Schmachten nach einer unwiederbringlich verlorenen Liebe, alle Süßigkeit des reinsten Himmels, alle Fülle der lautersten Kindheit, alle Wahrheit der heiligsten Sehnsucht, alle Seligkeit des Gebets, alle Stärke der Wehmut; das ganze Chor der Engel klagt um den Erlöser. Man kann

nicht mehr atmen, man will vergehen, man fühlt's wie einen seligen Tod an's tiefste Herz heraufquellen; man sammelt sich nur wieder, wenn das Canto fermo einfällt, sinkt aber gleich in diesen unendlichen Abgrund von Empfindung zurück, sobald aus der rauheren Kraft des Canto fermo wieder sich antwortend, sich fragend, jene Stimmen, jene zerschmelzenden Melodien entfalten.

Wer nie Allegri's Miserere gehört, wie könnt' ich's dem beschreiben, wie könnt' ich ihm nur den Eindruck schildern, in dem unsere Seele zerschwimmt; wie könnt' ich Töne verkörpern, das Unaussprechliche mit Worten nennen, das Geistige gleichsam mit Händen greifen!

Eduard ist in sich versunken, wie er's nie war in seinem Leben; denn Allegri führt nicht aus sich hinaus, sondern in die eig'ne, ungemessene Welt des Gemüts hinein, worin Denken und Fühlen zu einer bewußtlosen Handlung wird.

Jetzt erhebt er sein Auge, als ob er erstaunt wäre, den Klagegesang außer sich zu finden, als ob er ihn innerlich gefühlt und gehört, aus eig'ner Seele es hervortönend vernommen hätte. Er sieht in die dämmernde Kapelle hinein, wo er kaum mehr Gegenstände unterscheiden kann. — Angelos Gericht ist zu einer furchtbaren Wand geworden; Propheten und Sibyllen sind erloschen; den Papst gewahrt er kaum, wie er im Schleier der Nacht sein Gesicht am Altar verhüllt — eine heilige, schauererweckende Dunkelheit sinkt von der Decke auf die Betenden nieder, und jene Töne hören nicht auf, mit ihren zerfließenden Seufzern in immer wachsender Kraft und Fülle, in immer feurigerer Heftigkeit, in immer vollern Schwellungen heranzuklingen, und, wenn sie an's Herz angeschlagen, wo es am verletzbarsten atmet, wieder langsam in immer leisern Schwingungen in's Unendliche zu verhallen.

Eduard kehrt sich um in einer unwillkürlichen Bewegung, als wollt' er sich noch retten von dem Tode, der ihm schon die Nerven losgespannt, durch alle Adern mit sanften Strömen gedrungen, und wie eine verschlingende Flut über's brennende Herz hinaufspielt. (Ges. Werke IV., S. 40—45.)

— —

V. Die Erzählung der Feenkönigin.

(Aus dem „Märchen von der blauen Grotte".)

„Vor Jahrtausenden herrschte noch der Friede in der Welt. Ich spreche dir nicht vom Anfang, da die Erde sich erhob aus den zurücktretenden Wassern, sondern führe dich aus der Zeit der gewaltsamen Entstehung in die Tage hin, da sich die Elemente in Ordnung geschieden, da die jugendliche, frischgeborene Natur sich bereitete, ihre Beherrscher zu empfangen. Damals hing dieser rauhe Fels, auf dem wir uns befinden, noch mit dem Vorgebirge der Minerva zusammen, das Kap Misen verband sich mit Procida, und der eriträische Berg schloß das glückliche Land. Und wie die Kräfte der Natur sich noch nicht anfeindeten, sondern ein ununterbrochen frohes Spiel von Wirkung und Gegenwirkung die friedlichen Fluten mit den Strahlen des Lichtes, die heitern Lüfte mit der fruchtbaren Erde verband, so war das Haupt des Vesuvs und des Epomeo noch nicht mit Asche und Steinen, mit Strömen von Lava bedeckt, die Ruhe ihres Innern störte noch kein verderblicher Brand, kein Schwefellager, kein Zwiespalt der Elemente, ein schöneres Leben, eine fröhlichere Thätigkeit durchdrang

jene Berge, das holdeste Grün bedeckte sie, Kräuter und Blumen wuchsen auf der Spitze, die Rebe entwickelte ungepflanzt, in selbständiger Kraft, ihre üppigen Gewinde und die Frucht reifte ungepflegt im Segen des Lichts heran: jene kahlen leukopäischen Höhen, die der innere Brand nun verzehrt, jene Strecken von Kumä, vom Avern und vom Acheron, welche nun allmählich ersterben und jedem Lebendigen Gefahr drohen, umwehten damals balsamische Lüfte, getränkt vom Wohlgeruch heilbringender Pflanzen und ewig frisch durch die Einflüsse des kühlenden Meeres."

„So die organische Natur und eben darum, weil die geistige noch in ungetrübter Ruhe, in unverdorbener Schönheit blühte. Denn diese ist die erste, und jene ist ihr Gehorsam, so wie der Mensch, wenn seine Seele in gleichmäßiger Bewegung verharrt, einer vollkommenen Gesundheit genießt, sobald aber jene die Gesetze überschreitet, und in Unordnung gerät, auch die Materie, in die er verhüllt ist, aus dem Zustand eines glücklichen Daseins hinaustritt."

„Ich herrschte mit meinen gleichgeschaffenen Wesen in diesem seligen Reiche des Friedens. Unsere Wirksamkeit war die Beglückung des minder vollkommenen Geschlechts, dem du angehörst. Weder in uns, noch in ihm trübte sich die Harmonie. Wir weihten das neugeborne Kind zum Dienste des Guten und Schönen, wir erzogen es in der Furcht vor dem Schöpfer der Natur, in der Liebe zu seinen Gespielen, denn das Böse war noch nicht in der Welt, und weder der Mensch, noch seine Schutzgenien ahnten seine Geburt. Wir beschützten die züchtige Liebe, wir prüften die Neigung der Jugend, und fanden wir sie fest, so beschenkten wir sie mit einem Rosenkranze, der sie ewig zusammenknüpfte. Wir erteilten ihnen Rat, wo ihre beschränktere Einsicht nicht reichte, wir halfen ihnen säen und ernten, denn Tätigkeit ist die goldene Quelle, aus der die unvollkommene Menschennatur ihr Glück, ihre Zufriedenheit schöpft, die Ruhe der Himmlischen eignet sich nicht für sie, und Arbeit war das erste Gebot, das ihr der Schöpfer gegeben. Nur von Früchten lebten die Sterblichen, weder die Tiere der Erde, noch des Wassers, noch der Lüfte töteten sie. So verfloß denn ihr Leben sorgenlos in den Beschäftigungen des Feldbau's, in den unschuldigen Freuden der Liebe, in den harmlosen Spielen eines noch unverdorbenen Sinns. Keinem fehlte die Nahrung, denn jeder arbeitete, und die freigebige Natur lohnte ihm die leichte Beschäftigung mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit: kein Schweiß rann über die Stirn' eines Ermüdeten, man pflanzte im Spiel! Keiner bedurfte des Trostes, denn keiner verlor, keiner des Arztes, denn keiner erkrankte; je älter sie wurden, desto mehr erheiterte sich ihre Seele, desto ähnlicher wurden sie uns: uns're Feste waren gemeinsam, wir flehten den Frühling an und dankten dem Herbst, wir lobten das segnende Licht und priesen die sanften Gewitter, wir opferten den Tag für die muntere Lebenskraft und die Nacht für die stärkende Ruhe; kein Element beschädigte die Glücklichen, und alle Wirkung des Lebens, so in der Natur wie im Geiste der Menschen, hatte nur die göttliche Richtung zum Guten und Schönen. Damals trieb sich die Freude noch nicht im Rausch eines vergänglichen Taumels, wie du sie gesehen, und zerstäubte noch nicht beim Winken des Stabs im nichtigen Schellenklang, denn ihre beständige Begleiterin war die Weisheit. Damals klagte die Tochter der Urwelt noch nicht in den hallenden Felsen, ihr Herz leuchtete nicht, denn nur die Sehnsucht, nur der Schmerz erfüllt es mit Licht, damals ging ihr der Bräutigam zur Seite, alle Sterblichen huldigten ihr, denn alle übten die Treue, damals stemmte sich der Magnet, der die Felsadern bis zu den untersten Wurzeln durchzittert, noch nicht gegen die rauschenden Wasser an, und die duftige Reinheit, die nun in den Himmel entflohen,

wandelte noch auf Erden mit der Tochter der Urwelt, verband ihre Hand mit der Hand des Königs, und hatte noch nicht die traurige Pflicht, die Verlassene, Harrende mit ihrer Umarmung zu trösten."

„Viele Weissagungen hielten wir heilig, doch eine mehr als alle. Im Meere, sagte sie, versenkt ist das Ei. In einer Schale liegt die Welt. Wird sich vermählen die Königin, so zieht's aus dem Meer. Hundert Gewänder bedecken es! Aber wenn es zerbricht, wird kommen das Schicksal."

„Die Zeit, da unser Sinn auf diese Weissagung der ersten Schöpfungstage gekehrt wurde, kam heran. Es beherrschte den fruchtbaren Vesuv und die schönen Ufer des benachbarten Meeres ein Jüngling von meiner Abkunft, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, als durch Kraft und Lebhaftigkeit. Von ihm und seinem Stamme sprach die Weissagung: Feuer erzeugt Asche, Leidenschaft den Tod. Glücklicher aber, wer ihn leidet, als wer ihn schafft. Umarmst du die Königin, so kannst du Erd' und Meer erschüttern. Lüftest du die hundert Gewänder vom Ei, so wirst du Neues sehen."

„Eines Tages, als wir ein hundertjähriges Fest feierten und die Bewohner der fernsten Berge und Ufer herbeikamen, um an seinen Freuden Teil zu nehmen, als das Meer wimmelte von muntern Feen, die es übergleiteten und überschwebten, und wohl auch Sterbliche, denen sie wohl wollten und welche besonders fromm und heiter lebten, in großen Muschelwagen oder auf Zaubergewändern herbeibrachten, denn damals kam noch keinem der Gedanke der Schiffahrt, als Alles nun, Unsterbliches und Sterbliches, am schönen Gestade des Meeres versammelt war, da wo nun von dem Felsen des Posilipp bis zum Fuße des Berges die Stadt sich ausdehnt, kam der Beherrscher des Vesuvs in aller seiner Schönheit mit glänzendem Gefolge herbei, und die strömende Menge teilte sich ehrerbietig, pries seine Stärke und bewunderte die Reize seiner Jugend. Herrlich eignete sich für den stolzen Ausdruck seines Angesichts die goldene Krone, die sein Haupt schmückte, ein meergrünes Gewand floß von seiner Schulter, seinen Wagen zierten die prachtvollsten Edelsteine, die er aus den Tiefen und Schachten seines majestätischen Berges ausgesucht, und die seltensten Kostbarkeiten und Gewächse des Meeres, die er aus dem geheimnisvollen Abgrund hervorgeholt."

„Als er nahte, erhob ich mich von dem Throne, den mir Geister und Menschen aus Rosen und andern duftigen Blumen erbaut, und begrüßte den königlichen Jüngling. Er aber hieß die Volksmenge und selbst die Wogen des Meeres schweigen und sprach: Du kennst, o Königin, meinen Stamm und mein Reich! Aber du weißt nicht, daß ich die zärtlichste Liebe zu dir trage, und daß deine unvergleichliche Schönheit, deine Weisheit und Güte mein Herz mit dem feurigsten Verlangen angefüllt hat, deinem Auge zu gefallen. Bekannt ist dir die Weissagung, die von unserer Vermählung spricht! Die Zeit ist herangekommen, ich teile mein Reich mit dir, wenn du dich entschließest, deinem jungfräulichen Stande zu entsagen und mir die Hand zu reichen."

„Als er so gesprochen, entstand ein allgemeiner Jubel in der Volksmenge. Tausende frohlockten, das Meer jauchzte, die Blumen meines Thrones durchbebte eine freudige Bewegung."

„Ich bemerkte wohl die Neigung, welche der König zu mir fühlte, und nahm seine Huldigung mit freundlicher Miene auf. Aber ich antwortete nicht entscheidend, und sagte: Du ehrest mich, o Fürst des Berges! Soll die Weissagung erfüllt werden,

und wünscht es so unser gesamtes Reich, so mag es wohl geschehen. Aber gönne mir sechzig Tage Zeit und fordere dann die Antwort."

„Der König hatte wenig Freude an diesem Aufschub, denn seine Liebe war ungeduldig, heftig und nicht von jener Mäßigung besänftigt, mit der ich meine Gefühle beherrschte. Er verabschiedete sich und flehte zum Himmel um Gewährung seiner Wünsche."

„Seine Ungeduld stieg von Tag zu Tag. Er saß in der Tiefe seines Berges, da wo das Meer an seine Wurzeln anspühlt, mitten in seinen Kammern voll herrlicher Metalle, und während er sonst im Verein mit fröhlichen Geistern die Erde mit wohltätiger Kraft erfüllte, damit sie dem hilfsbedürftigen Geschlechte der Menschen Nahrung und Früchte bringe, fing er nun an, dies segensvolle Geschäft zu lassen, die Ruhe, von welcher jede Glückseligkeit unzertrennlich ist, floh aus seinen weiten nächtlichen Gemächern, und wie sein Herz den Berg und das Meer beherrschte, so verriet sich nun sein ungestümes Pochen in den wilden Bewegungen, welche das Wasser bis auf den Grund durchwühlten, ja selbst in den Erschütterungen des grünen Hauses, worin er seine Liebesflamme nährte. Oft fuhr er auf den Flügeln der Winde, mit den Blitzen des Ungewitters über die See, und seine Schritte klangen wie Donner, oft eilte er über die schäumenden Wogen und verweilte bei meinen friedlichen Blumenfelsen, welche in das unendliche Meer hinaussahen, flehte, daß ich ihm erscheine, daß ich die Zeit der Erwartung verkürze, ergoß sich in Klagen, die mein Herz rührten, und gebot den Winden und den Wellen, in melodischem Einklang mir den Schmerz seiner Liebe zu singen."

„Mich betrübte diese störende Bewegung seiner Seele, und ich mahnte ihn durch meine Boten, sich zu besänftigen, die Elemente ruhen zu lassen, sein Land zu segnen, seine Tätigkeit nicht zu unterbrechen, und ließ ihn hoffen."

„So brach der Tag heran. Und schon mit der Morgenröte fühlt' ich an dem gewaltsamen Schwellen und Wogen des Meeres mit welcher Ungeduld der Bräutigam die Sonne erwarte! Mit hallenden Donnern, mit leuchtenden Wettern kam er über die rauschende See geflogen, purpurn glänzte die aufsteigende Sonne durch die Wolken, in denen es stürmte und flammte über die Berge, die das Ja der Vermählung erwarteten. Ich erschien auf der Spitze des Felsens, aber ich erschrak über die wilde Unordnung, in welcher Himmel und Erde zitterte, und sprach: Fürst des Berges, kläre die Lüfte auf, heiße die Wellen schweigen! Wehe, wenn dem Ei im Meere Gefahr droht! Nimm das Ja der Vermählung und fordere morgen die Gäste zur Hochzeit."

„Da durchbebte Entzücken den Bräutigam, seine Seufzer durchstürmten die untersten Tiefen des Meeres, sein Freudenlaut überklang die rauschenden Elemente, und Blitze schlugen aus seinem klopfenden Herzen."

„Aber ich sprach zu dem König: Zähme die Luft, und beruhige dich und die Welt! Denk' an die Weissagung, morgen erscheine, und ich ziehe das Ei aus dem Meere!"

„Damit gab ich ihm einen zärtlichen Gruß und verschwand. Und der Morgen der Vermählung erschien. Die Treue, die Tochter der Urwelt, weckte mich mit ihrem Kusse; ich bin deine stete Begleiterin, sagte sie; die Weisheit kam und sprach: ich weiche nie von deiner Seite, und die Freude der Unschuld rief: wo jene beiden sind, da bin auch ich. Die Elemente sandten ihre fröhlichsten Glückwünsche und überreichten ihre Kostbarkeiten zum Brautschmuck, das Meer die wundersamsten Korallen,

die Erde ihre Edelsteine und duftende Blumen, das Feuer sandte die Flamme für den Altar, und die Luft versprach die süßeste Musik. Es fiel ein Tau von echten Juwelen und Goldstaub auf die Erde, die unfruchtbarsten Felsen hatten sich mit Rosen geschmückt, der Himmel glänzte im blendendsten Lichtblau, alle Kräuter und Blumen entfalteten ihre Blüten, die Bäume füllten sich mit reifen Früchten, und ein Heer von Nachtigallen durchschmetterte die Lüfte mit Gesang."

„Stündlich füllte sich Ufer und Meer mit den Gästen der Vermählung. Zuletzt kam er selbst, der königliche Bräutigam, mit allen Wundern seines Reiches geschmückt, schön und jugendlich auf einem strahlenden Wagen, dessen Rosse Flammen hauchten; hundert Jünglinge schwebten ihm voraus mit goldenen Fittichen, die sie bis über die äußersten Höhen zu tragen vermochten, wohin sich je der Adler geschwungen, die immer seines Winkes harrten, ob er sie in den Abgrund des Meeres, oder in die metallischen Kammern der Berge, oder in die stürmenden Wetterwolken sende. Hundert Jungfrauen brachten Kronen und Blumengewinde, Edelsteine in ganzen Körben, Feengewänder von kunstreichen Händen gewebt. Aber wie reich auch das Gefolge sein mochte, das ihn in tausend Gestalten umflatterte, wie erstaunlich die Geschenke waren, welche von ganzen Zügen dienender Genien herbeigebracht wurden, so überglänzten doch Alles das leuchtende Gespann, auf dem der König einherzog, die blendende Schönheit seiner Gestalt uno die Strahlen, die von seinem Haupte ausgingen."

„Hebe das Ei nun, sprach zu mir die Tochter der Urwelt, ich begleite dich! Werde erfüllt die Weissagung und wirke der Magnet!"

„Und mit Eile schwebten beide über die See hin, an den Ort, wo das Ei versenkt lag. Die Tochter der Urwelt fand ihn mit dem Magnet auf und zog das Ei des Verhängnisses aus den Wassern. Diese kochten und sprudelten und quirlten, denn trotz der hundert Tücher, von denen es umwickelt war, drang doch die glühende Hitze durch, und nur durch die Kraft des Magnets brachten wir es über das Meer weg zum Brautpalast, wo schon der König in ungeduldiger Sehnsucht seiner harrte."

„Die Braut erschien und ward mit dem Bräutigam allein gelassen, damit sie das Ei enthüllen sollten. Ihm stand die Weissagung vor Augen: Umarmst du die Königin, so wirst du Land und Meer erschüttern. Wir huben an, die Tücher abzunehmen. Aber je weiter wir vorrückten, desto mehr sah ich den König beunruhigt, desto leidenschaftlicher funkelte sein Auge, denn die allmählich freier wirkende Kraft des Ei's verbreitete einen Reiz um mich, dem der Bräutigam immer weniger zu widerstehen imstande war. Es kam das letzte Gewand, und der Zauber äußerte seinen Einfluß so heftig auf den König, daß er zitterte, daß ein glühender Feuerschein ihn umgab; da hüllt' ich es ab, und golden lag das Ei des Schicksals in seiner Flamme. Siehe, da hielt sich der wilde König nicht mehr, er streckte die Arme nach mir aus, und wollte mich mit Inbrunst umfangen. Ich aber sprang entsetzt zurück, und das Ei stürzte zur Erde."

„Ein Donnerschlag, wie bis jetzt noch keiner Himmel und Erde erschütterte, erfolgte in demselben Augenblick, eine schwarze, erschreckliche Gestalt flog aus der goldenen Eierschale, der König verwandelte sich in eine blutrote Flamme und suchte mich mit den lodernden Armen zu umfangen. Da erschien die Tochter der Urwelt, ein unsäglicher Schmerz weinte aus ihrem blauen Auge! Rette dich, Königin des Friedens, rief sie, das Schicksal ist in die Welt gekommen, der Tod ist erschienen! Schrecklich ist die Weissagung erfüllt. Dich aber trifft der Fluch des Verhängnisses, Flammenkönig von unreiner Begier! Jetzt stürzte die Reinheit mit der Lilie herbei:

Feuer erzeugt Asche, rief sie, Leidenschaft den Tod! Von hinnen auf ewig, Geist der Empörung! Das Ei ist zerbrochen, die Ruhe ist aus der Welt verschwunden. Sofort kam die Weisheit und rief: Wehe, wehe! das Volk hat der Schwindel ergriffen, es kreist in rasendem Tanz und stürzt ohne Seele zur Erde! Fliehe, Geist des Wahnsinns, blutroter Bräutigam, deine Stunde ist gekommen!"

„Und mit verstärkten Flammen, mit wütender Gewalt wollte der Feuergeist die Braut umfassen, aber der Magnet im Busen der Tochter der Urwelt, aber die Lilie der himmlischen Schwester löste seine Arme in zerstäubende Funken auf. Feuriger Schweiß rann von seinem Angesicht, von seinen brennenden Haaren, Donner war seine Stimme, Blitze seine Blicke! Da rief ich aus mit gefalteten Händen: vergehe, Fels, verschwinde Palast, löse dich ab, Reich des Friedens vom unreinen Boden! Der Aufruhr ist gekommen in die Elemente, die Leidenschaft in die Seelen, der Tod in die Menschen: eine neue Welt beginnt, denn das Schicksal ist da!"

„Und ich schlug mit dem Stab zur Erde, da verschwanden die Paläste, da floh der wütende König, sich vergrößernd mit jedem Schritt! Noch scholl der Tumult des Wahnsinns unter dem tanzenden Volk, Sterbliche vermischten sich mit Unsterblichen, die Freude, verlassen von der Schwester Weisheit, schwang den Becher und betäubte die Rasenden, da verfinsterte sich der Himmel, furchtbare Wolken stiegen aus dem empörten Meere, Nacht erschien, und man gewahrte nichts mehr als die ungeheure Flammengestalt des Königs, der im Schmerz des Verlusts, in der Wut der Täuschung, im Sturme der Leidenschaft, im Zorn des ungestillten Verlangens mit den Elementen haderte, Berge erschütterte und Felsen zerschlug, das Meer aus dem Grund aufrüttelte, und endlich mit entsetzlichem Geräusche in seinem Berg verschwand. Aber kaum war er ins Innere gestiegen, als die Flammen seines Atems, seines Herzens die Wohnung anzündeten, als in unbeschreiblichen Strömen von Feuer und Rauch und Asche seine metallischen Abgründe sich entleerten, als eine Feuersäule unter krachenden Donnern in die Lüfte stieg, und das tobende Meer weithin erhellte, als ein Regen von flammender Asche, von zermalmenden Felsen aus dem Rachen des Berges flog, welcher den eben gebornen Tod in Tausenden von Unglückseligen verbreitete, die dem Menschengeschlecht angehörten. In unübersehbaren, purpurnen Fluten strömte der blutige Schweiß des unglücklichen Königs aus dem berstenden Felsen und rann verheerend und zernichtend über die Gärten und Hütten der fliehenden Menschen, bis zum Strande des Meeres, das dem brennenden Element entgegenschäumte und selbst seine unschuldigen Bewohner versengt an's Land warf.

Bis in mein Reich herüber erstreckte sich die grauenvolle Nacht, die das Ungeheuer in seinem Schmerze, die das ankommende Schicksal, der schreckliche Tod verursacht. Und gleich einer Kette von geheimen Ursachen und Wirkungen wütete die Empörung des Elements über die Landzunge hin, allenthalben brach es in Feuerstrahlen aus den zerschellenden Felsen, aus der einsinkenden Erde, und schon brannten die Quellen meines äußersten Berges, schon kochte das Wasser in seinen lautern Schachten, schon stiegen auch dort die schlängelnden Blitze aus dampfender Öffnung."

„Da erhob ich den Stab der Macht, bange, daß der Zorn des Königs mein Reich verzehre, und gebot dem Felsen, daß sie sich lösten vom Lande der Empörung. Und mit unterirdischem Krachen schieden sich die Berge, und schwammen in's Meer zurück, und die tosende See brauste zwischen sie hinein. Da ließ die Tochter der Urwelt den Magnet wirken, er teilte den Felsen die Kraft mit, im Abgrund festzu-

wurzeln, und hielt die abgeschnittenen Wände, hielt die nachfolgenden Ströme des Feuers zurück, das sie entzünden wollte."

„So entstanden die Inseln, die hier vor dir aus dem Meer erstehen, und der Aufenthalt meiner Feen und einer friedlichen Menschengattung sind. Seit jener Erfüllung der Weissagung ist freilich nie wieder die Ruhe auf Erden einheimisch geworden, denn wie sich das Reich des Gemüts entzweit, wie die Rohheit der Leidenschaft, das unreine Verlangen seine einst unsterbliche Seele getrübt und verwüstet, wie die beunruhigten Neigungen der Haß erzeugt, und die Liebe nur noch ein schwaches Überbleibsel der Urwelt dem Bedürfnis entspringt, die Schwächen der verdorbenen Natur entdeckt und eine Folge ihrer Mangelhaftigkeit ist, indem sie sich nur in einem andern vervollkommnen möchte, wie der Tod auch die reinen Neigungen und Bestrebungen trennt und endet, so hat auch die äußere Natur angefangen, auf sich selbst und die geistige zerstörend zu wirken, die Elemente, wenn sie gleich die Lebensquelle der Menschen sind, und sein Dasein bedingen, bereiten ihm doch allenthalben den Tod; der König des Berges aber hat die Weissagung zu seinem Leid nur zu sehr erfüllt, denn sein Zustand ist der unglückseligste, seine Qual ist endlos, sein Herz veräschert sich nie ganz, ewig brennt es und füllt das Innere der Behausung mit unreinem Stoffe, ewig bekämpft und bestreitet es sich selbst, seine Kräfte haben ihre Gegner nur unter sich, und wenn sich der Hader zu wild verwickelt, das Haus zu voll ist, das Herz zu sehr gepeinigt ist von Brand und Qual, so schleudert der rasende König die blutigen Ströme aus dem offenen Rachen, sein Schweiß bedeckt die Rinde des Hauses und verzehrt mit seiner Feuerflut alles Lebendige, bis sich der Schmerz mit dem Toben abkühlt, nur noch Seufzer des Unglücklichen in stillern Flammen über dem grauen Aschenhaupte glühen und die Ströme von blutigem Schweiß zu Lava erkalten."

„Das Schicksal, das er in der Welt einführte, hat ihn ewig in den Berg gebannt. Aber freilich hindert ihn die Gefangenschaft nicht, seine verderblichen Einflüsse weit außerhalb desselben fühlen zu lassen, er begräbt Städte, tötet Menschen und ihre Anpflanzungen, und hat es oft schon versucht, durch unterirdische Wege und Verbindungen meine Inseln zu entzünden und zu erschüttern. Nur die Tochter der Urwelt, nur die Macht meines Stabes beschirmt das Reich vor dem feindlichen Nachbar."

„Er ist unterdessen alt geworden, denn Schmerz und Leidenschaft zerstört auch geistige Kräfte. Von seinem dampfenden Hause ist die Fruchtbarkeit gewichen, graue Lava und Asche bedeckt es, und wo der Mensch seine edeln Reben dem heißen Boden vertraut, ist er nicht sicher, daß der bösartige Geist in einem Ausbruch seines Grimms die reifende Frucht nicht verderbe." (Ges. Werke III. S. 38—50.)

VI. Reiseschilderungen.

1. Die Besteigung des Monte Cavo.

(Aus „Der Frühling in den Gebirgen Latiums.")

Heute haben wir den Cavo bestiegen, den alten Mons albanus! Es ist von Albano aus, wenn man den Weg über Rocca di Papa geht, etwa ein Spaziergang von sechszehn Miglien oder fünf deutschen Stunden. Wir waren bange, das Wetter

möchte schlimm werden, denn um Mittag ward es einigemal so dunkel am Himmel, daß uns Zuccherino kaum beruhigen konnte, indem er fortwährend behauptete: „Non piove più, non piove più, stia sicuro! avremo una bellissima giornata!“ Der Cavo ist zwar keiner von den hohen Bergen, aber wenn man sich auch vor Regen und Ungewitter nicht fürchtet, so will man doch nicht auf einem solchen Punkte stehen und in den Nebel hineingaffen; es ist hier nicht davon die Rede, Schweizerfirnen von acht bis zehntausend Fuß Höhe zu erklettern, aber man will Helle oben, denn man erwartet Dinge, wie das Faulhorn und der Rigi keine zeigen.

Also wir gehen keck und im Vertrauen auf unsern guten Dämon — den meinen nenne ich zum erstenmale so — von Albano den Waldweg, hoch am Felsenufer des Sees, rund um eine Hälfte desselben herum. Es begegnet uns auch nicht eine einzige Seele. Öd und stille ist alles, nur der heftige Wind rauscht in den Ästen, verjagt und verbläst aber mehr und mehr die unheildrohenden Wolken. Schon lacht die Seefläche wieder freundlich herauf. Bald sind wir an der Stelle, wo Alba longa war. Die schwarzen Ruinen einiger uralten durchbrochenen Häuser, die schroff auf dem Felsen am Abgrunde hängen, aber unter uns, sind zwar keine Überbleibsel der unglücklichen Mutter Roms, aber die Phantasie täuscht sich doch gern mit dem Gedanken, sie möchten wohl dem Zorne des Tullus Hostilius entgangen sein. Während wir so den Bergpfad hinwandeln, erzähle ich meinem Landschaftsmaler, daß dieser Berg, den wir heute besteigen, bei den Römern keine unbedeutende Rolle gespielt. Wenn nämlich der Senat einem Feldherrn den Triumph und die Ovation versagte und der zurückkehrende Sieger mit seinem Heere nicht auf's Kapitol ziehen durfte, so feierte er seinen Triumphzug hier auf dem Mons albanus. Unter diesen war auch Marcellus, der so unglücklich war, auch nach der Eroberung von Syracus nicht auf vierspännigem Wagen das Kapitol hinanziehen und dem Jupiter einen Stier opfern zu dürfen, weil der Krieg in Sizilien noch nicht sein Ende erreicht hatte.

Ferner erzählten sich die Alten vom Cavo, der noch jetzt den Bewohnern der Umgegend eine Wetterveränderung andeutet, viele wunderbare fabelhafte Dinge. Alle beziehen sich auf seine vulkanische Natur, die in Verbindung mit dem nahen Meere die Nachbarschaft umgestaltet, wahrscheinlich jenen See bei Nemi, der jetzt eine Wiese ist, ausgetrocknet und auch die Anschwellung des Albanersee's zur Zeit der Belagerung von Veji verursacht hat.

Unterdessen sind wir nahe an das Franziskanerkloster Palazzuolo gekommen, das uns von Castel Gandolfo herüber schon so magisch angezogen hat. Hier ist eine Stelle, wo der Weg einige Schritte lang so enge ist, daß man kaum zu Fuß hinüber kommen kann, der Felsabgrund ziemlich unlustig heraufgähnt und sogar die Erde drüber her so locker ist, daß sie den Einsturz droht. Als ich hinüber schritt, dachte ich mir, das ist nun doch einmal eine Grenze, über die hinaus dich schwerlich ein Gentleman verfolgen wird. Die Italiener, sagte mir mein Begleiter, reiten hier unbekümmert auf ihren Eseln hinüber und kein Mensch denkt daran, den Weg zu bessern und der Gefahr zu steuern, trotzdem, daß schon mehr als *ein* Unglück geschehen ist. Hier in einer wilden Felsenschlucht ist ein Brunnen und eine Grotte daneben in den Fels hineingehauen, von hoher malerischer Schönheit. Es entzückt, wie die mächtigen Pilaster des dunkeln feuchten Gewölbes so über und über mit dem frühesten Epheu bewachsen sind, daß man auch nicht ein Stückchen Stein gewahrt. Die langen herabhängenden Laubguirlanden, die das Gewicht ihrer Fülle hinunterzieht von der Felsstirne, scheinen gar nicht von der Natur so losgerissen, so vor dem schattigen

Eingange mit ihrem Lichtgrün gehängt zu sein, es scheint es sei die sorgfältig auswählende Hand der Kunst, die es so fügte, oder ein Pan, eine Nymphe, die da in dem ewig kalten Gewölbe sich verbirgt und ihre Grotte mit diesen üppigen Gewinden geschmückt hat. Wie einsam, wie totenstill schaut das Kloster nun über den runden See hinüber und seine Berge und das lachende Gandolfo und in die Campagna und zum Meere, das nun schon wieder in langer Linie über den Waldrand des Sees hervorschaut. Wir verweilen uns einige Zeit auf dem Platze vor Palazzuolo, aber keine Regung von einer menschlichen Seele; die Fenster des Mönchsklosters sind geschlossen, die Kirche auch, tiefe Grabesstille umher, es scheint uns unbewohnt zu sein, nur die Massen von Lorbeer und Orangen, die über die hohe Gartenmauer herauswallen, lassen uns einsiedlerische Bewohner vermuten. Das ist denn doch wahr, die Stifter der Klöster zeigen überall in Italien rücksichtlich der Auswahl des Lokales einen guten Geschmack. Wenn ich nur an St. Pietro in Montorio in Rom denke! Das ist doch von allen Orten umher derjenige, an dem das Bild der ewigen Roma am größten ist.

Bald irren wir in dem angrenzenden Kastanienwalde, dessen Blätter leider erst aufknospen. Der Boden ist noch bedeckt vom abgefallenen Laube des Herbstes. Immer mehr und mehr aufwärts führt der Weg. Endlich begegnen uns doch einige Bäuerinnen von Rocca di Papa. Sie lachen uns zu, wie's die jungen Weiber überall machen, wenn sie nur selbander sind, sobald sie einen Fremden sehen. Diesen sonderbaren Geschöpfen kommt alles lächerlich vor, was ihnen unbekannt ist. In betreff meiner, wenigstens auf diesen latischen Spaziergängen, ist's übrigens kein Wunder, denn im Vertrauen, ich sehe diesmal abenteuerlicher aus als je und würde, weiß der Himmel, vielleicht selbst die Nase rümpfen, wenn ich die Ehre hätte, mir zu begegnen.

Mein Maler ist müde und hat Not mir nachzukommen, der ich mich eines guten Schrittes von jeher gerühmt und ihn auf wiederholten früheren Wanderungen durch Oberitalien und besonders durch die Schweiz und Tyrol wohl eingeübt. Es stört äußerst, jemand um sich zu haben, der nicht vorwärts kommt, und Klagen hören zu müssen, wenn schon durch die Wipfel der Kastanienwälder die Spitze des Monte Cavo mit ihrem Kloster nachbarlich herunter sieht. Ich treibe, ermuntere, erzähle, scherze und ziehe den unglücklichen Fußgänger am Arme fort. Ich versichere ihm, daß auch mich schon zuweilen der Schuh gedrückt habe und noch die Spuren davon in meinem Leben, mehr als mir lieb ist, vorhanden seien, daß der Pegasus durch zu vieles Reiten, durch den Karren- und Bauerndienst verdorben, und daß auch die Poeten nun zu Fuß gehen müssen. So sieht denn endlich die hohe Felspyramide aus dem Walde hervor, an der das schlechteste, schmutzigste und doch malerischste aller italienischen Nester, Rocca di Papa, hinaufgebaut ist. Bald weht der frische, stürmische Wind um uns, und wir sind auf der ersten Anhöhe, die von reizenden Pinien- und Cypressengruppen und einer luftigen Villa bedeckt ist. Lassen wir die immer weiter entfaltete Landschaft, lassen wir die immer mehr vergrößerte Meeresfläche, versparen wir alles bis auf den Gipfel. Rasch nun durch das Nest hinauf! Aber welche Wege! In diesem Rocca di Papa gibt es Standpunkte, wo man zehn Häuserreihen über einander sehen kann, so daß die steinernen Treppen der obern immer über die Dächer der untern hervorgucken und zehn hübsche, rotwamsige Bäuerinnen auf ihren Eseln über einander an den Terrassen der Felspyramiden herumziehen können. Das ist nun alles geschmückt mit vorragenden Steinwänden, mit schönen Gewächsen, und

überall ist die Aussicht auf die unbegrenzten, in die Luftbläue hineindämmernden Gründe frei, in denen die Cäsare ihre Weltherrschaft begründeten. Bis an den Gipfel des Felsens hat dieses Adlervolk seine kleinen, luftigen Wohnungen hinaufgebaut, und man sollte glauben, der Wind könne alle zusammen in die Campagna hinunterblasen. Wir fragen nach dem Wege zum Kloster, und in der Sprache einer Alten, die uns bis zur letzten äußersten Anhöhe hinaufweist, merken wir deutlich, daß wir nicht mehr den reinen, volltönigen römischen Dialekt haben. Endlich läuft uns ein Bursche nach und trägt sich uns als Wegweiser an. Allein ich versichere ihm, daß ich diese Gegend so gut kenne, als er, und steige fort und fort, bis ich auf die grüne Wiese komme, die hinter der Rocca di Papa liegt. Hier, rufe ich meinem nachkeuchenden Maler zu, schnell, hier ist die Stelle, wo Hannibal sein Lager aufschlug! Mein Freund scheint diesmal wenig Sinn für meine historischen Erklärungen zu haben, und schiebt sich mit einem „So!" und einem Seufzer mir nach.

Wir kommen endlich in den Waldweg, wo das Gebüsch wieder alles umher verdeckt. Nun brennt's mich aber in tiefster Seele, wie's mir ging, als ich zum erstenmale den Gotthard bestieg, als ich zum erstenmale das Meer, zum erstenmale Rom sehen sollte, und wie's mir ergehen wird, wenn ich dem Krater des Aetna entgegenwandle. Dann, denk' ich, habe ich wenig Sehnsucht mehr nach Neuem, als nach Griechenland, und wenn diese Sehnsucht nicht befriedigt werden kann, so will ich mich in Rom gedulden. Nun also! ich wünsche im geheimen meinem Freunde glückliche Reise, und rasch im Flügelschritte bergauf!

Ich weiß nicht, betrügt mich meine Ungeduld, oder habe ich mich in der Entfernung getäuscht, ich gehe kaum eine Miglie, so sehe ich schon das Kloster über den Baumwipfeln emporragen. Im Moment bin ich oben und — hier, lieber Freund, möcht' ich verstummen!

Es ist schön auf dem Rigi über dreizehn Seen und über die Alpenreihe vom Säntis an bis zu den Eisbildern der Walliſergebirge hinwegzuschauen, aber wer möchte nicht mit dieser Stelle tauschen, auf der die Zauber der Odyssee und die große Ilias der römischen Geschichte in unübersehbarer Herrlichkeit von den blauen Armen des Oceans umfangen sind!

Blicken wir zuerst dem blendenden Glanze zu, der aus dem ungeheuern, fast die Hälfte des Horizonts einnehmenden Meere strahlend in die Silberlüfte hinaufleuchtet, in denen die Sonne des Südens ihrem Lieblingsparadiese zulächelt! Halten wir uns nicht mehr in der Nähe auf, sehen wir den See von Albano nicht mehr an, dessen tiefblauer Spiegel aus dem grünen, felsigen Bergkessel vorblickt, nicht mehr Gandolfo, das über ihm klein und winzig hingelagert ist, nicht mehr Marino, das zwischen seinen Eichen- und Kastanienwäldern sich verbirgt, nicht mehr Rocca di Papa, das unten an seinem Felskegel hängt, sondern hinaus in die unermeßlichen Fernen des Meeres und hinüber zu dem blassen Streifen, der schon Jahrtausende lang im Munde aller Welt schwebt, nach Rom, das wie eine lichte, neblige Milchstraße sich durch die dunkle Campagna mit seinen kaum sichtbaren Hügeln hinzieht, über die deutlich die Kuppel St. Peters emporragt!

Eilen wir, gegen Süden zu schauen — sehen über all' die frischen, ewig schönen Wälder hinab, wo tief in seinen Bergen das Blau des Sees von Nemi lächelt, suchen wir wieder das liebliche Civita Lavinia! Aber schon sind wir wieder am Gestade des Meeres — und welchem Gestade! wo Aeneas mit seinen Genossen landete! wo Odysseus von seinen Irrfahrten Ruhe suchte, wo er in die Netze der Zauberin geriet,

die ihm die Tore der Schattenwelt aufschloß — dort das blaue, im Sonnenglanz in lauter Duft aufgelöste Gebirge ist die Heimat der Circe — dort weiterhin die Stadt der Lästrygonen, wenn auch dem Auge nicht sichtbar, doch der Phantasie, die frei in jene Nebel hineindringt! dort die Küste, die nach Parthenope zu den Wundern von Posilippo, zu der aufgedeckten Welt von Pompeji und zum Vesuv führt! wie im Lichtnebel die Inseln aus dem Meere vorgrauen und selbst das Gebirge der Circe ein Eiland mitten im schönen Element scheint!

Nun immer weiter östlich das alte Veliträ! und ganz gegen Morgen die Zacken und Schlünde, die Schneegipfel des Apennins, der Volskergebirge, in denen die Elysien von Olevano und Subiaco ruhen — welch' ein Gegensatz zwischen jenen weißen, unwirtbaren, rauhen Felskanten, jenen wilden Eishörnern zu der Anmut und Heiterkeit dieses Blumengartens, der hier unter seiner goldenen Sonne wie ein unsterblicher Frühling herumblüht!

Und weiter hinan noch die Berge der Sabiner, noch Tivoli und Palestrina und der Sorakte, ja selbst über Rom hin kaum im Dunst erkennbar die Höhen von Ronciglione und Viterbo!

Nun ruht der Blick, müde, übersättigt von diesen Fernen, die ihre Vergangenheit wie ihre immerschöne Gegenwart gleich auszeichnet, wieder aus auf dem wohltätigen Grün, das am Fuße des Latinergebirges jenes entzückende St. Marino und Grotta Ferrata umgibt, und bedauert, durch jene Anhöhen das ehrwürdige, himmlische Tuskulum und seine Villen, Eichen- und Lorbeerhaine bedeckt zu sehen!

So umgeh' ich die kleine Fläche des Berges rund herum, nicht wissend, wo ich am längsten verweilen soll, ob gegen Norden, wo ich Rom sehe, ob gegen West und Süd, wo das Meer glänzt, oder gegen Osten, wo die Schneezacken der Apenninen ragen! (Ges. Werke VIII. S. 40—48.)

2. Eine Mordtat.

(„Aus einem Tagebuche in Olevano".)

Es ist eine schreckliche Mordtat heut geschehen. Ich ging mit Angelo durch die entzückenden Vignen spazieren. Es war ein Nachmittag, so schön, als man sich's im rauhen, trüben Vaterland von Italien nur träumen kann. Die Weinberge sind hier nicht, wie bei uns, umzäumt und bewacht: Frei kann jeder hindurchgehen, und freilich ist das Veranlassung zu abscheulichen Diebereien. Es war ein Spaziergang wie durch's Paradies. Wir irrten unter den üppigsten Gewinden, welche die Last der reifenden Trauben herabzog, bedeckt von den Guirlanden, die sich hoch über und von Baum zu Baum hinschlangen, und unter den herrlichsten Feigenbäumen, wo wir uns frei und keck herabnahmen, so viel uns beliebte. Hier lachten uns goldene Pfirsiche an, dort Goldäpfel, dann hatten wir ganze Berge voll Ölbäume, andere voll frischgrüner Kastanienhaine, andere voll Nußbäume, andere voll Feigen vor uns. Oben in der Vigne des Spezziale oder Apothekers ist ein Platz, der eine unermeßliche Aussicht über die ganze fruchtbare, blühende Umgebung Olevano's, den Fels selbst, auf dem es hinangebaut ist, in seiner ganzen kammartigen Form, über Civitella, den gewaltigen Serone, die Aequer-, Latiner- und Volskergebirge und die schöne Campagna eröffnet. Das Alles lächelt heute im süßesten südlichen Licht, das verschiedene Grün, die Fülle der Hügel, die Schatten der Nähen und der himmlische

Duft der Fernen, alles spielte zusammen in einem Geist der Ruhe und Schönheit. Dabei fühlt' ich mich innerlich wieder ziemlich frisch und leicht und war hingegen an jeden Eindruck dieser arkadischen Natur gewöhnt. Freilich bevölkert' ich mir in diesem unsäglichen Entzücken, in diesem einzigen Hinblick über solch' ein Land all' die lieblichen, lachenden und großartigen Strecken auch mit Wesen von demselben Charakter, und ich hatte auf lange Augenblicke vergessen, daß ein niedereres Geschlecht auf dieser Erde wohnt. Das ist ein tröstlich Berauschen, eine notwendige Täuschung, ein unerläßlicher Traum, wenn man unter Menschen bestehen will, und die Natur und der Anblick Roms sind hinlänglich, mir durch den Gedanken, daß sie es sind, mit denen der Weltgeist die Geschichte ausgeführt hat, aus dem Gedächtnis zu löschen, wie verächtlich ich viele von ihnen als einzelne finden mußte.

Aber stellen Sie sich vor, wir steigen von dem Trauben- und Feigenberg herunter auf den Weg, der von Palestrina her nach Olevano führt: ganz nahe, ja im Gesicht des ganzen Dorfes, treffen wir einen Leichnam in frischem Blute an. Es ist ein Mann von etlichen und dreißig Jahren, von drei Kugeln in Kopf, Schulter und Brust entsetzlich getroffen. Drei schwarze Kerle mit wilden Bärten, nach Physiognomie und Tracht Ideale von Räubern und Mördern, so wie die italienischen Brigantis gemalt werden, sitzen mit Flinten neben ihm. Junge Burschen von Olevano, die ich schon gesehen, standen umher. Es war ein fürchterlicher Anblick, der mir mit einem Male all' das Lichtgrün der Haine und das Violett der Berge und den Azur des Himmels in Blut verwandelte und den Eindruck meines Spaziergangs schrecklich zernichtete. Einer der Bursche sagt mir, der Mann sei vor einer Stunde erschossen worden. „Von wem?" war meine erste Frage. Das wisse man nicht, war die Antwort. „Hat man denn auch keinen Verdacht?" — Der Olevaner zuckte nach italienischer Weise die Achsel, was so viel heißt als: man kann's eben nicht wissen! — „Hatt' er denn Geld bei sich?" — Acht Scudi! — „Und die wurden ihm geraubt?" — Nein, sie stecken noch in seiner Tasche! — „Also ist der Mörder kein Dieb, also ist's Rache!" — Chi sa, war die Antwort. Er zeigte mir die scheußlichen Wunden, und ich wandte mich mit Grauen weg. „Hat er Weib und Kinder?" — Ja, beides. — „Aber um aller Himmel willen, wo ist denn die Polizei!" — Morgen wird sie von Genzano kommen. — „Wie, morgen? man sucht jetzt nicht nach, man spürt nicht, forscht nicht? und der Leichnam bleibt hier?" — Eh! es ist schon 22 Uhr (anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang), man hat nach Genzano geschickt, das sind 5 Miglien, morgen wird der Richter kommen, und der Leichnam bleibt bis dahin liegen. — „Und unterdessen macht man keine Nachsuchungen?" — No, Signore. — Ich hatte genug gehört. Man zeigte mir neben dem Körper noch am Busch der Vigne die Stelle, wo die zerrissenen Gesträuche und die Fußstapfen gewiß machten, daß der Mörder hier herabgesprungen, nachdem er von der andern Seite, aus dem Weinberg, den Unglücklichen zu Boden gestreckt, und auf die Straße gekommen, wahrscheinlich, wie ich glaubte, um zu sehen, ob er noch etwas Leben habe. Ich äußerte dieses, wurde aber widerlegt, indem mir einer sagte, daß ein Weib hinzugekommen, während er noch bei Leben gewesen, und daß er ihr seine Seele empfohlen habe. „Also muß dieses Weib beinahe den Mörder gesehen haben, denn es ist unmöglich, daß ein Mensch, so wie dieser Arme getroffen, länger als einige Momente noch bei Leben bleibt." Man zuckte abermals die Achseln und schwieg. Manche kamen vorüber, Leute, die aus der Campagna heimkehrten: ein Weib bekreuzte sich und ging; ein Mann hielt seinen Esel ein wenig an, fragte, wer er sei, und ging, und ein dritter

ging, ohne sich nur umzusehen. Ich zog den Abbate am Rock und sagte, daß ich gekommen sei, nach Olevano zu wandern. Wir schieden von dieser furchtbaren Stelle. Ein Weib begegnete uns, heulend den Weg hinlaufend, und laut betend. Es ist die Mutter, sagte Angelo. Ich überlasse Ihnen, sich die Bemerkungen selbst zu machen, die sich hier einem Deutschen aufdrängen.

Den Abend über verließ mich das Bild des Leichnams nicht, und um so weniger, als ich die Ursache und den Urheber des Mords erfuhr. Der Grund ist jene Quelle so vielfachen Elends und so schrecklichen Jammers, ein Weib. Der Getötete traf diesen Morgen einen jungen Burschen von zwanzig Jahren, einen Bekannten Michel Angelo's, der mir's erzählte, beim Ehbruch mit seiner hübschen Frau an. Wie man sich denken kann, gab's einen schlimmen Streit. Sei es aber, daß der Mann solch' einen Besuch nicht zu schwer nahm, oder was noch wahrscheinlicher ist, daß er seine Rache verschob, er ging nach einiger Zeit fort, um sich nach Palignano zu begeben, wo er ein Geschäft hatte. Die Frau solle ihm gesagt haben, daß er nicht mehr zurückkommen werde, und sie soll es gewesen sein, die den Burschen ermunterte, dem Manne vorauszulaufen und ihn zu ermorden. Dieser tat's bei hellem Tage, am Dorfe, auf einem Wege, der immer voll von Landvolk ist. Einige Stunden darauf wurde er in einer Kapelle gesehen, wo er Zuflucht nahm. Es sind vier Zeugen, Augenzeugen, daß er der Mörder ist. Allein das hat nichts zu sagen, und es ist nur zu verwundern, daß er die Justiz hier zu Lande nicht besser kannte und nicht lieber ruhig nach der Tat in's Kaffeehaus ging und die Geschichte erzählte. Morgen Abend kommt der Richter, um zu richten, d. h. um in Inspektion zu nehmen, ob der Tote wirklich tot sei, und dann geht er wieder zurück nach Genzano.

Ges. Werke VIII., S. 192—196.

3. Wasserträgerinnen in Tagliacozzo.

(Aus „Reise in die Abruzzen und an den Fucinersee").

Einer meiner Lieblingsorte hier ist ein enges, tiefes Felstälchen, zu dem man von der Stadt aus auf steilen Wegen hinabsteigt. Dort sprudelt ein Bach mitten aus der Felswand hervor, die sich senkrecht und wild über ihm erhebt, und rauscht über abgebrochene Trümmer und Blöcke weiter hinunter. An diesem einsamen Orte, wo man sich gern die Wesen der alten Fabel, Nymphen und Faune denken möchte, trifft man immer eine Staffage an, die, wenn auch nicht eben für die Phantasie, doch zuversichtlich für das Auge einen wunderbaren Reiz hat. Es sind die abruzzesischen Frauen und Mädchen in ihren schönfarbigen Kleidern, dem roten Rocke, den blauen mit Blumen und Guirlanden gezierten Schürzen und weißen Schleiern; in malerischen Gruppen stehen sie zum Teil auf Steinen, zum Teil mit emporgeschlagenem Gewand im Wasser selbst, und sind mit Waschen beschäftigt. Leicht klettert eine Ziege am Felshange hinauf und mäht die Kräuter ab, und Buben von muntern, lebendigen Köpfen liegen da und dort herum. Hier begegnete uns ein Mädchen, so schlank gewachsen, von so viel Anstand und Grazie, von so echt griechischem Profil, so kräftigem, feurigem Auge, daß es trotz der schwarzbraunen Farbe recht wohl für das Gefolge der Artemis gepaßt hätte. Es entging der jungen Abruzzeserin nicht, daß wir unsere Augen auf ihr ruhen ließen, und wir glaubten deshalb fast eine gewisse unschuldige, naive Koketterie zu bemerken. Sie hob ihren Wasserkessel von antiker Form mit Leichtigkeit auf's Haupt und schritt an uns vorbei, indem sie zur Seite

blickte. Aber nicht sobald war sie an dem jähen Felssteige, der sich zur Stadt hinaufschlängelt, als sie sich umwandte und ihre reizend schöne Figur hoch über uns in der edelsten Haltung sehen ließ, und als wir ihr nachgingen, setzte sie ihren Weg fort, indem sie den Wasserkessel frei ohne Hand auf dem Kopfe im Gleichgewicht erhielt und sich dann und wann umsah. (Ges. Werke IX. S. 43—44.)

4. Besuch in Olevano.

(Aus „Reise in die Abruzzen und an den Fucinersee.")

Nie mehr sollt' ich jene Felsen,
Nimmermehr die Feigenhügel,
Luft'ge, holde Schattenwege
Der Kastanienhaine, nimmer
Mein Olevano mehr seh'n?

Nimmermehr der Serpentara
Rauhe, wilde Wand erklettern,
Nimmermehr die schönen Berge
Tief im Lichtblau eines sanften
Mädchenauges lächeln seh'n?

Weil sie meinem Leben drohen
Und mich hassen gleich dem Pluton,
Der dem blumenvollen Enna
Mit verweg'ner Kraft die schönste
Schäferin hinweggeraubt?

So dachte ich im Herbst des vorigen Jahres! Und schon stehe ich wieder auf dem öden Hernikerfelsen! Schon erwartet mich meine gute Felice, der ich wie einer Mutter wohl will, und schon — ei nun, Sie müssen nicht alles wissen — schon ist eine Schüssel voll Maccaroni unten in Olevano bestellt!

Wir sind die Sommer verkündenden Störche hier in Civitella. Die ersten Fremden in diesem Jahre! Zwei, versetzte der Herr Mobili, zwei sind schon in Olevano gewesen! Diese Merkwürdigkeit drang also bis hier herauf. Wie in der ländlichen Gegend aber schlechterdings nichts unbekannt bleiben kann, davon hatte ich heute eine lustige Probe. Einige Civitellanerinnen wollten wissen, daß ich ein zärtliches Abenteuer in Olevano gehabt, und zwar mit dem schönsten Mädchen des Städtchens, und es sei heute früh ein Weib oben gewesen, die mich ebenfalls kannte. Auch Herr Mobili stimmte da mit ein und fragte neugierig. Ich versetzte aber, daß es leicht eine Verwechslung sein könne und daß ich mir keines solchen Glücks bewußt sei.

Der gute Stotterer ist ein äußerst gefälliger Mann und bittet mich tausendmal, ihn doch bei meinen vielen Bekannten in Rom zu empfehlen. Wie ich Ihnen schon sagte, ist Civitella jetzt in Mode. Die Landschaftsmaler haben aber nichts zu tun, denn es ist alles Panorama, sie müssen hinunter zur Serpentara und nach St. Francesco steigen; für geselligen Umgang bietet Civitella aber gar nichts dar. Wenn man also keine gute Gesellschaft mit hinaufbringt, so möchte wohl für unser einen eine Villeggiatura hier etwas langweilig sein. Je älter man wird, desto weniger befrie-

digt man sich allein mit der Natur, desto unentbehrlicher wird Gesellschaft und Umgang.

Wir machten einen herrlichen Spaziergang nach dem Franziskanerkloster, das unten im Kastanienwäldchen versteckt liegt, und wo ich vor'm Jahr das Heiligenfest sah. Einige unserer Freunde gingen nach St. Stefano hinüber, ich bringe fast alle Zeit am Fenster zu und überschaue die gewaltigen Sabinergebirge, die von hier aus wie Kolossen über einander hergelagert sind, und deren Linien in unabläßig wechselnder Beleuchtung durch Lichter und Schatten, sich bald so, bald anders zeichnen. Dieses Fenster, von dem aus man das Sabiner- und Hernikergebirge beherrscht, wurde mir wieder so teuer, daß ich ernstlich daran dachte, einige Monate hier zuzubringen und eine angefangene dichterische Arbeit, deren Handlung oft hier spielt, in Ruhe und Einsamkeit zu vollenden. Aber ich fürchte, Rom wird mich fesseln, und im Julius trete ich die Reise nach Calabrien und Sizilien an.

Ich mußte dem Herrn Vincenzo Mobili versprechen, zurückzukehren: und so wollen wir uns denn nach einem kleinen Mittagsschläfchen auf den Weg nach Olevano machen.

Man zog gegen die Serpentara hinab. Hier rief mir Serafino schon einen Gruß zu, er war mir entgegengekommen. Was gibts neues in Olevano? fragte ich. Sie ermorden sich fleißig, war die Antwort. Seit ich nicht mehr dort war, wurden vier erstochen.

Jeder Fels, jede Eiche, jede Kastanie, jede Köhlerhütte war mir bekannt und rief mir wieder etwas Schönes aus der Vergangenheit zurück. Wir erreichten Olevano schon um zwanzig Uhr und wurden von Michel Angelo und meiner braven Felice empfangen.

Ein unbeschreiblich zauberisches Wohlsein ist mein ganzes Wesen. Ich sitze mit Felicien zusammen und erzähle und lasse mir erzählen, und das gute Weib sagt tausendmal: „Quanto ti voglio bene, sai, Ser Gugliermo! quanto son contenta di revederti!"

Meine Freunde strichen umher, und ich bleibe zu Hause. Ich muß mich heute noch verbergen. Gegen Ave Marie ging ich hinauf an den Felsen, wo meine Begleiter durch den trinklustigen Michel Angelo längst in eine Osterie geführt worden waren. Viele Bekannte begrüßten mich, und besonders der Improvisatore sang mir einige begeisterte Ottavstanzen zum Willkomm entgegen. Es wurde tüchtig improvisiert, und der freie, schöne Ort, der Überblick des weiten Landes, der klare Mondschein und der treffliche Trank lud endlich meine Freunde zu einem dreistimmigen Gesange ein, dem die Olevaner aufmerksam zuhörten.

Den Abend sprach ich noch Don Leonardo, den Prediger und andere Geistliche. Bis um Mitternacht saß ich im vertrauten Gespräche mit Felicen zusammen.

Der sanfteste Himmel ruht über diesem irdischen Elysium. Die Volskerberge äußern wieder alle Allmacht ihrer Fülle und Schöne auf mich. Meine Freunde sind wieder oben in der Osteria, wo man die Gegend vor sich hat, und spielen mit einigen Olevanern das beliebte Boccia!

Bei Tische unterhält uns Michel Angelo mit seiner guten Laune, mit Possen und ein bischen Renommage. Er zeigt uns sein ungeheures Messer und macht die Kunststücke damit, die hier zu Lande üblich sind. Er faßt es in der Luft auf, zeigt, wie

man wirft, wie man stößt, wie man's trägt. Das letztere ist seltsam. Die Römer und die Campagnaleute tragen es nämlich aufrecht in der Westentasche, so daß die Spitze unter die Schulternkehle zu stehen kommt. Darüber hängt das Wamms, und so haben sie es im Momente gezückt. Mir däuchte das aber eine gefährliche Art, die Schutzwaffe zu verbergen, denn ein heftiger Schlag auf die Schultern sollte die Spitze fast bis in's Fleisch treiben. Michel Angelo gefiel sich wohl in diesen sogenannten Coltellaten und könnte wohl ein Renommist heißen, wenn er nicht gezeigt hätte, daß er mit solchen Dingen nicht auch Ernst machen könne. Ich erzähle Ihnen die Geschichte mit einigen Worten, weil sie den Italiener charakterisiert.

Der junge, hübsche, sanguinische Mann, von guter Familie, hatte nämlich vor Jahren einen Streit mit einem Kameraden in einer Osterie. In der Hitze stieß er ihm das Messer in den Leib und ließ ihn für tot liegen. Von Justiz ist hier gar keine Rede, die Gensdarmen fürchten sich vor den Flinten der Bergbewohner und sind unsäglich verhaßt, so daß es vor einigen Jahren eine blutige Bataille zwischen ihnen und den Olevanern gab. Wovor Michel Angelo aber Bange haben mußte, das waren die Verwandten des Gestochenen, welche, obgleich der Unglückliche nach langem Krankenlager davon kam, dennoch dem Feinde nach dem Leben trachteten. So mußte Michel Angelo die Flucht ergreifen, stahl sich weg, ging ins neapolitanische Gebirge und hielt sich ein halbes Jahr in Piperno auf. Hier verliebt er sich, heiratet und kehrt endlich zurück, nachdem sowohl die Verwandten des Gestochenen als die Justiz durch eine Summe Geldes beruhigt worden ist. Seitdem lebt er unangefochten hier, sein Feind aber ermordet gleich darauf einen Olevaner und ist gegenwärtig irgendwo versteckt, bis das Ungewitter vorüber ist.

Da wir doch einmal bei solcherlei Ausbrüchen italienischer Wut sind, will ich Ihnen noch andere Beispiele aus Rom erzählen:

Es ist der Befehl ergangen, daß jeder unangebundene Hund erschlagen werden soll. Spione laufen allenthalben herum, und wo sie eine solche Bestie treffen, töten sie dieselbe und erhalten ihre Bezahlung. Einer von ihnen kommt an das Haus eines Schmieds, trifft an einer Ecke einen Hund, dessen Strick er im Dunkel nicht sieht, und schlägt ihn tot. Der Schmied rast mit einer glühenden Eisenstange aus der Werkstatt und stößt sie dem Spione in den Leib, so daß er tot zu Boden stürzt.

Ein Engländer hat eine Uhr zum Reparieren gegeben. Es wird ihm zu viel gefordert, und er geht selbst in die Bottega. Der Uhrmacher, ein alter Mann, will nichts nachlassen. Der Brite vergißt sich und gibt ihm eine Ohrfeige. Dafür wird er auf der Stelle vom Sohne des Greises mit einem Messer durchstochen.

Ein Freund erzählte mir folgendes: Ich sitze in der großen Osterie vor dem Tore in Frascati. Einige Frascataner spielen brüderlich und vergnügt zusammen. In einem Augenblicke springen zwei Kerle empor, sich mit Worten der Wut anfallend, sie zücken die Messer und einer stürzt. Jetzt wird der Mörder von den übrigen gefaßt und zur Tür hinausgeworfen, damit er davon laufen könne. Denn ein solcher erregt immer Mitleid, nicht der Tote, sondern er wird bedauert, Poverello, sagen sie, gli è successo una disgrazia, und lassen ihn entwischen; so auf der Piazza Navona in Rom, wo unter einem großen Volksgewühle eine Carabiniere erstochen wurde, machte die Menge Platz, damit der Poverello aus dem Haufen hinauskomme.

Ich gehe über den Quirinal nach dem Platze Barberini. Mir begegnet ein junger Mann in eiliger Flucht. Ihm folgt ein junges, mir sogar bekanntes Weib, eine Minente oder Plebejerin, mit aufgelösten Haaren, wie eine Furie rennend und ein

Messer zuckend. Viele Menschen laufen ihr nach. Im Hofe des Palastes Barberini erreicht sie den Mann und gibt ihm etliche wütende Stiche in Kopf und Hals. Drei alte Soldaten kommen herbeigerannt. Die Minente wickelt das blutige Messer in ein Schnupftuch, um es zu verbergen, und als sie einer der Soldaten anfaßt, gibt sie ihm einige Ohrfeigen von so derber Art, daß er fast umstürzt. Nun wird sie aber überwältigt und abgeführt.

In dem Gasthause, wo ich gern speise, der Corona di Ferro, geschah unlängst eine unsaubere Geschichte. Ein Deutscher bekommt Händel mit Franzosen, und da er geprügelt werden soll, unsere Landsleute aber vom Wirte sehr geliebt sind, so fliegt dieser mit einem fürchterlichen Messer herbei und will eben auf den Franzosen zücken, als er rücklings die Kellertreppe hinabgeworfen wird, seine junge Frau aber gibt einem einen entsetzlichen Tritt auf den verletzbarsten Teil des Körpers, wie es hier gebräuchlich ist, der Mensch fällt, und nur die Carabinieri stiften Ruhe.

An der Engelsbrücke sah ich einmal einen zwölfjährigen Buben einen erwachsenen Mann stechen.

Die Frau des weitberüchtigten Räuberhauptmannes Barbonne, welche mit ihrer reizenden Tochter seit langer Zeit auf dem Monte Pincio lebte und das unsaubere Geschäft eines Modells trieb, wurde von einer Seiltänzerin, deren Phlegma ich nie eine ähnliche Tat zugetraut hätte, vor einigen Tagen auf öffentlichem Platze erstochen, weil sie mit ihrem Manne zu tun hatte. Die Römerinnen sind gefährliche Weiber und wohl männlicher als die Römer. Mutiger, kräftiger, geistig- und körperlich-gesunder, stolzer und entschlossener konnten kaum die alten Republikanerinnen sein. Dagegen sind die Männer nur Burratini und Vogelscheuchen gegen die Vorväter und verdienen ihre Hörner.

Die Fremden, welche nur sehr kurze Zeit in Rom sind und sich während ihres Aufenthaltes immer unter Fremden herumtreiben, reisen gewöhnlich wieder ab, ohne von solchen Geschichten ein Wort gehört zu haben. Sogar die Deutschen auf ihrem Pincio erfahren selten etwas, weil sie immer in Cafe's, Osterien und Studien unter einander sind. Wer aber in Trastevere und unter den Montigianern manchmal sein Abendbrod nimmt, der hört an *einem* Abende oft ein halbes Dutzend Mordgeschichten. Man darf rechnen, daß in jeder Woche vier bis sechs Coltellaten vorfallen, die freilich nicht alle mit Tod enden. Neulich sah ich einem, der gestochen, nur das Cavaletto, oder 25 Schläge, aufmessen. Eine Hinrichtung ist seit zwei Jahren in Rom nicht mehr geschehen.

Welch' ein göttlicher, unvergeßlicher Tag! Meine Freunde besehen sich die Natur, und ich habe meine besonderen Freuden. Wir sahen endlich die Sonne hinter den Aequerbergen in blendendem Golde untergehen. Alle unaussprechliche Schöne, Fülle, Klarheit und Süßigkeit Hesperiens lächelte aus den Bergen von Anagni und Segni, wie aus dem Aufenthalte der Seligen, herüber. Daran reichen Worte nicht, und wenn ich Ihnen auch jene tausend und aber tausend Farbentöne angeben könnte, die in der Landschaft in einander spielten, so gäbe es doch kein Bild von alle dem überschwänglichen Glanze. Da saß ich wieder auf dem Felsen des Ospidale und sah den Monte Serone in lautern Rosenflammen glühen und blickte dann wieder das schmachtende Violett des fernen Artemisio an — mein Freund, ich pries mich glücklich, unendlich glücklich, in Italien zu sein, fühlte alles zusammen, was ich hier hatte und habe, liebe und genieße, fühlte mich übermäßig entschädigt für die Jahre der Ver-

irrung, des Kerkers, der Unnatur, und sah auf den Schluß meines vaterländischen Lebens, wie ein Verschiedener aus dem Paradiese auf den häßlichen Wust des menschlichen Irrens und Treibens zurück. Ob ich ein anderer Mensch geworden, o, wenn Sie daran zweifeln, so haben Sie noch nie den Mond über Kolosseum, Tempel, Palatin und Kapitol strahlen, nie die Sonne auf dem Monte Mario untergehen, nie den heiligen Vater den Segen über fünfzigtausend knieende Menschen aussprechen, nie das tyrrhenische Meer über der fabelheiligen Campagna mit dem circeischen Vorgebirge und den duftenden Inseln dunkeln sehen und nie unter den Riesenschöpfungen Buonarottis am Charfreitage Allegri's Miserere von Engelsstimmen singen hören.

Lebewohl von Olevano! Aber auf baldiges Wiedersehen! Vielleicht auf Monate. Frisch und kräftig fühlten wir uns alle und traten mit Sonnenaufgang unsern Marsch an. Wie vielmal ich mich umkehrte, das ist nicht zu zählen. Ich ging in einem Meere von Phantasien, die alle mit magischen Bildern in die Ferne der Zukunft hinausspielten.

Unten in der Campagna, auf der Straße von Pagliano her, begegnete uns ein zahlreicher Zug von Wallfahrtenden, der Tracht nach aus den Abruzzen. Die roten und blauen Farben in der Kleidung der Weiber nahmen sich höchst reizend in der Landschaft aus. Morgen ist ein großes Madonnenfest in Genzano, und Leute aus weiter Ferne, wie denn auch unsere neapolitanische Karavane, ziehen nach dem schönen Städtchen zusammen. Ich unterredete mich mit einigen und hörte, daß viele unter ihnen aus der Gegend von Canistro waren.

Der Himmel ohne Wolken, in südlicher Lichtbläue, das Grün allenthalben glänzend vor Frühlingsleben, ganze Strecken der Campagna durch ihre gelben Blumen hervorschimmernd, die Berge hinter uns ihre Formen immer wechselnd, die Schneegipfel des Apennins über dem Serone, die grauen Felsen von Olevano und Civitella, das Schloß und die Cypressen von Pagliano, nun vor uns den Abglanz des schönen Volskergebirges Monte Fortino mit seinen italischen Häuserterrassen, Velletri in der Ferne am Fuße des Artemisio, und rechts das uralte Präneste, an seinem nackten Berge hinaufgebaut, mit dem wenigen Grün seiner melancholischen Cypressen und Pinien, das ist doch genug, um die Blicke ewig zu fesseln.

Nun aber befanden wir uns plötzlich zwischen Weingärten, zwischen üppigen Blumenbüschen, die uns herrlichen Schatten gaben und ihre Wohlgerüche weit verbreiteten. Darin jubelten Chöre von Nachtigallen, durch das wollüstige Grün zitterte die Dunkelbläue des Himmels herein, die Gegend gewann einen unbeschreiblich zarten, idyllischen Charakter, ein wahres Arkadien tat sich vor uns auf, eine Hohlgasse, deren Felsgrotten von lastendem Epheu behangen waren, öffnete uns ihre landschaftlichen Reize und labte mit einem Brunnen unsern lechzenden Mund, umher lagerten sich einige Knaben und schöne Frauen und Mädchen, auf der Wallfahrt nach Genzano begriffen, ruhten im kühlen Schatten der Grotten und ihrer Haine aus. Über Rebengärten aber glänzte die Kuppel von Valmontone.

Dieser sanfte südliche Naturcharakter übte desto süßere Macht auf uns, je mehr er durch den Gegensatz der Gebirgswelt, in der wir bisher gewesen, hervorgehoben wurde. Der Weg von der Schneehöhe der Serra bis an den Ursprung des Teverone, bis Subiaco, Civitella, Olevano ist ein stetes Forischreiten im Wachstume, in Fülle und Reichtum; das Große, Gewaltige, Abenteuerliche, das Seltsame, Ernste hört auf, und wir sehen das Liebliche, die Anmut in den sanften Talgründen, den fruchtbaren Hügelchen, den lichtglänzenden Hainen walten. Ges. Werke IX. S. 97—108.

5. Briefe über Benevent und Avellino.

Erster Brief.

Sorrent, im Juli 1829.

Ob Sie Benevent nicht auch anzöge? Gesetzt, Sie wären nicht zum erstenmal in Neapel, Sie kennten seine Umgebungen, kennten alle die Plätze, welche die Fremden gewöhnlich besuchen, von Grund aus und seien vollkommen zwischen dem Cap der Circe und dem Vorgebirge Licosi zu Hause, Sie würden sich zuletzt doch auch nach Osten wenden und begierig sein, welche Ausbeute sich daselbst gewinnen lasse. Dazu kommt noch der Name Benevent, die vielfältigen historischen Schicksale dieser Stadt, von den Samniterkriegen an bis zu der verhängnisvollen Schlacht, die für Karl von Anjou's Glück entschied, für einen Schwaben der Tod des Hohenstaufen Manfred, der heutzutage noch einem formlosen Steinklumpen jenseits der Calore den Namen Tomba di Manfredi gibt; endlich die Altertümer, die man hier vermutet, und vor allem die berühmte Porta aurea des Trajan. Sodann auch die gepriesene Fruchtbarkeit dieses von so vielen Erdbeben heimgesuchten Bodens, das alles wäre doch wohl eines kleinen Ausfluges wert, um so mehr, da die Samniterstadt nur 32 Miglien von Neapel entfernt ist und man immer Gelegenheit findet, dahin zu fahren. Vergessen Sie dabei nicht, daß Sie die caudinischen Pässe unterwegs sehen und daß man im Rückwege auch die Gebirge von Avellino und den Monte vergine mitnehmen kann, kurz, ich wette, Sie schätzen mich überglücklich, daß ich so viel Schönes und Interessantes in einigen Tagen, ohne Mühe und Aufwand, genießen und kennen lernen kann, Sie beneiden mich wie um mein Capri, wie um Palermo und Taormina.

Wohlan, Sie wissen doch, wie Benevent ursprünglich hieß? Eben so, wie ich's heiße und wie ich's ewig heißen werde: Maleventum! So sagt Livius und Plinus, und so sag' ich, und wenn auch jemals auf diesem Boden etwas Glückliches vorfiel, und wenn auch Samniter und Römer im Bunde den Chartager Hanno hier vernichteten und der römische Senat die Beneventaner zu hohen Gnaden annahm, so weiß ich doch von einem bene eventum nichts.

Was soll ich denn davon denken? Sie wissen, wie ich's mit den Hohenstaufen halte und was ich für ein Ghibelline bin! Aber ist's nicht wunderbar, wo sie verloren, da geht's mir auch bitterlich schlimm! Denken Sie an die unselige Partie über das Gebirge von Colli zum Schlachtfeld von Tagliacozzo im vorigen Jahre! Dort verlor Conradin, und in Benevent Manfred! — Aber zu unserm Zwecke.

Ich wollte der Schilderung meiner Reiseabenteuer eine Geschichte Benevents vorausgehen lassen, um Ihnen den verhängnisvollen Ort vollends interessant zu machen. Nun aber kommt mir eben durch den sonderbarsten Zufall das Wiener Journal zu Hand, wo ich einen breiten Aufsatz über mein Benevent, seine Geschichte, seine Altertümer und besonders seinen Trajanbogen finde, so daß ich eigentlich in Verzweiflung gerate und dem Jammer, nichts am Ziele meiner Reise gefunden zu haben, sich auch die verzweifelte Unmöglichkeit gesellt, wenigstens eine solide Beschreibung zu machen.

Darum also nach der Capuana, wo ich meinen Wagen auf morgen bestelle, vier Plätze, und zwar, verstehen Sie wohl, um vier Uhr morgens, ich sage um vier Uhr. Laßt mich doch, erwiderte ich einigen Freunden, die mich fragten, ob ich die Hexen in Benevent unter dem berühmten Baume tanzen sehen wolle, laßt mich! Das

gibt eine köstliche Partie! Benevent ist voll trefflicher Antiquitäten, und was ich noch mehr suche, ich habe gehört und gelesen, es liegt in einer reizenden, paradiesischen Gegend. Ein paar Tage werden mir daselbst wie im Fluge verstreichen, und ich vermisse den Golf von Neapel gewiß nicht. In jedem Falle ist das doch eine etwas neue, minder abgedroschene Reise, die noch nicht jeder schwäbische Magister gemacht (noch wußte ich damals nichts von dem Aufsatze im Wiener Journal), und mit einem Worte, ich denke mir einen Aufenthaltsort zu finden, der mir noch viel angenehmer ist als Capri, Sorrent und Castellamare.

Des Abends, als ich zum Toledo zurückfahre, erlebe ich noch einen recht sehenswürdigen Spektakel. Die prachtvolle, mit Gold und Purpur geschmückte königliche Fregatte steht in der Rhede, und siehe, die Majestäten von Neapel und Sardinien werden pfeilschnell aus dem Palaste an Bord derselben gerudert. Nun befindet sich gegenwärtig in der Tat eine kleine Flotte in der Rhede, wenigstens zähle ich zwölf Fregatten, sardinische, holländische, amerikanische und französische, nebst andern Zweimastern, und sobald die Könige zur See erscheinen, erdonnern die Kanonen von allen Seiten, so daß beinahe Schiffe, Meer und Vesuv im Rauche verschwinden und ich das Bild einer kleinen Seeschlacht vor mir habe. Denn die unzähligen Barken, worin sich die Neugierigen vom Hafen und von S. Lucia herbeidrängten, konnten aus der Ferne nicht unrichtig mit Schifftrümmern verglichen werden. Die gesamte Matrosenschaft stand pyramidalisch in drei Linien auf den Segelstangen der Fregatte und empfing die Erlauchten mit einem Lebehoch, das bis zum Ufer herüberschallte. Wohl eine Stunde verweilten sie am Bord und kehrten um Ave Maria wieder unter den Salven der Kriegsschiffe in das Schloß zurück.

Aber Benevent! Nun doch, ich lege mich eher als gewöhnlich in's Bette, denn Sie wissen ja, in Neapel lebt man zur Sommerszeit erst mit Anfang der Nacht wieder auf, und die Straßen bleiben so lebendig, daß mir jüngst, als ich morgens um halb vier von einem Familienfeste nach Hause kam, noch Wagen und Kaleschen angeboten wurden. Diesmal also eine halbe Stunde vor Mitternacht; ich will ruhen, will mich stärken, und ich habe kaum das Auge geschlossen, so poltert's an der Türe, der Vetturin ist da; ich begreife nicht, ich frage: „Habe ich dich nicht erst um vier Uhr bestellt, du dummer Flegel?" — „Um vier Uhr allerdings, aber nach italienischer Uhr, also um Mitternacht."

Aber umsonst, der Kerl wird fortgejagt und muß warten, bis die Dämmerung anbricht. — Nun steigt man ein, und ich sage: „Unsere Reise hat einen guten Anfang genommen, und jetzt regnet's auch!" Zu all dem spüre ich noch mein Magenübel, dieses traurige Überbleibsel der Aria cattiva in Tübingen. — Aber wohlan, sehen wir zu, was weiter geschieht.

Zuerst die Langweile der Campagna felice. Nein! diese Ebene, wo man auch nichts sieht als Weinreben und Staub, ist doch nicht zu vergleichen mit der römischen Campagna! Wie größer ist die Schönheit dieser Einöde, der Ernst dieser trümmerbesäeten Wildnis, der Charakter dieser mannigfaltig gezeichneten Hügel und Senkungen! Und welche Fernen bieten die allenthalben erscheinenden Berge der Albaner, Aequer und Sabiner!

Wenigstens vierzehn Miglien rollt man durch die Campagna, bis nach und nach begrünte Hügel erscheinen, die aber alles Charakters, aller Zeichnung entbehren und unbeschreiblich uninteressant sind. Je näher man dem lieblichen Arienzo kommt, desto üppiger wird übrigens die Vegetation, statt daß man vorher in einer unabsehbaren

Straße zwischen bestaubten Traubenbäumen hinfuhr, sehen wir nun artige Gärten voll Feigen und Oliven, Kastanien und Nußbäumen, zuweilen auch Orangen, aus deren üppigster Mitte zumal das freundliche Städtchen in neapolitanischer Anmut mit seinen weißen, reinlichen Häusern, Balkonen und ebenen Dächern hervorglänzt. Durchaus lachend ist auch das Innere des Städtchens, das sich lange zwischen seinen fruchtbaren Pflanzungen hindehnt, man trifft wohleingerichtete Bottegen, bequeme Häuser, und selbst der Wasser- und Eisverkäufer fehlt nicht mit seiner buntgemalten, von Lorbeer beschatteten Bude.

Nun aber, Freund, sind wir im klassischen Lokale, wo die Römer jene weltberühmte Schmach litten, die wir schon als Buben aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzen müssen, ich meine die caudinischen Engpässe. Ich kann Ihnen versichern, das ich ihnen mit höherer Spannung entgegenzog, als jemals in meinem Leben einem Engpasse, daß ich unaufhörlich bereute, die Natur nicht mit Livius vergleichen zu können, und vom Kutscher möglichst vollständige topographische Nachrichten einzog, weil ich denn doch das unsterbliche Werk des königlichen Geschichtsschreibers Franzesko Daniele über die caudinischen Pässe weder mitgenommen noch überhaupt jemals gesehen hatte.

Aber im Ernst, es verhält sich mit der Sache folgendermaßen. Caudium lag genau am Abhange des Berges, welcher sich über Arpaja erhebt und heutzutage noch Costa Cauda heißt. Auf der Südseite von Arpaja, unmittelbar unter dem Berge Vorrano liegt das Dorf Forchia. Arpaja selbst aber liegt am höchsten Ende des caudinischen Tales, von dem Celestino Guicciardini sagt, es bilde eine Art von Pyramide, deren Basis Arienzo und deren Spitze Arpaja sei. Hier schließen sich die Berge dermaßen zusammen, daß im ganzen Tale kein engerer Paß ist. Aber denken Sie sich ja keine Via mala hier! Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie reisen auf's bequemste durch diesen famösesten aller Engpässe, ohne zu denken, daß Sie in einem solchen sind. Ist man einmal über Arpaja weg, so öffnet sich eine weite, offene Gegend, und es ist nicht zu begreifen, wie Livius diesen Paß noch enger und beschwerlicher finden konnte, als den ersten, wo die Römer eintraten Um aber den römischen Geschichtsschreiber zu retten, hat der obengenannte berühmte Daniele (Sie sehen, welche Quellen, welche Autoritäten ich habe) eine erstaunliche Entdeckung gemacht. Da der besagte Ort den Regenströmen sehr ausgesetzt ist, welche von dem mittäglichen Gebirge (auf dem das Kastell von Arpaja aus barbarischer Zeit) in großer Menge herabgekommen, so behauptet unser Gewährsmann, daß in langer Zeit die Felsen, Steine und selbst der Schlamm, den das Wasser mit sich führt, ohne allen Zweifel den Paß angefüllt haben, so daß er breiter, bequemer und weniger beschwerlich als der erste wurde. Was geschieht, Daniele hat nicht genug, uns dasselbe zu versichern, er will es auch beweisen; er läßt eine Grube von 61 neapolitanischen Palmen graben, bemerkt mit äußerster Freude in den verschiedenen Lagern viele mit Sand und Steinen vermischte Erde, welche in größerer Tiefe zu einer Masse geworden und nun ist seine Hypothese über die Maßen glücklich bestätigt und Livius gerettet.

Dieses Tal, welches die Römer so erniedrigt sah, ist rings von unbedeutenden Bergketten umgeben und hat nur zwei Eingänge, den aus der Campagna von Arienzo her, und den aus dem Samniterland von Arpaja; seine Länge beträgt zwei Miglien, seine Breite ist verschieden, der Umfang sieben Miglien. In Arpaja, dem miserabeln, aus einem Dutzend Hütten bestehenden Neste auf dem höchsten Teile der Straße, ist

eine antike Säule, welche alle Fremden ansehen. (Nun hab' ich nicht mehr Guicciardini und Daniele und del Re zu Quellen, sondern den Kutscher.) — Kaum waren wir abgestiegen und ein Mittagessen angeordnet, als wir mit außerordentlicher Sehlust nach der Säule suchten, aber wir waren mehreremale schon an ihr vorübergegangen, ohne sie zu bemerken, bis der nacheilende Kutscher sie uns zu unsern Füßen zeigte. Wir fanden in ihr den Überrest eines Wegzeigers und überzeugten uns durch die Inschrift selbst, daß wir in Caudium waren.

Merkwürdiger als dieses Altertum war unser Mittagsmahl, denn man brachte uns Maccaroni, die mit Sägemehl oder Gyps statt Käse bestreut zu sein schienen, unzerbeißbare Bohnen in Öl, lauter Dinge, welche meine unvorsichtigen Begleiter verschlangen, während ich für meinen minder verdauenden Magen ein Paar erträgliche Meerfische bekam. Einige beneventanische Geistliche, die vor einer Schüssel voll Pomidoro saßen, trösteten uns mit der Aussicht auf die Leckerbissen Benevents, warnten uns aber auf's ernstlichste, als ich ihnen unsern Reiseweg erzählte, den Bergweg nach Avellino zu machen, da er höchst unsicher sei und wir dort auf Räuber zählen könnten.

Als wir wieder eingestiegen waren, machte uns das pittoreske Seebild zur Linken der Straße die beste Hoffnung. Nach einigen Miglien trafen wir ein so reizend über einen Felsen hingruppiertes Dorf, daß wir uns nicht genug glücklich preisen konnten, eine so vielseitig interessante Reise machen zu können. Ganz im Charakter von Olevano und Subiaco bietet sich das malerische Felsdorf dar, und der gewaltige, wie von Poussin gezeichnete Berg hinter ihm verleiht dem Bilde eine wahre Vollendung. Seht Ihr's doch — rief ich den Freunden zu — nun beginnt die reiche Natur erst recht, und wir werden Wunderdinge sehen.

Gegen Süden entdecken wir auch schon das majestätische Gebirge des Monte Vergine. Aber bald sehen wir nichts mehr als — Hügel mit Kornfeldern. Was, um's Himmelswillen, wo sind wir? Ist das nicht die langweiligste Gegend, die uns je über den Alpen vor Augen kam?

Das mußten auch gleich die armen Doganenbettler büßen. Sie sagten: Eccellenza, siamo Galantuomini. Ich verstand, aber ich sagte: das sei ihre Schuldigkeit, und wir hätten keine Effekten. Ma vui site Galantuomo, Eccellenza! Jetzt nahm ich mir vor, die Kerle schnell abzufertigen; ich sprang aus dem Wagen und befahl ihnen, auf der Stelle zu visitieren. Das wollten sie nicht, sie baten, sie drohten, ich schimpfte und traktierte sie wie ungezogene Buben. Wenn Ihr also nicht untersuchen wollt, so wollt Ihr Geld haben? rief ich. Darum wollt Ihr Eure Pflicht nicht tun! — Nein, nein! riefen sie. — Nun denn Addio! versetzte ich und hieß den Kutscher fahren.

Dieser Sieg machte uns so lange lachen, bis der Anblick der Kornhügel, ein heranziehender Regen und endlich die Erscheinung Benevents selbst uns anders stimmte. Das wäre also dies Benevent? Bin ich denn noch in Italien? — Das sieht ja aus wie Pommern! — Nichts als Kornfelder und elende, formlose, deutsche Hügel! Nein, meine Herren, ärger hab' ich mich noch nie in meinem Leben getäuscht!

Unzufrieden, unmutig, schmähend und spottend näherten wir uns der Stadt, zogen das Pappelwäldchen vorbei und hinauf zum Tore, wo uns das päpstliche Militär ruhig passieren ließ.

Zweiter Brief.

Nun aber, mein Freund, da ich von den Merkwürdigkeiten Benevents sprechen soll, bin ich in nicht geringer Verlegenheit. In einem Zuge hab' ich den Triumphbogen, den Dom mit byzantinischer Fassade, vier Schiffen und meist antiken Säulen, die Reste des Amphitheaters, das Stück von der antiken Brücke, ein anderes Gebäude unsicherer Bestimmung, verschiedene Sphinxe in den Straßen, kurz, ich habe, auf mein Wort, alles gesehen, was mir die oft so schwer zu erfüllende Reisepflicht geboten. Was ist nun mein Urteil, und was sag' ich von den deinigen? Noch einmal, der Aufsatz im Wiener Journal ist an allem schuld. Wäre der nicht zur unglücklichen Stunde geschrieben worden (ich glaube im Jahr 1823), so hätt' ich noch Stoff und Raum in Menge, ich würde einige Blätter über die Basreliefs des Bogens ausfüllen, von der Architektur könnt' ich vieles sagen, zumal da ich wieder mit einem Architekten reise, mit einem Wort, ich könnte alles haarklein vorbringen, was im Wiener Journal steht. So aber bleibt mir nichts, als Ihnen zu versichern, daß es sich für unser einen auch nicht im geringsten verlohnt, nach Benevent zu gehen, daß außer dem Trajansbogen und der schönen Kathedrale nichts vorhanden ist, was ein allgemeineres Interesse hätte, daß die übrigen Ruinen allerdings in Deutschland sehenswürdig wären, in der Nähe von Pompeji aber, und für einen in Rom angesiedelten Poeten, auch keinen Schritt verdienen, daß der Maler, wie gesagt, hier nichts findet als flache Kornhügel ohne allen Charakter, daß die Stadt auch an sich selbst nichts Charakteristisches hat, daß man, wenn die Bottegen nicht wären, sich in einer deutschen Provinzialstadt glauben würde, daß ich Benevent übrigens samt seinem ganzen fruchtbaren und mit deutschem Fleiße angebauten Gebiete gern zur Pfründe nähme, wenn ich nur nicht drin wohnen dürfte.

Nein, es ist unausstehlich, Sie haben keinen Begriff von meinem Leiden. Ich wohne vorn auf dem Platze; gegenüber steht der Palast des Kardinals, und ich kann nicht umhin, so oft ich an's Fenster trete, mit Widerwillen zu sagen: Sieht das Haus dort drüben doch gerade wie eine Stadtschreiberei aus.

Aber eines hat das Wiener Journal nicht gesehen! Unser Cicerone führt uns in den Palast eines Marchese, wo, wie er sagte, ein herrliches Museum zu sehen sei. Voll schwermütiger Ahnungen stieg ich hinauf, ward von einem jungen Edelmann selbst empfangen und vor einen kleinen Glaskasten geführt, wie ich mich erinnere, bei einigen meiner alten Tanten als Kind gesehen zu haben. Das war nun das beneventanische Museum, der Eigentümer selbst verstand nichts von Antiquitäten und schien ein wahres Schaf zu sein. Eine kleine Vase, einige Bronzen — soll ich mich aber denn zweimal langweilen mit diesem vermaledeiten Kabinet, das ich doch ehrenhalber bewundern mußte! Nicht genug, daß ich sämtliche Säle und Dekorationen des Hauses sah, ich mußte auch in den Park, mußte das eingepflanzte Wappen, einige abenteuerliche antike Statuen sehen, und dabei hatt' ich noch eine freie Aussicht auf das trockene Bett des Calore und diese oft gerühmten fruchtbaren Kornhugel. Endlich sagte mir der Herr Marchese mit der Miene eines Cimon: Geben Sie ja meinen Bedienten nichts! Aber sie liefen uns nach und wurden mit Kupfer bezahlt.

Weil wir doch bereits einsahen, daß ein böser Stern über unserer Reise walte, und daß man es hier mehr als irgendwo darauf abzwecke, uns bei jedem Schritte zu prellen, so sagt' ich meinen Begleitern: Laßt uns doch sehen, ob uns einer auch nur einen Gran auspreßt. Diesmal sei es Ehrensache, uns auch nicht um ein Kupferstück betrügen zu lassen!

Davon gaben wir am ersten Abend verschiedene Proben. Für's erste wurden die unzähligen Antiquitäten- und Münzenhändler, die zu Dutzenden herbeiströmten und uns recht eigentlich das Zimmer anfüllten, verdientermaßen fortgeschickt. Denn unverschämter hab' ich noch nie fordern gehört; für eine erbärmliche Kaisermünze konnte man einen Scudo verlangen, und diese Flegel zeichnen sich noch besonders durch Trotz aus, indem sie stolz zur Türe hinausgingen, wenn man ihnen den zehnten Teil anbot. O, wie pries ich mich bei dieser Gelegenheit wieder glücklich, daß ich wenigstens von der Narrheit der Sammlungen frei bin, und wie wohl befand ich mich in meinem System und dem Grundsatze (einer von den wenigen, die ich habe, aber der beste) nichts, gar nichts, als das Allerunentbehrlichste zu besitzen. — Wenn ich mir vorstelle, ich hätte ein Haus, einen Garten, eine Gemäldesammlung, oder Weib und Kinder, so erscheint mir das als eine unerträgliche Last, und ich halt' es ganz mit dem Weisen, der seine ganze Habe auf dem Rücken trug. Für einen Diogenes übrigens dürfen Sie mich nicht halten, denn ich weiß den Wert des Geldes und die Freuden, die ich mir dadurch erkaufe, nur zu sehr zu schätzen! Mit einem Worte: Geld, aber kein Eigentum. Freuden und Taten der einzige Besitz!

Doch nach Malevent! Ja wohl Malevent, wenigstens mir. Schon fühl' ich, daß ich nicht verdauen kann. Dennoch aber bin ich im Begriff, einen Vetturin, der von mir 14 Scudi zurück nach Neapel verlangt, zur Tür hinauszuwerfen und ihm den von Capua, der mich auf eine andere Art betrügen will, nachzuschicken. Denn schon sind wir darin eins, daß in Benevent kein Heil für uns zu erwarten sei, und daß wir so früh als nur möglich fort müßten. Meinem Todfeind will ich raten, nach Benevent zu gehen und das Fieber an den Hals zu kriegen, das ich vielleicht morgen schon habe. So sprach ich noch im Zorn, nachdem auch diese Spitzbuben wahrhaft als solche traktiert und übel entfernt waren, und setzte hinzu: Ich bin überzeugt, daß die Beneventaner nichts durch uns oder über uns gewinnen, und für's erste soll der Wirt morgen seine sechs Caroline haben und weiter nichts. Unwiderruflich beschlossen!

Meine malthesische Zigarre rauchend, legt' ich mich zu Bette und dachte an das Schicksal des kommenden Tages.

Dritter Brief.

Zwar hatte ich befohlen, mich mit Tagesanbruch zu wecken, um sogleich davonzugehen, aber man schlief ziemlich lange, und ich erhob mich endlich, öffnete das Fenster, sah den Palast des Kardinals und will nicht wiederholen, was ich dabei dachte. Das sei Ihnen aber gesagt, daß ich mich recht elend, zu einer Reise fast unfähig fühlte und daß ein anderer vielleicht im Bette geblieben wäre.

Schwach und kaum fähig, mich auf den Beinen zu halten, unterhandelte ich um die Pferde, denn wir hatten beschlossen, den Gebirgspfad über Altavilla nach Avellino zu machen, der, wie wir hörten, nur 16 Miglien haben sollte. Lange stritt man sich um den Preis, und die Beneventaner sahen abermals, daß wenigstens mit diesen Forestieri nichts zu machen sei. So hatte man denn nichts mehr als die Zeche zu bezahlen, es blieb bei meinem gestrigen Beschluß, der Wirt forderte einen Dukaten für die Person, erhielt aber nur die 6 Caroline, mit der einfachen Weisung, daß es unmöglich sei, auch nur einen Gran weiter zu bekommen. Er gab sich zufrieden, den Cicerone fertigte ich auch ab und kurzweg, nicht als Angrese (Inglese), sondern mit zwei Carolinen.

Endlich ging ich aus der Citta dolente, aber ach! nur, um unter andere perduta Gente zu kommen, und des Abends glaubte ich beinahe den eterno Dolore der Hölle zu leiden. Der Ärger und Zorn ist mir nun einmal durchaus schädlich, und doch habe ich es noch nicht soweit gebracht, mich nicht des Tages wenigstens einmal auf den Tod zu erzürnen. Nie in meinem Leben habe ich mich gerühmt, schwache Nerven zu haben, ich habe mich im Gegenteil immer bemüht, zu beweisen, daß ich trotz der gesellschaftlichen Vergnügungen, welche eine Universität und ein theologisches Seminarium, wie Tübingen, darbietet, noch Kraft und Stärke beibehalten, und endlich selbst unter den ungünstigen, gefährlichen Einflüssen des italienischen Klimas ein guter Fußgänger geblieben bin. Aber wahr ist's denn doch, wenn ich Ihnen sage, daß ich aus Ärger schon mehr als einmal vom Fieber befallen worden.

Sie können sich vorstellen, welche Wut, als ich schon auf der Straße, schon vor dem Tore stand, schon freier atmen, schon zu Pferde steigen wollte, als der Maler meinte, er müsse doch auch was in seinem Skizzenbuche haben, und der Architekt, er habe zwar den Trajanbogen schon in Deutschland gezeichnet, aber er müsse ihn doch einmal nach dem Originale skizzieren und auch die Kathedrale geschwind in's Buch eintragen. Meine Meinung über solche Kunstreisen habe ich Ihnen schon in den Briefen über Pästum im vorigen Jahre gesagt, aber diesmal kamen mir diese künstlerischen „Wagner" etwas ungelegener. Denn die Beneventaner wollten ihre Pferde vorausbezahlt haben, und das wollte ich auf keinen Fall tun. Ich hieß sie demnach die Tiere nach Hause führen, und man denke, es ist unerhört in Italien, sie taten es auch. —

Auf diese Weise blieb mir denn nichts übrig, als mich für überwunden zu erklären, mich den Beneventanern in die Hände zu liefern, oder den Weg zu Fuß anzutreten. Schon brannte aber die Juliushitze mit fürchterlicher Kraft, und ich vermochte kaum, wie gesagt, mich aufrecht zu erhalten. Aber lieber alle Fieber der Welt auf dem Hals, sagt' ich, als nachgeben. Und wenn ich umsinke, ich gehe zu Fuß.

Noch den stundenlangen Ärger über das Ausbleiben unserer fleißigen Begleiter und dann auf den Weg. Die versammelten Kerle wunderten sich, aber sie holten doch die Pferde nicht wieder aus dem Stalle, und wir traten unsere Reise an, zufrieden, wenigstens einen Sieg, wenn auch zu unserm höchsten Leidwesen, davonzutragen. Und zwar ohne Führer, ganz allein, ohne irgend einen maleventanischen Spitzbuben, machten wir uns auf den Weg.

Der Sonnenschirm schützte nicht mehr vor der immer anwachsenden Hitze. Mit jeder Viertelstunde schwand meine Kraft mehr dahin, kaum wandt' ich mich nach dem in Gärten versteckten Benevent zurück und kaum betrachtete ich den fleißigen Anbau der Felder, die wir durchschritten. Wie beispiellos ungefällig dies Volk ist, erkannte ich auch wieder darin, daß einige mit Maultieren vorüberziehende Bauern, trotz Bitten und Versprechungen, mich nicht aufsteigen ließen und lieber die leeren Tiere fortschleppten.

Erschöpft über alle Beschreibung langen wir an dem Flußbette des Sebato an und finden hier eine einsame Taverne neben ruinierten Häusern. Wehe dir, Wanderer, in diesen Gegenden, wenn du deine sechs Miglien auf eine deutsche Meile rechnest! Zu einer solchen Miglie ist eine gewaltige halbe Stunde nötig, und wenn du nicht Beine hast, wie ich sie vor sechs und mehr Jahren bei meinen ersten Wanderungen durch die Schweiz, Tyrol und Italien hatte, so brauchst du eine Meile, um drei Miglien zu machen.

In dieser Taverne übrigens, wo ich halbtot anlange, finden wir Menschen, ich sage Menschen, und keine Beneventaner. Wir lagern uns auf's Gras in den Schatten des einsiedlerischen Talhauses, leeren eine Caraffe des genießbaren Weines nach der andern und verzehren auch ein Stück Brod. Ich denke freilich nicht daran, daß es das letzte sein, daß ich fünf Tage lang nichts mehr genießen soll.

Nachdem wir uns sattsam hatten von den neugierigen Leuten begucken lassen — denn welcher Fremde kommt hierher! — setzten wir den Weg nach Altavilla fort. Der Wein hatte mich gestärkt, aber freilich nur, um mich desto mehr zu schwächen. Die Hitze überstieg jetzt alle Grenzen, es konnte noch eine Stunde zu Mittag fehlen, und wir hatten zu steigen.

Von nun an wird die Natur wilder, rauher, aber schöner an Formen und Charakter. Dabei übrigens allenthalben noch ein üppiger Baumschlag. Nirgends ein Haus, alles Wildnis, und endlich eine ziemlich enge Schlucht, die mich an den Schwarzwald erinnert. Wohl kann man sich diese verlassene, gebirgige, waldige Gegend als Aufenthalt der Räuber denken, aber ich habe vor ganz andern Dingen Furcht, und zwar einzig vor dem Fieber.

Denn als wir endlich am Fuße des Berges anlangen, auf dem Altavilla nach sabinischer Art liegt, fühlte ich mich betäubt von Hitze, Schwäche und Erschöpfung. Nie habe ich die Kraft der Sonne so vernichtend gefunden; kaum schleppe ich mich in den hochgelegenen Ort, kaum erreiche ich eine Schenke, wo ich im Schwindel das Hemd wechsele, den brennenden Durst mit einer Limonade kühle und nach einem Esel schicke. Schon ekelt mich Wein und Brod an, nur Citronen und Eis verlange ich, und das ist der Vorzug auch des allererbärmlichsten Gebirgsnestes im Neapolitanischen, daß es Schnee hat und seinen Wein damit abkühlt.

Nun, sprach ich zu meinen Begleitern: nun ist mein Schicksal entschieden! Nun stellt sich das Fieber wieder so gut ein, als vor drei Monaten, da ich von Rom abreiste, schon unterwegs in Albano erkrankte und eiligst zurückfahren mußte. Dies Jahr ist schon ein unglückliches für mich, und ich will nur zuseh'n, wie ich den Aetna besteige.

Das Dorf hat viel Ähnlichkeit mit Olevano in seinem Innern, aber ich fühle mich hier nicht heimisch wie vor Jahren dort auf dem Hernikerfels, ich klettere auf einen Esel und nun nach Avellino zu!

Von Altavilla an gerät man in's wildeste Gebirge. Prachtvolle Massen von Kastanien und Eichen decken fast immer die Aussicht in die Ferne, zaubern aber die großartigsten landschaftlichen Reize über den Bergweg, der sich unablässig zwischen Felsen, Bäumen und Büschen emporwindet. Hier und da begegnen einem Kreuze, Zeichen der Erschlagenen, denn wie unsicher und räuberisch dieser Weg ist, das erfahren wir nun auch durch unsern Führer, der uns von einer schrecklichen Mordtat erzählte, welche erst vor wenigen Tagen hier geschehen. Eine Person von Bedeutung aus Avellino war das Opfer, die sechs Raubmörder sind aber bereits eingefangen und werden in den nächsten Tagen schon aufgehangen.

Üppig und strotzend ist die Vegetation in diesen Gebirgen, die reichen Kastanienwälder bedecken sie bis an die Gipfel und sie unterscheiden sich dadurch sehr von den Sabiner- und Volskerbergen, denen sie sonst nicht unähnlich sind. Etwa halbwegs zwischen Altavilla und Avellino eröffnet sich aber eine Ferne, deren Anblick für alle Leiden dieser mißlingenden Reise entschädigen kann. Von den mächtigen Kastanienbäumen aus, die uns umgeben, erblickt man nämlich gegen Südost plötzlich das un-

geheure, fast hangende Felsbild von Serino. Kaum läßt sich etwas aus den besuchtern Sabinergebirgen oder aus den Gegenden des Fucinersees mit dieser Landschaft vergleichen, die an kolossaler Einfalt und ernster Größe unverzüglich an den erhabenen Poussin erinnert. Mühsam stieg ich vom Esel, und wir verweilten eine Viertelstunde, um uns an dem majestätischen Anblick zu ergötzen.

Aber denken Sie sich mit dem annahenden Fieber matt bis zum Tode, auf halsbrechenden Wegen, auf einem gleichfalls erschöpften Tiere! Immer wollte sich der Pfad noch nicht absenken, bis endlich westlich zu unserer Rechten aus den wilden Büschen und Baummassen der hohe Monte Vergine mit seinem Felskloster hervorstieg. Bald kam man auch an's Hinabsteigen, stets im Schatten der verschwenderischen Gesträuche und Bäume.

Schon ziemlich weit unten erreicht man ein einsames Waldhaus, wo wir viele Bauern antreffen, von denen mehrere bewaffnet sind. Der Führer sagt meinen durstigen Begleitern, daß hier wohl Wein zu bekommen sei, man fragt, man verspricht, und wir lagern uns im Freien, schon mit der Aussicht auf den Monte Vergine und das Tal von Avellino.

Was geschieht, die verdächtigen Kerle, recht im Räuberkostüme, wie's die römischen Genremaler für die Engländer machen, nähern sich uns und einer der ältesten, mit einem grundehrlichen Banditengesicht, stellt sich vor uns hin, stützt Arme und Kinn auf die Flinte, sieht uns lange unverwandt an und sagt endlich: „Ma in somma chi siete voi?“ Diese naive Frage und das gutmütige Benehmen des Kerls machte mich lachen, und ich antwortete: „Wir sind Forestieri!“ Jetzt nach einigem Räuspern noch immer auf die Flinte gestützt, fragt er, ob wir denn Papiere bei uns hätten. Ich erwiderte, das werde ihn wohl wenig angehen! — Allerdings geht mich das an, — versetzte er — denn ich bin vom Corpo di Guardia. — Darauf erfolgt ein lautes Gelächter von unserer Seite. Ei — rief ich — seit wann gehen die Carabinieri des Königs in Bauernkleidern? Geht fort, guter Alter, zieht die Uniform an und Ihr sollt wissen, ob wir einen Paß haben! — Der Alte sagt: „Wenn Ihr Eure Papiere nicht gutwillig zeigen wollt, so wollen wir Euch dazu nötigen!“ Nicht eher — ruf' ich — sollt Ihr sie sehen, bis Ihr mir in Uniform auftretet, und obendrein wett' ich noch meinen Kopf, Ihr könnt nicht einmal lesen! — Meine Begleiter lachten und der Alte mußte bejahen. Dabei wandte er sich aber um, ging mit einem halben Dutzend dieser Kerle zur Seite und sprach lange im Geheimen. Schon wollt' ich darauf bestehen, den Spuk auf's äußerste zu treiben, die Leute nötigen, mit mir nach Avellino zu gehen, um zu sehen, ob sie gegen Räuber aufgestellt oder selbst welche seien. „Vor Euren Flinten haben wir keine Furcht“, rief ich, „denn auch wir sind bewaffnet! Legt einmal Hand an uns, und sehet zu, was Euch widerfährt!“ Indem versicherte aber unser Führer, daß diese Leute allerdings zum Schutze des Weges hier seien, und um nicht in böse Händel verwickelt zu werden, erhob ich mich, nahm unsern gemeinschaftlichen Reisepaß heraus, und während die Kerle sich um mich versammelten, deklamiert' ich mit lauter Stimme, den Hut abnehmend — die Bauern mußtens alle auch tun — „Ich, Francesco I., König der beiden Sizilien ꝛc.“, und damit beruhigten sich die gewissenhaften Stellvertreter neapolitanischer Polizei, indem sie sich entschuldigten, es sei viel böses Volk in diesen Wäldern, es sei erst vor einigen Tagen ein arger Mord geschehen, und sie müßten den Weg sauber halten.

Als wir weiter zogen, sagte uns aber unser Führer, was wir auch wohl selbst gemerkt hatten, daß es darauf abgesehen war, uns Geld abzunehmen und uns, wo möglich, nach Avellino zu transportieren.

Immer zwischen den üppigsten Gebüschen, in ununterbrochenem Schatten führt der Weg nun in das freundliche, mitten zwischen grünen Gebirgen liegende Avellino, dessen berühmte, von Plinius angeführte Nußbäume sich zu allen Seiten in südlichem Reichtume zeigen. Einen lachenden Anblick gewährt das Kloster, dessen grünen Rasen man zuerst betritt, ehe man in die Stadt hineinkommt.

Also wären wir in der Hauptstadt des Principato ulteriore. Avellino ist eine bevölkerte, hübschgebaute, reiche Stadt, und man glaubt in seinen volkreichen Straßen, unter den Lazzaronen des Platzes, unter den Eis- und Citronenbuden in Neapel selbst zu sein.

Was soll ich Ihnen von Avellino überhaupt sagen? Seine Lage ist, wie schon bemerkt, äußerst reizend und romantisch, so daß es sich verlohnt, hierher zu gehen. Das Klima soll aber feucht sein, wozu einige Wasser Veranlassung geben, die vorbeifließen. — Südlich von der Stadt, eine Miglie entfernt, stand zu den Zeiten der alten Hirpinier Abellinium Protrohum, und in der Nähe von dem heutigen Altripalda sollen gewaltige Überbleibsel davon vorhanden sein. Ich war nicht dort, so wenig als in dem berühmten Kloster des Monte Vergine. In diesem Kloster ist's, wo am Pfingstfeste unzähliges Volk von weiten Fernen sich versammelt, und hierher ziehen auch über dreißig Miglien weit die Napolitaner, die am Pfingstmontage, am Feste der Madonna dell'Arco, den neapolitanischen Bachanalien, zurückkommen, und jene saturnalischen Szenen herbeiführen, die so vielfach von Malern dargestellt und auch wirklich das volkstümlichste sind, was man in Neapel sehen kann. Schon zu den Zeiten Romualds II., der von 690—720 regierte, soll der h. Vitalian, Bischof von Capua, hieher geflüchtet sein, und der Madonna eine Kirche erbauet haben. Darauf setzte sich der heilige Abbate Guglielmo di Vercelli hier fest, vergrößerte die Kirche, fügte ein Kloster hinzu und errichtete um 1134 den Orden der weißen Benediktiner. Später entstand am Fuße des Berges bei Mercogliano das sogenannte Lorete, ein großes und kostbares Gebäude, worin eines der ersten Archive von Papieren aus dem Mittelalter vorhanden sein soll.

Das Gebirge des Monte Vergine oder des alten Partenius, besteht aus einer Gruppe von Kalkfelsen, die sich von den kaudinischen Engpässen bis Mercogliano erstrecken. Er ist 639 Toisen über die Meeresfläche erhaben und fast acht Monate hindurch im Jahr mit Schnee bedeckt. Da und dort ist er steil und öde, meist aber mit Kastanien, Buchen, Taxus und anderm Grün bedeckt, auch findet man viele Heilkräuter auf ihm, worunter die Botaniker Efautile, Genziana, Cruciata, Corallina, Alumatha, Cretensis, Chrmei, Pavis u. s. w. nennen. Den Citisus der Alten findet man gleichfalls. Die Aussicht vom Kloster aber, das beinahe auf dem höchsten Gipfel liegt und von unten einen weit kühnern Anblick gewährt als St. Benedetto im Sabinum, mag außerordentlich schön sein, besonders auf die Gebirge von Serino und Solofra.

Was soll ich Sie noch lange mit meiner eigenen Person quälen? Kaum in Avellino angekommen, fühlte ich das Fieber herankommen, legte mich zu Bette und erwartete den schrecklichen Dämon, den ich so wohl kenne, und der auch alsbald mit infernalischer Hitze und mit dem Frost des Grimsels ankam. Das Gehen und Reiten hatte mich dermaßen angegriffen, daß mich selbst das Ruhigliegen schmerzte. Unter Fieberträumen phantasierend und mich, wie ich nachher hörte, mit meinem neapolitanischen Kätzchen unterhaltend, durchkämpft' ich eine der schrecklichsten Nächte meines Lebens.

Meine Begleiter wollten sich zwar den folgenden Tag noch aufhalten, aber ich wollte nicht länger mehr bleiben, und trotz Fieber und unbeschreiblichem Schmerz in allen Gliedern, verlangt' ich nach Neapel zu fahren. Diesmal hatten die Begleiter zu kämpfen, und brachten endlich einen Wagen nach langem Markten und Handeln. Betrügerischer und unfreundlicher als sonst wo in Italien, fand ich auch hier die Einwohner.

Dem Himmel sei Lob, daß ich auf dem Wege nach Neapel bin. Aber Sie können sich vorstellen, daß die 30 Miglien, die ich zu machen hatte, Erschütterung, Staub und Hitze mich in einem wahrhaft erbärmlichen Zustand versetzten. Der frische Bergwind in Cardinale tat mir aber wohl und linderte die Fieberhitze einigermaßen. Ohne Zank und Streit ging auch diese Reise nicht ab. Einigemal glaubt' ich kaum bis Neapel ausdauern zu können. Gleichgültig und stumpfsinnig erkannt' ich endlich die hintere Seite des Vesuvs und zuletzt das Kastell St. Elmo, das Meer und Capri. Der Letzte, der uns betrügen wollte, aber verhöhnt wurde, war der Vetturin, der uns bei der Campana in einen andern Wagen laden wollte. Wir saßen ein, aber ließen den Vetturin zahlen. Keinen Gran hatten wir auf dieser unheilvollen Reise zu viel gegeben, aber ich blieb fünf Tage ohne Speise im Bette liegen, konnte erst nach mehr als einer Woche wieder ausgehen und habe mich jetzt noch nicht ganz erholt, ob ich gleich sorrentinische Lüfte einatme. (Ges. Werke IX., S. 222—245.)

VII. Aus „Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn."

Tritt man nun in das Haus des Unglücklichen, so denkt man freilich keinen Dichter darin zu treffen, der so gerne mit Platon am Ilyssus wandelte; aber es ist auch nicht häßlich, sondern die Wohnung eines wohlhabenden Tischlers, eines Mannes, der eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung hat, sogar von Kant, Fichte, Schelling, Novalis, Tieck u. a. spricht. Man fragt nach dem Zimmer des Herrn Bibliothekars — so läßt er sich noch immer gern titulieren — und kommt auf die kleine Türe zu. Schon hört man innen reden, man glaubt, daß dort Gesellschaft sei. Der brave Tischler aber sagt, er sei ganz allein und rede Tag und Nacht mit sich selbst. Man besinnt sich, man zaudert anzupochen, man fühlt sich innerlich beunruhigt. Zuletzt klopft man an, und ein heftiges, lautes „Herein!" wird gehört. Man öffnet die Türe, und eine hagere Gestalt steht in der Mitte des Zimmers, welche sich auf's tiefste verneigt, nicht aufhören will, Komplimente zu machen, und dabei Manieren zeigt, die voll Grazie wären, wenn sie nicht etwas Krampfhaftes an sich hätten. Man bewundert das Profil, die hohe, gedankenschwere Stirne, das freundliche, freilich erloschene, aber noch nicht seelenlose, liebe Auge, man sieht die verwüstenden Spuren der geistigen Krankheit in den Wangen, am Mund, an der Nase, über dem Auge, wo ein drückender, schmerzlicher Zug liegt, und gewahrt mit Bedauern und Trauer die konvulsivische Bewegung, die durch das ganze Gesicht sich zuweilen verbreitet, die ihm die Schultern in die Höhe treibt und besonders die Hände und Finger zucken macht. Er trägt ein einfaches Wamms, in dessen Seitentaschen er gern die Hände steckt. Man sagt einige

einleitende Worte, die mit den verbindlichsten Verbeugungen und einem Schwall von Worten empfangen werden, die ohne allen Sinn sind und den Fremden verwirren. Hölderlin fühlt jetzt, artig, wie er war, und wie er der Form nach es noch ist, die Notwendigkeit, dem Gaste etwas Freundliches zu sagen, eine Frage an ihn zu richten. Er tut es; man vernimmt einige Worte, die verständlich sind, die aber meist unmöglich beantwortet werden können. Hölderlin selbst erwartet nicht im mindesten Antwort und verwirrt sich im Gegenteil auf's äußerste, wenn der Fremde sich bemüht, einen Gedanken zu verfolgen. Darüber später, wenn wir zu unsern eignen Unterhaltungen mit ihm kommen; für jetzt nur die flüchtige Erscheinung. Der Fremde sieht sich eure Majestät, eure Heiligkeit, gnädiger Herr Pater betitelt. Allein Hölderlin ist äußerst unruhig; er empfängt solche Besuche sehr ungern und ist nachher immer verstörter als früher. Ich tat es deswegen jederzeit wider Willen, wenn mich jemand bat, ihn zu Hölderlin zu führen. Doch war mir dies noch lieber, als wenn man allein zu ihm ging. Denn alsdann war die Erscheinung für den Einsamen, von allem Menschenumgang Abgeschlossenen zu neu, zu störend, und der Fremde wußte ihn nicht zu behandeln. Hölderlin selbst fing auch bald an, für den Besuch zu danken, sich abermals zu verbeugen, und es war alsdann gut, wenn man nicht länger verweilte.

Anfänglich schrieb er viel und füllte alle Papiere an, die man ihm in die Hand gab. Es waren Briefe in Prosa oder in pindarischen, freien Versmaßen, an die teure Diotima gerichtet, häufiger noch Oden in Alcäen. Er hatte einen durchaus sonderbaren Stil angenommen. Der Inhalt ist: Erinnerung an die Vergangenheit, Kampf mit Gott, Feier der Griechen. Über die Gedankenfolge für jetzt noch nichts.

In der ersten Zeit bei dem Tischler hatte er noch sehr viele Anfälle von Raserei und Wut, so daß jener nötig hatte, seine derbe Faust anzuwenden und dem Wütenden tüchtig mit Schlägen zu imponieren. Einmal jagte Hölderlin ihm seine sämtlichen Gesellen aus dem Hause und schloß die Türe. In Zorn und Konvulsionen geriet er gleich, wenn er jemand aus dem Klinikum sah. Indem er oft frei herumging, war er natürlich dem Spott heilloser Menschen ausgesetzt, deren es überall gibt und deren Bestialität auch ein so furchtbarer, durch das Unglück geheiligter, geistiger Zufall ein Gegenstand des dummen Mutwillens ist. Das machte nun Hölderlin, wenn er's bemerkte, so wild, daß er mit Steinen und Kot nach ihnen warf; und dann war es ausgemacht, daß er noch einen Tag lang fortwütete. Mit tiefem Bedauern haben wir bemerken müssen, daß selbst Studierende tierisch genug waren, ihn zuweilen zu reizen und in Zorn zu jagen. Wir sagen nichts darüber, als daß von allen Bübereien, welche auf Universitäten die Faulheit hervorbringt, diese wohl eine der nichtswürdigsten ist.

Oft nahm die Frau des Tischlers oder eine der Töchter und Söhne den Armen in die Gärten und Weinberge hinaus, wo er sich alsdann auf einen Stein setzte und wartete, bis man wieder nach Hause ging. Es ist zu bemerken, daß man ganz wie mit einem Kinde mit ihm verfahren mußte, wenn man ihn nicht störrisch machen wollte. Wenn er so ausgeht, so muß man ihn zuerst anmahnen, sich zu waschen und zu säubern, indem seine Hände gewöhnlich schmutzig sind, weil er sich halbe Tage lang damit beschäftigt, Gras auszureißen. Wenn er alsdann angekleidet ist, so will er durchaus nicht vorausgehen. Seinen Hut, den er tief auf's Auge hinabdrückt, lupft

er vor einem zweijährigen Kinde, wenn er anders nicht zu sehr in sich vertieft ist. Es ist sehr lobens- und erwähnenswert, daß die Leute in der Stadt, die ihn kennen, ihn nie ausspotten, sondern ruhig seines Weges gehen lassen, indem sie oft zu sich sagen: Ach, wie gescheit und gelehrt war dieser Herr, und jetzt ist er so närrisch. Allein läßt man ihn aber nicht ausgehen, sondern nur in dem Zwinger vor dem Hause herumwandeln.

Im Anfang kam er manchmal zu dem unlängst verstorbenen trefflichen Conz. Dieser fleißige und tätige Freund der alten Literatur hatte einen Garten vor dem Hirschhauertore in Tübingen, wo er nach einer Gewohnheit von Jahrzehnten täglich eine Stunde vor Mittag seinen Gang hinrichtete. Eine Vierteljahrhundert hindurch sah man ihn um diese Zeit seinen schweren Körper hinaustragen und sofort am Tore halten, wo ihm der Torwart regelmäßig die Pfeife anzünden mußte. Alsdann ging der Dichter ruhig und langsam weiter und hielt sich einige Stunden draußen im Freien oder im Gartenhause auf. Als er den Aeschylos übersetzte, kam Hölderlin, der damals noch mehr Feuer und Kräfte hatte, oftmals zu ihm hinaus. Er unterhielt sich alsdann mit Blumenpflücken, und wenn er einen tüchtigen Strauß beisammen hatte, so zerriß er ihn und steckte ihn in die Tasche. Conz gab ihm auch zuweilen ein Buch hin. Einmal, erzählte er mir, bückte sich Hölderlin über ihn her und las einige Verse aus dem Aeschylos herunter. Sodann aber schrie er mit einem krampfigen Lachen: „Das versteh' ich nicht! das ist Kamalattasprache"; denn zu Hölderlins Eigenheiten gehört auch die Bildung neuer Wörter.

Diese Besuche hörten mit der Zeit auf, je schwächer und dumpfer er wurde. Ich hatte Not, ihn zuweilen zu bewegen, daß er mit mir einen Spaziergang in den Conz'schen Garten machte. Er hatte allerlei Ausreden; er sagte: Ich habe keine Zeit, Eure Heiligkeit — denn auch ich bekam alle Titel durchweg — ich muß auf einen Besuch warten; oder er brauchte eine ihm gewöhnliche, höchst sonderbare Form, indem er sagte: Sie befehlen, daß ich hier bleibe. Manchmal aber, wenn das Wetter schön und hell war, brachte ich ihn doch zum Anziehen, und wir gingen hinaus. Einmal an einem Frühlingstage war er höchlich erfreut über die reichen Blumenbüsche und die Fülle der Blüten. Er lobte die Schönheit des Gartens auf die artigste Weise. Sonst war er aber immer unvernünftiger, als wenn ich ihn allein bei mir hatte. Conz bemühte sich, ihn an Vergangenes zu erinnern, jedoch umsonst. Einmal sagte er: Herr Hofrat Haug, dessen sie sich noch gut erinnern werden, hat unlängst ein schönes Gedicht gemacht. Hölderlin, wie gewöhnlich ganz und gar unachtsam auf das, was man zu ihm spricht, versetzt: „Hat er eins gemacht?" so daß Conz herzlich darüber lachte. Wir gingen sodann nach Hause, und Hölderlin küßte beim Abschied auf der Straße Herrn Conz die Hand auf's eleganteste.

Sein Tag ist äußerst einfach. Des Morgens, besonders zur Sommerzeit, wo er überhaupt viel unruhiger und gequälter ist, erhebt er sich vor und mit der Sonne und verläßt sogleich das Haus, um im Zwinger spazieren zu gehn. Dieser Spaziergang währt meist vier bis fünf Stunden, so daß er müde wird. Gern unterhält er sich damit, daß er ein Schnupftuch in die Hand nimmt und auf die Zaunpfähle damit zuschlägt oder das Gras ausrauft. Was er findet, und sollte es nur ein Stück Eisen oder Leder sein, das steckt er ein und nimmt es mit. Dabei spricht er immer

mit sich selbst, fragt sich und antwortet sich, bald mit ja, bald mit nein, häufig mit beiden; denn er verneint gern.

Alsdann geht er in's Haus und schreitet dort umher. Man bringt ihm sein Essen auf's Zimmer, und er speist mit großem Appetit, liebt auch den Wein und würde so lange trinken, als man ihm gäbe. Ist er mit dem Essen zu Ende, so kann er keinen Augenblick länger das Geschirr in seinem Zimmer leiden, und er stellt es sogleich vor die Türschwelle auf den Boden. Er will durchaus nur drin haben, was sein ist; alles andere wird auf der Stelle vor die Türe gelegt. Der übrige Teil des Tages verfließt in Selbstgesprächen und Auf- und Abgehen in seinem Zimmerchen.

Womit er sich tagelang beschäftigen kann, das ist sein Hyperion. Hundertmal, wenn ich zu ihm kam, hörte ich ihn schon außen mit lauter Stimme deklamieren. Sein Pathos ist groß, und Hyperion liegt beinahe immer aufgeschlagen da; er las mir oft daraus vor. Hatte er eine Stelle weg, so fing er an mit heftigem Geberdenspiel zu rufen: O schön, schön, eure Majestät; — dann las er wieder, dann konnte er plötzlich hinzusetzen: Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma! Er las mir auch oft aus andern Büchern vor, die ich ihm in die Hand gab. Er verstand aber nichts, weil er zu zerstreut ist und nicht einmal einen eignen Gedanken, geschweige einen fremden verfolgen kann. Jedoch lobte er seiner gewöhnlichen Artigkeit zufolge das Buch immer über alle Maßen.

Seine übrigen Bücher bestehen aus Klopstocks Oden, Gleim, Cronegk und dergleichen ältern Poeten. Klopstocks Oden liest er oft und zeigt sie gleich vor.

Ich sagte ihm unzähligemal, daß sein Hyperion wieder neu gedruckt worden, und daß Uhland und Schwab seine Gedichte sammelten. Ich erhielt aber nie eine andere Antwort als eine tiefe Verbeugung und die Worte: Sie sind sehr gnädig, Herr von Waiblinger! Ich bin Ihnen sehr verbunden, eure Heiligkeit. Oft wollte ich, wenn er eine Frage auf diese Weise abschnitt, mit Gewalt auf eine vernünftige Antwort dringen, drehte meine Worte, ließ nicht ab, brachte immer wieder dasselbe in anderer Wendung vor und hörte erst auf, als er in heftige Bewegung geriet und einen fürchterlich kunterbunten, sinnlosen Wortschwall hervorbrachte.

Der Tischler verwunderte sich bald, daß ich so viele Gewalt auf ihn ausüben konnte, daß er mit mir ging, sobald ich wollte, und daß er sich auch in meiner Abwesenheit so viel mit mir beschäftigte. Womit ich ihn am meisten vergnügte, das war ein hübsches Gartenhaus, das ich auf dem Österberge bewohnte, dasselbe, worin Wieland die Erstlinge seiner Muse niederschrieb. Hier hat man Aussicht über grüne, freundliche Täler, die am Schloßberg emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alp. Hier war es, wo ich Hölderlin jede Woche einmal hinaufführte. Oben angelangt, und in's Zimmer eintretend, verneigte er sich jedesmal, indem er sich meiner Gunst und Gewogenheit auf's angelegentlichste empfahl. Höflichkeitsfloskeln bringt er allenthalben an, und es ist wirklich oft, als ob er damit geflissentlich jedermann recht fern von sich halten wollte. Hat er einen Grund, so ist es gewiß dieser; es ist aber vielleicht zu viel, allem und jedem eine tiefere Ursache zuschreiben zu wollen, als die bloße Sonderbarkeit und Kuriosität.

Hölderlin öffnete sich das Fenster, setzte sich in seine Nähe und fing an in recht verständlichen Worten die Aussicht zu loben. Ich bemerkte es überhaupt, daß es besser mit ihm stand, wenn er im Freien war. Er sprach weniger mit sich selbst und dies ist mir ein vollkommener Beweis, daß er klarer wurde; denn ich habe mich überzeugt, daß jenes unabläßige Selbstgespräch nicht anders als eine Folge der Un-

stetheit seines Denkens und der Ohnmacht ist, einen Gegenstand festzuhalten. Davon hernach. Ich versorgte ihn mit Schnupf- und Rauchtabak, an welchem er eine große Freude hatte. Mit einer Prise konnte ich ihn ganz erheitern, und wenn ich ihm nun gar eine Pfeife füllte und ihm Feuer machte, so lobte er den Tabak und die Maschine auf's lebhafteste und war vollkommen zufrieden. Er hörte auf zu sprechen, und wie er sich nun so am besten fühlte, und es nicht gut war, ihn zu stören, so ließ ich ihn, indem ich etwas las.

Womit er viel zu schaffen hatte, das war das pantheistische Ein und All, mit großen griechischen Charakteren über meinem Arbeitstisch an die Wand geschrieben. Er sprach oft lange mit sich selbst, immer das geheimnisvolle, vielbedeutende Zeichen anschauend, und einmal sagte er: „Ich bin nun orthodox geworden, eure Heiligkeit! Nein, nein! ich studiere gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant und beschäftige mich viel mit der neuen Philosophie." Ich fragte ihn, ob er sich Schellings erinnere. Er sagte: „Ja, er hat mit mir zu gleicher Zeit studiert, Herr Baron!" — Ich sagte, daß er nun in Erlangen sei, und Hölderlin erwiderte: „Vorher ist er in München gewesen." Er fragte, ob ich ihn schon gesprochen, und ich sagte ja.

Er erinnerte sich Matthissons, Schillers, Zollikofers, Lavaters, Heinses und vieler anderer, nur Goethes nicht. Sein Gedächtnis zeigte noch Kraft und Dauer. Ich fand es einmal befremdend, daß er das Portrait Friedrichs des Großen an der Wand hängen hatte, und fragte ihn deshalb. Er sagte mir: „Das haben Sie schon einmal bemerkt, Herr Baron"; und ich erinnerte mich nun selbst, es wohl viele Monate vorher bemerkt zu haben. So erkennt er auch alle wieder, die er gesehen. Er vergaß nie, daß ich Dichter bin, und fragte mich unzähligemal, was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sei. Dann konnte er aber freilich sogleich hinzusetzen: „Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno. Oui, eure Majestät: Sie sagen so, Sie behaupten so! es geschieht mir nichts!"

Dies letztere überhaupt hörte ich häufig bei ihm. Es ist, als ob er sich dadurch versichern und beruhigen wollte, indem er sich immer den Gedanken vorhält: es geschieht mir nichts.

Ich gab ihm auch Papier zum Schreiben. Alsdann setzte er sich an den Schreibtisch und machte einige Verse, auch gereimte. Sie waren jedoch ohne Sinn, besonders die letztern, übrigens metrisch richtig. Er erhob sich sodann und überreichte sie mir mit großen Komplimenten. Einmal schrieb er darunter: „Dero untertänigster Hölderlin."

Eines Tages hatte ich ihm gesagt, daß auf den Abend Konzert sei. Ich hatte daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, ihm diesen Genuß zu verschaffen. Allein man konnte es nicht wagen. Vielleicht hätte die Musik zu starken Eindruck auf ihn gemacht, auch war von der Ungezogenheit der Studenten zu befürchten. Genug, ich verließ mit ihm das Gartenhaus. Er war ganz in sich versunken und sprach keine Silbe. Als ich schon mit ihm in der Stadt war, sah er mich plötzlich an, als ob er aufwachte und sagte: „Konzert." Gewiß, daß er unterdessen daran gedacht.

Denn die Musik hat ihn noch nicht ganz verlassen. Er spielt noch richtig Klavier, aber höchst sonderbar. Wenn er darankommt, so bleibt er tagelang sitzen. Alsdann verfolgt er einen Gedanken, der kindisch, simpel ist, und kann ihn viele hundertmal hindurch drehen und dermaßen abspielen, daß man es nicht mehr aushalten kann. Zudem kommt noch ein schnelles Aufzucken von Krampf, das ihn nötigt, manchmal blitzschnell über die Tasten wegzufahren, und das unangenehme Klappern seiner lang-

gewachsenen Nägel. Diese nämlich läßt er sich höchst ungern schneiden, und es sind eine Menge Kunstgriffe nötig, um ihn zu bewegen, wie man sie bei störrischen und eigensinnigen Kindern anwendet. Hat er eine zeitlang gespielt und ist seine Seele ganz weich geworden, so fällt plötzlich sein Auge zu, sein Haupt richtet sich empor, er scheint vergehen und verschmachten zu wollen, und er beginnt zu singen. In welcher Sprache, das konnte ich nie erfahren, so oft ich es auch hörte; aber er tat es mit überschwänglichem Pathos, und es schauerte einen in allen Nerven, ihn so zu sehen und zu hören. Schwermut und Trauer war der Geist seines Gesanges; man erkannte einen ehemals guten Tenor.

Kinder liebt er sehr. Aber sie haben Angst vor ihm und fliehen ihn. Den Tod fürchtet er ausnehmend, wie er überhaupt sehr furchtsam ist. Bei seiner entsetzlichen Nervenschwäche ist er leicht zu erschrecken; er fährt beim kleinsten Geräusch zusammen. Wenn er in Bewegung, in Zorn, oder nur in übler Laune ist, so zuckt sein ganzes Gesicht, seine Geberden sind heftig, er dreht die Finger so krampfig zusammen, als ob keine Gelenke drin wären, und schreit auch wohl laut oder tobt in ungestümen Diskursen auf sich selbst. In einem solchen Moment muß man ihn allein lassen, bis sich die Wallung gelegt hat, sonst wird man am Arm hinausgeführt. Ist er ganz aufgebracht, so liegt er im Bett und steht einige Tage lang nicht mehr auf.

Einmal kam es ihm plötzlich in den Sinn, nach Frankfurt zu gehen. Man nahm ihm nun die Stiefeln weg, und das erzürnte den Herrn Bibliothekar dergestalt, daß er fünf Tage lang im Bette blieb. Im Sommer plagt ihn die Unruhe oft so, daß er Nächte lang im Hause auf und ab geht.

Ich wollte ihm andere Bücher geben und dachte, den Homer, der ihm noch im Gedächtnis sei, werde er doch lesen. Ich brachte ihm eine Übersetzung, aber er nahm sie nicht an. Ich ließ sie beim Tischler und sagte diesem, er solle behaupten, daß sie ihm gehöre. Dennoch nahm sie Hölderlin nicht an. Der Grund davon ist nicht Stolz, sondern Furcht, sich zu beunruhigen, indem er sich mit etwas Fremdem einläßt. Nur das Gewohnte konnte ihn in Ruhe lassen, „Hyperion" und seine bestäubten alten Poeten; Homer war ihm seit zwanzig Jahren fremd geworden, und alles Neue störte ihn.

Ich lud ihn auch ein, mit mir in einen Garten zu gehen, wo eine Weinschenke war. Die Aussicht war hier sehr hübsch, und man war gänzlich unbeobachtet. Hölderlin trank männlich. Auch das Bier schmeckte ihm; er vertrug mehr, als man glauben sollte. Ich sorgte aber, daß nie die Grenze überschritten wurde. Er fühlte sich ganz behaglich, wenn er so eine Pfeife rauchte; denn er sprach nicht mehr und verhielt sich ruhig.

Seiner alten Mutter schrieb er, aber man mußte ihn immer mahnen. Diese Briefe waren nicht unvernünftig; er gab sich Mühe, und sie wurden sogar klar, aber nur so, auch dem Stil nach, wie ein Kind schreibt, das noch nicht fertig denken und schreiben kann. Einer war einmal in der Tat gut, endete aber so: Ich sehe, daß ich aufhören muß. Hier verwickelte er sich schon, fühlte es selbst und schloß. Man kann diesen Zustand am besten mit der Störung im Denken vergleichen, die man bei Krankheiten, bei starkem Kopfweh, heftiger Schläfrigkeit und des Morgens nach einem allzu unmäßigen Abend beim Weine in sich gewahrt.

Mein Gartenhaus war ihm so teuer geworden, daß er nach Jahren, da ich es nicht mehr bewohnte, sich noch danach erkundigte und, wenn er mit der Tischlersfrau

in einen in seiner Nähe gelegenen Weinberg ging, mehreremale vor die Tür hinaufstieg und schlechterdings behauptete, daß hier Herr von Waiblinger wohne.

Die Natur, ein hübscher Spaziergang, der freie Himmel tat ihm immer gut. Ein Glück für ihn war es, daß er von seinem Zimmerchen aus eine wirklich recht lachende Aussicht auf den Neckar, der sein Haus bespühlt, und auf ein liebliches Stück Wiesen und Berglandschaft genießt. Davon gehen eine Menge klarer und wahrer Bilder in die Gedichte über, die er schreibt, wenn ihm der Tischler Papier gibt.

Merkwürdig ist, daß er nicht auf Gegenstände zu sprechen gebracht werden konnte, die ihn ehedem in besseren Tagen sehr in Anspruch genommen. Von Frankfurt, Diotima, von Griechenland, seinen Poesien und dergleichen ihm sonst so wichtigen Dingen redet er kein Wort; und wenn man auch geradezu fragt: Sie waren wohl schon lange nicht mehr in Frankfurt? so antwortet er bloß mit einer Verbeugung: Oui, Monsieur, Sie behaupten das; und dann kommt eine Flut von Halbfranzösisch.

Eine ungemeine Freude hat man ihm damit gemacht, daß man ihm endlich in den letzten Jahren ein kleines Sopha in sein Zimmerchen tat. Das verkündete er mir mit einem kindischen Entzücken, als ich zu ihm kam, indem er mir die Hand küßte und sagte: Ach, sehen Sie, gnädiger Herr, nun hab' ich ein Sopha. Ich mußte auch gleich Platz nehmen, und Hölderlin traf ich eine Zeit lang nachher meist auf ihm an, wenn ich ihn besuchte.

Ich machte in der Zeit, da ich mit ihm umging, viele Reisen nach Italien, in die Schweiz und in's Tirol, und wenn ich zurückkam, so wußte er immer, wo ich gewesen und äußerte sich besonders gern über die Schweiz, wo er die schöne Gegend von Zürich und St. Gallen lobte und von Herrn Lavater und Zollikofer sprach. Einmal sagte ich ihm, daß ich nun nach Rom gehe und sobald nicht zurückkehren werde und lud ihn scherzhaft ein, mein Reisegefährte zu sein. Er lächelte so liebenswürdig verständig, als nur ein Weiser lächeln kann, und sagte: „Ich muß zu Hause bleiben und kann nicht mehr reisen, gnädiger Herr!"

Zuweilen gab er Antworten, worüber man fast durchaus lachen mußte, zumal er sie mit einer Miene gab, als ob er wirklich spottete. So fragte ich ihn einmal, wie alt er sei, und er versetzte lächelnd: „Siebenzehn, Herr Baron." Dies ist aber keine Ironie, sondern gänzliche Zerstreuung. Nie gibt er acht auf das, was man zu ihm spricht, weil er immer in sich selbst mit seinen unvollkommenen, unklaren Gedanken kämpft; und will man ihn nun plötzlich mit einer Frage aus diesem dumpfen Brüten herausreißen, so muß man mit dem nächsten zufrieden sein, was ihm auf die Zunge kommt. So ging ich einmal mit ihm über eine Wiese spazieren; ich ließ ihn lange in sich versenkt neben mir hergehen, als ich ihn schnell auf ein neugebautes Haus aufmerksam machte und sagte: Sehen Sie, Herr Bibliothekar, dieses Gebäude haben Sie gewiß noch nicht bemerkt? Hölderlin wachte plötzlich auf und sagte mir mit einem Ausdruck, als hänge das Wohl der Welt davon ab: „Oui, eure Majestät."

Von seinen schriftlichen Sachen und dem vielen, was er während seines traurigen Lebens geschrieben, besitze ich eine Menge in Deutschland und würde gern etwas davon mitteilen, wenn es mir möglich wäre. Ich erinnere mich nur einer Ode in alcäischem Versmaß, die mit folgenden rührend schönen Zeilen beginnt:

An Diotima.

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind,
Ich Dir noch kennbar bin, Dir Vergangenheit,
O Du Teilhaber meiner Schmerzen,
Einiges Gute bezeichnen Dir kann — —

In der letzten Zeile sieht man schon, wie er den Gedanken nicht mehr erfassen konnte, und wie es ihm gerade ging, wie einem angehenden oder schlechten Dichter, der sich nicht in's Klare darüber bringen kann, was er sagen will, und nicht Meister genug darüber ist, um es so stark auszudrücken, als er es empfindet.

In seinen Briefen ist durchgehends der Inhalt ein Kampf und ein Anringen gegen die Gottheit oder das Schicksal, wie er sie gern nennt. Eine Stelle lautet folgendermaßen: Himmlische Gottheit, wie war es unter uns, da ich dir noch verschiedene Schlachten und einige nicht unbedeutende Siege abgewann!

Ein schreckliches, geheimnisvolles Wort fand ich einmal in seinen Papieren. Nach vielem Ruhmwürdigen, was er von griechischen Heroen und alter Götterschönheit sagt, beginnt er: Nun versteh' ich den Menschen erst, da ich fern von ihm und in der Einsamkeit lebe!

Naturanschauungen sind ihm noch vollkommen klar. Es ist ein großer, erhebender Gedanke, daß die heilige, allebendige Mutter Natur, die Hölderlin mit seiner gesundesten, schwungvollsten, frischesten Poesie feierte, auch da, wo ihm die Welt des bloßen Gedankens in einem unseligen Wirrwar unterging und es ihm nicht mehr gegeben war, etwas rein Abgezogenes konsequent zu verfolgen, noch von ihm verstanden wird. Das beweist sein Benehmen im Freien, der Eindruck und die wohltätige, beruhigende Wirkung, welche die Natur auf ihn äußert, und besonders manche schöne Bilder, die er sich frischweg aus ihr holte, indem er von seinem Fenster aus den Frühling kommen und gehen sah. So malte er in einem Verse auf eine homerisch anschauliche Weise, wie Schafe über einen Steg wandern. Das sah er oft vom Fenster. Er kam auf einen ganz sublimen Gedanken, indem er die silbernen Regentropfen von seinem Dache fallen sah.

Der Zusammenhang wird aber freilich vergebens gesucht, und bemüht er sich, etwas Abstraktes zu sagen, so verwirrt er sich, wird lahm und hilft sich am Ende blos mit einer ungewöhnlichen Wortfügung.

Der größte Irrtum, in den manche flüchtige Beobachter dieses verwirrten Seelenzustandes gefallen sind, ist der, daß sie glauben, Hölderlin habe die fixe Idee, mit nichts als Königen, Päpsten und vornehmen Herren umzugehen, weil er jedermann und auch den Tischlern jene hohen Titel gibt. Allein das ist ganz falsch; Hölderlin ist ohne eine durchgehends ihn beherrschende fixe Idee. Er ist mehr in einem Zustand der Schwäche als der Narrheit, und alles, was er sinnlos vorbringt, ist eine Folge jener geistigen uud körperlichen Erschöpfung. Erklären wir uns deutlicher.

Hölderlin ist unfähig geworden, einen Gedanken festzuhalten, ihn klar zu machen, ihn zu verfolgen, einen andern ihm analogen anzuknüpfen und so in regelmäßiger Reihenfolge durch Mittelglieder auch das Entfernte zu verbinden. Sein Leben ist, wie wir gesehen, ein ganz inneres, und dies ist gewiß eine der Haupturſachen, daß er in diesen Zustand der Abstumpfung versunken, aus dem sich herauszuarbeiten ihm schon eine physische Erschlaffung und die unglaubliche Schwäche seiner Nerven unmöglich macht. Es fällt ihm etwas ein, sei es eine Erinnerung, sei es vielleicht eine Bemerkung, die ihm ein Gegenstand der Außenwelt erweckt, er fängt an zu denken. Aber nun mangelt ihm alle Ruhe, alles Stete und Feste, um zu erfassen, was nur wie im Dunst in ihm werden wollte. Er sollte ausbilden, und es fehlt die Kraft, auch nur einen Begriff in seine Merkmale zu zerlegen. Er will bejahen: aber wie

es ihm nicht um die Wahrheit zu tun ist, denn diese kann nur das Produkt eines gesunden, geordneten Denkens sein, so verneint er im Augenblick, denn die gesamte Welt der Geister ist ihm Schein und Nebel, und sein ganzes Wesen ist ein entschiedener, freilich schrecklicher Idealismus geworden. Sagt er zum Beispiel zu sich selbst: die Menschen sind glücklich; so mangelt es ihm an Halt und Klarheit, um sich zu fragen, warum und wie; er fühlt eine dumpfe, widerstrebende Empfindung in sich, er widerruft und sagt: die Menschen sind unglücklich, ohne sich darum zu bekümmern, warum und wie sie es sind. Diesen unglückseligen Widerstreit, der seine Gedanken schon im Werden zernichtet, konnte ich unzählige Mal bemerken, weil er gewöhnlich laut denkt. Geriet er auch wirklich so weit mit dem Festhalten eines Begriffes oder einer Idee, so schwindelte ihm sogleich der Kopf, er verwirrte sich nur desto stärker, es zuckte eine konvulsivische Bewegung durch seine Stirne, er schüttelte mit dem Haupt und rief: „Nein! nein!“ Und um sich aus diesem Schwindel, der ihn allzusehr beunruhigt, herauszutreten, verfiel er nun alsobald in ein Delirium und sagte Worte ohne Sinn und Bedeutung, gleichsam als ob sein Geist, allzu angestrengt durch jene zu lange Funktion des Denkens, sich erholen sollte, während der Mund Worte aussprach, bei denen jener nichts zu tun hatte. Dies wird ferner auch klar aus seinen Papieren. Es ist ihm noch gegeben, einen Satz hinzuschreiben, der etwa das Thema sein soll, das er ausführen will. Dieser Satz ist klar und richtig, wiewohl er meist doch nur eine Erinnerung ist. Allein wenn er ihn durchführen, ausarbeiten, entwickeln soll, so daß es darauf ankommt, zu zeigen, wie weit er imstande sei, jene noch gebliebene Erinnerung durchzudenken und den neu ergriffenen Gedanken gleichsam wieder zu erzeugen, so fehlt es ihm sogleich; statt eines Fadens, der das Vielfache verknüpfen sollte, gehen ihrer so viele durcheinander und verlieren sich mithin in einem wüsten Gespinnst, wie in einer Spinnenwebe. Er wird sogleich matt; er kommt von einem auf's andere und spricht nun endlich mit derselben Mühseligkeit seine Worte aus, mit der ein im Denken und Schreiben noch ungeübtes Kind sich anstrengt, um sich schriftlich zu erklären. Nun aber sind ihm, wie wir eben sagten, noch eine Menge sublimer metaphysischer Gedanken im Kopf, es ist ihm ferner noch ein gewisser Sinn für poetischen Anstand, für originellen Ausdruck geblieben, und er äußert sich sofort dunkel und höchst abenteuerlich, gleich unfähig, seine dunstigen aufgestiegenen Geistesblasen festzuhalten oder jenen Erinnerungen eine neue Wendung oder eine klare Konsistenz zu geben, als auf der andern Seite bemüht, durch eine noch in seiner Macht gebliebene ungewöhnliche Form und Ausdrucksweise wie mit Absicht seine Verlegenheit zu verdecken.

Zu dieser Art Poesien gehören selbst schon einige Stücke, welche in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Wiewohl sie des Schönen, Frischen und Klaren viel enthalten, ja sogar herrliche, schwungvolle Stellen zeigen, so findet man doch hie und da Untiefen, welche wie schattige Flecken auf einer glatten, sonnigen Wasserfläche aussehen. Hier hatte sich Hölderlins Geist, dessen Leiden eben zu jener Zeit begannen, wo er diese Gedichte schrieb, schon verwickelt und ist nicht mehr imstande, den Stoff ganz zu bemeistern. Es wäre daher gut gewesen, wenn die Herausgeber, Uhland und Schwab, die sonst mit so vieler Sorgfalt und Mühe auswählten, diese Stücke entweder weggelassen oder wenigstens für solche, die mit Hölderlins Zustand unbekannt sind, mit einer Bemerkung versehen hätten. Die zartfühlenden Herausgeber hielt wohl eine Rücksicht für den noch lebenden Dichter ab, der übrigens für die Erscheinung seiner Gedichte gar kein Interesse zeigte.

Auf diese Art ist er immer mit sich selbst beschäftigt, wenn er nicht etwa in einem Zustand vollkommener Stumpfheit ist. Kommt er nun mit einem Menschen zusammen, so erscheinen die verschiedensten Motive, die ihn so unzugänglich und unverständlich machen. Für's erste ist er gewöhnlich dergestalt in sich versenkt, daß er nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf das hat, was außer ihm ist. Es ist eine unermeßliche Kluft zwischen ihm und der ganzen Menschheit; er ist entschieden aus ihr herausgetreten; es findet keine Verbindung mehr mit ihr statt, als etwa die der bloßen Erinnerung, der bloßen Angewöhnung des Bedürfnisses und des nie ganz zu ertötenden Instinkts. Er erschrak zum Beispiel einmal auf's äußerste, als er ein Kind in einer gefährlichen Stellung am Fenster sah, lief schnell hin und nahm es weg. Diese scheinbar menschliche Teilnahme am Menschlichen ist von seinem einst so tieffühlenden, so aufgeschlossenen, warmen Gemüte zurückgeblieben; aber auch nichts anderes, als dieser instinktmäßige Trieb. Es wäre ihm gleichgültig, wenn man ihm sagte, die Griechen seien bis auf den letzten Sprößling ausgerottet, oder sie hätten vollkommen obgesiegt und beständen nun als selbständiger Staat; ja, er würde es nicht einmal in sich aufnehmen, würde es nicht einmal denken, denn es liegt ihm zu fern, ist zu fremd, stört ihn zu sehr. So würde er, wenn man ihm gesagt hätte, ich sei gestorben, mit großem Affekt gerufen haben: „Herr Jesus, ist er gestorben?" — aber er hätte im ersten Moment nichts gefühlt und nichts gedacht, jene scheinbar teilnehmenden Worte wären bloß Form gewesen, die er immer beobachten möchte, und erst später, wenn er nach und nach Eingang in ihr gefunden hätte, würde er von meinem Tode gesprochen haben; weiter übrigens gewiß nichts, denn er kann sich anderer schlechterdings nicht mehr annehmen.

Schon diese unablässige Zerstreuung, diese Beschäftigung mit sich selbst, dieser totale Mangel an Teilnahme und Interesse für das, was außer ihm vorgeht, diese seine Abneigung und Unfähigkeit, eine andere Individualität zu erfassen, anzuerkennen, zu verstehen, gelten lassen zu wollen, schon diese Gründe machen eine genaue Kommunikation mit ihm unmöglich.

Nun ist nicht zu vergessen, daß noch eine starke Eitelkeit und eine Art von Stolz und Selbstgefühl in ihm zurückgeblieben. In seiner zwanzigjährigen Einsamkeit fand er nur Nahrung: weil er von aller Welt abgeschieden lebte, so gewöhnte er sich daran, sie nicht mehr nötig zu haben; weil keine Möglichkeit einer frohen Berührung mit ihr vorhanden war, so tröstete und beruhigte er sich selbst mit stolzen Vorspiegelungen, und er hielt sich, wie früher in der offenen, halb anerkennenden äußern Welt durch Tätigkeit und Wirken, so nun in seinem abgeschlossenen Leben, wo er sich selbst Ich und Nichtich, Welt und Mensch, erste und zweite Person war, für etwas Hohes oder Höchstes. Diese große Meinung von sich ist aber durch die liebenswürdige Grazie und die unverkennbare Güte seiner Natur verdeckt; Erziehung, angeborener, natürlicher Anstand, ein Sinn für Schicklichkeit, der jetzt nur hie und da durch Geistesabwesenheit und Zerstreuung unbemerkbar wird, Umgang mit trefflichen Männern aller Art und selbst mit Leuten von hohem Stande ließen sie nie hervortreten, und Hölderlin benahm sich daher mit einer Bescheidenheit, mit der er sich viele Herzen gewann. Alle diese Formen der Höflichkeit und Artigkeit sind ihm so angewöhnt, daß er sie jetzt noch gegen jedermann beobachtet. Allein wie er bei so zerstörtem geistigem Leben, bei so langer Abgeschiedenheit auf die absurdesten Dinge kommen muß, so übertreibt er auch jene Konvenienzen und Zeremonien und nennt die Leute bald Majestät, bald Heiligkeit, bald Baron und bald Pater. Es ist dabei nicht zu

vergessen, daß er bei Hofe war, als seine Raserei gewaltsam und entschieden ausbrach, und daß wohl auch etwas Stolz und Eitelkeit mitunter ihr Spiel haben können, so wie seine auffallende Neigung, sich jedermann in einer unübersteigbaren Ferne zu halten. Aber daß er wirklich mit Königen umzugehen glaubt, daran ist nicht zu denken; denn, wie ich oben bemerkte, er ist kein Narr, hat keine fixe Idee, und sein Zustand ist nur der einer Geistesschwäche, welche durch ein zerstörtes Nervensystem zu einer unheilbaren Krankheit geworden ist.

Wie er alles meidet, was ihn plagt, was ihm die Denkfunktion in noch größere Verwirrung bringt, so erinnert er sich auch weniger gern an die wichtigeren Gegenstände seines früheren Lebens, die seine Krankheit veranlaßt haben. Kommt er aber darauf, so wird er entsetzlich unruhig, er tobt, er schreit, er geht Nächte lang umher, er wird unsinniger als gewöhnlich und läßt nicht eher nach, bis seine allzu geschwächte physische Natur ihre Erhaltungsrechte ausübt. Ist er erzürnt und gereizt, wie zum Beispiel damals, als es ihm in den Kopf kam, plötzlich nach Frankfurt zu gehen, so sucht er aus Bitterkeit sich sein Zimmerchen, auf das er die ganze weite Welt reduziert hat, auf einen noch kleineren Raum zu reduzieren, als wie wenn er dann sicherer, unangefochtener wäre und den Schmerz besser aushalten könnte. Dann legt er sich zu Bette.

Das viele Sinnlose, was er zu sich selbst und andern spricht, ist die Folge seiner Art, sich zu unterhalten. Er ist allein, er hat Langeweile, er muß sprechen. Er sagt etwas, das vernünftig ist, er kann es nicht weiter ausbilden, es kommt ihm etwas anderes in den Sinn, und das wird Schlag auf Schlag von einem Dritten und Vierten verdrängt und zernichtet. Jetzt kommt eine schreckliche Konfusion heraus, er fühlt sich übel darin, er redet Unsinn, plaudert Bedeutungsloses, während sein Geist wieder ausruht. Ist er mit andern zusammen, so glaubt er artig und gesellig sein zu müssen, er fragt also, sagt etwas, aber ohne alles Interesse an den Fremden, sowie ohne Interesse an dem, was dieser gegen ihn äußert. Er ist unterdessen so mit sich selbst verwickelt, daß er den zweiten gleich annulliert und mit sich selbst spricht. Befindet er sich nun in Verlegenheit, antworten zu müssen, so mag er nicht denken, er versteht nicht, was man ihm sagt, weil er es nicht beachtet, und er fertigt demnach den Gesellschafter mit Unsinn ab.

Die unzähligen närrischen Kuriositäten sind größtenteils eine leicht erklärbare Ausgeburt seines Einsiedlerlebens. Kommen ja sogenannte vernünftige Menschen, die viele Jahre lang sich zurückziehen, besonders wenn sie nichts arbeiten, auf Dinge, die kaum einem ausgemachten Narren anstehen würden; um wie viel mehr ein Unglücklicher, der nach einer Jugend voll Hoffnungen und Freuden, voll Schönheit und Reichtum, durch eine unglückselige Kombination der Umstände, ein allzu reizbares geistiges Wesen und einen allzu straff gespannten Geist ganze Jahrzehnte fern von jeder Berührung mit der Welt lebt und nichts mehr besitzt, um sich seine Zeit zu vertreiben, als das zerstörte Uhrwerk seines Denkvermögens.

Sollen wir nun unsere Antwort auf eine Frage geben, die sich uns so unwiderstehlich bei der Betrachtung des herzerschütternden Schicksals dieses einst so viel verheißenden Geistes aufdrängt, ob er nämlich noch genesen, ob er erwachen und zum vollkommenen Gebrauch seiner geistigen Kräfte gelangen werde, so müssen wir mit tiefsten Schmerz gestehen, daß uns eine solche Veränderung seines physischen Lebens zwar wünschenswert, aber nicht glaubwürdig ist. Hölderlins körperliche Verfassung ist dergestalt zerstört, daß er andere Nerven bekommen müßte, um den Geist von

seinen Fesseln zu befreien. Das aber, was wir hoffen und selbst nach manchen Erfahrungen glauben, ist eine momentane Genesung, die dem Unglücklichen kurz vor der Auflösung der für ihn so schrecklich gewordenen Verbindung zwischen Leib und Seele vielleicht zu Teil werden wird. Aber gewiß könnte dies nur ein Augenblick sein und nur der letzte. Als ich Deutschland verließ, hatte Hölderlin schon bedeutend abgenommen, er war erschöpfter als gewöhnlich und auch stiller. Vor sechs Jahren hatte sein Auge noch Feuer und Kraft, und sein Gesicht noch Leben und Wärme. Es wurde aber zuletzt auch matter und abgelebter. Es ist nun lange her, daß ich nichts mehr von ihm hörte. Er hat sein Leben nun auf 57 Jahre gebracht, von denen ihm nur die ersten drei Jahrzehnte nicht verloren gehen sollten. Keiner Seele ist der Abschied von einem Körper mehr zu wünschen, der ihre Tätigkeit, ihre schönsten Kräfte, ihren kühnsten Flug hemmt, als jener allzu fein und verletzbar gewebten, die der Sturm des Verhängnisses zerrissen! Hoffen wir darum, daß jener einzige und letzte Augenblick dem edeln, nun aus unserer Gesellschaft getretenen Freunde werde, und daß ihm vor der Wanderung in ein anderes Leben das schwermütige Rätsel des vergangenen noch klar und die Hoffnung des zukünftigen neu lebendig werde! (Ges. Werke III, S. 237—261.)

B.

I. Rom und Umgegend.

1. Ave Maria.

Untersank, o Roma, die Sonne deinen
Siebenhügeln. Langsam erscheint die Nacht schon,
Und ein Tag verschwindet von deinem Leben,
Ave Maria!

Deinem Leben! welch' ein Gedank', o Roma,
Aufbewahrt im Buche der Ewigkeit ruht
Jeder deiner Tag', und die Weltgeschichte
Deine nur ist sie!

Also, Allumarmende, streckt der Vater
Seine Arm', Okeanos um die Erde,
Ihnen sinkt die scheidende Sonn' entgegen,
Ave Maria.

Welch' ein Ernst! wie wandelt die Nacht, die alte,
Deines Schicksals Geist zu vergleichen, aus des
Kolosseums schreckhaft geborst'nem Sarge
Dämmernd hervor schon!

Hell entstrahlt, gebadet im frischen Nachtblau
Jovis Stern dem Himmel, mit Wehmut blickt er
Seine Tempeltrümmer am Kapitol an,
Ave Maria.

Halb im Mondschein, halb in der Dämmerung schon
Graut der Stiere säulenbedecktes Schuttfeld,
Und im Zwielicht wandelt noch eines Mönches
Einsamer Schatten.

Und von hundert Kirchen zumal ertönet
Fern und nahes Glockengeläut dem Tage
Schwermutsvoll und feierlich noch sein Grablied,
Ave Maria.

Dumpf antwortend folgt ein gewalt'ger Nachhall
In der Seel', ein betend Gefühl, als klängen
Eben drei Jahrtausende dieser Roma
Glocken zu Grabe.

Und man denkt der Stunde, da vor's Gericht sie
Treten, wenn der ewigen Stadt und mit ihr
Auch der Welt zum letztenmal schaurig tönet:
Ave Maria.

2. Der Abendstern.

Alle Freud' und Trauer, o du holdselig
Wesen, so voll züchtigen Lichts und süßer
Keuscher Klarheit, wohnet in dir, im sanften
Sterne der Liebe.

Schön warst du, wenn einsam der Dichter oftmals
Seines Baches Erlen entlang im Tale,
Ach, mit düst'rem Sinnen und namenloser
Sehnsucht gewandelt.

Schön warst du, als endlich dies Herz gestillt war,
Als ein Auge, schwarz wie des Himmels laut're
Tiefe Nacht, aufblickte mit mir zum lieben
Sterne der Liebe!

Schön warst du, als träumend mit großen Menschen,
Großen Freunden, schwärmend in Vorgefühlen
Künft'gen Ruhms, das Auge voll Glut in deinem
Strahle sich kühlte.

Schön warst du, als endlich mein Schicksal nahte.
Als ich mehr verlor, denn ein Mensch gewinnen
Kann, kehrt' oft wehmütig zurück im stillen
Sterne die Liebe.

Doch am schönsten dünkst du mir wohl vor allem,
Wenn ich oft im Schmerz und der Trauer meiner
Einsamkeit, in Schutt und in Säulentempeln
Heimatlich wandle,

Und zumal dein freundliches Licht des schwarzen
Kolosseums Schauern, wie eine Seele
Ihrem Grab am Tag des Gerichts, entstrahlt, o
Stern du der Liebe.

3. Der Mond.

Gestirn der Trauer, liebliche Schutzgottheit
Gestürzter Tempel, du der Ruinenwelt
Schwermüt'ge Freundin, wie zur Heimat
Hast du erkoren die stille Roma!

Du selbst ja gleichst ihr: wie du dein heilig Licht
Der Sonne dankst, der untergegangenen,
So dankt auch sie die ew'ge Hoheit
Ihrer entflohenen Herrschersonne.

Wo auch herab sich senke dein milder Blick,
Ob auf die öden Mauern, wo einsam sich
Die Straße windet und zuweilen
Epheubewachsene Gräber düstern,

Ob auf Kapellen, schweigende Klöster auch,
Die halb aus vollen Büschen und Gärten sich
Im Schattendach der Pinie heben,
Halb sich im üpp'gen Gewächs verbergen,

Ob in des Tibers schicksalgeweihte Flut,
Wo sich des Fischers Netz in die Wasser
taucht,
Und Brück' und Insel und der Vesta
Trauernder Tempel der Erd' entstiegen;

Stets blickst mit gleicher Liebe dein Rom
du an,
Und unaussprechlich finster erhaben ruht's,
Mit Trümmern und Cypressenhügeln
Dämmernd in Mondlicht und Totenstille.

So oft in tiefen Schauern durchwandl'
ich noch
Die hohen Stätten, und die Allee entlang
Lenk' ich den Tritt, wo einst der heil'ge
Weg an den Tempeln vorüberführte.

Dann harr' ich, bis die Glock' auf dem
Kapitol
Die ernste Stund' ankündiget der Mitternacht,
Ein dumpfer Klang und plötzlich wieder
Schweigt die Welt und ihr off'nes Grab
hier.

Dir dann, du schmachtend Auge der Nacht,
o Mond,
Dir blick' ich träumend wieder von neuem zu,
Die Wolken seh' ich um dich wandeln,
All', wie sie kommen, wie sie verschwinden.

Oft bist du klar, sanft lächelnde Freundin
Roms!
Oft aber gleich den Schatten des Schicksals,
gleich
Den Völkerstürmen und den Schrecken,
Die einst gewütet an Roma's Himmel,

Bedeckt dein Antlitz fliegend Gewölk, und
schwarz
Entragt der Siegesbogen des Abgrunds
Grau'n,
Und selbst des Donn'rers Säulentempel
Schwindet in Dämm'rung am Kapitole.

Und stumm seh' ich die mächtigen Treppen an,
Die nun urplötzlich wieder Vollmond hellt,
Und starre hin, und lausch' und horche,
Ob wohl nicht Cäsar herunterstiege.

Und einsmals aus dem buschigen Palatin,
Dem trümmerschwarzen, klagt' eine
Nachtigall
In all' die Nacht, in all' die Stille,
Klagte vielleicht von der goldenen Vorzeit.

4. Der Turm des Nero.

Gerne, wenn der Abend aus Schattentälern
Aus dem Felde steigt, das des Kapitoles
Majestät und finster des Kaiserhügels
Trümmer umragen,

Gerne dann im einsamen Hause sitz' ich
So das müde Haupt mit dem Arme stützend,
Wie es oft die Trauernden tun, die Freunde
Ernster Gedanken.

Und hinüber blick' ich, wo alter Sag' ein
Schaurig Denkmal, mitten in grauer Kirchen
Frommen Kreis der Turm des Tyrannen
noch zum
Himmel emporstarrt;

Schon entschwand die goldene Sonn', es
dunkelt
Abendblau in düsterem Duft um Berg und
Turm und Kirch' und schwarzen Ruin,
die Erde
Dunkelt, die Nacht kommt.

Flammen aber röten die Lüfte noch, und über'm
Weiten grauerweckenden Bilde Roma's
Glüht in langen, purpur'nen Strömen noch ein
Blendendes Feuer.

Da nun mein' ich, hoch auf dem Schattenturme
Sitze der Tyrann mit der Laut', und sänge
Troja's Schicksallied, und der Himmel sprühe
Nur, weil der Erde
Königin entbrannt. Da erschallt der Abend-
Glocken tausendstimmig Geläut: als ob des
Kaisers furchtbar Lied in die Flammen tönte,
Dünkt mir dann oftmals;

Und allmählich schweigt es in Totenstille,
Selbst die Glut des Himmels erbleicht, die Nebel
Rauchen aus den Tälern, die Nacht deckt Rom, es
Schlummert im Grabe.

5. Die Töne.

Freundinnen der flüchtigen Horen seid ihr
Töne doch vor allen, geheim im Bunde
Steht ihr, und das Schönste, die Seele nach dem
Traurigen Tode

Lassen jene Genien zurück in eurer
Sanften unvergänglichen Macht und Schöne,
Ja, ihr weckt sie immer zu neuem Leben
Selbst aus dem Grab auf.

Meine Kindheit schließt mir im Flötenklange
Ihre Rosenwelt und den tiefen Kelch auf,
Dessen Duft einst, wie der Gedank' im Herzen,
Lange geschlummert.

Wie vermöcht' ich jenen Gesang, die Stimme
Ihrer heißen Sehnsucht, der ersten Liebe
Klagelaut, und all' das unsäglich Zarte
Noch zu ertragen,
Wenn's einmal in rauschenden Melodien
Freudejauchzend, ach, aus so ganz verlornen
Blumentagen, jubelnd zurück in's Herz kehrt,
Wo es gestorben.

Das, o Töne, wie ich auch oft es fühle,
Das ertrüg' ich nicht. Denn der Freud' und Jugend
Schwand mir so viel, daß die Erinn'rung nicht, nur
Lethe mich tröstet.

Eines aber lieb' ich, wenn meiner Leiden
Und Verluste schmerzlicher Seufzerlaut und
All' mein Weh, das gleich Aeolus Lüften, leise
Mir in des Herzens

Düstre, tiefzerfall'ne Ruine spielet:
Denn mir ist, als kämen die Geister meiner
Lieben schon vom Jenseits zurück in solchen
Sel'gen Akkorden.

6. Campo Vaccino.

Elegie.

Götter, wohin durch die Nacht? ich folge mit bebender Seele,
Über die Sinne habt ihr Nebel und Schleier gehüllt.
Götter, wohin? ich glaub' es noch nicht, nur begeisterte Täuschung,
Nur ein verwegener Traum, aber nicht Wirklichkeit ist's.
Träumte der Knabe nicht schon von der Stunde der großen Erscheinung,
O, und es wäre nun mehr, mehr als ein fliehender Wahn?
Dürft' ich es glauben, du hättest dies Herz, o Genius Roma's,
Hättest zu heiligem Schau'n endlich mein Auge geweiht?

Noch bin ich blind, und doch wandelt's von furchtbaren Schatten der Vorwelt
Wie ein erstehendes Reich größerer Geister um mich.
Sind wir so nah' schon? O leite mich du, mit schüchternem Fuße
Folg' ich und schwanke — so gib, Genius, doch mir die Hand!
Aber, o Donnerer, hilf, ihr zahllos uranischen Scharen,
Götter des alten Olymps, stehet dem Menschen ihr bei?

Plötzlich vor'm dämmernden Aug' entfalten sich schwarze Gestalten,
Vor dem gewaltigen Geist reißt mir der Schleier entzwei,
Nach der Erfüllung, des Schau'ns! was gewahr' ich? das römische Forum?
Welch ein Schrecken, wie graut's tausendgestaltig umher!
Ja, das ist Rom! Dein Triumph, Septimius, ging mit dem Cäsar
Nicht zu Grabe, noch ragt düster sein Bogen empor!
Dort mit dem finstern Gebälk die Tempelsäulen der Eintracht,
Über des Abhangs Gebüsch, dort der tarpejische Fels!

Totenruhe! aus Schutt und Trümmer und Säulen und Bögen,
Einsame Kirchen an's Grab römischer Götter gebaut!
Kaum, daß die stille Allee noch ein Mönch einsiedlerisch wandelt,
Kaum, daß ein flüchtiger Wind nächtlich im Laube noch rauscht.

Jupiter Stator, wie schlank in der Kraft korinthischer Schönheit,
Über'm verödeten Feld, deine Ruine sich zeigt!
Düstert nicht geisterhaft durch der Säulen erhabene Hoheit,
Halb nur erkennbar im Duft, Nero, dein gold'ner Palast?
Wag' ich mich weiter! wie dort sich gigantische Bögen entfalten,
Sind sie's, die Vespasian dankbar dem Frieden geweiht?
Wie auf der Felsenstirn der gebiet'rischen Wölbungen oben
Noch dem bewachs'nen Gestein luftig ein Gärtchen entblüht!
Tief erschaudernd dem Geist des Verhängnisses steig' ich hinunter,
Steig' ich hinauf, wo mein Fuß Hügel von Marmor durchirrt.

Da urplötzlich starrt und türmt in entsetzlichen Massen,
Wie ein zertrümmert' Gebirg', Vorwelt, dein Wunder sich auf!
Gleich dem Krater des wilden Vulkans, vom Donner zerspalten,
Öffnet's die Tiefe voll Grau'n furchtbar der schweigenden Nacht!
Unter den Tempeln umher mit den Bergen voll einsamer Reste
Ragt's wie der Vater der Welt unter den Ew'gen hervor.

Staunend steh' ich: es zittert voll sanftem, friedlichem Lichte
Über dem Schauergewölb' lieblich im Aether ein Stern.
Götter, wie hold! er lächelt in zarter, himmlischer Schöne
Über den Schrecken des Grab's süß wie die Liebe herab.
Könnt' ich mich trennen! versuch' ich's zu geh'n, ich stehe gefesselt,
Diese titanische Nacht! ach, und dies schmachtende Licht!
Langsam voll sinnendem Ernst schleich' ich den Hügel hinunter,
Und in's verlassene Herz senkt sich der irrende Blick,
Nun so zerfallen, zerstört vom langen Sturme des Schicksals,
Ach, von der brennenden Glut kühner Gefühle verzehrt,
Sieht es die blühende Welt nicht zur düstern Ruine zertrümmert?
Wandl' ich nicht einsam, das Herz bitt'rer Erinn'rungen voll?

Fühl' ich im stummen Gemüt nur Eine Regung der Sehnsucht
Nach der Heimat, die mir jegliche Freude vergällt,
Ja, wo die lautere Seele geheim im Heiligtum liebte,
Selbst den Altar mir befleckt, der mich vom Pöbel getrennt?
Stille, das bleibe verscharrt im großen Grabe des Herzens,
Find' ich ja Cäsars Welt über der Erde nicht mehr.
Aber, o freundliches Licht, dir öffn' ich die schaurige Stätte,
Wo meine Lieben geruht, tot und lebendig, mein Herz!
Sieh, schon umfängt mich herrlich der Siegesbogen des Titus,
Und durch die Bäume zurück wandl' ich in schnellerem Schritt.
Schon entsteigt dem Abgrund dein graues Denkmal, Severus,
Deiner Kolonnen Gestalt, Jupiter, Donn'rer, dem Berg.
Und die Treppen hinauf, die steinernen, führt mich der Dämon,
Und dein gewalt'ges Bild dämmert mir auf, Kapitol!
Und du umfängst mich! den Geist voll erhab'ner Erinn'rungen wandl' ich
Über den schweigenden Berg deiner Paläste vorbei.
Wunderbar rauscht durch die Stille der Nacht der lebendige Brunnen,
Rossebänd'ger, wie zart lächelt euch Sternenlicht an!
Und ich eile hinab, und wende noch einmal mich rückwärts,
Und zu den Himmlischen steigt schaudernd ein heilig Gelübd'.

7. St. Onofrio.

Elegie.

Wahrlich, o Roma, du bist an bezauberndem Wechsel ein Wunder,
Nur wer dich siehet, erkennt, was du dem Glücklichen bist.
Selbst der schweigende Gott, wenn der staunende Wand'rer ihn fraget,
Deutet auf's ewige Buch, das die Geschichte sich nennt,
Denn, was der Schöpfung er ist, das ist Roma der Welt, und ihr Schicksal
Fiel aus der Urne, wie nur Einer Kronion es gab.
Schaue die Tempel nur an, und die mächtigen Säulen, die herrlich
Unter'm erhabenen Schutt zweier Jahrtausende stehn!
Tritt nur in's Pantheon ein, da lächelt's in's heilige Dunkel,
Oben voll heiterem Licht, schön wie der Himmel herab.
Und kein verwegenes Wort, das empfindende Herz nur erreicht es;
Aber das schönste in Rom, was mir in Rom noch gefiel.
Darum erwählet mein Herz mit deiner Pinienhügel
Blühenden Gärten so gern, süßer Gianicolo, dich!
Und ich entwandle dem Schwarm der rauschenden Straßen am Abend,
Bis dein erquickendes Bild über dem Tiber erscheint.
Dann erglüht mir das stumme Gemüt, und ich fliege dir sehnend,
Wie der Mutter das Kind, heil'ger Onofrio, zu.
Und du labst mich mit friedlichem Grün und einsamen Schatten,
Wo ich so selig dich einst, Kloster und Kirche, begrüßt.
Da ist Ruhe, da lispelt es kaum im zitternden Laube,
Still, wie des Dichters Grab breitet das Plätzchen sich aus.

Da mit unendlicher Luft eil' ich an's moof'ge Gemäuer,
Feuer und Nebel im Blick — Himmel und Roma vor mir!
Und ich knie' auf die steinerne Bank, und hinunter, hinunter
Schau' ich wie Zeus im Olymp, über die Herrliche hin.
O weff' Auge das Meer nie erblickt, weff' Auge nicht Rom fah,
Der hat die Welt und in ihr auch nicht den Schöpfer gefeh'n.
Schweiget, ihr Worte, mir ift als erftünden die Geifter vom Grabe,
Die ihr erhabenes Werk hier für die Nachwelt gebaut,
Als erbrauft' ihr raufchendes Lied hoch über den Trümmern,
Als erhübe die Zeit felber den Schickfalsgefang!
Und doch lächelt der Himmel fo voll unausfprechlicher Liebe,
Über dem blühenden Kind, über der füßen Natur,
Wie er's, das blaue Auge voll tief wollüftigem Lichte
Selig am Schöpfungstag einft auf die Stirne geküßt.
Sieh' nur hinunter, wie hold aus dem Laub die Limonien lachen,
Wie aus dem Lorbeergefträuch marmor'ne Bilder erftehn!
Wie mit unfäglicher Pracht die Villen Cypreffen befchatten,
Wie die Pinie fo ftolz über dem Klofter fich wölbt,
Wie der Tiber am Schattengewölb' von Adrians Grabe
Trauernd fich fchlängelt und dort Berge von Häufern durchirrt!
Über der Rebe St. Peter fich türmt in den glühenden Himmel,
Über Paläften fich dort Reihen von Kuppeln erhöhn,
Wie die gewaltigen Säulen und Obelisken fich heben
Fern bis zu Ceftius Grab, über der flammenden Stadt,
Fremd in der fremden Welt Agrippa's ernfte Rotunda,
Nero's düfterer Turm, Jupiter, dein Kapitol,
Romulus Hügel und grauftg die Trümmer der ftolzen Cäfare,
Furchtbar, wie Felfen, die Gott ftrafend mit Blitzen zerfchellt;
Überall Tempel im Grün und entlang die unendlichen Gründe
Bögen, in rofige Flut himmlifch vom Abend getaucht.
Götter, was all'? und das duft'ge Gebirg' in verfchämtem Erröten,
Zart und herrlich, wie nur Claud' und der Schöpfer gemalt!
O wie ein glühender Seufzer der liebenden, feligen Schöpfung
Dieter unfägliche Hauch über dem fchmachtenden Bild.
Blendend die glänzenden Höhen, vom bläulichen Haupt des Sorakte,
Dünn, wie ein fchwellend Gewand, dem fich ein Bufen vertraut,
Immer reiner und zärter hinab zum elyfifchen Tibur
Bis wo der Cavo fich hold über Albano verklärt.
Auf in die Lüfte! welch' ftrahlendes Meer von flutendem Golde,
Alles unendliche Licht, Himmel, mit dem du entzückft!
Auf in die Lüfte! da fällt's mir auf's Haupt wie heiliger Wahnfinn,
Und ich drücke das Aug' ftumm mit den Händen mir zu,
Und ich lege die brennende Stirn' an's kalte Gemäuer,
Und der entfeffelte Geift ringt im vergehenden All,
Und mir ift, als fänk' ich hinab in den ewigen Abgrund,
Über mir braufte das Meer, und mich verfchlänge die Nacht!

8. Aus den „Liedern des römischen Carneval".

Viertes Lied.

Einen traurigen Gedanken,
Siehe da, das Kind des Nordens!
Doch wohlan, mit Pulcinella
Lach' ich schon, und der Doktoren
Weisheit hör' ich an, die Suada
Eines Charlatans begeistert,
Puterartig schreitet hier
Auch der Graf in der Perrücke.

Doch ich werde rasch umfangen,
Und mit hohem Federnhute,
Schwarzem Antlitz, buntem Röckchen,
Arlecchina mir zur Seite!
„Sei willkommen, Freund, willkommen,
Reiche mir den Arm!" — Wer bist du? —
„Wer ich bin? Ei nun, damit
Man's nicht wisse, dient die Maske."

Doch verraten sie der Stimme
Volle Nachtigallentöne,
Und der Locken schwarze Wallung,
Und am purpurnen Barette
Der Begleiterin erkenn' ich
Deutlich sie; an beide Arme
Hängen sie sich hüpfend an,
Und ich muß geduldig folgen.

Manches art'ge Wörtchen flüstert
Arlecchina nun dem Sänger
Leis' ins Ohr. Wir bleiben, sagt sie,
Unzertrennlich jetzt beisammen!
Laß uns durch den Korso wandeln,
Bis der Pferdelauf vorüber,
Dann wird uns, verstehst du wohl,
Nunziata gleich verlassen?

Und der Sänger nun am Arme
Solcher lieblicher Geschöpfe
Fühlt, wer könnt' es ihm verdenken,
Saturnalisches Behagen!
Hat er doch in all' der Menge
Nun das Seinige gefunden!
Doch er fürchtet im Gewühl
Unterm Volk es zu verlieren.

In der Tat, sie ist gar artig,
Und wiewohl an seinem Arme,
Reißt sie doch sich los und schüttelt
Einen Mann, den er nicht kennet;
Selbst Confetti soll er haben
Und von Nunziata Blumen,
Und der Sänger schauet zu,
Denn wir sind im Karnevale.

Doch im frohen Schellenklange
Kehren sie zurück, und lustig
Hört im ungestümen Takte
Man das Tamburin erschallen
Aus dem nahen Seitengäßchen.
Schnell dahin! Die Masken fliegen,
Arlecchina will's, und ich
Folge hübschen Kindern gerne.

Und im enggeschloss'nen Kreise
Hüpfen halb zerlumpte Paare
Dort im wilden Saltarello!
Doch das heiße Blut geduldet
Hier sich nicht, sie ziehn mich weiter,
Auf und ab, nach allen Seiten,
Bald begrüßend, bald begrüßt,
In dem lärmenden Getümmel.

Und im letzten Scheine glühet
In der Straßen fernstem Grunde
Schon das Kapitol! Verschwunden
Sind die rasselnden Karossen,
Und das Töchterchen der Liebe
Führt den Sänger leicht und tänzelnd
Unterm fürstlichen Palast
Zu bequemem, hohen Sitze.

Und man scherzt und duldet Scherze,
Sitzt aufs traulichste beisammen,
Und begegnende Bekannte
Wirft man wohl noch mit Konfetti,
Bis die Straße schon geräumt ist;
Alles wartet, alles schaut,
Bis es braust, und nun im Flug
Rosse kommen und verschwinden.

Einen Gang noch, Arlecchina,
Wenn's auch dämmert, wenn die Sonne
Längst vom Kapitol gewichen!
Unersättlich im Genusse
Lernt im Süden man zu werden;
Drum geschwärmt, bis uns das Brüllen
Des Paino scheucht, und dann
Auf den Ball und spät zur Ruhe.

Und zuweilen meines Lebens
Denk' ich da, der Wonnentage,
Da ich endlich sie gefunden,
Die ich mir so lang geträumet,
In der Tracht des Ideals
Mir die Liebende gefolget,
Mir bestimmt, geboren schien,
Für die Ewigkeit gegeben.

Sechstes Lied.

Unter Spiel und Scherz und Possen
Ist die Nacht herangekommen,
Doch im sanftem Sternenscheine
Läßt es sich nur besser schäkern,
Und gespensterhafte Schalkheit
Lacht und spukt durch alle Gassen.
Erst wenn Phöbus sich entfernt,
Wagt sich Momus aus dem Hause.

Gib die Hand mir, Kind der Liebe,
Sind wir endlich doch alleine!
Laß uns schnell nach Hause wandeln,
Nimm dir vom Gesicht die Maske;
Denn der Nacht, warum nicht könntest,
Wer du bist, ihr anvertrauen?
Schnell die Maske weg, und dann
Wieder auf die vollen Straßen!

Folge mir, an allen Ecken
Hörst du jetzt den Pulcinella
Mit der Narrenglocke läuten,
Manche Mandoline klimpert
Unter dem erhellten Fenster!
Gehn wir eilig, denn mich locket
Jener schwarzen Osterie
Altertümliches Gewölbe.

Willst du fröhlich sein, so trinke
Abends deinen vollen Becher
Süßen Frascatanerweines,
Und ein Liebchen dir zur Seite
Kränz' ihn dir mit seinen Rosen.
Ohne Wein und ohne Liebchen
Sieht man sich das tolle Volk
Nur mit Neid des Lebens freuen.

Lauschen wir dem wilden Dichter,
Der im Kreis gedrängter Masken
Hier mit Liedern aus dem Stegreif
Seine Hörerschaft begeistert,
Wie das lust'ge blonde Bübchen,
Schon Hanswurst dort auf dem Tische,
Dem besess'nen Sänger lauscht
Und mit seinen Händen klatschet.

Doch auch hier will sich die wilde
Römerin nicht lang gedulden,
Ob wir ins Theater eilen,
Ob wir eine Oper hören,
Ob uns das Ballet vergnüge,
Oder ob uns der Taddei
Seltne Kunst belustige,
Oder gar Cassandro's Puppe?

Doch zum Maskenballe leitet
Mich der artige Schalk; ich folge!
Keine Beatrice führt mich,
Aber eine Bajadere!
Nein, wer konnte sie verschmähen!
Tausend Frauen sah ich heute
Schon verschleiert, aber doch
Keine einzige Vestale.

Und des heitern Zauberhauses
Hellgestirnter Lichterhimmel
Öffnet dem entzückten Auge
Seine weite, schöne Wölbung
Und in magischer Beleuchtung
Seh' ich unterm wilden Sturme
Bacchischer Musik die Welt
Eines holden Traumes wogen.

Wie in nächtlichen Gesichten
Uns die Phantasie zuweilen
Tief in eines Berges Gründe
Durch den Schacht der Erde führet,
Und bei wundersamen Lichtern
Uns phantastische Gestalten
Und die allerschönsten Frau'n
Um die trunknen Sinne gaukeln:

Also dünk' ich mir zu träumen;
Zwar es spukt die keckste Freude,
Scherz und Witz in hundert Masken,
Zwar es atmet allenthalben,
Schön und glühend, sinnlich Leben,
Mancher Nacken, mancher Busen
Mahnt an höchste Erdenlust
Uns berauschte, schwache Toren.

Doch zu viel der süßen Reize
Schweben, schwellen uns entgegen,
Und in heißer Wollust möchte
Das gefang'ne Herz verschmachten.
Solchem Leben zu begegnen,
Müßt' allein in unsern Adern
So viel Lebensfeuer glühn,
Als die tausende durchwallet.

Sieh, bei raschgeschwungnem Takte
Wie von Wahnsinn hingerissen
Bunte Maskenpaare hüpfen!
Das ist erst der Schritt der Freude,
Hier und dort, und auf und nieder,
Wie von lautem Sturm getrieben,
Der im Zauberhause braust
Unter der Trompete Schmettern.

Weiße freudentrunkne Mädchen,
Arlecchine und Doktoren,
Gärtnerinnen und Bajazzi,
Und der plumpe Pulcinella,
Leichte Schäfer, farb'ge Türken,
Schwarzvermummte, schlanke Feen,
Alles in Mänadenwut,
Saturnalisches Vergnügen.

Und des eignen Lebens denk' ich,
Da voll frischer Kraft und Seele
Meiner Jugend Feuerströme
So gewaltig in mir rauschten,
Da sie alle kühn und mutig
In bacchantischer Bewegung
Schäumend sich hinabgestürzt
In den Ocean der Liebe.

9. Lieder der Nazarena.

Erstes Lied.

Ich.

Ja, gesteh' ich's, deinetwegen
Bin ich, schöne Nazarena,
Im Olivenland geblieben.
Daß von allen süßen Töchtern
Weit umher in Civitella,
In Sanct Viso und Serone,
In Roviati und Subiaco,
Den Sabinerbergen allen
Du die schönste bist, es sagen's
Alt und Jung, und Frau'n und Männer,
Doch am meisten sagt's mein Auge,
Sagt's mein Herz, wie schön du bist.

Sie.

Fremdling, ich verstehe wenig
Deine Sprache, willst du aber
Meiner spotten, meiner höhnen,
Wisse denn, in unsren Bergen
Waltet strenge Zucht und Sitte,
Unser armes Herz gilt wenig,
Nur der Vater gilt, gehorchen
Muß ich blindlings ihm, und tändeln
Wie mit Römerinnen, darfst du
Nicht mit uns, o glaube, töten
Würde mich der böse Vater,
Darum, Fremdling, spotte nicht.

Ich.

Kind, du kennest nicht mein Leben,
Nicht mein Herz und nicht sein Schicksal,
Kennst ihn nicht, der so verwegen
Dir von Lieb' und Schönheit plaudert,
Und auf immer unverständlich
Möge dir sein Geist auch bleiben.
Aber o vergönne, daß ich
Mich dir näh're, daß ich trete
In dein Haus, wie in den Tempel,
Und die Nemesis hat keine
Macht mehr über mich, und sicher
Bin ich, Kind, an deinem Herd.

Sie.

Du erschreckst mich, Worte sprichst du
Schlimmen Sinnes, die zu fassen

Mein Verstand nicht reicht, o Fremdling!
Gut erscheinst du mir und redlich,
Drum laß ab, mit dunkeln Worten
Mich zu schrecken, zu verschüchtern.
Ach, ich will dir wohl, doch muß ich
Meines Vaters Härte fürchten,
Sprich mit ihm, die Tochter kann dir
Nichts gestatten, nichts versprechen.
Liebst du mich, so geh zum Vater,
Aber, Fremdling, spotte nicht.

Ich.

O wie könnt' ich dein begehren!
Kennteſt du mein Seelenleiden!
Schon zu alt bin ich, um tändelnd
Mich mit leerem Wahn zu täuſchen,
Noch zu jung, um deines Auges
Wilde Strahlen nicht zu fühlen,
Zu geprüft, um noch zu hoffen,
Zu verwegen, um zu fürchten,
Zu erfahren, um zu trauen,
Und zu weich, um nicht zu lieben,
Lieben möcht' ich dich, beſitzen,
Nazarena, kann ich nicht.

Sie.

Fremdling, meinem Ohre klingen
Deine Worte wie ein Rätſel,
Und ich darf dich ſo nicht hören,
Denn vielleicht wär's eine Sünde.
Kommſt du meine Ruh zu ſtören
Übers Meer in unſre Berge,
Mich mit Worten zu beſtricken,
Deren Sinn ich nicht verſtehe —?
Ich gehorche meinem Vater,
Seinem Willen muß ich folgen,
Liebſt du mich, ſo geh zum Vater,
Aber, Fremdling, ſpotte nicht.

Zweites Lied.

Sie.

Jeden Tag an meinem Hauſe
Seh' ich dich vorüber wandeln,
Kaum bin ich am Webeſtuhle
Früh des Morgens, ſieh, da kommſt du
Schon herauf die Felſentreppen,
Und nach meinem Fenſter ſchielet
Stets dein Aug', und freundlich grüßend
Gehſt du weiter, ſage, Fremdling,
Sage, was iſt dein Begehr?

Ich.

Jeden Tag an deinem Hauſe
Muß ich wohl vorüberwandeln,
Schon biſt du am Webeſtuhle
Früh des Morgens, wenn ich komme,
Und dein Engelsköpfchen lächelt
Durch das Fenſter und dein Auge
Schielt nach mir und freundlich grüßend
Nickſt du: ſage Nazarena,
Sage, was iſt dein Begehr?

Sie.

Geſtern kaum nach Sonnenaufgang,
Als ich noch dich ſchlummern dachte,
Und im Felſengarten draußen
Blumen für die Mutter Gottes
Abzupflücken ging, da ſahſt du
Schon zu unſrem Fels herüber,
Und erkannteſt aus der Ferne
Mich ſo gut, und winkteſt, glaub' ich,
Sage doch, was denk' ich mir?

Ich.

Geſtern kaum nach Sonnenaufgang
Als ich noch dich ſchlummern dachte,
Warſt du ſchon im Felſengarten,
Weil du wußteſt, daß der Schlummer
Frühe mich verläßt, und ſaheſt
Schon von deinem Fels herüber,
Und erkannteſt aus der Ferne
Mich ſo gut, und grüßteſt, glaub' ich,
Sage, Kind, was denk' ich mir?

Sie.

Ja und was geſchah! Ich dachte
Nicht an dich, da hör' ich leiſe
Hinter'm Gartenbuſch den Bergweg
Einen Tritt herauf, es flüſtert,
Und ich ſchau, wer iſt's? Vor'm Garten
Draußen an dem Feigenbaume
Stehſt du ſchon, mit ſüßen Worten
Einen guten Tag mir wünſchend,
Sage, wie verſteh' ich das?

Ich.

Wahr ist es, ich eilte hurtig
Den Olivenberg hinunter,
Und den Fußpfad hin gelangt' ich
An den Garten, und ich zische,
Und du schaust heraus und grüßest
Herzlich mich, und lispelst leise:
Hier entdeckt man uns, zu Hause
Wart' ich dein in einer Stunde;
Sage, wie versteh' ich das?

Sie.

O du kannst dich nicht verstellen:
In der Messe drauf, 's ist Sünde,
Saßest du in meiner Nähe,
Und anstatt daß du gebetet,
Sahest du mich an, ich schämte
Mich vor all' den vielen Mädchen,
Und war froh, als sie geendet,
Aber ach — du folgtest eilig;
Wie entschuldigest du dich?

Ich.

O du kannst dich nicht verstellen:
In der Mess', in meiner Nähe
Knietest du, denn vor dir kam ich,
Und du sahst mich an: erröten
Mußtest du, und wie du schöner
Bist als alle, warst du schöner
Als du selbst in dieser Röte,
Und ich folgte dir — du wolltest's;
Wie entschuldigest du dich?

Sie.

Kannst du leugnen, daß du Briefchen
Mir geschrieben, und mit Blumen
Ein Sonett geschickt, und hab' ich
Eine Antwort dir gegeben?
Sagst du nicht an jedem Tage,
Morgen scheid' ich, übermorgen
Bin ich schon in Rom, und immer
Bleibst du hier, o Fremdling, leugne,
Leugn' es nicht, du bist mir gut.

Ich.

Wahr ist's, daß ich dir geschrieben,
Doch ich weiß auch, daß du Antwort
Mir gegeben, wenn du anders
Schreiben könntest — und so leugne
Du mir nicht, daß du mich batest:
Bleibe hier, und wenn du scheidest,
Kehre wieder, und auf lange,
Und dann nimm mich hin auf immer;
Nazarena, leugnest du's?

Drittes Lied.

Ich.

Aber eines, Nazarena,
Könntest du mir nun gewähren:
Wir sind ganz allein; die Mutter
Draußen sitzt sie auf der Treppe;
Menschen sind Verräter, Tauben
Sind es aber nicht und Hühner,
Und so sollst du etwas denn,
Meine Taube, mir gewähren.

Sie.

Was auch wolltest du besond'res!
Alles darf die Mutter wissen;
Doch ich weiß nicht, was du möchtest,
Und was könnt' ich dir wohl geben?
Nichts vermag ich, eingekerkert
Wie ich bin; was kann ein armes
Mädchen von Olevano
Deinem Wunsche dir gewähren?

Ich.

Orvieto's Wein, Genzano's
Goldne Traub' ist süß und herrlich,
Aber meiner Lippe schmeckte
Süßer noch der Kuß der deinen;
Drum, mein Liebchen, neige hurtig
Mir vom Webestuhl herüber
Deines Mundes Lieblichkeit,
Eilig, eh die Mutter störet.

Sie.

Was verlangst du? Nein, ich könnte,
Könnt' es nicht, und es ist Sünde,
Denn der Pred'ger hat's verboten.
O Madonna, wie vermöcht' ich's
In der Beichte zu bekennen,
Und was sagte mir der Priester?
Welche Buße — nein, ich kann
So was Böses nicht begehen.

Ich.

Kind, ein Kuß ist keine Sünde,
In der Beichte nicht zu sagen,
Und du weißt es gut, dein schalkhaft
Lieblich Lächeln, es verrät dich.
Zaudre nicht, o Nazarena,
Sei nicht falsch, denn wohl bemerkt' ich's,
Wie du heut der Nachbarin
Blondgelocktes Bübchen küßtest.

Sie.

Ei, mein Freund, ein andres ist es,
Einen Mann, ein Kind zu küssen.
Endlich könntest du mir zürnen,
Daß ich meinen Heil'gen küsse!
Still, mein Freund, es ist verboten,
Und es sind auch eitle Possen,
Nazarena darf es nicht,
Ehe sie dein Weib geworden.

Ich.

Wohl denn, wenn du nur dem Heil'gen
Einen Kuß vergönnst, so will ich
Dir zu Lieb' ein Heil'ger werden,
Wenn die Welt auch Grund genug hat,
Noch dafür mich nicht zu halten,
Will ich's klar dir doch beweisen,
Denn ich will ein Wunder tun —
Ohne Kuß von dir zu gehen.

Viertes Lied.

Sie.

Und du scheidest! — ach ich fürchte,
Schon in Palestrina hast du
Nazarenens Bild vergessen,
Und die Schönheit Roms und deiner
Reizend holden Römerinnen —
Sicher, daß sie's alsobald
Dir aus Herz und Seele tilgen.

Ich.

Nein lebendig, wie dem Schiffer,
Der allein auf schwachem Balken
Irrte durch des Meeres Wüste,
Nie das Bild des grünen Eilands,
Wo er Rettung fand, verschwindet,
Wird Olevano mir treu,
Ewig in der Seele schweben.

Sie.

Besser wär' es wohl, du Lieber,
Wenn du ganz hinüberzögest;
Schön ist's ja in unsern Bergen,
Wie's die fremden Wandrer rühmen,
Könntest hier auch dichten, lesen.
Träumen, schreiben, und du wärst
Nazarenen doch nicht ferne.

Ich.

Liebes Kind, mein Schicksal will es,
Daß ich nun zum Kapitole
Und den großen Plätzen allen
Meiner Lieb' und Schwermut wandre!
Doch wenn auf der Serpentara
Wieder die Kastanie grünt,
Dann, mein Leben, kehr' ich wieder.

Sie.

Ach, du kehrst nicht mehr, ich ahn' es,
Eine wohl der schöne Frauen
Wird dein Herz in Liebe fesseln.
Denn gewiß, du hast der Mädchen
Viele schon gehabt. Ich warte
Dein umsonst: der Frühling kehrt,
Aber du, mein Herz, nicht wieder.

Ich.

Sei nicht bange, Nazarena!
Unter Roms, Albano's Frauen,
Selbst am Blumenfest Genzano's
Unter all' der schönen Jugend,
Hab' ich dennoch keine Schönheit,
Hab' ich doch kein Angesicht
Wie das deinige gesehen.

Sie.

Aber zu gering den Wünschen
Deines Herzens möcht' ich scheinen:
Schlicht nur nach der Berge Sitten
Trag' ich Halstuch, Band und Schleier;
Meine sechzehn Lenze sind mir
Nur im Garten, am Kamin
Und am Webestuhl verflossen.

Ich.

Darum frisch und unverdorben
Bist du immerfort geblieben.
Dein Geschlecht — im Rausch der Städte
Längst verlernt' ich es zu achten,
Und aus Irrtum, Wust und Täuschung
Nun zur lauteren Natur,
Nazarena, kehr' ich wieder.

Sie.

Aber ach, du sagtest gestern,
Große, große Wanderungen
Über's Meer hinüber, glaub' ich,
Wolltest du auf's Jahr beginnen.
O mir grauft es vor dem Meere,
Wenn ich's oft so weit und hoch
Von der Serpentara sehe.

Ich.

Nach dem Eiland der Cyklopen,
Nach dem Aetna und den Trümmern
Siracusa's und Girgenti's
Möcht' ich wohl hinüberschiffen.
Aber sicher, süße Seele,
Kehr' ich über's schöne Meer,
Wenn die Traube reift, zurücke.

Sie.

Und dein Vaterland? du wolltest
Deine Lieben nimmer sehen,
Deine Mutter, und die Vielen,
Denen du im Herzen wohnest?
O gewiß, du möchtest alle
Wiedersehn; und wenn du gehst,
Was ist dann mit Nazarenen?

Ich.

Kind, von einer Welt, die liebend
Einst an dieser Brust gehangen,
Ist mir nichts fast übrig blieben;
Nur der Vater, nur die Mutter
Ist noch mein durch Götter Gnade,
Und ein schönes Herz noch, sonst
Wünsch' ich mir kein Wiedersehen.

Fünftes Lied.

Sie.

Horch! es läutet, gehst du heute
Nicht zur Messe, willst du immer
Bei mir bleiben? Traun es wäre
Hohe Zeit, die Mutter mahnte,
Noch hab' ich mich nicht gewaschen,
Meine Haare nicht gerichtet,
Meine Kleider für die Kirche
Nicht gerüstet hab' ich sie.

Ich.

Nun so laß mich gehn; ich fühle
Kopfweh heut; die Luft ist heiter,
Und ich bin in übler Laune,
Besser ist's, daß ich im Freien
Mich erfrische, mich erquicke,
Drum zur Vigne will ich gehen,
Reife Feigen mir zu suchen,
In die Messe geh' ich nicht.

Sie.

Höre, Lieber, laß mich's offen
Dir gestehn, daß mir im Herzen
Sich ein großer Zweifel reget:
Bist du auch ein Christ? — du lächelst —
Denk', die Leut' im Dorfe sagen's,
Daß du einmal in der Messe
Nicht gekniet, dich nicht bekreuzet,
Als die heil'ge Glocke klang.

Ich.

Wohl, mein Kind, gib dich zufrieden,
Glaub', ich bin ein Christ; ich habe
Wohl das Glöcklein nicht gehöret,
Denn ich bin oft in Gedanken;
Und so sollst du's heut denn sehen,
Wie ich meine Andacht tue,
Denn zur Messe will ich gehen,
Wenn nur du gewiß nicht fehlst.

Sechstes Lied.

Sie.

Ja, so laß es uns bestellen,
Besser ist's, ich bin im Kloster
Als in meines Vaters Hause;
Nimmer kannst du hier mich sehen,
Denn der böse Vater zürnet,
Ach! und Feinde hast du mehr
Als du weißt, in diesen Bergen.

Ich.
Halte treu an dem Entschlusse,
Deiner wart' ich denn im Kloster:
Hätt' es nimmer mir geträumet,
Daß mein Liebchen Nonne würde.
Gut ist es, des Vaters Zürnen
Zu vermeiden, doch warum,
Sprich, hab ich der Feinde viele?

Sie.
Viele schon, und wohl ein Dutzend
Haben mich zum Weib begehret,
Aber welche mir gefielen,
Die gefielen nicht dem Vater,
Und die er gewählt, ich mochte
Sie nicht leiden, alle nun
Macht die Eifersucht zu Feinden.

Ich.
Drum mit seinem Willen wirst du
Niemals eines Mannes werden,
Und so laß denn im Geheimen
Einen Liebesbund uns knüpfen;
Glaub', ich kenne Welt und Menschen,
Glaube, Mädchen, wer nicht täuscht,
Wird dafür getäuscht von andern.

Sie.
Aber, lieber Freund, ich fürchte,
Allzu eng sind Klosterbande;
Uns zu sehn, und uns zu sprechen,
Schwierig wird es sein; die Nonne
Bleibt im traurigen Gemache.
Ach mir bangt, es wird uns nicht
Glücken, wieder uns zu finden.

Ich.
Ohne Furcht, mein Kind, es findet
Das Geheimnis eines Briefchens
Eingang auch ins Nonnenkloster;
Doch die holde Kunst zu schreiben
Sei die erste, die du lernest;
Liebe, die da sprechen lehrt,
Liebe lehrt gewiß auch schreiben.

Sie.
Und so geben denn die Heiligen
Ihren Schutz dir auf die Reise;
Nimm zum Pfande meiner Treue
Diese Hand, du darfst nicht weilen,
Denn sie lauern dein und trachten
Böses — warte mein in Rom!
Lebe wohl! Auf Wiedersehen!

10. Lieder der Untreue.

Erstes Lied.

Sabinerin.
Bald, Geliebter, schickt der Vater
Mich nach Rom ins Nonnenkloster,
Täglich bitt' ich ihn, es bittet
Täglich auch die gute Mutter,
Endlich naht das Wiedersehen,
Endlich von Olevano
Scheid' ich und vielleicht auf immer.

Ich.
Könnt' ich, schöne Nazarena,
Deine Hoffnung dir erfüllen,
Jene Träume, die ich spielend
Mit dem Feuerhauch der Sehnsucht
Dir im Herzen aufgeblasen,
Deren Süßigkeit und Glut
Ich verwegen mit dir teilte.

Sie.
Hab' ich mich nicht, mein Geliebter,
Ganz dir anvertraut? Die Heimat,
Unsre Felsen, unsre Berge,
Gern verlass' ich sie, die einz'ge
Tochter bin ich meiner Eltern,
Dennoch folg' ich dir, mein Herz,
Wenn nur du getreu mir bleibest.

Ich.
Gutes Kind, du füllst mit Wehmut
Und mit Reue mir die Seele!
Soll ich meine Schuld bekennen?
Gleich der sommerlichen Raupe
Spann ich mich in deinem Herzen
Traulich ein, als Schmetterling
Muß ich nun ins Weite fliegen.

Sie.

O was hör' ich, wär' es möglich?
Hätt' ich wohl dein Wort verstanden?
Dich verlör' ich, und entfaltet
Hier in dieses Herzens Wärme
Flögest du davon, du ließest
Mich am traur'gen Webestuhl,
Und du zögst in andre Länder?

Ich.

Was vermöcht' ich dir zu sagen,
Ohne schmerzlich zu bereuen,
Was ich blind an dir verschuldet,
Ohne schmerzlich zu empfinden,
Was ich dir und mir verschwiegen,
Was ich dir und Ihr getan,
Dir und Ihr gebrochen habe.

Sie.

O was sagst du, mich betrogen
Hättest du, die ich ins Kloster
Dir zu Liebe gehen wollte,
Die ich träumte mit dem Herbste
Meiner Liebe Frucht zu ernten.
Heimat, Eltern, Vaterland,
Selbst die Sprache dir zu opfern?

Ich.

Nenn' es nicht Betrug, und willst du,
Ach, so sage lieber, daß ich
Dieses eigne Herz betrogen
Mit dem schmeichlerischen Wahne,
In des Südens goldnen Lüften
In den Schlummer es gelullt,
Draus die Schuld es nun erwecket.

Sie.

Guter Himmel, nach so langen
Schweren Zweifeln doch verraten?
O was wird die Mutter sagen?
Wie das ganze Dorf mich schmähen,
Wie die Mädchen meiner spotten,
Ach, und wie mein armes Herz
Seinen süßen Wahn beweinen!

Ich.

Tröste, schöne Nazarena,
Tröste dich, noch ist's im Dunkel,
Und wir sind noch nicht geschieden;
Aber höre, wenn ich fühle,
Daß ich doppelt mich verschuldet,
Sei es eine schöne Tat,
Die mich doppelt auch entsühne.

Zweites Lied.

Deutsches Liebchen.

Sie.

Wilhelm, ach, so lange Jahre
Hab' ich deiner nun gewartet,
Meine Freuden dir geopfert,
Meine Schmerzen dir verziehen,
Meine Seelenangst besänftigt,
Hing so lang, so treu an dir,
Und du liebest eine andre?

Sagtest du in schönen Zeiten
Nicht so oft, in deinen Augen,
Liebes Herz, ist meine Liebe,
Wie im Meeresgrund verschwommen.
Meintest du damit die Tränen,
Die ich weine, sättigt sich
Deine Liebe nur in Tränen?

Was hab' ich um deineiwillen
Nicht ertragen und erduldet;
Nur um einen Kuß den Jammer
Meiner Mutter, deiner Feinde
Grimmen Haß auf mich geladen,
O wie treu hab' ich geliebt,
Und du liebst nun eine andre?

Hab' ich nicht den Schimpf der Bosheit,
Nicht die Schmähungen der Rache,
Nicht Verleumdung und Mißhandlung
Dir zu Liebe still erlitten,
Nur geweint in meiner Kammer,
Und an dich gedacht, erfreun
Deine Liebe denn nur Tränen?

Selbst die Eifersucht, ich habe
Sie für dich bekämpft, ertragen,
Daß so oft der großen Freundin*
Fürchterlich Geschick und Leiden
Selbst in meinem Arm dich schreckte,
Trug es willig, blieb dir treu,
Und du liebst nun eine andre?

* Wahrscheinlich Julia Michaelis.

O ein Wort, ein Blick genügte
Mir für all' den Seelenkummer,
Niemals hab' ich ja gefordert,
Daß du zum Altar mich führest,
Nur gehofft hab' ich's, gewünschet
Im geheimsten und geglaubt,
Deine Liebe trockne Tränen.

Meine Ruhe, meinen Frieden
Hab' ich für dich hingegeben,
Nur gezittert, wenn von Ruhmgier,
Künft'gen Taten du gesprochen,
Nur gebebt, wenn so gewaltig
Sich dein Geist erhob, doch treu
Bin ich immer dir geblieben.

Alles hab' ich dir verziehen,
Wie sie auch dich mir verleumdet,
Wild und gottlos dich geschildert,
Nur dem Guten, nicht dem Schlimmen,
Hab' ich fromm geglaubt, du konntest
Irren doch nicht freveln, nicht
Deine Lieb' in Tränen weiden.

O, zuweilen meint' ich freilich,
Daß zwei Seelen in dir wohnten,
Allen bösen Höllengeistern
Sei die ein' anheim gefallen.
Doch die andre gut und menschlich,
Diese liebt' ich, blieb ihr treu,
Und du liebst nun eine andre?

Wilhelm, laß mich denn die letzte
Sein von deinen armen Opfern!
Was kann ich noch tun? Zu lieben,
Du vergönnst mir's nicht! Vergeben
Will ich dir! Fang' endlich einmal
An zu lieben, bleib' ihr treu,
Und vergiß nun meine Tränen.

Drittes Lied.

Ich.

Ja, mein Kind, ich fühl's mit Freuden,
Was du einmal mir gewesen,
Und mit Schmerz und bittrer Reue,
Was du noch mir bist, von allem
Menschlichen bist du das Liebste
Mir, das Göttlichste, von allem
Göttlichen das Menschlichste.

Sie.

Nur ein einfach schlichtes Wesen
Bin ich, von den hohen Dingen,
Die in deinem Munde schweben,
Bin ich nichts, ja selbst das wen'ge,
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich einzig nur der Liebe,
Hab' ich einzig nur von dir.

Ich.

Hättest du von mir auch alles,
Kraft und Fülle der Gedanken,
Alles Gold und alle Perlen
Dieser Erde, dennoch hätt' ich
Höh'res noch von dir, der reinsten
Unerschütterlichsten Liebe
Und der frömmsten Treue Bild.

Sie.

Ist's ein Wunder, daß ich liebe,
Daß ich dir nur leb' und atme?
Ist's ein Wunder, wenn das Veilchen
Treu im Sonnenschein sich freuet,
Liebt die Lüfte nicht der Vogel,
Nicht die Biene süßen Honig
Und das Herz Unsterblichkeit?

Ich.

Und ich konnte dein vergessen,
Konnt' im Zauberdunst des Südens,
Konnt' auch in Hesperiens Wollust
Dem Sirenenliede folgen,
Konnte deinem treuen Herzen,
Meinem deutschen Liebchen konnt' ich
Also lohnen mit Verrat?

Sie.

Wußt' ich's ja, du bleibst mir immer,
Bleibest gut, es hat die Einfalt,
Hat mein niedrig Bild, die Schwäche,
Mein befangner Geist der Größe
Deines Roms nicht halten können,
Du vergaßest mich ein wenig,
Denn die Heimat liebst du nicht.

Ich.

Aber dich! Mein Kind, du hörtest
Schon von alten, kühnen Helden,
Daß ein Zauber sie umfangen,
Brabamante schien vergessen,
Und ich bin kein Held, ein Sänger
Bin ich nur, der gern von Helden,
Lieber noch von Liebe singt.

Sie.

Ach, ich armes Kind vermag ja
Keinen Lorbeer dir zu geben,
Nur mit Myrtenkränzen kann ich,
Nur mit Küssen dich beschenken,
Und im Drang nach größern Dingen,
Unter Roms Ruinen denkst du
Freilich nicht ans Liebchen mehr.

Ich.

Schweifend über Berg und Meere,
Durch der Länder weite Strecken,
Im Geräusch der Städte, Fremden
Stets ein Fremder, lern' ich kennen,
Wie ein liebend Herz zu ehren,
Mit der Heimat unversöhnbar,
Was du dem Verbannten bist.

Sie.

Wär' ich's ihm, vor Freude weint' ich,
Aber was wohl fänd' er jetzt noch
In dem deutschen Mädchen? Ehre,
Ruhm ist höher dir als Liebe,
Meine Jugend nahmst du längst schon,
Arm ist nur mein Kopf, an Leiden
Und an Lieben reich mein Herz.

Ich.

O hör' auf, geliebte Seele,
Mich mit deiner sanften Demut,
Deiner Herzenkraft und Schöne
Mich vor dir in Staub zu werfen.
Ich verachtete die Menschen,
Treulos nannt ich sie, und blieb doch
Einem Engel selbst nicht treu.

Viertes Lied.

Sie.

Aber willst du deinem Liebchen
Wirklich wohl, warum denn hast du's
So allein zurückgelassen?
Ach, du bist so gut und freundlich,
Und so grausam doch, so wenig
Schontest du in deiner Stärke
Meiner Schwäche, meiner Furcht.

Ich.

Als ich Knabe war, da floh ich
Meines Alters Kinderspiele,
Und dereinst in Ruhm und Ehre
Groß zu werden, träumt ich einsam,
Und die zu Stadt sehn, wo dieser
Erde mächtigste Gebieter,
Romulus Geschlecht geherrscht.

Sie.

Aber mußtest du die Heimat
Denn so frühe schon vergessen?
Freilich ist sie dir verbittert,
Deinen Haß verdienten viele,
Doch ein Herz, voll heißer Liebe,
Schwach und treu, verzehrt im Stillen
Um den wilden Wandrer sich.

Ich.

Sähst du diesen blauen Himmel,
Diese goldnen Abendlüfte,
Diese süßen, duft'gen Berge,
Diese Haine, diese Meere,
Sähst du von des Mario Höhen
Roma's Riesenbild, gewaltig,
Wie ein Berg, St. Petri Dom —

Sie.

Dies Hesperien mit der Fülle
Lachender Orangenhaine,
Diesen herrlichen Ruinen
Aus der Vorwelt, dieses Lorbeers
Stolzes Grün, nach dem dich lüstet,
Und das schönste noch — die teure
Reizende Sabinerin!

Ich.

Böses Kind, du willst dich rächen,
Und die Züchtigung verdien' ich;
Doch du weißt, wie unbefriedigt
Sinn und Geist mir strebt; es reiften
In der Flamme der Begeist'rung
In des Herzens Brand Gedanken
Und Entwürfe gleich dem Gold.

Sie.

Und die Ruhe suchst du außen
In des Lebens raschen Kreisen,
Wunderbarer, Unzufriedner!
Könnt' ich dir mit einem Kusse
Meines Herzens sanfte Stille
In die Lippen hauchen, stürbe
Mit dem Kuß mein Leben auch!

Ich.

Laß, o laß, mein holdes Liebchen.
Diesen Wahn mir, glücklich bin ich
Einzig, wenn die Welt mich ehret,
Nicht für dieses Leben leb' ich,
Nur dem Ruhme nach dem Tode;
Wollt' ich dir nur angehören,
Müßt' ich fast ein Engel sein.

Sie.

O mein Freund, zuweilen schaudr' ich,
Hör' ich deinen Namen nennen,
Deinen Ruhm und deine Kränze,
Deine Lieder muß ich fürchten,
Nur mit dir, mit deinem Herzen
Bin ich glücklich, groß und herrlich
Wünscht' ich nie dich, aber treu.

Ich.

Trüg' ich doch in meinem Busen
Deine Einfalt, deinen Frieden,
Deine schön begrenzten Freuden,
Aber ach, mir ist's nicht möglich.
Ruf' dem Adler in den Lüften,
Gib dem Jüngling seiner Kindheit
Unerwachten Sinn zurück.

Sie.

Ja, zu kühn ist's, dich zu lieben,
Deinesgleichen bringt ein Mädchen
Mit dem ersten Kuß sein Alles,
Seel und Leib zum ew'gen Opfer,
Ihr vermögt nicht treu zu bleiben,
Aber unsre Kraft ist Liebe,
Und die Treu ist unser Ruhm.

Fünftes Lied.

Ich.

O wie gern, mein zartes Liebchen,
Macht' ich dich zu meinem Weibe;
Zwar ich bin noch jung an Jahren,
Aber ziemlich alt am Herzen,
Bin allein, der Freunde viele
Hab' ich, aber keinen Freund,
Und doch wünscht' ich noch mir Liebe.

Sie.

Ja, wie wollt' ich dann dir leben,
Deine Tage fröhlich machen,
Deinen stillsten Wunsch erfüllen,
Deinen Willen nur befolgen,
Deine trüben Launen tragen,
Und zufrieden sein, wenn du
Nur ein herzlich Wort mir sagtest.

Ich.

Aber Kind, des Kapitoles
Nun so tempelloser Hügel,
Und des Forums heil'ge Reste,
Und der sieben Berge Schwermut,
Und des alten Tibers Strömung,
Raffael, und der ihm gleicht,
Dieser milde, reine Himmel!

Sie.

Welch ein Himmel, o Geliebter,
Blühte dir in unverdorbner,
Häuslich frommer Still', im Arme
Deines Weibes, groß und mächtig
Sieht Rom's Welt dich an, doch leider
Ist von allem dem nichts dein,
Nur dein Liebchen ist dein eigen.

Ich.

Aber bin ich nicht ein Sänger,
Der, die Leier auf die Schulter,
Allenthalben nach dem Schönen,
Nach dem Herrlichen muß pilgern?
Hier im Süden sing' ich freier,
Und unsterblich einst zu sein
Soll das ew'ge Rom mich lehren.

Sie.

Aber glücklich dich zu fühlen,
Liebster, könnt' ich es dich lehren,
Komm zurück in deine Heimat,
Deinen Liedern lausch' ich, alle
Weiß ich treu dir herzusagen,
Keiner liebt sie ja, wie ich,
Wenn ich auch dich selbst mehr liebe.

Ich.

Denke, daß Girgenti's Tempel,
Daß des Aetna rauchend Schneehaupt,
Der Cyklopen Fabelinsel
Und die schönen Nachbarmeere,
Daß ich noch Odysseus Eiland,
Und das teure Griechenland
Nicht begrüßt, gesehen habe.

Sie.

Morgens weckte schon mein Kuß dich,
Und du wärst im eignen Hause,
Wohlgepflegt vom eignen Weibe,
Wärst in Reinlichkeit und Ordnung,
Ja, ich hülfe dir im Dichten,
Und geduldig ließ ich mir
Tage, Nächte lang diktieren.

Sagtest du ein Wort der Wahrheit,
Schön und gut, voll Herz und Seele,
Dann umhalst' ich dich, und dankte
Dir mit wahreren Gefühlen
Als die kalte Welt; den Dichter
Fürcht' ich noch in dir, doch dann
Müßt' ich, wie dich selbst, ihn lieben.

Säh' ich deine Stirn gerunzelt,
Wollte dir der böse Dämon,
Wie du's nennst, das Herz beschatten,
Dann umschläng' ich dich, mit Worten
Und mit Scherzen dich erheiternd;
Bin ich auch am Worten arm,
Hab ich doch ein Herz voll Liebe.

Wärst du müde von der Arbeit,
Dann für deine Ruhe sorgt' ich,
Könntest mir am Busen schlafen,
Alles macht' ich dir bequemlich,
Und du müßtest selbst gestehen,
Besser sorgt ein Weib für dich,
Das dich liebt, als deine Welschen.

Wolltest du allein sein, ließ ich
Dich in tiefer Stille, wartend,
Bis du selbst mich riefst, und endlich,
Liebster Mann, laß mich's bekennen,
Müßt' ich auch vor dir erröten,
Brächt' ich dir ein lächelnd Kind,
Das dir ähnlich ist, entgegen —

Ich.

Schweige, Liebchen, solchem Glücke
Schmilzt mein Herz, und trauernd such' ich,
Wo du sei'st, doch wie die Lipp' auch
Nach der deinen brennt, so sind wir
Für den Kuß uns doch zu ferne,
Laß mich in der Einsamkeit
Nicht zu sehr mich einsam fühlen.

Stille Gärten grünen drunten
Vor dem Fenster mir, es schweiget
Alles hier, denn Rom ist stille,
Und im morgendlichen Dufte
Schau'n die Trümmer der Cäsare
Nur mich an, ich denke dein,
Aber Kind, mit welcher Liebe?

Sechstes Lied.

An die Sabinerin.

Dein gedenk' ich, Nazarene,
Wenn das Schiff mich nach dem Eiland
Theokrits, auf griech'sche Erde,
Nach der Heimat des Ulysses,
Über's weite Meer entführt.

Aber unsre Wünsche schwinden
Oft wie Rauch dahin; der Frühling
Er erfreut, und wir genießen
Wohl den Balsamduft der Blüten,
Doch die reifen Früchte nicht.

Glüht uns auch die volle Traube
Schon entgegen, lechzt den Gaumen
Nach dem Trunke, so entführet
Uns der Gott im Sinnenrausche
Den gebornen süßen Wein.

Nie mehr soll ich denn die Felsen,
Nimmermehr die Feigenhügel,
Luft'ge, holde Schattenwege
Der Kastanienhaine, nimmer
Mein Olevano mehr sehn?

Nimmermehr den Serpentara
Rauhe, wilde Wand besteigen,
Nimmermehr die schönen Berge
Tief im Lichtblau eines sanften
Mädchenauges lächeln seh'n?

Weil sie meinem Leben drohen
Und mich hassen wie den Pluto,
Der dem blummenvollen Enna
Mit verweg'ner Kraft die schönste
Schäferin hinweggeraubt?

Sei's denn, liebe Nazarene,
Ob wir auch uns wiedersehen,
Ob du mit dem Nonnenschleier
Auch vertauschest deine farb'ge
Feenhafte Zaubertracht,

Eine Schuld doch muß ich sühnen,
Eine andere begehend,
Einer meine Treue brechend,
Einer andern sie bewahrend,
Beiden meine Reue weih'n.

Zwar die Schönste bleibst du immer
Deines reizenden Geschlechtes,
Zwar vollkomm'ner malte Sanzio
Nie ein Weib, und nie Correggio
Einer Grazie Wunderbild.

Doch es gibt ein Herz voll Liebe,
Voll Geduld und Treu' und Langmut,
Wie's in seiner geist'gen Schöne,
So lebendig, leidend, fühlend,
Ariosto nicht besang.

Alles schuld' ich ihm, vor allen
Dieses Herz! Ich kann's nicht teilen,
Und damit nicht seine Leiden
Über unsern Frevel kommen,
Sag' ich dir mein Lebewohl!

11. Der Kirchhof.*

Die Ruh' ist wohl das beste
Von allem Glück der Welt,
Mit jedem Wiegenfeste
Wird neue Lust vergällt;
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt,
Wer haßt, ist zu bedauern,
Und mehr noch fast, wer liebt.

Es trübt den eig'nen Frieden
Mit seiner Glut das Herz,
Das Kind ist nicht zufrieden,
Dem Mann bleibt nur der Schmerz.
Du hoffst umsonst vom Meere,
Vom Weltgetümmel Ruh;
Selbst Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beschwerde
Im Schoße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer,
Der mir den Busen schwellt,
In langen, tiefen Schlummer
Wie's Laub vom Baume fällt.

Ein Plätzchen, ach! so teuer,
Wie mich noch keins entzückt,
Wo Lieb' und liebend Feuer
Mein Herz einst nicht mehr drückt,
Wo's ruht in aller Stille,
Dem Sturme nicht mehr bloß,
Entbunden aller Hülle,
Ja frei und schicksallos.

---

* Bekanntlich ist der Gottesacker der Protestanten am Tore St. Paolo, dicht an der schönen Pyramide des Cajus Cestius, und unweit vom Monte Testaccio. Es ist das ein Ort, wie geschaffen für die Schwermut, immer still und öde und nur im Oktober durch die Minenti oder Plebejer lebendig, welche am Testaccio ihre Feste halten. (Anm. des Dichters.)

So freundlich ist's und heiter,
Wenn du es kennen lernst,
Stets lieblicher und breiter,
Und doch voll hohem Ernst,
Der Vorwelt düst'res Grauen
Hat's königlich geweiht,
Und weiße Steine schauen
In all' die Einsamkeit.

Die Pyramide düstert
Voll finst'rer Pracht empor,
Aus jungen Bäumen flüstert
Ein Klagehauch hervor,
Es weht auf diese Gründe
Das grau'ste Altertum,
Wenn irgendwo, so finde
Ich hier Elysium.

Es glänzt im Abendlichte
Umher die gold'ne Au',
Und himmlische Gesichte
Weckt mir das laut're Blau,
Das mit den reinen Fluten
Dort auf des Berges Nacht,
In sanften Purpurgluten,
Ein and'res Lethe lacht.

Die Brüder selbst, sie stören
Hier meine Ruhe nicht,
Nur selten, daß sie hören,
Wie mir ein Ach entbricht,
Sie schlafen hier geschieden
Von aller Welt, allein,
O welch ein Glück, hienieden
Kein Gläubiger zu sein!

(Ges. Werke VII. S. 185.)

II. Neapel, Capri, Sorrent.

1. Aus den „Bildern von Neapel".

Siebentes Stück.

Dränge keck den Toledo dich durch und höre sie lärmen,
Höre sie schreien und sieh' jeden in seinem Geschäft.
Hunderte bieten Fische dir an, und hunderte Früchte,
Und auf die Körbe gelehnt, hunderte Schulter und Arm.
Hier versperrt dir der Kutscher den Weg mit Kalesch' und Karosse,
Fahren sollst du, und fast nötigt er dich mit Gewalt!
Bettler winseln dir nach und Krüppel, aus lustiger Bude
Spendet der Aquarol Wasser, Limonien und Eis.
Weiche, dich stößt hier der Esel, mit Gartenfrüchten beladen,
Und der Verkäufer Geschrei hörst im Tumulte du nicht.
Peitsche warnt dich und Ruf! Zweirädrige Wägelchen fliegen
Grün und golden und rot, hurtig, wie Winde vorbei.
Dort der Wechsler am Tisch sein geordnet Kupfer betrachtend,
Hier der Kuppler, der dir fröhliche Nächte verheißt:
Hier Orangen in goldener Pracht, dort Blumen in Fülle,
Willst du schenken, so winkt gleich dir ein artiges Kind.
Lüstern siehst du ihm nach und achtest des warnenden Ruf's nicht,
Bis die Last des Facchins schon dir die Seite bestreift.
Was dir begegnet und was du erblickst, Lebend'ges und Totes,
Mensch und Sache, zum Kauf steht's im Momente dir frei.
So vom dämmernden Morgen erbraust's in der staubenden Straße
Bis zum Abend, zur Nacht, nimmer ermüdend hinab.

Mahnet der Berg sie auch mit drohendem Donner, wie flüchtig
Ungesichert der Mensch selber der Erde vertraut,
Seine Stimme verhallt im Lärmen des Tags: das Bedürfnis
Ist der begehrlichen Welt Gott und Orakel zugleich.

(Ges. Werke VII, S. 84.)

Elftes Stück.

Zürn' ich auch oft, wie die Hierarchie mit tyrannischen Ketten
Und mit Nebel und Dunst Geister und Herzen entehrt,
Dennoch möcht' ich ihr danken, betracht' ich den Haufen, bedenk' ich,
Wie's um mich stünde, wenn er handelte, dächte, wie ich.

(Ges. Werke VII, S. 88.)

Fünfzehntes Stück.

Oft in vertraulicher Nacht wiegt mich der Kahn in der Bucht noch,
Stille atmet die Luft, Stille der Himmel, die See;
Kaum daß ein Fischer mich stört, der plätschernd zum Hafen zurückfährt,
Kaum daß am dunkelen Strand noch eine Stimme verhallt.
Dann betracht' ich gerne, Vesuv, dein erhabenes Nachtbild,
Schaudernd fühlt das Gemüt, was du im Innern verbirgst,
Und es entwallt dem schrecklichen Haupt ein düsteres Glutrot,
Das die südliche Nacht flüchtigen Scheines erhellt.
Welche Klarheit, o Götter, was ist's? Aus dem Krater der Soma
Dämmert es mählich auf, fast wie ein zauber'scher Tag.
Du bist's, lieblicher Mond, du entsteigst in schüchternem Lichte,
Und nur tiefer verstärkt seh' ich die Schatten des Berg's.
Aber sie ruhen umher, wie im Traum und Schlummer versunken,
Und verschwimmen in Duft, Küsten und Inseln und Meer.
Stille wink' ich dem Greis; es funkelt die Well' um das Ruder,
Und der nächtlichen Stadt rudern bedächtlich wir zu.

(Ges. Werke VII, S. 90.)

2. Aus den „Pompejanischen Liedern".

Fünftes Lied.

Ich.

Wandern wir durch Feld und Vigne,
Denn es dämmert schon der Abend,
Und aus Weinberg und aus Gärten
Kehrt der Landmann singend heim.

Der Knabe.

Folget mir nur längs dem Sarno,
Hier durch's Grün der Reb' und Feige,
Dort vorüber, wo die Häuschen
Im Gebüsch und Weinlaub stehn.

Ich.

Aber sprich, was hör' ich schäkern,
Höre laut Gelächter schallen,
Halt, und dort stürzt aus der Vigne
Gar ein schönes Kind hervor.

Er.

Herr, verlobt ist dieses Mädchen,
Daß ihr's wißt, und hat 'nen Liebsten,
Ja und seht, dort läuft der Bube
Selbst dem schönen Liebchen nach.

Ich.

Aber sollt' er sich nicht schämen,
Machen denn verliebte Leute
Solchen Spuck und solchen Lärmen
Außer Haus und außer Dach?

Er.

Herr, nur jetzt noch wird geschäkert,
Ist die Hochzeit erst vorüber,
Legen sie sich mit einander
Stille, mäuschenstill zu Bett.

(Ges. Werke VII, S. 114.)

3. Der Vesuv.

Steig' ich, o Berg, auf dein rauchendes Haupt, und es treibet mich oftmals
Unerforschter Natur großes Geheimnis hinan,
Denk' ich stets an die Reise durch's unermeßliche Leben,
Dessen Abgrund ein Geist ewigen Feuers bewegt.
Erst aus dem muntern Städtchen, vom frommen Tiere getragen,
In des Führers Geleit steigt man behaglich hinan.
Mitten in lachender Fülle des schwerbeladenen Weinlaubs
Bist du und üppiges Grün hüllet die Ferne dir zu.
So das glückliche Kind, bis dem reifenden Jüngling das Weite
Sich durch's zaub'rische Reich blühender Gärten erschließt.
Nicht der Sonne beschwerlichen Druck, ihr verklärendes Licht nur
Fühlt er, genießt und durchschwärmt mutig die heit're Welt.
Sieh', da hemmt ihm den eilenden Fuß die erkaltete Lava,
Ihre Strömung umstarrt finster das selt'nere Grün.
Glühend einst in versengender Glut aus dem Krater gestrudelt,
So begegnet die Flut düst'rer Erfahrungen uns,
Die erst brennend für's liebende Herz und sein furchtbares Streben,
Tot für's Getäuschte, dem Schlund feurigen Lebens entströmt.
Weiter klimmt er verwegen, noch schützt ihn Atem und Jugend,
Fällt er zuweilen, behend richtet er wieder sich auf.
So erreicht er den Krater und steigt vom ermüdeten Tiere,
Weiter bringt ihn und trägt nur ihn die eigene Kraft.
Also der Mann. Und empor die pfadlos steinige Höhe
Hilft er sich keuchend hinan, Atem und Stimme versagt.
Asche stäubet um ihn und in Asche watet er stöhnend,
Rauch umdampft ihm den Sinn, donnernd erschallt es im Berg.
Selten blickt er ruhig zurück auf den fröhlichen Abhang,
Wie auf die Jugend, belebt, stärket die sinkende Kraft.
Da erreicht er das herrliche Ziel, und es öffnet die Welt sich
Groß und gewaltig vor ihm: freudig zum Krater hinab
Schaut er und sieht, wie prasselnd dem Aschenhügel die Flamme
Prachtvoll entsteigt und des Schlunds feurige Kräfte verströmt.
So erkennet der Mann die verborgene Quelle der Dinge,
Und das Menschengemüt, wie es sich selber verzehrt.
Stückweis nicht, es entfaltet sich ganz das unendliche Leben,
Grenzenlos, wie das Meer, das zu den Füßen ihm liegt.
Höher steiget er nicht; es senkt die Sonne sich unter,

Abwärts führt ihn der Weg schneller in schweigender Nacht,
Die er, die Ruh' ersehnend, durcheilt, und eh' er sich's denket,
Wie der Mensch an sein Grab, ist er zum Ziele gelangt.

(Ges. Werke VII, S. 118.)

4. Aus den „Liedern von Capri".

Erstes Lied.

Dem Horizonte nähert sich die Sonne.
Versinke sie im Meer, in gold'nen Bergen,
Ich fühle stets die reinste Herzenswonne.

Doch welche Lust, wie alle Lüfte schweigen
Und die Natur zur Ruhe sich bereitet,
Den jähen Pfad zum Fels hinanzusteigen,

Wenn schon im West gleich einem Purpurquelle
Die Sonne glühet und in lautern Flammen
Auf Meer und Land verströmet Glanz und Helle.

Dann scheint des Himmels Schoß sich zu erschließen
Und auf der Inseln schimmerndes Gebirge
Ein goldner Regen sanft herabzufließen;

Dann scheint, geblendet von des Lichtes Sprühen,
Cnaria dem Bad der warmen Fluten
Mit reinem Schwanenleibe zu entglühen;

Sie scheint verschämt, in kindischen Gefühlen,
Den vollen Busen über'm Meer, mit Rosen
Und mit Violen anmutsvoll zu spielen.

Ein Augenblick, und jene göttergleichen,
Von Licht beträuften Wangen, Berg und Insel,
Und Meer und Himmel siehst du schon erbleichen.

So, gleich dem holden Wunderspiel der Sonne,
Verharrt nur kurz in ungetrübter Schöne
Und schwindet bald des Lebens höchste Wonne.

Zweites Lied.

Der Feinde hatt' ich immer allzuviele;
Oft seh' ich sie, gleich zaub'rischen Figuren,
Vorüberziehn im stillen Schattenspiele.

Ich habe viel und wurde viel beleidigt,
Ich fühlte manchen Schmerz und weckte manchen,
Oft hab' ich and're, wen'ge mich verteidigt.

Von wen'gen Herzen bin ich selbst geschieden,
Bekennen muß ich, daß die Lieben, Teuern
Mich meist zuerst geflohen und gemieden.

Falsch war ich nie, so oft sie's auch mich hießen,
Ich täuschte nur, weil ich mich selbst getäuschet,
Beweinte sie, die mich enttäuscht verließen.

Ein ewig Scheiden und ein ewig Lassen
War so mein Leben, doch die alten Freunde
Der Heimat sind's, die mich am meisten hassen.

Kaum weiß ich selber, wie es so gekommen,
Sie hätten recht, fast sollte man es meinen,
Sie sind die Bessern ja, sie sind die Frommen.

Drittes Lied.

Besteig' ich nach des Sommertages Schwüle
Mein südlich Dach, auf traulichem Gesteine
Mich dein zu freuen, holde Abendkühle,

Betracht' ich so in wohlgefäll'gen Träumen
Die Stadt, am grauen Felsen des Solaro,
Umblüht von Gärten und zerstreuten Bäumen,

Erhebt sich an begrünter Rebenmauer
Des Ostens halbverwaistes Kind, die Palme,
So einsam und so stolz in ihrer Trauer,
Und seh' ich bis in ungemess'ne Weiten
Voll Sonnenglanz sich zwischen rauhen Felsen
Mit manchem fernen Schiff das Meer verbreiten, —

Dann glaub' ich, daß, Minervens Kap entnommen,
Vielleicht durch Zaubermacht bewegt, die Insel
Längst in ein morgenländisch Meer geschwommen.

Viertes Lied.

Ich habe dich* geliebt,
Und Treue bis zum Grabe dir geschworen,
Und doch hab' ich dein Herz so schwer betrübt.

So oft vergaß ich dein,
Denn andre Länder bringen andre Freuden,
Doch immer bleibst du in der Ferne mein.

Dein hab' ich mich genannt,
Mich dir geweiht zu ewigen Gefühlen,
Und dennoch hast du mich so tief verkannt.

Du kennst mein falsches Herz,
Und doch hab' ich dich nie, o süße Seele,
So wahr geliebt, als in der Trennung Schmerz.

Zu leben ohne dich,
Ich schwur und glaubte, daß ich's nicht vermöchte,
Und dennoch leb' ich, lebst du ohne mich.

Blüht mir auch andres Glück,
Hab' ich auch längst mein schwankend Herz vergeben,
So weint es doch, kehrt ihm dein Bild zurück.

Auf heit'res Wiederseh'n
War unser schluchzend Wort beim letzten Kusse,
Und dennoch wird und mag es nie gescheh'n.

Du littest lang und schwer,
Doch daß die Zeit mein schmerzlich Angedenken
Nicht längst vertilgt, wer gäbe mir Gewähr?

Drum däuchte mir denn fast,
Solch' eine Liebe, solch' ein Wechselglühen
War uns im Frühling eine Blumenlast.

Nun da sie abgeblüht,
So kränzen wir das Haupt mit frischen Rosen,
Und bleiben glücklich, auch wann sie verglüht.

Achtes Lied.

Dem Fischer, der das Netz den falschen Wellen
So manches Jahr geduldig anvertraut,
Mag ich mich gern am Strande zugesellen.

Fast ist er nackt: vom heißen Sonnenscheine
Gedunkelt und verbrannt ist Kopf und Nacken,
Und Brust und Schulter, sind auch Arm' und Beine.

Sein einz'ger Schmuck ist eine Wollenmütze,
Beglückt ist er vielleicht in eines Kahnes,
In einer Hütte sparsamem Besitze.

Ein Mädchen ist die Sehnsucht seiner Jugend,
Und ihm getraut, so bringt's ihm frische Kinder,
Und übt bewußtlos eine strenge Tugend.

* Sein deutsches Lieb = Henriette.

Die Kleinen lernen bald die Kunst der Alten.
Das Netz zu zieh'n, das Ruder keck zu führen,
Den Dienst des Boots ausdauernd zu verwalten.

Oft sah ich's, daß mit liebevollem Bangen
Am Strand sie Mutter oder Weib erwartet,
Und off'nen Arms die Kehrenden empfangen.

Friedfertig, nur im Kampf oft mit dem Meere,
Betreiben sie das Urgeschäft der Väter,
Ein volles Netz gibt ihnen Ruhm und Ehre.

Welch' Bild der Menschheit! Mit vermess'nem Willen
Wagt in's Unendliche hinein sich jeder,
Das tägliche Bedürfnis nur zu stillen.

Dreizehntes Lied.

In solcher Einsamkeit, wer sollt' es meinen,
Daß mir zuweilen auch der heit're Eros,
Und alle Grazien lächelnd mir erscheinen.

Jüngst fuhr ich von Parthenope herüber,
Und sieh', im engen, schweren Capriboote
Saß eine schöne Frau mir gegenüber.

Zwar sah ich meist hinab in Flut und Wogen,
Doch läugn' ich nicht, daß manchmal meine Augen
Geheime Lust aus ihren Blicken sogen.

Und mußt' ich mich vom Sonnenglanze wenden,
Wenn's Meer ihn widerstrahlt, begann auch wieder
Ihr holdes Aetherauge mich zu blenden.

Und nicht so schön erhoben sich die Wellen
Und sanken, als ich ihren jungen Busen
Das dünne Kleid sah auf und nieder schwellen.

Wir sprachen viel, doch eben nur vom Winde,
Wir sah'n die Fische hüpfen über's Wasser,
Ich lachte wohl auch mit dem hübschen Kinde.

Es kam die Nacht, und sie verschwand im Dunkel,
Wir freuten uns mit jedem Ruderschlage
Jetzt an des Meeres strahlendem Gefunkel.

Da breitete die schwarzen, jähen Wände
Das Felseneiland um uns aus — wir sahen
Des Strandes Lichter, uns'res Weges Ende.

Schon hörte sie des frohen Vaters Rufen,
Der alte Fischer schließt sie in die Arme,
Nun gute Nacht! Und meine Felsenstufen

Wandr' ich empor mit ungetrübtem Sinne:
Zwar es verliert, wer Kraft hat zu entsagen,
Doch leicht ist der Verlust vor dem Gewinne.

5. Aus den „Liedern aus Sorrent".

Zweites Lied.

Wähle, Göttin der Liebe, mit den Grazien
Heute Paphos zum Sitz und morgen Knidos,
Ich beneide dich nicht; denn bald lockt Capri's
Morgenländischer Fels in seine Stille;
Bald zu Ischia's duft'gen Bergen rudr' ich;

Bald aus Reben und heitern Säulentempeln
In Pompeji die See und Tal und Ufer
Und blauschattig Gebirg' und Insel seh' ich;
Bald aus wildem Getöse des Toledo
Flücht' ich mich in Sorrent's Orangenhaine.

Ja, geliebt ist der Berg dir wohl, der schöne,
Jener Stammberg im eb'nen Schwaben mein' ich,
Der dir Eigentum fast geworden, dessen
Wolkenscheitel den Schmetterling dir sandte,
Und der Zeuge des Becherklangs gewesen,
Als großsinnige Freunde mein gedachten.
Sei er beiden gelobt, der Hohenstaufe,
Paladin des gewalt'gen Schwabens sei er,
Kapitol uns genannt des Heldenhauses!
Aber schöner noch ist des Deutschen Erbland.
Frage Friedrich den Kaiser, frage Manfred!

Hier auf blühenden Felsen, die der Abend
Purpurn färbt und der frische Meerwind kühlet,
Hier im ewigen Schatten der Citrone,
Freund, umatmen mich Lüfte rein und milde,
Wie die Götter sie trinken! Klar und helle
Lockt zum Bade das heit're Meer, es lockt die
Schatt'ge, hallende Grotte. Wie die Seele,
Die in Unschuld ich liebt', durch's holde Auge,
Leuchtet ruhig der stille Grund der Wasser.
Selbst das Kieselchen siehst du hier, nur selten,
Dem bescheidenen Wunsch des Innern ähnlich,
Regt ein lieblicher Schauer diese Tiefe.
Hier zu kühlen den Leib und hinzuplätschern
Unterm Felsen in Wonne, nur dem Seegott
Und der lüsternen Nymphe ganz gegeben.
Aber steige die Nacht, die kühle, holde,
Steige nur den gewund'nen Pfad der Felsschlucht
Hier empor und die Last der üpp'gen Pflanzen,
Die verschwenderisch niederhängt und schwellend
Grünt und wuchert, erblicke sie mit Staunen,
Und schon lachen die Gärten dir entgegen,
Weinlaub rankt sich empor, in stolzem Wuchse
Blühet über der Mauer die Orange,
Die Granate, der Lorbeer und die Feige.
Was im kindischen Drang der ersten Liebe
Von Elysiums Früchten du geträumet,
Glänzt und duftet dir zu, aus ew'gem Grüne
Schimmert ebenen Dach's das Haus, die Kirche.
Sieh', es öffnet das Tor sich schon der Mauer,
Und der schattige Hofraum und der Brunnen,
Trepp' und Laube, vielleicht ein braunes Mädchen
Ladet ein, und die schwere Traube nimmst du
Oder Feig' und Orange selbst vom Baume.
Nachtigallen geweiht sind diese Haine;
Denn so voll und gedrängt ist Frucht an Frucht und
Blüt' an Blüte, daß kaum durch's Laub der Erde
Allerlieblichstes, kaum der Himmel glänzet.

Aber rühmt' ich dich nicht, o meine Freude,
Heimisch Dach, wo mich oft die Ghibellinen,
Rothbart oft und der große Friedrich und des
Kaisers ähnlichster Sohn, der schöne Manfred,
Oft der sterbende Konradin begeistert?
Denn in Reizen der ew'gen Jugend schimmert
Mir das goldene Erbland vor den Augen,
Meer und Golf und die Stadt und selbst der Himmel.
Hoch auf ländlichgetünchten Säulen ranket
Weinlaub über das Dach und reicht des Morgens
Kühlen Schatten, bis bald des weißen Daches
Heller Schimmer, der Lüfte Glanz mich blendet.
Abends aber auch nimmt es schon den Müden
Wieder auf; denn die Sonne brennt im Laube
Schon mit rötlichem Gold, und tausendfältig
Glühn die glänzenden Gärten; drüber lächelt
Blau die See und der schöne Berg im Dufte,
Der den zartesten Rauch in die Lüfte hinströmt,
Dem weißschimmernde Städte, gleich Juwelen,
Fuß und Ufer begrenzen. Doch nach Bajä's
Zarten Hügeln und nach Misen zu blicken,
Nicht vergönnt es der Sonne Pracht.
Schon sinkt sie
Über Procida nieder, übergossen

Wie von flammendem Wein; vom Lichte trunken
Leuchten rosige Berg' und fast in Wollust,
Dünkt mir öfter, verschmachtet Mutter Erde.

Da, o Freund, auf dem teuern Dach beim Mahle
Denk' ich Großes, und fühle Mut und Stärke,
Und den Träumenden überrascht das Dunkel;
Sterne blinken hervor und Purpurröte
Glühet auf dem Vesuv, die holde Nacht hin;
Denn nur schön ist der Berg, wenn ihm die Flamme
Hoch entlodert; nur schön das Herz, wenn's Liebe,
Ruhm und Ehre zu großem Kampf entzündet.

6. Letztes Lied aus Capri.

Capri werde mir stets der Edelsteine
Wundervollster genannt, den Vater Ocean
Mit der Wogen Azur umfängt; kein Eiland
Sei ihm gleich, ob's mit Weinlaub Bacchus kränze,
Ob's in furchtbarem Fels der Vorwelt Schrecknis,
Den Gedanken der Einsamkeit und deine
Werkstatt, Mutter Natur, im Schoß verberge,
Blütenweckender Hauch des Westens oder
Sturm das Haupt ihm umweht, ob's Sitt' und Unschuld
Stillen Fischern, ein Greuel der Geschichte,
Künft'gen Zeiten zum Grau'n geweiht: mein Eiland
Bist du.

Möge kein Frühling mir verblühen,
Wo dein himmlischer Strand den Gast nicht aufnimmt,
Nicht dein Gast, denn Vertrauter, Kind und Liebling
Bin ich dir; mich erkennet Haus und Garten,
Palm' und Feige, mich Fels und Fischerhütte,
Mich der Mensch, die Natur; die falsche Meerflut
Ist's allein, die den Kehrenden nicht kennet.
So auch, was ich geliebt, getan hienieden,
Bleibt mir treu in's beständ'ge Herz gewurzelt;
Mag das wechselnde Schicksal jede Stunde
Die vergängliche Well' in Sturm und Brandung
Rauschend treiben zum Fels; beharrlich steht er.

Wo am schönsten erscheinst du mir, o Eiland?
Ist's wo Reben, des Geistes voll, den Abhang,
Schöpferinnen verweg'ner Kraft, mir aufblüh'n,
Und die holdere Sonne sie durchglühet,
Wie ein besseres Herz die Liebe? Morgens
Gern aus Garten und Weinberg seh' ich träumend
Schimmern Golf und Vesuv und Kap und Inseln,
Über Ischia weg, wo weit im Norden,
Fast dem Himmel vermählt, der Circe zaubrisch
Vorgebirge mich lange täuscht, ob's Nebel

Oder Wirkliches ist. Dem Schmerz erscheinet
So vergangenes Glück. Vergib der Sehnsucht
Dieses Herzens, ich denke Roms.
Doch ewig,
Strand der Einsamkeit, auserwählet seist du,
Wo schreckhaft in des Südmeers wilde Brandung
Niedergraut des Solaro Fels, dem Vogel
Kahle, wolkenumrauschte Wohnung. Menschen
Trifft mein Auge hier nicht, dem Oceane
Preisgegeben erscheint die Welt, in Trümmer
Liegt zersplittert der Fels, doch nur am Fuße,
Denn jäh starrend erhebt sein stolzes Haupt sich
Und den Scheitel bekrönt die kühne Burg ihm,
Unten aber, umtost vom Schaum des Meeres,
Ruht das Einsamste, was sich Schmerz und Schwermut,
Menschenfeindliche, je geträumt, die Hütte.
Fels nur scheint sie, doch Trepp' und Türe seh' ich,
Und die Sonne des Mittags trocknet Netze
Da und dort auf dem Kies, auf ödem Felsblock.
Nicht Trinakria scheint, nicht Lybien's Küste,
Jene Wildnis des Meeres zu verbergen,
Wo das Auge verirrt, kein Grün am Strande,
Hoch nur sproßt aus dem Spalt' die ind'sche Feige;
Himmel zeigt dir und Meer unübersehbar
Das Unendliche hier.
Gepriesen seid mir,
Kühne Sieger des Elements, o Schiffer!
Fast am Grab der Natur, der Menschheit steh' ich;
Und von meinem Geschlecht allein noch übrig
Dünke ich mich der Letzte noch zu sterben;
Unvermeidlich erschien es mir, doch find' ich
Über'm Rücken des Felsens euch, o Fischer,
Und das schaudernde Herz fühl' ich beruhigt;
In Verbannung nur wähn' ich mich: doch süß ist
Solcher Einsamkeit selbsterkor'ne Stille.
Nicht verlangt mich's den blauen Golf hinüber,
Und die dämmernde Stadt, die ihm entglänzet,
Zaubert nicht bis zum stillen Eiland; oft nur
Seh' ich lange hinein den Wasserspiegel
Hoch herab mit der Bangigkeit der Liebe,
Bis ein Segel im Sonnenlicht erschimmert;
Süße Angst und verhol'ne Zweifel fesseln
Auf das schwankende Schiff den Blick, ob treulich
Einen Brief mir von Rom das Liebchen sende.

Flügel wünsch' ich mir dann. Das träge Ruder
Legt zur Seite; der Gott der Winde schicke

Mir von Osten den frischen Hauch, die Worte
Der Entfernten in Eile mir zu bringen.
Kummervoll, wie das engbeschränkte Leben,
Ist im Reiche Neptuns der Weg, wenn mühsam
Ihn das Schiffchen im Ruderschlag durchstrebet;
Aber Wonne, wenn Wind die Segel schwellet,
Wenn's den rauschenden Pfad hinfliegt; dem Genius
Gleicht's alsdann, den Begeisterung ergriffen.

III. Sizilien.

Aus den „Sizilianischen Liedern".

Drittes Lied.

Religionen.

Laßt mich schwärmen und quälet mich nicht; im Lande der Fabel
Leb' ich, so sei auch mein Herz, sei auch mein Lied ihr geweiht.
Bleibt in den Fesseln und glaubt, was euch die Amme gelehret;
Anderes aber bewegt mir den entbundenen Geist.
Dieser Boden, er trug der Offenbarungen jede;
Jupiter, Mahom und Christ glaubt' und verehrte man hier.
Drum verarget mir nicht, wenn mir der Tempel Girgentis
Mehr als der maurische Dom Opfer und Andacht verdient;
Wenn dein uranisches Wundergebild, Syrakus, wenn die Göttin
Mehr als das heilige Holz heute dem Auge gefällt.
Dir gestatt' ich dafür, daß du deutschtümlicher Salbung
Lebest für gotische Kunst, gotischen Glaubens erstirbst.
Erst ein Jude, dann Christ, erst Protestant, dann katholisch,
Wahrlich ein Heiland, doch erst will ich am Kreuze dich sehn.

Fünftes Lied.

Agrigent.

Wie aus heiterstem Grün, o erhabenste Tempel Girgentis,
Wie vom Himmel umglänzt steigt ihr der Nachwelt empor!
Zwar in Trümmer schlug euch die Zeit; wohin ich mich wende,
Zu des olympischen Zeus altem, titanischen Haus,
Sei's zum furchtbaren Schutt des Herakles, sei's zu dem Hügel,
Wo vom Frühling umblüht, Juno Lucina, du einst,
Oder die Eintracht dort in dorischer Schöne gewohnet,
Sei's wo der Tempel Vulkans über der blumigen Kluft
Von Limonen umduftet, umlacht von Indiens Feigen,
Kaum den Blick mir zum Strand, kaum bis zum Meer gewährt.
Euch umglühet Natur, und selbst aus dem Grab in der Mauer
Strebt der blühende Baum mächtiger Aloe noch.

Jüngst so irrt' ich im Grün, mir lachten goldene Früchte,
Hier entsprang der Granat, dort die Orange dem Laub.
Eine Nachtigall schlug, und die Tempel entragten den Hainen,
Da erfüllete mir Wehmut das einsame Herz,
Unaussprechliche fast. So oft in's zerfallene Leben,
Oft in die Trümmer des Glücks, oft in der Liebe Verlust
Klagt ein süßer, ein seliger Laut mit der Nachtigall Stimme,
Und das Schöne vielleicht wohnet am liebsten im Schmerz.

Elftes Lied.

Palermo.

Aber warum von Palermo du schweigst? Normännischer Baukunst,
Gotischer Kirchen ist dort, maur'scher Paläste so viel.
Denke des Domes nur in Monreale, des alten,
Frommer Mosaik, des Styls, der nur gerecht ist vor Gott.
Wie, von Palermo zu hören, ihr wünscht es, christlichen Freunde?
Nun doch, wie immer, bin ich euch zu erzählen bereit.
Morgens weih' ich ein Stündchen mir selbst und meinen Gedanken.
Drauf in den Wagen — er ist reinlich und hübsch und bequem —
Oder durch's laute Gewühl des überfüllten Toledo
Dräng' ich mich auch und mir dünkt hier in Neapel zu sein.
Vieles beschäftigt mich, mich erfreut das Getümmel, der Reichtum,
Mich der tätige Trieb, mich die alltägliche Welt.
Weih' ich aber dem Schönen den Blick, gleich erfaßt mich ein Bettler
Winselnd und weißen Bart's, nackt wie das Weib ihn gebar.
Gern besuch' ich die Freunde, die wohlgesinnten, und Nektar,
Altsikulischer, gibt Leben und Scherz dem Gespräch.
Meist doch streif' ich am Strande des Meeres und betrachte die Barken
Und die Schiffer, wie sie hier zu Rosaliens Berg,
Oder zum Kap hinschweben von Zafaran, mich belustigt
Jetzt die städtische Pracht, Gärten und Park und Palast,
Jetzt das lieblichste Bild äolischer Inseln. Es führt mich
Stunden und Tage der Weg so durch Palermos Natur.
Alle Berg', ich erklett're sie kühn; doch bist du vor allen,
Fels'ger Cypressenpark, Bocca di Falco, mir lieb.
Auch die Gärten durchwandl' ich und sehe Brasiliens Pflanzen
Frei, in glücklicher Luft, wie in der Heimat erblüh'n.
Werd' ich müde, so lockt die Citron', es lockt mich der Maulbeer
In den Schatten und reicht Schutz vor der Sonne Gewalt.
Aber den Durst, bald stillt ihn Indiens stachliche Feige,
Bald der Brunnen und bald stillt ihn der süße Sorbet.
Denn am Abend kehr' ich zur Stadt, und munt're Gesellschaft,
Wie dem Vogel die Luft, ist sie mir nötig, o Freund.
Christlicher Freund, dich hab' ich gemeint; doch zu guter Gesellschaft,
Merk' es, zähl' ich bei Nacht immer ein Liebchen dazu.

C.

Vermischtes.

1. Morgenerinnerung.

Oft bis zum frühen Morgen
Bin ich im Bette wach,
Denn Trauer, Gram und Sorgen
Sind unter meinem Dach.
Kaum daß ein leichter Schimmer
Mein müdes Auge deckt,
Als schon der Seelenkummer
Aus schwerem Traum es weckt.

Dann tret' ich gern ans Fenster
Um jene Stunde hin,
Wo schon die Nachtgespenster
In ihre Gräber fliehn,
Wo in den leeren Gassen
Die stillen Schatten schon
So ahnungsvoll erblassen
Im nebelgrauen Ton.

Mein Haupt so bang und schwüle
Umweht der Lebenshauch
Der frischen Morgenkühle
Und dünnner Nebelrauch.
Es führt den goldnen Reigen
Der Morgenstern schon an,
Und durch das tiefe Schweigen
Kräht auch der muntre Hahn.

Da denk' ich alter Tage,
Da denk' ich alter Lieb',
Und wird von süßer Klage
Dabei das Herz mir trüb,
Ich denk' an jene Morgen
Da ich vom Liebchen ging,
Das mir die Nacht verborgen
An meinem Herzen hing.

Du kannst nicht mehr verweilen,
O du mein Glück und Weh,
Du mußt von hinnen eilen,
Es naht der Tag, o geh?
Sieh dort ob jenen Bäumen
Den Morgenstern nur an,
Du kannst nicht länger säumen,
Schon kräht der muntre Hahn.

Noch einen Kuß, mein Leben,
Und noch ein Herzenswort
Laß mich bevor dir geben,
Dann aber gehe fort.
Bleib treu — du kennst dein Liebchen,
Und weißt, was es gewagt! —
Nun fort aus meinem Stübchen —
O Gott, mein Kind, es tagt!

Mit traurigem Gemüte
Schlich ich mich still hinab,
Ich ging, noch immer glühte
Der Kuß, den sie mir gab.
Das nächste Dörfchen machte
Das Morgenrot schon wach,
Der Wandrer aber dachte
Nur seiner Liebe nach.

Doch kam nur allzuschnelle
Für unser stilles Glück
Die letzte Morgenhelle.
Mit tränenschwerem Blick
Hing sie zum letztenmale
An meiner Lippe fest,
An diese Brust von Stahle,
So schluchzte sie, gepreßt.

Mein Liebchen, was verschuldet
An mir die böse Welt,
Was ich von ihr erduldet,
Hat's Leben mir vergällt.
Dein kann ich niemals werden,
Bin ja mir selbst zur Last,
O Kind, ich bin auf Erden
Ein ungebetner Gast.

Dein sanft und heilig Lieben
War eines Bessern wert,
Mein Herz kann nur betrüben,
Selbst wo es liebt und ehrt.
Vielleicht in weiten Fernen
Wird ihm ein wenig wohl,
Du bete zu den Sternen
Für mich, und lebe wohl!

So in der Abschiedsstunde
Sprach weinend ich zu ihr.
Doch eine neue Wunde
Schlug diese Trennung mir.
Wann heilte wohl mein Kummer?
Ach, leider wüßt' ich's nicht,
Sonst labte mich der Schlummer
Auch eh' mir's Auge bricht.

2. Das Meer.

Hymnus.

Lied.

Töchter der kühlenden Flut, des Vaters
Dunklem lebendigem Haus
Eingeborne, heiter entschwebet ihm.
Hat uns gezeugt doch der Ewige,
Aber Wiege dem Kind war das Meer!
Schaukelt uns auf und ab,
Ammenlied der Welle gewalt'ger Klang,
Und der Winde fröhlicher Wechsellaut.
Nun den munter Erwachsenen
Lächeln die Göttter zu. Sterbliche sagt,

Wo verweilet des Sonnengotts
Heil'ger Strahl blendender, als auf uns?
Nicht Wohltäterinnen dir
Sind wir, o Menschengeschlecht, Sterblichen euch?
Dulden euch gerne, tragen euch willig
Auf dem flüssigen Nacken von Land zu Land,
Bringen dem Vater den Sohn,
Bringen den Liebling der klagenden Braut?

Gegenlied.

Sei gepriesen, Mutterhaus,
Reich des Okeanos, sei gepriesen du,
Göttern Geheimnisse birgst du in deinem Schooß
Und dem irrenden Menschen.
Freundin bist du ihm, liebest die Erde,
Fassest sie an dich, umarmest sie
Mit unendlichem brünstigem Arm;
Innig bist du dem Lichte selbst
In geselligem Bund, bist du dem holden Reich

Seines allerquickenden tätigem Spiels,
Bist du der heiligen Luft verwandt.
Euer verbunden schwesterlich Weben
Bildet die Welt, segnet die Welt.
Drum aus dem tiefen Brautgemach,
Wo uns der Herr, wo uns der Gott
Zum Hochzeitsschmaus das träufende Haar
Mit Perlen schmückt und mit Muscheln,
Steiget, Schwestern, des Lichts
Freundinnen, steigt empor.

Lied.

Wo ich lieber verweilte,
Reigenführende, sagt mir an:
Ob, wo des Wassers Öde die Königin
Herrlicher Männer einst, herrlicher Taten voll,
Nun so still und traurend verlass'ner
Marmorpaläste Schwermut entsteigt;
Ob, wo die Nachbarin der Vorzeit
Glänzende Lust, Genua glücklicher noch bewahrt?

Oder Spezias Bucht,
Von liebäugelnder Berge Zauber umarmt?
Oder der Strand, der tyrrhenische, da Ulyß
Liebe genoß mit der mächtigen Fee,
Da noch heut, holdseliger Blumen voll,
Wie ein Eiland, sichtbar ist das Gebirg,
Von Coras Tempel und Feigenhügel
Wunder dem Anblick?
Oder lieb' ich im Schatten der Grotte
Lustig zu scherzen im klaren Spiegel,

Dem der zitternde Grund, die Felsen Sorrents,
Überdeckt von der Südfrucht
Nie verwelkender Füll', entglänzt,
Lieb' ich in Fernen zu schauen,
Da der Duft Inseln umschmachtet,
Wie ein blaues Auge bräutliche Scham?

Gegenlied.

Allenthalben das große,
Gleich unendliche heilige Meer ist es.
Früher mit frommer Scheu
Ehrt' es der Mensch, und als die Erde längst
Seine Schuld befleckt, sein Blut getränkt,
Unentweiht blieb noch sein Bereich.
Mit gezimmertem Boot, dem Sturme zum Trotz
Zu durchschneiden die salzige Flut,
Weder Neugier wagt' es, noch Habsucht,
Nur das liebliche Wesen war's,
In der Kindheit der Welt ihm zur Gespielin
Von den Göttern gesellt, da der Mensch
Zu sinnen begann, im Lebensfrühling,
Erster schüchterner Flug des Schmetterlings,
Nur die Fabel eilte schwärmend hinweg
Über den Horizont. Goldene Zeit
Nennt's der Mensch, da die Liebliche noch,
Schönste, zärtlichste Blüte des Geists,
Zwischen Himmel und Erde ging,
Jedem Rosenkelch entlächelt' ein Liebesgott.

Lied.

Doch der Seele vergleich' ich das Meer
Tief wie sie und unergründlich
Ist es! Wer kennt
Seinen Ursprung, sein End'? Es ist,
Und in ew'ger Bewegung ist's,
Selbst sich erneuernd. Es lockt mit grünlichem Aug',
In die Tiefe lockt's mit welligem Wiegen,
Doch den Kühnen, leicht verschlingt es ihn,
Der sich stürzt in die falsche Flut,
Wie die Seel' in die Seele.
Wunderſam erblühet auch
Feenartig im Abgrund Gewächs
Von Korall' und Muschel, und lebendig
Regt sich's innen von wachsendem Gebild.
Tausendfaches, es nährt sich drin,
Wer hätt's alle gesehn, die Märchenwelt,
Die verborgne, wer in des Meeres dunklem Schoß,
Hätte das liebliche,
Hätte das zarte krystallne Geblüt'
Alle gesehen, und doch auch der Schlangen tückische Brut?
So auch forschte keiner mir aus,
Was in der Seele von Leben, und was von Kraft.

Gegenlied.

Klar ist das Meer und ruhig,
Äugelt, der Seele gleich,
Alle Schöne dem Himmel spiegelnd zurück.
Heißer brennt der Sonnenstrahl in der Flut,
Und die Morgenröte sie kühlt
Ihre Flamm' im leuchtenden Wasser nicht.
So Gedanken kühnster und heiligster Art
Denkt dem Himmel die Seele nach.
Aber wehe! Der Winde Macht,
Schwestern, gehört das wogende Meer an.
Buhlerisch wiegt es des Westes zärtlicher Hauch,
Schwillt es zu süßem lüsternen Wallen,
Doch der Nord
Regt's aus schwarzem Abgrund stürmend auf.
Dem Wahnsinn ähnlich, schlägt's verderblich empor
Wie die Seele. Dem Winde gehorcht das Meer,
Dem Schicksal gehorcht die Seele.
Sternumwölkender Sturm verfinstert sie,
Und von Grund auf braust's in zerrauschendem Schaum,
Öffnend der Tiefe Nacht, und leckend
Mit der Blitze Flammenzunge, der Leidenschaft Gewog.

Chor.

Sammelt euch auf grünen Wassern,
Feuchte Kinder des Elements,
Lobet die Erde nicht, lobet das Meer.
Unsre Rosen haben auch wir,
Aurora streut sie mit glühenden Armen
Über das Wasser, über des Meeres
Wiederglanz!
Preiset es, Nymphen, vereint,
Und den Reigen tanzen wir ihm zum
Gesang,
Daß die jauchzende Well' wollüstigen
Klangs
Um des Busens Wärm' uns hüpfe,
Preiset das Meer, und alles, was in ihm,
Jeglich Gewächs und werdend Gebild,
Preist das bewegliche, stets sich erneuende,
Herrlich befruchtende, wolkengebärende,
Preiset das Meer!
Aber im Sturm nicht, Okeaniden, sei es
gelobt,
Sondern da einst die Lüfte schwiegen,
Und aus beruhigter Tiefe Vollkommnes,
Da aus ungerührten Wassern die Göttin
stieg.

(Ges. Werke VII., S. 277—282.)

Anm. Wo kein weiterer Nachweis, ist der von Grisebach in der Reklambibliothek herausgegebene Text zu Grunde gelegt worden.

Register zum I. Teil.

Aristophanes 75, 132, 153, 169.
Bauer, Ludwig 108, 109, 116, 121 ff., 214.
Beethoven 116.
Boisserée 50, 98, 130.
Bonstetten 158.
Bunsen, von, preussischer Gesandter in Rom 182, 210, 234.
Byron 98, 112, 118, 127, 144 ff., 163, 214.
Canitz, H. v. 242.
Canova 177 f., 180.
Clauren 149, 152.
Cornacchia (Carlenzo) 208 ff., 214, 217 f., 223, 232, 234 ff., 247.
Cotta 130 f., 162, 181, 183 f., 196, 198, 205.
Dannecker 48, 50.
Dante 113, 150, 170, 189, 194.
Domeier 117, 119 f.
Eser 40, 41, 43, 46, 48, 49, 67, 68, 74, 75, 81, 104, 125, 128, 131, 163, 167, 173, 179 ff., 183, 185, 187, 189, 195, 199 ff., 202 f., 206, 208, 209, 210, 217, 223, 224, 233, 238, 240, 242, 246.
Förster, Hofrat Dr. 236 f.
Franckh, Buchhändler 83, 100 f., 103, 105, 113, 129, 181.
Fürstenberg, Fürst von 125
Gayler, Rektor des Reutlinger Gymnasiums 27 ff., 40.
Gellert 149.
Gemmingen, Karl, Baron von 26, 34 ff.
Genelli 169, 180, 186.
Gfrörer, 108, 112, 120, 157 f., 187.
Gnauth, Schauspieler 80
Goethe 17, 42, 47, 49, 50, 56, 57, 69, 71, 82, 98, 100, 108, 109, 111, 130, 136, 146, 148, 160 f., 168, 169, 176, 193, 209, 230 f., 233, 242.
Grisebach, Eduard 242.
Haug 55, 65, 76, 126, 130, 131, 149.
Heim, Philippine („Valerine") 59 ff., 65, 66, 70, 71, 73, 75, 76, 104, 109, 123, 134.
Heine 150 f.
Henriette 128, 183, 192.
Hölderlin 81, 98, 109, 111, 133, 136, 137, 245.
Hohenheim, Franziska von 1.
Homer 11, 17, 18, 31, 42, 109.
Horn, Franz 148 ff.
Kant 101 f.
Klaiber, Professor 49, 82.
Klopstock 29, 149.
Knapp 199. 218.
Kohler, Friedrich („oncle") 42, 63, 64, 65, 70, 75, 113.
Kohler, Friedrich Wilhelm 1 ff.
Kopisch 216, 229.
Kotzebue 106, 149 f., 154, 204.
Krauklin 191, 198.
Krebs, Bühnensänger 80.
Landolini, Cavaliere 228.
Lehr, Intendant 130, 184.
Leo XII. 219.
Lessing 69.
Ludwig, Kronprinz (König) von Baiern 168, 220.
Ludwig, Landschaftsmaler von Augsburg 184, 187 f.
Märklin, Oberamtsrichter von Urach 40, 44.
Matthisson 29, 40, 42, 50, 76, 83, 100, 101, 105, 125, 157 f.
Menzel, Wolfgang 131, 184.
Metzger, Kupferstecher in Florenz 163.
Michaelis, Julia 115 ff., 126, 138, 150, 154 f.
Michelangelo 177, 209.

Miedke, Schauspieler 80, 104.
Mörike 64, 72, 74, 79, 96, 98, 101, 103, 108, 109, 121, 123, 134, 183, 242.
Müller, Wilhelm 98 f.
Müllner 125, 127, 148.

Nägeli, Hans Georg 150.
Napoleon 19.
Nazarena 191 ff., 207, 210, 247 f.

Olevano 190.
Orcagna 180.
Overbeck, Maler 169.

Pagano, Giuseppe 216.
Paul, Jean 149.
Pfizer, Paul 64, 68, 69, 97, 98, 109, 112 ff., 115, 134, 140.
Pius VIII. 221, 223.
Platen 183, 187, 195, 198, 199, 203 ff., 206, 231, 238, 245.
Prattesi, Familie in Olevano 188, 190, 207.
Rafael 52, 177.
Rapp, Georg 96.
Rapp, Moritz 77 ff., 95.
Raupach, Ernst 217, 232.
Reimer, Verlagsbuchhändler 146, 198, 205, 208, 222, 242.
Reinhard, Maler 199.

Salis-Seewis, Gaudenz von 29.
Sand 106, 154.
Scaramuzza, Francesco 189 f., 192, 194, 203.
Schiller 17, 18, 42, 47, 103, 147, 154, 243.
Schluttig, Wilhelm 234, 238 ff., 241 f.
Schneckenburger, Mathias 49, 52, 53, 64, 73, 79, 96.
Schopenhauer, Arthur 102.
Schopenhauer, Johanna 149, 154.
Schwab, Gustav 46, 50, 51, 53, 55, 56, 65 ff., 76, 103, 111, 131, 134, 204.
Scott 101, 148.
Seume 228.
Shakespeare 47, 54, 58, 69, 90, 109, 147, 148, 153.
Stälin, Christ. Fried. 48, 49, 96, 127.

Taddei, Rosa, Improvisatrice 173 f., 219.
„Terpsichore" 34 ff., 48.
Thorwaldsen 169, 178, 180, 181.
Tieck 155.
Tübingen (Stift) 93 ff.

Uxkül-Gyllenband, Freiherr von 127.
Uhland 76, 83, 105, 111.

Veit, Maler 169.
Villeneuve 199, 206.
Voß, Joh. Heinr. 11, 31, 148, 149.

Wagner, Theodor 71, 101, 104, 106, 126, 134, 146, 168.
Waiblinger, Buchhalter 44, 62.
Waiblinger, Wilhelm, Werke (chronlogisch geordnet):
(Theoderich) 52.
(Die Maler) 52.
(Franz von Sickingen) 54, 66.
Liebe und Haß 69, 72, 73, 80, 81, 83—92, 100, 156.
Phaethon 81, 83, 95, 97, 98, 100 ff., 108, 109, 113, 115, 117, 130, 133 bis 137, 138. 155.
Lieder der Griechen 99, 100, 103, 104, 137 f.
Feodor 109, 111, 113, 115, 116, 155.
Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands 124 f., 127, 130. 138—144.
Kalonasore 115, 118, 138, 222, 247.
Ykelula 120, 138 f., 217.
Euphrosyne 139.
Rose von Farsistan 139.
Anhang: Der sterbende Corsar 139.
Lieder der Verirrung 124, 129, 150 f.
Lord Lilly 124, 125, 129, 130, 131.
Anna Boleyn 125 f., 130, 131, 146 f. 184, 198, 222, 231 f.
Drei Tage in der Unterwelt 128 f., 147—150, 155.
Olura der Vampyr 129, 130, 131, 150, 151—156, 185, 198, 231.
Taschenbuch aus Italien ꝛc. für 1829 211—215.
Das Blumenfest 205, 211.
Lieder des römischen Carneval 204, 205, 213.
Die Briten in Rom 205, 213, 218.
Die heilige Woche 185, 214.

Taschenbuch aus Italien ꝛc. für 1830 229—231.
Francesco Spina 200, 231.
Märchen von der blauen Grotte 229 f.
Bilder aus Neapel 230 f.
Erinnerungen aus der Kindheit 232.
Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn 232.
Reiseschilderungen 232 f.
Walz, Christian 77, 87, 108, 240.
Weißer 68, 149.
Wieland 108, 149, 153.
Wilhelminchen 12 ff., 18, 52, 61.
Winkler Hofrat (Theodor Hell) 125, 127, 129, 131, 183 ff., 188, 194, 209, 242.
Wyß, Professor in Bern 157.

Zeller, Albert 122, 120.
Zentgraff, deutsches Haus in Sizilien 225 f.

Lebenslauf Karl Freys.

Ich bin am 19. März 1880 in Aarau geboren. Dort besuchte ich die Gemeindeschulen bis zur dritten Klasse. Als ich neun Jahre alt war, siedelte mein Vater nach Zürich über. Daselbst trat ich nach einem anderthalbjährigen, durch Nervenkrankheit herbeigeführten Unterbruch wieder in die Elementarschule ein und am nämlichen Orte genoß ich auch den Unterricht des Gymnasiums, das ich im Herbst 1899 mit dem Reifezeugnis verließ. Nun studierte ich an der Akademie in Neuchâtel ein Semester Jurisprudenz und bezog dann die Universität Heidelberg, um mich Philosophie und Germanistik, vorab der Literaturgeschichte, zuzuwenden. Diesem Studium widmete ich die weitern fünf Semester, zwei in Zürich, eines in Rom, und die letzten beiden wieder in Zürich. Ich spreche hiemit meinen Lehrern den gebührenden Dank aus.